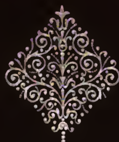


Karl Gerok

Lebensbild



Verlag von Carl Krabbe Stuttgart

Google

50552
46.6

From the income of a fund
established by his family
in Memory of
JOSEPH LEE '83



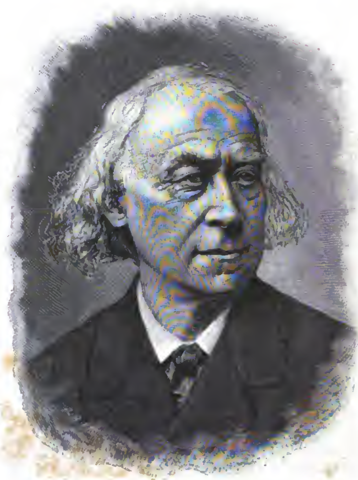
Free should the scholar be—free
and brave. EMERSON

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

E. Henning
geb. Pfannkuche
Weihnacht 1892.

Digitized by Google



Digitized by Google

Karl Gerok.

Ein Lebensbild

aus seinen Briefen und Aufzeichnungen

zusammengestellt

von

Gustav Gerok.

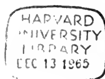
Motto:
„Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt."
Karl Gerok.



Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1892.

Digitized by Google

50552.42.5



Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorwort.

„Einst im bunten Dichterkleide hieß man gütig mich willkommen,
Auch im Predigertalare ward ich freundlich aufgenommen;
Aber nun im Hausgewande, ohne Schimmer, Glanz und Schein,
— Nicht der Pred'ger, nicht der Sänger, — wird der Mensch
willkommen sein?"

So schrieb einst Karl Gerok als Widmung einer befreundeten Dame in seine „Jugenderinnerungen". Dasselbe gilt auch für dieses Buch, das von keinen wechselvollen Lebensschicksalen zu berichten weiß, das keine tief in unser kirchliches Leben eingreifende Wirksamkeit schildert, keine ausgeprägte Theologennatur zur Darstellung bringt. Sondern nur ein Mensch, der seine harmonische Entwicklung im Christentum gefunden hat und ein Christ, der niemals vergaß, zugleich ein Mensch zu sein, redet zu seinesgleichen in den folgenden Blättern.

Darum kann und will sich das Buch keines Reizes rühmen, außer etwa dessen, daß es das Bild des Meisters mosaikartig durchweg aus Steinchen, die von ihm selber herstammen, zusammenfügt. Die Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, die er selber immer wieder von derartigen Arbeiten verlangt, wird dabei nicht vermißt werden.

Allerdings ist man beim Abdruck von Briefen davon abhängig, welches Material teils noch zur Verfügung steht, teils mit Rücksicht auf andere veröffentlicht werden darf; gerade der Seelsorger kann nur spärlich zu Worte kommen.

Digitized by Google

— Innigen Dank allen denen, die durch Überlassung von Briefen dieses Buch möglich machten!

Eine besondere Schattenseite ist es, daß gerade die Angehörigen, denen solche Papiere allein zugänglich sind, ihrem Gegenstand zu nahe stehen, um immer Großes und Kleines, individuell und allgemein Wichtiges genügend auseinanderzuhalten. Wo in dieser Beziehung gefehlt wurde, bitte ich um freundliche Nachsicht.

Die Klagen über Veröffentlichung hinterlassener Gedichte kenne und unterschreibe ich. Wenn aus der Menge des vorhandenen Materials gleichwohl hier eine Auslese geboten wird, so geschah dies nicht vom Standpunkt des dichterischen Wertes aus, sondern möge als Ergänzung des biographischen Materials und zu tieferem Einblick in das Gemütsleben des Dichters beurteilt und entschuldigt werden.

Möchten diese Blätter auch in ihrem bescheidenen Teil ein Beweis sein von der „ewigen Jugend", die Karl Gerok bis zum letzten Augenblick sich bewahrt hat im Sinn seines Wortes:

„Nie Meister will ich sein, mit Lernen fertig,
„Nein Schüler stets, noch höhern Lichts gewärtig."

Stuttgart, Herbst 1892.

Der Herausgeber.

Inhalt.



I.

Heimat-, Lehr- und Wanderjahre.

Digitized by Google

Lebensbilder der Eltern,

verfaßt nach deren Tod 1865 u. 1866 vom ältesten Sohn, Karl Gerok.

Der Vater.

(Begleitschreiben zu dem Schriftchen an den Schwager, Dekan Lang.)

Lieber Paul!

Hier einige Exemplare des Denkschriftchens über den sel. Papa. Möchte das Bild nicht ganz unlieblich, unwürdig und unwahr erscheinen. In letzterer Beziehung namentlich war es mir darum zu thun, es so zu geben, daß auch ferner Stehende, denen es etwa zu Gesicht kommt und Fachmänner, wie seine ehemaligen Kollegen, es nicht ganz unrichtig finden möchten und etwa sagen könnten, es sei nur ein Ideal statt der wirklichen Persönlichkeit, oder nur der Greis statt des dereinstigen Mannes geschildert. Die kindliche Pietät, namentlich der Schwestern, hätte, wie mir scheint, teilweise noch ein rosigeres, weicheres Bild gewünscht; ich, dessen Erinnerung am weitesten zurückgeht, kann versichern, daß mir vom ersten bis zum letzten Wort das dankbarste Andenken kindlicher Liebe die Feder geführt hat, daß ich meinen Vater um kein Haar anders gewünscht hätte, als er nach meiner Auffassung war, und daß ich zufrieden wäre, wenn mir einst von meinen Kindern mit Wahrheit auch nur der zehnte Teil von dem Guten könnte nachgesagt werden, was wir unsrem Verstorbenen nachrufen dürfen.

Eduard und Fritz sind seit gestern hier, ich hatte gestern bis in die Nacht hinein zu thun und kann erst heute, wenn's gut geht, die liebe Mama besuchen.

Herzliche Grüße an Lottchen und Elisabeth.

Mit den bekannten Gesinnungen

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 20. November 1865.

Kindheit und Jugend.

Unser lieber Vater ist geboren zu Weilheim unter Teck den 19. November 1786. Seine Eltern waren M. Christoph Friedr. Gerok, Sohn des herzogl. Vogts (Amtmanns) und Kellers (Verwalters) zu Neidlingen, damals Helfer in Weilheim, später Pfarrer zu Osterdingen in der Steinlach, wo er im Jahre 1835 im siebenundachtzigsten Jahre starb, und Luise, geb. Dapp. Von dieser unsrer Großmutter, die im Jahre 1822 von uns schied, schwebt dem Schreiber dieses aus frühster Kindheit nur noch ein blasses Bild in der Erinnerung als einer zarten sanften Matrone. Der Großvater dagegen, in dessen Haus und Garten die Enkelsöhne als Schulknaben und noch als Studenten glückliche Ferien verlebten, steht demselben im lebendigen Gedächtnis als ein stattlicher ehrwürdiger Greis, die hohe mächtige Gestalt auch bei gebückter Haltung noch imponierend, unter dem dichten schneeweißen Haupthaar ein schönes Greisenantlitz von immer blühender Farbe, dem die vortretende Unterlippe einen besonders kräftigen Ausdruck gab; patriarchalisch waltend in Haus, Garten und Dorf; auch bei hohen Jahren und nachdem er die kirchlichen Funktionen durch einen Gehilfen besorgen lassen mußte, dennoch die Zügel des amtlichen

Regiments in fester Hand führend, wie er denn bis zu seinem Tode im aktiven Dienste verblieb; im Dorf strenge haltend auf Zucht und Ordnung, von seinen Gemeindegliedern, denen er nicht nur ein treuer Seelsorger, sondern auch in ökonomischen Dingen ein erfahrener Berater war, gründlich respektiert; im Hause ein gestrenger Herrscher, aber dabei wohlwollend gegen Jedermann, väterlich besorgt für das Gesinde, seinen Enkeln ein liebreicher, oft nachsichtiger Großvater, gastfrei, von Herzen gottesfürchtig, im Wandel untadelig, fest im Glauben der Kirche, ein rechter Pfarrherr aus der guten alten Zeit.*)

Streng nach alter Sitte mag denn auch die Erziehung gewesen sein, die unser Vater im elterlichen Hause zu Weilheim genoß, bis er als angehender Lateiner auf die Schule nach Pfullingen und im zwölften Jahr zum Besuch des Gymnasiums nach Stuttgart ins Haus seines Oheims, des damaligen Stiftshelfers, nachmaligen Prälaten Dapp übergeben ward. Mit großer Dankbarkeit erinnerte er sich bis ins späteste Alter, wie seiner Eltern und seines Elternhauses, so auch dieses für seine Bildung grundlegenden Stuttgarter Aufenthalts, der treuen Fürsorge des ernsten Oheims und der liebreichen Tante, sowie des trefflichen lateinischen Unterrichts bei dem verdienten Gymnasial-Präceptor Roth, dem Vater. Wenn andere Schüler dieses

*) Das (noch vorhandene) Bild des Großvaters, das Karl Gerok als Student 1835 gemalt hat, begleitet er mit folgenden Versen:

Wär das teure Bild geglücket,
Wär's die würdige Gestalt,
Die am Stabe, leicht gebücket,
Durch den stillen Garten wallt.

Seines Herbstes Bäume neigen
Über ihn den Früchtekranz;
Scheidend hinter dunklen Zweigen
Glüht des Abends roter Glanz.

Rings um ihn ist Abendfriede
Und in allen Wipfeln Ruh;
Still zufrieden, seligmüde
Schleicht auch er der Ruhe zu.

Digitized by Google

Lehrers mit Vorliebe Beispiele von dessen großer Strenge erzählten, so gedachte er seinerseits desselben nie anders als mit der wärmsten Pietät, wie sich denn auch der Knabe durch sein gewissenhaftes Streben und seinen musterhaften Fleiß nicht nur die volle Zufriedenheit, sondern das väterliche Wohlwollen des gestrengen Lehrers erwarb, wovon noch vorhandene Briefe des letzteren an den Vater des Schülers und an ihn selber zeugen.

Auch minder ruhmvolle Erinnerungen aus jenen Schuljahren pflegte er nicht ungern aufzufrischen; im Französischen z. B., das ja in den damaligen Gelehrtenschulen ohnehin sehr stiefmütterlich behandelt wurde und in den Schulplan für künftige Theologen gar nicht gehörte, fielen seine ersten gelegentlichen Leistungen nicht so glänzend wie im Latein aus. Die Stadt bekam in den neunziger Jahren französische Einquartierung und auch das Haus des Onkels hatte zwei Grenadiere aufzunehmen. Der Knabe fühlte sich gedrungen, den Kriegern die Honneurs des Hauses zu machen und rief ihnen von der Treppe aus ein höfliches bon jour, messieurs! entgegen. Erfreut erwidern sie: Ah parlez vous français? und die bescheidene Antwort lautet: un beaucoup! Ein halb mitleidiges, halb spöttisches Ah! der Gäste belehrte ihn sogleich, daß er im Ausdruck entschieden fehl gegriffen; er hatte sagen wollen: un peu, zog sich sofort beschämt zurück und ließ sich vor den Fremdlingen kaum mehr sehen. — Ein andermal hatte er dem Onkel die Zeitung vorzulesen. Es ward irgend ein Fluchtversuch berichtet: der Mann hatte sich an einem „Bauseil“ herabgelassen. Der kleine Vorleser, sein neues Französisch im Kopfe, liest das als deutsch ihm unverständliche — freilich auch schlechte — Wort mit französischer Aussprache, und befleißigt sich auf die verwunderte und zuletzt ungehaltene Frage des gestrengen Onkels, was er da lese? — eines immer feineren französischen Accents, bis er endlich das Blatt hergeben muß

und sofort nicht ohne Demütigung über die richtige Lesart aufgeklärt wird.

Mit einem trefflichen Schulsack ausgerüstet betrat im Herbst 1800 der vierzehnjährige Knabe den heißen Kampfplatz des „Landexamens“, aus welchem er zu des Vaters, Oheims und väterlichen Lehrers Freude als der Erste der Promotion hervorging, um sofort in die Klosterschule zu Denkendorf einzutreten, begleitet von den liebenden Eltern. Eines hübschen Zuges väterlicher Fürsorge erinnerte er sich gerne, wenn er jener Zeit gedachte. Er war unter den zuletzt Ankommenden und fand beim Eintritt in die ihm mit 6 Kommilitonen angewiesene Arbeitsstube sämtliche Plätze besetzt bis auf den schlechtesten hinter dem Ofen, den er denn mit Ergebung zu beziehen sich anschickte. Aber keineswegs ebenso ist sein mit ihm eintretender Vater gemeint. „Wie?“ sagte er zu den jungen Leuten, „euern Primus wollt Ihr hinter den Ofen setzen? Daraus wird nichts,“ rückt sofort mit kräftigen Armen den am freundlichsten Fensterplatz stehenden Schreibepult eines Andern bei Seite und trägt seines Sohnes Pult an die Stelle, ohne daß einer der Stubengenossen gegen den Vater oder nachher gegen den Sohn ein Wort der Einwendung gewagt hätte: — ein kleiner Zug derselben ritterlichen Entschlossenheit, mit welcher der alte Pfarrherr zu Osterdingen später im Jahre 1813 oder 14 bei russischem Durchmarsch auf einen Kosaken, der ihm einen seiner schönen Zwetschgenbäume bestiegen hatte und plünderte, als derselbe auf abwehrende Worte und Zeichen nicht gehen wollte, die Vogelflinte anlegte und ihn zu eiligem Abzug bewog. Von der strengen Klosterzucht in Denkendorf, die einer mönchischen Klausur nicht unähnlich war, der klösterlichen Tracht, der einfachen und schmalen Kost, der höchst beschränkten Ausgangsfreiheit, — um die Erlaubnis zum Genuß einer gestandenen Milch im Sommer mußte vom Primus der Promotion in einem lateinischen Carmen

angehalten werden, ebenso wie um die Vergünstigung eines Spazierganges — erzählte der Vater manchmal den Söhnen zu deren gelindem Entsetzen, aber mit eigenem innigem Behagen; ja er erklärte oft diese Klosterjahre zu Denkendorf für die glücklichsten seiner Jugend und es war nicht sowohl das „olim meminisse juvabit", der behagliche Rückblick auf glücklich überstandene Entbehrungen und Drangsale, es war auch nicht nur die heitere Erinnerung an die in den Klostermauern angeknüpften Jugendfreundschaften, an die kameradschaftlich bestandenen kleinen Abenteuer u. dgl., sondern es war wesentlich der Friede eines guten Gewissens, die ungetrübte Erinnerung an eine rein, treu und fleißig verlebte Jugend, was ihm das Herz erwärmte und das Antlitz erheiterte, so oft er jener Zeiten gedachte.

So gewissenhaft benützt brachten denn die beiden Studienjahre zu Denkendorf und die darauffolgenden im Kloster Maulbronn die Frucht, daß der achtzehnjährige Jüngling im Herbst 1804 abermals wohlvorbereitet und abermals als der Erste der Promotion ins Seminar zu Tübingen eintrat. Ein logisch geschulter Verstand, ein trefflich geübtes, bis ins späte Alter getreues Gedächtnis, eine große Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, ein immer zusammengenommenes Wesen, dem nichts ferner lag als träumerischer Müßiggang oder üppige Selbstpflege, eine musterhafte Mäßigkeit und Nüchternheit, eine tiefgewurzelte Ehrfurcht fürs Heilige, — diese Grundzüge seines Wesens wie sie von Natur in ihm lagen, mögen besonders durch die Klosterzucht befestigt und entwickelt worden sein. Als wissenschaftliche Ausbeute nahm er aus den niederen Seminarien eine gründliche philologische Schulbildung mit: namentlich war und blieb er bis ins hohe Alter ein trefflicher, ebenso fester und regelrechter als geschmackvoller und gewandter Lateiner, der auch später in einer Mußestunde noch gerne zu seinem Cicero, am liebsten aber zu seinem

Horaz griff, dessen milde Lebensweisheit und maßvolle Sittlichkeit ihm besonders zusagte und dessen Oden er auswendig wußte und fleißig citierte. Nicht nur den Söhnen kamen des Vaters Schulkenntnisse zu gute, indem er während ihres Gymnasiallaufs neben seinem geschäftsvollen Amte dennoch ihre Hausarbeiten eingehend überwachte und leitete, sondern auch mit den Enkeln hat der mehr als siebenzigjährige Großvater frisch und fröhlich noch manches lateinische Exercitium zu Hause durchgearbeitet, noch manches lateinische Kolloquium auf Spaziergängen angeknüpft, ohne jemals, wie es deren Vätern begegnen konnte, mit der Grammatik und Syntax in Kollision oder mit dem lateinischen Wörtervorrat in Verlegenheit zu geraten.

Auch seinen vierjährigen Universitätskursus im Stift zu Tübingen hat er mit geregeltem Fleiß und in musterhaft gesetzlicher und sittlicher Haltung vollendet, wenn gleich im ersten Jahr eine länger dauernde hypochondrische Kränklichkeit ihm den Gedanken an den Austritt aus dem Stift nahe legte, glücklicherweise ohne daß des Vaters Einwilligung dazu erlangt worden wäre. Daß der strenglegale Stipendiat gelegentlich mit Maß und in Ehren auch im fröhlichen Freundeskreis fröhlich sein konnte, durften die Söhne nur aus späten und sparsamen Andeutungen des Vaters schließen. Gerne aber erzählte er ihnen zu heilsamer Aufmunterung von dem feierlichen Akt seiner Magisterpromotion, bei welcher er als Primus für die ganze Jahresabteilung die Thesen zu verteidigen hatte, und zwar im Saal der Aula in Gegenwart eines glänzenden Auditoriums von Professoren, Studenten und Damen. Der gestrenge Ephorus, Kanzler Schnurrer, hatte am Tage vor der Schlacht an den Stipendiaten Gerok noch eine ernste Vermahnung gerichtet des Inhalts, es sei die schlechte Sitte eingerissen, daß die zur Verteidigung der Thesen berufenen Seminaristen gewöhnlich ihre Pflicht mit großer

Lauigkeit erfüllen und sich lediglich auf den die Disputation leitenden Repetenten verlassen; — er wolle sich zu ihm eines Besseren versehen. Kaum hätte es dieses Sporns bei dem ehrliebenden jungen Mann noch bedurft. In der tiefsten Morgenfrühe des Schlachttages stand er auf, schrieb in ciceronianischem Latein seine Begrüßungsrede nieder, arbeitete im Geist nochmals seine Thesen durch, so daß er auf jede mögliche Einwendung gefaßt war, und hielt sich bei der Disputation so ritterlich, daß der sekundierende Repetent nicht ein einziges Mal zum Wort kam. Mit Pauken- und Trompetentusch wurden die neuernannten Magister sofort im Saale begrüßt, aber mehr als Pauken und Trompeten waren dem Helden des Tages die lakonischen Worte des gravitätischen Ephorus: Nun Herr Magister, Sie haben die Ehre des Seminars gerettet.

Von seinen Universitätslehrern nannte der Vater besonders die beiden Brüder Flatt mit Verehrung und Liebe. Das Verhältnis zu ihnen wurde ein um so freundlicheres, da auch gesellige Berührungen hinzukamen. Der junge Student blieb nämlich nicht nur mit dem Vaterhaus zu Osterdingen, zwei Stunden von Tübingen, natürlich in beständigem Verkehr und unterstützte den Vater fleißig in pfarramtlichen Geschäften, weshalb mancher Ritt hin und her gemacht ward, sondern er kam auch durch die Eltern mit anderen Pfarrhäusern der Steinlach in freundnachbarliche Verbindung, vor allen aber mit dem Pfarrhaus zu Oeschingen, am Fuße des romantischen Roßbergs in einem Walde von Obstbäumen versteckt; ja jener stille Thalwinkel wurde ihm allmählich der Ort, von dem er mit seinem Horaz sagen durfte: Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.*) Es hauste dort mit einer durch Geist, Gemüt und Charakter ausgezeichneten Gattin und einem fröh-

*) Jenes Fleckchen Erde gefällt mir vor allen andern.

lich blühenden Kinderkreis der würdige Pfarrer M. Lenz, nachmals Dekan in Dürrmenz, ein lebendiger, thatkräftiger Geistlicher, rüstig und beweglich an Körper und Geist, dessen Haus durch die tüchtige Persönlichkeit des Hausvaters, durch das liebevolle Walten der Hausmutter und durch das fröhliche Treiben der Kinder einen freundlichen Sammelpunkt für die Umgegend bildete und dem namentlich auch die beiden Professoren Flatt freundschaftlich nahe standen. Das Oeschinger Pfarrhaus und Pfarrleben von damals steht durch die Schilderungen der Eltern den Kindern gar lieblich vor der Seele, als eine Idylle, die den Schreiber dieses, bei allem Unterschiede des Lokaltons, doch durch die Aehnlichkeit mancher Charaktere oft an Vossens Luise erinnern wollte. Neben dem würdigen „Pfarrer von Grünau" finden wir dort auch den „edlen bescheidenen Walter" wieder in der Person unseres wohlgestalten, inzwischen nach ehrenvoll beschlossenem Studienlauf zum Stiftsbibliothekar und Repetenten vorgerückten Magisters Gerok. Nicht nur zu dem Hausvater trat der junge Mann, der überhaupt nach seinem gesetzten Wesen den Umgang älterer Personen dem mit seinen Jugendgenossen vorzog, in ein sehr herzliches Verhältnis, sondern er fand auch in einer der Töchter des Hauses, seiner geliebten Lotte, ein jener Vossischen Luise an äußerer Anmut ebenbürtiges, an Tiefe und Zartheit des Gemüts, an frommem demütigem Sinn aber — die Kinder dürfen ihr das wohl bezeugen, — überlegenes Wesen, das als heraufblühendes Mädchen jahrelang der Gegenstand seiner stillen, ruhig reifenden Neigung, im Jahre 1811 seine vielgeliebte Braut und im Jahre 1814 für mehr als fünfzig Jahre seine innigtreue Gattin, der „gute Engel" seines Lebens wurde. Ein Hauch jener glücklichen Brautzeit, ein Blütenduft aus jenem friedlichen Pfarrgarten weht uns noch in einigen schönen Gedichten des Vaters aus jenen Jahren an.

Digitized by Google

Auch prosaischerer Scenen, komischer Begegnisse gedachten die Eltern gern beim Rückblick auf die glückliche Brautzeit, namentlich einer bei gemeinsamer Ausfahrt auf holperigem Feldweg umgeworfenen Pfarrkutsche, wobei die beiden ehrwürdigen Pfarrherren von Ofterdingen und Oeschingen auf einander zu ruhen kamen und beim glücklichen Wiederaufstehen der eine der hochwürdigen Herren den andern sehr angelegentlich um Verzeihung bat, daß er so rücksichtslos über ihn gefallen und so beschwerlich über ihm gelegen sei.

Indes waren solche unschuldige Freuden bei unserem Vater damals schon wie lebenslang nur bescheiden blühende, mäßig gepflückte Blumen am Pfade regelmäßiger und gewissenhafter Pflichterfüllung. Mit Pünktlichkeit und Würde kam er in jenen Jahren seinen Obliegenheiten als theologischer Repetent nach und kurz nach seinem Tode noch bezeugte es einer der damals unter seiner Leitung stehenden Studenten mit herzlicher Dankbarkeit, sie haben an ihm einen ernsten, auch in Äußerlichkeiten pünktlichen und strengen, aber für ihr Wohl gewissenhaft besorgten Freund und Vorgesetzten gehabt. Unter seinen Kollegen am Repetententisch blieb er namentlich mit Andler, gestorben als Dekan zu Calw, und Geß, gestorben als Prälat zu Heilbronn, bis an ihr Ende herzlich verbunden. Auch ein akademisches Lehramt, die von dem damaligen Kultminister von Wangenheim geschaffene, später wieder aufgehobene Stelle eines Adjunkten des Professors der klassischen Literatur, wurde dem tüchtigen Philologen übertragen; er hatte als solcher die in mehrfacher Hinsicht schwierige und undankbare Aufgabe, die Studenten sämtlicher Fakultäten in ihrem ersten Studienjahr noch zu mündlichen und schriftlichen lateinischen Stilübungen um sich zu versammeln. Unschwer hätte ihm diese Funktion die Brücke werden können zu einem philologischen Lehramt an der Universität. Aber einerseits fühlte er entschiedene Neigung zum Predigerberufe,

für den er zwei würdige Vorbilder in der Person des Vaters und Schwiegervaters vor Augen hatte, und dem ihn die Ergebnisse seiner Studien keineswegs entfremdet hatten, indem er ohne eine hervorstechende philosophische Ader spekulativer oder kritischer Art den gemäßigten Supernaturalismus der älteren Tübinger Schule der Storr, Flatt, Steudel, als sein theologisches Bekenntnis von der Universität mitnahm, — andererseits waren es Familienbande, welche, menschlich angesehen, seiner amtlichen Laufbahn zunächst die Richtung gaben. Der Vater seiner Braut war im Jahr 1811 als Dekan nach Dürrmenz befördert worden, und als im Jahr 1813 das Diakonat in dem benachbarten Vaihingen a. E. erledigt wurde, war es der sehr natürliche Wunsch der Schwiegereltern, Tochter und Tochtermann in so freundlicher Nähe ihren Herd gründen zu sehen. Die Bewerbung hatte den gewünschten Erfolg, der neu ernannte Helfer trat im Herbst 1813 sein geistliches Amt an und führte am 17. Februar 1814 seine geliebte Lotte heim.

Berufslaufbahn.

Ein einziges, aber sehr glückliches Amtsjahr verlebte der junge Diakonus zu Vaihingen im Genuß des schönsten häuslichen Glücks und im herzlichvertrauten Verkehr sowohl mit dem benachbarten schwiegerelterlichen Hause, als mit ein paar gleichgesinnten jungen Vaihinger Familien, namentlich den bis an sein Ende ihm freundschaftlich verbundenen Häusern des damaligen Präceptors zu Vaihingen, späteren Professors, Oberstudienrats und Vicedirectors zu Stuttgart, Friedrich Wilhelm von Klumpp, sowie des Oberamtsarztes, nachmaligen Herzogl. Nassauischen Leibarztes und Geheimen Hofrats Dr. Schnurrer. Unerwartet eröffnete sich dem erst achtundzwanzigjährigen jungen Mann ein größerer, seine volle Kraft in Anspruch nehmender Wirkungskreis. Ums

Ende des Jahres 1814 wurde das erledigte zweite Stiftsdiakonat zu Stuttgart ausgeschrieben und unter den drei zu Probepredigten berufenen Bewerbern war auch der Vater. „Das wird wohl der Mann sein wie wir ihn brauchen," hörte ein in der Kirche anwesender Vetter, der nachmalige Ober-Konsistorialrat Gaupp, den Kultminister v. Mandelslohe zu seinem Nachbar im Kirchenstuhle nach beendigter Predigt sagen, und wirklich zog im Februar 1815 der neuernannte Stiftsdiakonus Gerok in Stuttgart ein, wo ihm nach Gottes Rat sein geistliches Arbeitsfeld bestimmt war. Einige Wochen nachher erst konnte ihm die Gattin mit dem neugeborenen ersten Sohne folgen.

Ein volles Menschenalter, 33 Jahre lang, stand der Vater im Predigtamte zu Stuttgart, 1815—1831 als zweiter Stiftshelfer, 1831—1836 als Stifts-Oberhelfer und Amtsdekan, von da bis 1848 als Stadtdekan und erster Prediger an der Hospitalkirche, — ein langes heißes Tagwerk im Weinberg des Herrn, in welchem er seine volle Manneskraft dransetzte, bei dem er aber auch die stärkende Durchhilfe des Herrn und das lohnende Vertrauen der Gemeinde, sowie die Achtung und Freundschaft seiner Amtsgenossen reichlich erfahren durfte.

Seine viele Jahre lang sehr gerne gehörten und zahlreich besuchten Predigten, in früheren Zeiten nicht ohne rednerischen Schwung, ließen die Schule des von ihm hochgehaltenen Reinhard erkennen und zeichneten sich bei durchaus einfacher Anlage und ruhig gemessenem Gedankengang durch gesunden evangelischen Gehalt, keusche, vornämlich paulinisch gefärbte Bibelsprache und einen kraft- und würdevollen, feierlich gehobenen Vortrag aus. Sie würden an Mannigfaltigkeit des Inhalts und des Tones gewonnen und noch anregender gewirkt haben, hätte der Prediger weniger strenge Grundsätze gehabt über das was nach Form und Inhalt die Würde der Kanzel erlaube, und wäre er nicht

Digitized by Google

bei seiner gewissenhaften Scheu vor dem Künstlichen und Gemachten Allem aus dem Wege gegangen, was entfernt nach Effekthascherei aussehen konnte. Immer aber sah man's der hohen würdigen Predigergestalt und fühlte es dem warmen, salbungsvollen Vortrag an: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben." Eine besondere priesterliche Würde, eine feierliche Weihe war seinen liturgischen Funktionen eigen; wo er die Sakramente spendete, Brautpaare oder Konfirmanden einsegnete, da stellte er recht den treuen, von der Heiligkeit des Amts durchdrungenen Haushalter über Gottes Geheimnisse dar, wie er denn auch um die neue württembergische Liturgie, als thätiger Mitarbeiter in der 1840 dafür berufenen Kommission sich verdient gemacht hat.

Noch mehr als auf der Kanzel wirkte er in der Seelsorge, die durch das ihm aus allen Ständen entgegenkommende Vertrauen allmählich zu einem die beste Manneskraft übersteigenden Umfang heranwuchs. Hier besonders, auf diesem mühevollen und unscheinbaren Gebiete des geistlichen Amts, erprobte er sich als den treuen Knecht des Herrn, dem es Gewissenspflicht und Herzenssache war: weide meine Schafe, weide meine Lämmer! Keine Straße und kein Winkelgäßchen in der Stadt, wohin ihn nicht im Laufe von drei Jahrzehnten seine fast täglichen seelsorgerlichen Gänge, oft bei Sturm und Wetter, bei Nacht und Nebel, geführt hätten. Wochenlag fast jeden Tag, jahrelang fast jede Woche konnte er irgend ein krankes Mütterlein, irgend eine bekümmerte Familie besuchen, hier kräftig ermahnend, dort milde tröstend, nach Umständen auch in leiblichen Anliegen ratend und helfend, so daß der Seelsorger zum Hausfreund ward, — ohne einen andern Trieb als den der Berufspflicht eines Botschafters an Christus Statt, ohne einen andern Lohn als etwas Weniges von dem apostolischen

Digitized by Google

Zeugnis im Herzen: „ihr seid wohl eindächtig, lieben Brüder, unserer Arbeit und unserer Mühe, wie ihr denn wisset, daß wir als ein Vater seine Kinder, einen jeglichen unter euch ermahnet und getröstet haben." Einst hatte er, im Begriff eine kurze sommerliche Erholungsreise anzutreten, gewissenhaft noch bei allen seinen Kranken die Runde gemacht: kaum ist er im väterlichen Haus zu Osterdingen angekommen, so fällt ihm ein Mann ein, den er noch heimzusuchen vergessen; flugs setzt er sich hin und schreibt demselben einen herzlichen evangelischen Trostbrief, und wagt nun erst der Erholung sich zu freuen.

Wie die Seelsorge bei den Erwachsenen, so war ihm der Jugendunterricht, insbesondere der Konfirmanden, wichtig und teuer. Er verstand es, Klarheit und Wärme, würdigen Ernst und väterliche Freundlichkeit zu verbinden und nicht nur während des Unterrichts Kopf und Herz der zahlreichen um ihn versammelten Schülerscharen anzufassen, sondern auch bei Vielen dankbare Anhänglichkeit sich zu erwerben, wovon ihm wohlthuende Beweise zum Teil nach vielen Jahren und aus weiter Ferne noch zukamen.

Als Diener der Kirche glaubte er sich keiner besonderen Richtung innerhalb derselben dienstbar machen zu dürfen. Nüchtern und maßvoll von Natur, war er bei seinem entschiedenen biblischen Christentum doch allem abhold, was ihm auch auf dem Gebiete der Frömmigkeit krankhaft und überspannt erschien. Durch und durch gewissenhaft und streng rechtschaffen im kleinen wie im großen, verlangte er als Probe und Frucht wirklicher christlicher Gesinnung unerbittlich eine strenge Lauterkeit und Rechtlichkeit in Wort und That, und ließ sich durch ein bloßes Wort- oder Gefühlschristentum in keiner Weise imponieren.

War seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger bei der Art seiner Begabung und Geistesrichtung keineswegs aufs Glänzende, Rumor oder Epoche machende angelegt, und

konnte er nicht für alle Richtungen innerhalb der Gemeinde gleichmäßig der Mann des Vertrauens sein, so fiel dagegen seinem treuen Wirken, seinem des Evangelii würdigen Wandel Hochachtung und treue Liebe in weiten Kreisen als ungesuchte Frucht von selber zu.

Als Beamter und Geschäftsmann war er pünktlich und gewissenhaft und eher etwas zu förmlich, als in irgend einem Stück lässig oder oberflächlich; als Kollege aufrichtig, wohlwollend und ohne seiner Stellung etwas zu vergeben jedem amtsbrüderlich zugethan, daher auch mit Männern verschiedener Begabung und Richtung in ungetrübtem freundlichem Vernehmen. In seinen früheren Amtsjahren war es insbesondere der geistvolle und liebenswürdige Stiftsprediger und nachmalige Prälat Flatt, dem er mit Verehrung anhing, auch der fromme Dann war ihm mehrere Jahre lang ein ehrwürdiger Haus- und Amtsgenosse. Länger dauerte die unmittelbare amtliche und häusliche Verbindung mit dem Stifts-Oberhelfer Köstlin, eine Verbindung, die auch nach dem allzu frühen Tod jenes lieben Kollegen zwischen den beiden Familien fortdauerte. Der feurige Klemm, im Jahre 1853 als Stiftsprediger verstorben, blieb ihm als früherer Studiengenosse freundschaftlich verbunden. In mittleren und späteren Jahren bildeten sich auch zu jüngeren Kollegen freundliche Beziehungen. Besonders nahe trat seinem Haus und Herzen zuerst als Vikar in langer schwerer Krankheit, dann als Kollege auf verschiedenen Stufen des Amts der spätere Prälat von Oettinger. Von dem geist- und gemütvollen Albert Knapp bezeugt noch eine Reihe von Briefen und Billeten, zum Teil in launigen Versen, ein herzliches kollegialisches Einvernehmen, wie auch mit dessen Nachfolger im Hospitaldiakonat, dem späteren Stadtdekan Mehl, dem Stadtpfarrer, nachmaligen Oberkonsistorialrat Gustav Schwab und sämtlichen übrigen Kollegen — ein sehr freundliches Verhältnis gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens bestand.

Als Vorgesetzter in Kirche und Schule verband er die seiner Stellung angemessene Würde und die seinem Charakter eigene Offenheit und Geradheit mit aufrichtigem Wohlwollen und herzlicher Humanität. Hatte seine Haltung von vornherein etwas Gemessenes und Förmliches, wußte er Nachlässigkeiten im Dienst mit Nachdruck zu rügen, so hatte doch jeder seiner Untergebenen auch dem Tadel die redliche Absicht, das herzliche Wohlmeinen abzufühlen. Als der Amtsdekan in einem gewissen Filderdorf zum erstenmal Kirchen- und Schulvisitation hielt und nach beendigtem Schulexamen vor Beginn des Gottesdienstes im Kirchenstuhl stand, klopfte ihm, von hinten herzutretend, einer der Lehrer, im Wahn, er habe seinen Kollegen vor sich, auf die Achsel, indem er ihm ins Ohr flüsterte: „Herr, der ist einmal scharf!" Aber gerade auch von seinen ihm verbundenen Lehrern in Stadt und Land folgte ihm beim Scheiden vom Amt und noch beim Scheiden aus dem Leben herzliche Dankbarkeit und Verehrung nach.

Auch im Hause war der Grundton seines Verhaltens liebreicher Ernst, sein eigenes Benehmen würdevoll und gemessen, die Erziehung, besonders der älteren Kinder, väterlich streng, während bei den jüngeren, freilich meistens Töchtern, mehr die Milde waltete. Sich gehen zu lassen war nie und nirgends, auch nicht im engsten häuslichen Kreise seine Art. Wie er bis ins Alter körperlich aufrecht ging und saß; nie außer in späten Jahren bei Erkrankungsfällen, sich eines Schlafrocks bediente; nie, auch nicht in den Stunden großer Erschöpfung in einem aufreibenden Amt, sich auch nur für Viertelstunden auf das Sofa legte; immer, auch im engsten Familienkreis, korrekt nach der Schrift sprach; immer, auch beim kleinsten Billet und flüchtigsten Concept, seine regelmäßige, ebenso feste als zierliche Handschrift schrieb: so sahen ihn auch geistig die Seinen nie aus der gewohnten aufrechten Haltung weichen; auch in heitern Stunden, auch

bei Scherz und Humor, wofür ihm der Sinn keineswegs abging, nie mit einem Wort seine väterliche Würde preisgeben; auch in schweren Tagen, bei schmerzlichen Schlägen, nie auf einen Augenblick die männliche Ruhe, die christliche Fassung verlieren. Im Lobe war er sparsam, väterliche Liebkosungen waren nicht seine Sache, empfindsame Familienscenen nicht nach seinem Geschmack, eher noch in Briefen, als mündlich ließ er das zärtliche Gatten- und Vaterherz reden, und doch auch aus seinem oft zurückhaltenden Ernst, aus seiner oft notwendigen Strenge durften die Seinen allezeit das treue Vaterherz herausfühlen. An Lehre und Vermahnung ließ er es bei Gelegenheit nicht fehlen, und gewisse sittliche Grundsätze, wie den der Wahrhaftigkeit, der Arbeitsamkeit, der Pietät gegen Eltern, Lehrer und Vorgesetzte, der Billigkeit im Urteil über Andere, der Unabhängigkeit von der Meinung der Leute, sprach er oft und nachdrücklich aus, aber mehr als durch Worte lehrte und wirkte er unter den Seinen durch sein Vorbild, das Vorbild eines geraden redlichen Charakters, eines christlich-rechtschaffenen Wandels.

Eine ungeheuchelte Gottesfurcht und ein unerschütterliches Gottvertrauen war die Grundlage seines Charakters. So widrig ihm jedes Gepränge mit der Frömmigkeit, so verhaßt ihm der bloße Schein der Gottseligkeit war: so tief war sein Wesen durchdrungen von der Furcht des Herrn, seine Weltanschauung durchleuchtet vom Worte Gottes.

Außer dem regelmäßigen Morgen- und Abendsegen, den er priesterlich im Familienkreis sprach, den er später gern auch bei Besuchen im Haus seiner verheirateten Kinder patriarchalisch übernahm, hatte er täglich seine stillen Gebetsstunden, wo man ihn mit gefalteten Händen im Zimmer auf- und abgehen oder unter dem Fenster stehen sah. Bei elterlichen Geburtstagen und andern Familienfesten ließ er zur Weihe der Freude gar gern ein „Womit

soll ich dich wohl loben" oder „Gott ist getreu" von den ums Klavier versammelten Kindern anstimmen und sang mit heller Stimme selber drein. Dieser beständige Aufblick zu Gott war's, was ihn im Wandel so fest, im Amte so treu, im bösen Tage so gefaßt, in guten Stunden so harmlos fröhlich und kindlich dankbar machte.

Denn sein Ernst war nichts weniger als grämlich und trübsinnig, bei seiner gemessenen Haltung war sein Herz offen für alles Schöne und Große. Vor allem für die Natur, die ihm ein immer neuer Schauplatz göttlicher Ehre, eine immer frische Quelle der Stärkung und Erquickung war. Ein abendlicher Spaziergang auf die Berge oder in „Onkel Doktors" freundlich geöffneten Garten, in früheren Zeiten womöglich mit Frau und Kindern, in späteren Jahren und noch im hohen Alter je und je auch einsam an seinem Stabe, war seine liebste und fast einzige Erholung. Ein azurblauer Frühlingshimmel über unserem Haupt oder ein goldener Sonnenuntergang hinter den Bergen, ein rosig blühender Apfelbaum am Weg oder ein saftig grüner Wiesenteppich im Thal konnten ihn da zu Ausrufen des Entzückens hinreißen, in welche seine Begleiter, namentlich die für Naturschönheiten gewöhnlich noch verstockten Kinder, ihm selten lebhaft genug einstimmten. Aber auch für Kunst und Poesie schloß sich sein Sinn keineswegs zu, wie ihm die eigene poetische Ader nie ganz vertrocknete, und noch im späteren Alter je und je ein geistliches Lied, namentlich aber eine Reihe sinniger Charaden in gefälligen Versen Schiller'scher Art seiner Feder entfloß. Nur mußte auch auf diesem Gebiet, was seinen Beifall haben sollte, einfach, wahr und natürlich sein.

Wenn einer seiner Knaben, der gern mit Pinsel und Farben umging, sich an Darstellungen romantischer Ritterabenteuer wagte, so mußte er Sympathie dafür bei der Mutter oder den Geschwistern suchen, der Vater schüttelte

Digitized by Google

zu seinen hochschlanken Fouque'schen Rittergestalten lächelnd den Kopf und riet ihm, eine kleine Landschaft nach der Natur zu malen oder eine Schlachtscene nach einem guten Original. Als die Schwestern das Klavier lernten, hörte er lieber als alle modernen Sonaten einen Choral, oder in weltlicher Musik etwas von Mozart, und eine große Freude machte er den Kindern, wenn er auf ihr Bitten sich einmal selbst ans Instrument setzte und von dem halben Dutzend Stücke, die er als Knabe gelernt, mit großer Taktfestigkeit einen Grenadiermarsch aus dem siebenjährigen Krieg oder ein Zumsteeg'sches Lied zum Besten gab. Einem sehr mäßigen Theaterbesuch der heranwachsenden Kinder — etwa zweimal im Jahre — war er nicht entgegen, aber es mußte ein gutes, am liebsten ein Schiller'sches Stück sein, und der Schreiber dieses erinnert sich noch seiner freudigen Überraschung, als einmal zu einer Zeit, wo er sich durch Fleiß die väterliche Zufriedenheit erworben hatte, der Vater ihm ungebeten den Besuch von Wallensteins Tod antrug. Nach dem Abendessen, das nur die älteren Kinder mit den Eltern genossen, durfte, wenn nicht freundlicher Besuch vom Onkel Doktor und der Tante Ricke, der Schwester der Mutter, da war, etwas Unterhaltendes vorgelesen werden; Hauff's Lichtenstein, eine Erzählung von Walter Scott oder Cooper, Uhland's und Schwab's Gedichte und Ähnliches kamen auf Empfehlung der Söhne an die Reihe; der Vater seinerseits zog geschichtliche, namentlich biographische Darstellungen vor, wie z. B. Goethe's Wahrheit und Dichtung und Stilling's, sowie Heyne's, des Philologen, Lebensbeschreibung von ihm hochgehalten war, und auf seinen Wunsch die Selbstbiographie Nettelbeck's, des heldenmütigen Verteidigers von Colberg, später Schubert's Denkwürdigkeiten, „Was ich erlebte" von Steffens, Perthes' Leben und Ähnliches mit Genuß von Alt und Jung gelesen wurden.

Es war ein glückliches Familienleben. Bei aller Ge-

Digitized by Google

schäftslast des oft überbürdeten Vaters, bei aller häuslichen Unruhe der guten, immer liebevollen und aufopfernden Mutter, bei aller Einfachheit des Haushalts, bei allen natürlichen Reibungen der nach und nach heranwachsenden zehn Geschwister, bei mancher häuslichen Trübsal, die der Lauf der Jahre mit sich brachte, wie den Tod zweier kleinen Brüderchen und das Hinscheiden der Großeltern, — glücklich durch Gottes gnädige Durchhilfe, glücklich durch den Geist des Gottvertrauens, der Eintracht, der maßvollen Heiterkeit, der von den Eltern gepflanzt und gepflegt, im Hause waltete.

Eine große Gefahr drohte wiederholt diesem Glück durch schwere und lange Krankheiten des Vaters, die ihn besonders in den Jahren 1826—1831 mehrmals an den Rand des Grabes brachten, halbe Jahre lang seinem Amt entzogen und zur Bestellung von Vikarien nötigten, unter denen namentlich die jetzigen Prälaten v. Oettinger und v. Hauber seiner Person und Familie freundlich nahe traten, wie denn der erstere während der dem Rekonvalescenten verordneten Kuren im Wildbad, wohin ihn die Gattin zu begleiten hatte, mit seiner ehrwürdigen Mutter die Stelle des Hausvaters bei dem halbverwaisten Kinderhäuflein auf die liebenswürdigste Weise übernahm. Gott half gnädig durch. „Der liebe Gott hat Ihrem Herrn Gemahl eine Extragefälligkeit erwiesen," sagte bei der endlichen glücklichen Wendung einer fast verzweifelten Halskrankheit zur Mutter in seiner Weise der treffliche Arzt, Staatsrat v. Ludwig, der nebst dem treuen Hausarzt und Jugendfreund, Obermedicinalrath v. Jäger den Kranken aufs umsichtigste und sorgfältigste behandelte. Herzlich war die Freude in der Gemeinde, als der Neugenesene am 16. Trinitatissonntag 1827, ohne daß jemand es vorher wußte, zum erstenmal seine liebe Kanzel wieder betrat mit der schönen Epistel des Tages, Eph. 3, 14 ff.: „Derhalben beuge ich meine Kniee

gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden." Mehr als einmal war er in der Stadt totgesagt worden. Als zum Empfang der Eltern nach einer Badekur die Kinder Blumen ins Haus trugen, fragte sie eine mitleidige Frau auf der Straße: ach! ihr armen Kinder, ihr tragt wohl Kränze zu eures Vaters Leiche heim? Und noch lang nachher, als der Genesene seit Jahren rüstig sein Amt wieder versah, blieb bei einem Spaziergang auf der Weinsteige ein Weingärtner verwundert vor ihm stehen und rief erfreut, sich selber freilich zu keinem glänzenden Zeugnis seiner Kirchlichkeit: Lieber Gott, Herr Special, leben Sie denn auch noch? ich habe geglaubt, Sie liegen schon lang auf dem Kirchhof! — Totgesagtwerden bei lebendigem Leibe bedeutet nach dem Volksglauben langes Leben; bei unserem Vater wenigstens traf es ein, und es trug dazu unstreitig die gnädige Fügung bei, daß er im Sommer 1848 seinem allzugeschäftsvollen, Körper und Geist aufreibenden Stuttgarter Amt durch die Beförderung zum Prälaten und Generalsuperintendenten von Ludwigsburg entnommen wurde.

Schon stand er im zweiundsechzigsten Jahr und machte oft den Eindruck eines müden und abgearbeiteten Mannes, aber die Versetzung in einen neuen, weiteren und höheren Berufskreis wirkte verjüngend auf ihn. In einer stürmischbewegten Zeit wurde der geistliche Hirtenstab in seine Hand gelegt; die Wogen der Revolution drohten die Ordnungen der Kirche wie des Staates zu überfluten; das Prälatenkreuz insbesondere war bei der Demokratie ein Zeichen, dem widersprochen wurde, und in der Ständekammer saßen die Prälaten keineswegs auf Rosen, aber mit dem Sturme wuchs dem Vater der Mut, und frisch und freudig kämpfte er an der Seite seiner geistlichen Kollegen, unter denen er alte Freunde wie Oettinger, Hauber, Faber, wiederfand, an neue wie die Prälaten Moser, Mehring, Kapff sich herzlich an-

schloß, jene Sturm- und Drangperiode mit durch. Ein hervorragender Kammerredner war er nicht und wollte es auch nicht sein, aber niemals fehlte ihm auch auf diesem ihm fremden Boden die männlich feste, geistlich würdige Haltung, noch auch wo es Not that, ein besonnenes, gewöhnlich vorher wohl durchdachtes, ruhig und gemessen vorgetragenes Wort. Bei der Gegenpartei natürlich fand er so wenig als seine Kollegen Gnade. Schreiber dieses stieß damals in einem auswärtigen radikalen Blatt auf eine Korrespondenz aus Stuttgart, in welcher die Physiognomie der Kammer geschildert wurde. Nachdem die hervorragendsten Mitglieder skizziert und die Volksmänner ins gehörige Licht gesetzt waren, hieß es weiter: „Und die Prälaten? fragen Sie mich. Nun von denen ist nichts zu sagen, als daß sie geradezu unerträglich sind. Der einzige, der sich hie und da ein klein wenig über das Niveau der Unerträglichkeit erhebt, ist —“ dann folgte ein Name, aber er hieß nicht Gerok. — Nichts desto weniger fiel sein ruhig besonnenes Wort ein paar mal bei bedeutenden Anlässen mit ins Gewicht. Als es sich darum handelte, höchsten Orts die lang und entschieden verweigerte Zustimmung zur Frankfurter Reichsverfassung zu erlangen und auf diesem einzigen Ausweg dem Ausbruch der Revolution auch in Württemberg zu entgehen, den eine extreme Partei nicht ungern gesehen hätte, da war er in der denkwürdigen Abendsitzung vom 20. April 1849 der erste Redner, der für Absendung einer Kammerdeputation an den König das Wort ergriff, um demselben die Gefahr des Augenblicks vorzustellen und in der letzten Stunde ihn wo möglich noch umzustimmen. Der Antrag ging durch und er war Mitglied dieser Deputation, die wirklich ihren Zweck erreichte. Einer seiner Söhne befand sich an dem Abend in einem öffentlichen Lokal, als ein junger Journalist lebhaft erregt aus der Kammer kam und seinen Freunden über die stürmische und interessante Verhandlung

berichtete. Selbst der Prälat Gerok, rief er aus, hat heut abend das erste gescheite Wort in seinem Leben gesprochen! Auch in dieser Form eine damals seltene Anerkennung. — Als nach der Reutlinger Volksversammlung die Deputierten derselben, das gründlich aufgewühlte Volk hinter sich, vor den Thüren der Abgeordnetenkammer erschienen, Einlaß in die Versammlung und Zuzug zu dem badischen Revolutionsheer begehrend, war wiederum der Vater unter denen, welche aufs entschiedenste — auf die Gefahr hin, beim Austritt vom Pöbel insultiert zu werden, — gegen die verfassungswidrige Zulassung dieser „sogenannten Deputation" protestierten. (Sitz. v. 29. Mai 1849.) Keineswegs war er bei dieser Haltung blinder Parteimann, willenloses Werkzeug der Regierung. Allerdings war er durch und durch loyal, konservativ seiner tiefsten Überzeugung nach und verabscheute alles Revolutionäre als Auflehnung nicht nur gegen menschliche, sondern auch gegen göttliche Ordnung; man mußte über diesen Punkt darauf verzichten, mit ihm zu streiten, denn er ertrug da keinen Widerspruch, auch keinen bedingten, auch nicht von Söhnen und Schwiegersöhnen. Allerdings war er ebenso von ganzem Herzen gut württembergisch, seinem Königshause mit warmer persönlicher Verehrung zugethan. Allerdings hielt er sich endlich auch als Mitglied der Prälatenbank in der Kammer, als einer von der „alten Garde" der Krone, verpflichtet, auf der Seite des Thrones zu stehen soweit immer sein Gewissen ihm erlaubte, zumal in einer Zeit, wo viel mehr persönlicher Mut dazu gehörte zur Rechten als zur Linken gezählt zu werden, und wo weit mehr Servilismus gegenüber dem Volk als gegenüber der Krone geübt wurde. Aber das höchste Gesetz war ihm das Reichsgesetz Gottes in seinem Wort; wo es galt unsittliche Mißbräuche abzuschaffen, wie das demoralisierende Sportelwesen, da war er mit Freuden für das Neue; wo die Regierung selber nach seiner Ansicht verderbliche Wege ein-

Digitized by Google

schlug, da mißbilligte er entschieden. Ebenso war er ein guter Deutscher. Gerne erzählte er, daß er einst, als Napoleon I. an König Friedrichs Seite im Theater zu Stuttgart erschien, sich zwar auch ins Schauspielhaus gedrängt habe, um den Korsen zu sehen, unter dessen Fahnen er den einzigen Bruder als Lieutenant bei den Chevauxlegers Herzog Heinrich von Württemberg in Ungarn 1809 verlor, aber mit Unwillen habe er bei dem vive l'empereur der Versammlung geschwiegen, und erst in das darauf folgende vive le roi aus voller Brust miteingestimmt. Die Helden der Freiheitskriege, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Stein u. A. waren seine Lieblinge und gern hörte oder erzählte er Anekdoten aus ihrem Leben. Auch als angehender Greis im Jahre 1848 war er für das Schöne, Nationaldeutsche, was in der Bewegung besonders anfangs zu Tage trat, keineswegs unempfänglich, aber die radikalen Tendenzen, die bald die Oberhand gewannen, der frivole Ton, der ganz im Gegensatz gegen den Anflug religiöser Begeisterung im Jahr 1813, jetzt laut wurde, widerte ihn an und die schönen Illusionen verschwanden ihm noch früher als den jüngern Mitgliedern der Familie.

Ein ihm angemesseneres Feld fand der neue Prälat als Mitglied der evangelischen Synode auf dem Boden des Kirchenregiments, soweit den Generalsuperintendenten überhaupt eine Beteiligung daran vergönnt ist. Auch hier entwickelte er noch eine rüstige Thätigkeit. Der Schatz von Erfahrung, den er aus einem vieljährigen praktischen Kirchenamt mitbrachte; der ruhige, nüchterne Blick, mit dem er an die zum Teil sehr wichtigen Fragen, wie den Entwurf einer repräsentativen Kirchenverfassung herantrat; die persönliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, womit er seinen Gang ging; der Ernst und die Gewissenhaftigkeit, womit er seine Aufgabe erfaßte, sollen ihn nicht nur seinen alten Freunden im Kollegium zu einem werten Genossen gemacht,

sondern ihm auch die Achtung solcher erworben haben, die von vornherein nicht vorzugsweise ihn als Mitarbeiter gewünscht hatten.

Besonders am Platz war er wohl als General-Superintendent, als Oberhirte seines Sprengels. Seine Visitationen nahm er ernst und gründlich wie Alles was er angriff und schonte dabei Niemand, am wenigsten sich selbst, ohne jedoch irgend in kleinliche Plackereien zu verfallen. Im persönlichen Verkehr vereinigte er die ihm von jeher natürliche und nun dem greisen Oberhirten besonders wohl anstehende Würde mit einer freundlichen Humanität, die aufrichtig das Beste für die Sachen wie für die Personen suchte, die auch durch den offen ausgesprochenen Tadel ein herzliches Wohlwollen hindurchfühlen ließ, und die seinem ganzen Auftreten mit zunehmenden Jahren mehr und mehr das Gepräge einer gewinnenden Milde aufdrückte. — Seine in Ludwigsburg regelmäßig zu haltenden Predigten, und besonders seine kirchlichen Ansprachen bei Visitationen und andern feierlichen Anlässen machten durch die Entschiedenheit seines evangelischen Bekenntnisses, das im Laufe der Jahre und in der Schule des Lebens an Kraft und Tiefe gewonnen hatte, wie durch die Würde und Wärme seines gesalbten Vortrages allenthalben einen guten, gesegneten Eindruck.

Auf dieser letzten Stufe seiner Berufslaufbahn durfte denn der früher vom Amt völlig in Anspruch genommene und vielbelastete Mann auch mehr seiner Familie angehören. Dieselbe war allmählich herangewachsen und das einst so kinderreiche Haus hatte die meisten seiner Insassen auf ihre eigenen Berufs- und Lebenswege entlassen. Drei Söhne und vier Töchter segnete der Vater am Traualtar ein und mehr als zwanzig Enkeln erteilte er eigenhändig die heilige Taufe. Das weitläufige Prälaturgebäude zu Ludwigsburg mit seinem schönen, obst- und blumenreichen Garten wurde

in Ferienzeiten ein willkommener Tummelplatz der Enkel, an Geburtstagen ein frohbelebter Sammelpunkt für die zerstreuten Kinder des Hauses und deren Gatten und Gattinnen, die vom ersten Augenblick an dem Familienkreis aufs liebevollste einverleibt wurden; wie denn die Söhne in scherzhafter Eifersucht bemerken wollten, die Tochtermänner haben ihnen den Vorrang im Herzen des Vaters abgewonnen, während derselbe mit den Schwiegertöchtern in einem gar liebenswürdigen, halb väterlich liebreichen, halb scherzhaft galanten Ton zu verkehren wußte. Er selber verlebte nun regelmäßig einige Sommerwochen bei seinen auswärts verheirateten Kindern oder auch bei seinen ihm herzlich zugethanen Schwestersöhnen, Oberamtsarzt Dr. Pfeilsticker in Waiblingen und Pfarrer Pfeilsticker in Baiersbronn, und ringsum im Land, in den Schwarzwaldthälern von Sulz, Oberndorf und Baiersbronn, wie am mittleren und unteren Neckar, zu Tübingen, Heilbronn und Hall; auf dem einförmigen Hügelland von Böblingen und Ostelsheim, wie im freundlichen Göppingen am Fuß des Hohenstaufen und in der alten Ghibellinenstadt Waiblingen, oder im Angesichte der Hochalpen in der schönen Stadt Bern, allenthalben wo er einkehrte und verweilte, waren seine Besuche nicht nur für ihn selber heitere Zeiten der Erholung, in denen er mit frischem empfänglichem Sinn der stillen Ruhe, des traulichen Gesprächs, einer ansprechenden Lektüre und besonders als allezeit rüstiger Fußgänger der freien Natur und ihrer verschiedenartigen Reize sich freute, sondern sie waren auch Festzeiten und Lichtpunkte für die Seinen, die ihn unter ihrem Dach beherbergen, für seine Bequemlichkeit sorgen, seiner väterlichen Teilnahme an ihren Sorgen und Freuden, seines treuen Rats in Amtsangelegenheiten, seines feiertäglich heitern Humors sich erfreuen und durch seine wohlthuende Nähe über die Prosa des eigenen Werktaglebens sich erhoben, für die Aufgaben des eigenen Berufs sich aufs neue

ermuntert und gestärkt fühlen durften. Auch die Gastpredigten, die er bei solchen Anlässen je und je noch hielt, namentlich in Oberndorf, waren für ihn selber wie für seine Kinder und die betreffende Gemeinde ein hoher Genuß.

Auch herbe Prüfungen freilich waren ihm für den Abend seines Lebens noch aufgespart, namentlich der unglückliche Tod eines Sohnes auf der See und das jahrzehntelange schwere Leiden seiner geliebten ältesten Tochter; aber er ertrug auch diese Schickungen in der Kraft seines unerschütterlichen Gottvertrauens mit männlicher Fassung und heiterer Ergebung, und Erfahrungen, die ein anders geartetes Gemüt für immer verdüstert hätten, dienten bei ihm nur dazu, seinen Glauben zu vertiefen, seine Stimmung milder, sanfter, duldsamer und gottergebener zu machen.

Feierabend.

So rückte allmählich sein Feierabend heran, auch dieser noch freundlich bestrahlt von der Sonne göttlicher Barmherzigkeit und Treue. Im Herbst 1860, nach siebenundvierzigjährigem Dienst, bat er um Versetzung in den Ruhestand, weil er namentlich den Strapazen eines bevorstehenden Landtags sich nicht mehr gewachsen fühlte und lieber von dem ihm bis zum Ende teuren Amt abtreten als demselben nicht mehr vollständig genügen wollte. Seiner Bitte wurde unter ehrender Anerkennung seiner langen und treuen Dienste entsprochen, wie ihm schon sieben Jahre vorher durch Verleihung des Kronenordens ein Zeichen königlichen Wohlwollens zu Teil geworden war, das ihn insofern freute, als es von ihm wie überhaupt menschliche Gunst und Ehre, weder gesucht noch erwartet worden war. Er war entschieden ehrliebend, aber nicht im mindesten ehrgeizig und bei einem männlichen Selbstgefühl fern von aller Selbstgefälligkeit. Mit seiner treuen Gattin und zwei Töchtern,

der kränklichen ältesten, und der für die Pflege der Eltern sich aufopfernden jüngsten, nahm er nun wieder seinen Wohnsitz in der alten Heimat, seinem lieben Stuttgart.

In einer der neuen, freundlichen, stillen Straßen der oberen Stadt fand sich ein passendes Quartier, mit freiem Blick ins Grüne, in nächster Nachbarschaft der seit 1861 vermählten, immer hilfreichen zweitjüngsten Tochter Johanna. Hier verlebte der Vater bei rüstigem Körper — nur die Haltung wurde allmählich gebückt, — bei ungeschwächten Sinnen, — das von jeher kurze Gesicht hatte sich wenigstens nicht verschlimmert, — und bei ungetrübten Geisteskräften noch etliche schöne, friedliche Jahre. Nicht ohne Besorgnis hatten die Seinen daran gedacht, wie der immer an regelmäßige Thätigkeit und Wirksamkeit gewöhnte Mann die Ruhe ertragen würde. Aber mit der ihm stets eigenen festen Fassung schickte er sich auch darein, trug er auch das Bittere, was ein solches Zurücktreten in den Ruhestand, ins Dunkel, in die Vergessenheit für einen treuen Arbeiter mit sich bringt, der gerne zu sagen pflegte: „in der Arbeit steht das Leben." Lektüre für sich oder mit den Seinigen; Besuche bei Freunden und Verwandten in der Stadt, namentlich teilnehmende Krankenbesuche, mit denen er z. B. seinen alten lieben Kollegen Albert Knapp, sowie einen anderen früheren Stuttgarter Amtsgenossen, Pfarrer Hoffmann, ja mit denen er auch hie und da dereinstige Beichtkinder erfreute; zahlreiche Besuche, die er im eigenen Haus empfing, das mehr als für die Ruhe der guten Eltern zu wünschen war, der Sammelplatz einer weitverzweigten Familie und zahlreicher Freunde war und blieb; endlich abendliche Spaziergänge auf seine geliebten Berge füllten seine Tage aus. Dazu kamen während der Sommermonate längere Besuchsreisen zu den entfernten Kindern, bei denen er in den letzten Jahren noch so ziemlich die Runde machte, als ein teurer, verehrter Gast überall möglichst lange fest-

gehalten, so daß die Seinen daheim fast eifersüchtig klagten, ob er denn auch wieder zu kommen gedenke?

Ein seltener Tag rückte im Februar 1864 heran: das goldene Ehejubiläum der Eltern. Die Kinder von nah und fern hatten im Stillen eine Feier verabredet, bei der sich die gesamte Familie um das teure Jubelpaar versammeln sollte; als aber etwas davon verlautete, sprachen Vater und Mutter den entschiedenen Willen aus, diesen ernsten Tag ganz in der Stille miteinander zu feiern. Wir mußten diesen Wunsch und seine Beweggründe ehren; nur herzliche Zuschriften und freundliche Gaben liefen als Dolmetscher dankbarer kindlicher Segenswünsche von allen Seiten ein, während Kinder, Enkel und Freunde in der Ferne mitfühlten, was den Eltern an jenem Tag in frommem Aufblick nach oben, in dankbarem Rückblick in die Vergangenheit und auch in ernstem Ausblick in die Zukunft das Herz bewegen mußte.

So kam am 19. November 1864 sein letzter Geburtstag heran, mit dem er ins neunundsiebenzigste Lebensjahr eintrat und der Allen, die an seiner Feier teilnahmen, unvergeßlich bleibt. Die meisten seiner Kinder, auch seine liebe Schwägerin, die treue Tante Ricke, waren Nachmittags wie gewöhnlich an solchen Tagen um den elterlichen Tisch versammelt. Freundlich und munter wie immer nahm er die Glückwünsche hin und leitete die Unterhaltung. Nachdem seine Gesundheit ausgebracht war, erhob er sich wie sonst bei solchen Anläßen zu einer feierlich herzlichen Ansprache an die Versammelten, und mit gehobener Stimme, mit froher Rührung gedachte er diesmal aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr in einem langen Leben an ihm gethan, wobei er die Stationen seines Pilgerlaufs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durchging und zuletzt mit getroster Zuversicht sich und die Seinen, insbesondere die geliebte vielgetreue Gefährtin und Gehilfin seines Lebens auch für

die Zukunft der Gnade Dessen befahl, der bis hieher geholfen. Es war sein Segen Jakobs, sein Lied Mosis, was er damals unter den Seinen gesprochen. So rüstig und munter wie immer stand er noch in unserer Mitte, aber zu seiner Gattin sagte er nachher, es sei ihm, als hätte er seinen letzten Geburtstag gefeiert. Am drauf folgenden Adventfest, bei naßkaltem Wetter, besuchte er zum letztenmal die Kirche. Wenige Tage darauf befiel ihn eine heftige Grippe, die zwar nach Weihnachten gehoben schien, aber eine große Schwäche, verbunden mit ungewohnten Atmungsbeschwerden und in Folge davon auch eine gedrückte Stimmung zurückließ. Wir hofften auf den Frühling, auf den Einfluß von Luft, Sonne und gewohnter Bewegung. Aber der Winter dauerte ungewöhnlich lang; nachdem im Februar ein paar kurze Gänge vor dem Haus um die Mittagsstunde nur mühsam waren bewerkstelligt worden, bannte ihn der kalte, trübe, schneereiche März wieder wochenlang ins Zimmer. Endlich kam der Frühling mit Macht, aber er brachte dem Leidenden wenig Erquickung mehr. Wohl freute er sich noch, am offenen Fenster sitzend, der balsamischen Luft und des Blicks auf seine schönen Berge; wohl saß er noch manche stille Nachmittagsstunde im Garten hinter dem Haus in der grünumrankten Laube unter blühenden Obstbäumen; wohl nahm er noch mit Freundlichkeit an allem Teil, was nah und fern in Freud und Leid im Familienkreis sich ereignete und freute sich auch in leichteren Stunden eines kurzen Besuchs, eines freundlichen Gesprächs von Freunden und Angehörigen. Aber mit diesen leichten Stunden wechselten schwere und immer schwerere. Seit Pfingstmontag stellten sich heftige Brustbeklemmungen ein, die Nächte waren sehr unruhig, dennoch brachte er die meisten Stunden des Tages angekleidet, im Sessel sitzend, am Fenster stehend, auch wohl einige Schritte gehend, zu. Dankbar erkannte er die treue, Tag und Nacht unermüdete Pflege der

Gattin und Tochter an, gern sah er den herzlich teilnehmenden Arzt bei sich und befolgte wie immer pünktlich seine Verordnungen. Aber im Stillen bestellte er sein Haus. Täuschet euch nicht! sagte er zu den Seinen, als sie Hoffnung endlicher Besserung äußerten, — und er selber täuschte sich nicht über sein herannahendes Ende, wenn er auch wenig davon sprach. Gerne ließ er sich biblische Abschnitte und geistliche Lieder, namentlich Gerhardt'sche, vorlesen. Andere Lektüre lehnte er in den letzten Wochen ab mit den Worten: das ist nichts mehr für mich. Am Dreieinigkeitsfest empfing er mit den Seinigen das heilige Abendmahl; mit seiner von Gott wunderbar gestärkten Gattin besprach er ausführlich, wie es nach seinem Ende solle gehalten werden. — Laßt mich heim, laßt mich heim! rief er in den Bangigkeiten einer der letzten Nächte. Ach, ich bin ein armer elender Sünder, der tausend Versäumnisse auf dem Gewissen hat, sprach er zu einer Tochter, als sie dankbar seiner väterlichen Liebe gedachte. Noch hofften die Seinen und der Arzt selber gab Hoffnung auf zeitweise Linderung seiner Leiden und längere Fristung seines Lebens. Aber der Herr hatte es besser mit ihm vor. Nachdem er am 29. Juni noch, natürlich abwesend, aber mit herzlicher Teilnahme, Patenstelle bei seinem jüngstgeborenen Enkeltöchterlein übernommen; nachdem er zwei Tage darauf, Samstag 1. Juli noch am Mittagstisch mit den Seinigen gesessen und sich durch die Zimmer hatte führen lassen; nachdem die Nacht auf den Sonntag ungewöhnlich ruhig verlaufen war, zeigte sich am Sonntag, 2. Juli, Morgens, große Schwäche, das Bewußtsein fing an zu schwinden und ohne Kampf und Schmerz, ohne daß der Augenblick des Scheidens zu bezeichnen war, schlief er unter den Gebeten der Seinigen um die Mittagsstunde ein.

Herr! nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren! Das war unser preisendes Bekenntnis, als das ehrwürdige

Digitized by Google

Haupt sich seitwärts aufs Kissen neigte und mit der Blässe des Todes ein milder Friede sich über die edlen Züge verbreitete.

Auf dem „neuen" Friedhof, den er im Jahre 1823 durch das erste Begräbnis eingeweiht hatte, oben am Abhang des Hügels, haben wir ihm seine letzte Ruhestätte bereitet, mit der Aussicht auf das Haus, in dem er zuletzt gewohnt, auf die Kirchen, in denen er so oft gepredigt, auf die Stadt, in der er so lang gewirkt, und auf die schönen Berge ringsum, die er so gerne bestiegen und von denen er manchmal im Geist emporgeblickt hat zu den höheren, unsichtbaren Bergen, von welchen unsere Hilfe kommt im Leben und im Sterben.

Dienstags, den 4. Juli 1865, am heitern Abend eines heißen Sommertags, — an einem Abend freundlich wie sein Lebensabend, nach einem Tage heiß wie sein Arbeitstag gewesen, begleitete ihn ein ehrenvolles Trauergefolge auf seinem letzten Wege, wie überhaupt eine herzliche Teilnahme von Hoch und Nieder bei seinem letzten Hinscheiden bewies, er sei noch nicht vergessen gewesen. Ein Chor von Stuttgarter Lehrern sang ihm ins Grab: „Christus der ist mein Leben" und „Aller Gläubigen Sammelplatz." Sein dereinstiger Vikar und vieljähriger treuer Amtsgenosse, Prälat v. Oettinger, sprach herzliche und ergreifende Worte über das Bekenntnis Mosis: (5. Mos. 32, 3. 4,). „Gebt unserm Gott allein die Ehre. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; denn Alles was Er thut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an Ihm; gerecht und fromm ist Er."

Ja wir blicken an seinem Grabe zum Himmel empor, indem wir dem Herrn allein die Ehre geben für allen Segen, den er auf dieses lange schöne Leben gelegt; wir sehen dem Vollendeten in seine Schlummerstätte nach mit friedevollen Trost: die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern, und

wir nehmen von seiner Ruhestatt mit heim die wohlthuende Überzeugung und das heilige Gelübde: das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen.

Die Mutter.

Kaum Eines von den Bildern der lieben Eltern, in Lebensgröße oder in Miniatur, in Oel oder Photographie, wollte uns genügen, und doch haben wir nach ihrem Hinscheiden ein Jedes der Geschwister glücklich gepriesen, dem eine solche, wenn auch unvollkommene Abbildung, als Erbstück zukam. So bekommt auch der schwache Schattenriß, den die Feder vom Lebensbild und Lebenslauf der Eltern zu liefern vermag, dennoch einigen Wert für die liebende Erinnerung, welche die mangelhaften Umrisse zu färben und zu beleben weiß, und in diesem Sinne sei es versucht, dem Bilde des Vaters das der mit ihm so bald wieder vereinigten Mutter an die Seite zu stellen; freilich ein noch gewagterer Versuch, wie es ja für den Maler immer schwerer ist, die zärteren und weicheren weiblichen Züge, als die schärferen des Mannes zu treffen.

Aus dem Elternhaus und der Jugendzeit

der lieben Mutter ist eine liebliche Familiengruppe in Wasserfarben vorhanden, wo ihre Eltern, umgeben von fünf Kindern, gemütlich im Garten gelagert sind, und wo das etwa sechsjährige Lottchen im rosenroten Kleidchen, den Vater, als dessen Liebling es galt, bei der Hand haltend, mit einem Blumenkörbchen am Arm gar freundlich und bescheiden aus dem Bilde herausschaut. Das Gemälde stammt aus der Tuttlinger Zeit, wo dem Helfer M. Johann Lud-

wig Lenz von seiner Gattin Luise, geb. Faber, am 26. Januar 1794 unsere liebe Mutter als zweites Kind geboren wurde. Die Eltern selber, unsere mütterlichen Großeltern, hatten erst nach einer neunjährigen Brautzeit ihren hernach desto glücklicheren Hausstand gründen können. Zwei treffliche lebensgroße Oelbilder aus jener Zeit zeigen uns noch das schöne Brautpaar; das rosige Gesicht des jugendlich blühenden Bräutigams mit den vollen Wangen, dem freundlichen Munde, den munteren blauen Augen, gegen die schwarze geistliche Tracht hübsch kontrastierend, und die edle Bildung der Braut, Anmut und Würde vereinend, durch die imponierende Haltung, die schöngeschwungenen Brauen, die feingebogene Nase, die sanftschwellenden Lippen in Verbindung mit dem Kopfputz der Zeit an die Bilder von Marie Antoinette erinnernd. — Charakter und Gemüt, Geistesgegenwart und Herzensgüte dieser trefflichen Frau spricht uns noch an aus ihren Briefen, namentlich aus einem merkwürdigen, mehrere Bogen starken brieflichen Berichte derselben über die kriegerischen Ereignisse in und um Tuttlingen in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo diese Grenzstadt durch Einquartierungen, Requisitionen, Gefechte, Durchmärsche und Rückzüge sowohl der Franzosen als der Kaiserlichen wochenlang bedrängt war, und wobei aus den ganz einfachen und vertraulichen Aufzeichnungen der jungen Frau hervorgeht, wie viel Mut und Besonnenheit und wie viel aufopfernde Hingebung beide Ehegatten in jenen stürmischen Tagen entwickelten; wie sie durch ihr menschenfreundliches Entgegenkommen mit Freund und Feind, mit dem Offizier wie mit dem Gemeinen, mit Gesunden und Blessierten sich freundlich, oft herzlich zu stellen verstanden. Unsere Mutter war damals ein Mädchen von etwa vier Jahren, und zu den äußeren Drangsalen kam noch ein schweres Hauskreuz im Schoß der Familie. Das kleine Lottchen lag am Scharlachfieber todkrank, und in den Tagen

Digitized by Google

höchster Gefahr, da man nicht wußte, was die nächste Stunde bringen würde, und eine Beschießung der Stadt fürchtete, schnitt die vorsorgliche Mutter für das vom Arzt aufgegebene Kind das Sterbekleidchen zu und flüchtete es mit anderem Wertvollen in den Keller. Die innere und äußere Gefahr ging mit Gottes Hilfe glücklich vorüber und gab später den Stoff zu mancher angenehm grausigen Erzählung, wobei sowohl die österreichischen Rotmäntel und Panduren, als die französischen Marodeurs ohne Schuhe und Strümpfe einen tiefen Eindruck auf die Phantasie der Kinder und Enkel machten. Aus den Eindrücken jener Tage mag der Mutter auch ein Kunststückchen geblieben sein, mit dem sie uns in heitern Viertelstunden je und je höchlich ergötzte: sie wußte nämlich eine lebhafte französische Konversation mit dem ungefähren Klang der Worte, dem begleitenden Gebärdenspiel, dem Wechsel des Ausdrucks zwischen gleichgültigem Plaudern, feinem Scherzen, leidenschaftlichem Aufbrausen, emphatischem Deklamieren ohne ein Wort von wirklichem Französisch so täuschend und anmutig nachzumachen, daß die Kinder wie bezaubert dasaßen, bis zuletzt eine dem einen oder andern plötzlich applizierte französische Ohrfeige die Andacht in schallendes Gelächter auflöste. — Ein anderes großmütterliches Erbstück möchte die persönliche Furchtlosigkeit der Mutter gewesen sein, die schon als Mädchen, obwohl zart gebaut und von lebhafter Phantasie, häufig in finstrer Nacht, wenn alles zu Bett lag, oder bei ausbrechendem Gewitter durchs ganze Haus vom obersten Boden bis zum Stall und Keller hinab mutterseelenallein die Runde zu machen pflegte, um Riegel und Läden zu visitieren, Feuer und Licht zu bewahren, Diebstahl und Einbruch zu verhüten, Menschen und Vieh vor Schaden zu behüten.

So treffen wir das heranwachsende Mädchen als ein immer wichtigeres Glied eines zahlreichen Familienkreises

und einer bewegten Haushaltung, zumal nach dem frühen Tode einer liebenswürdigen älteren Schwester, — im gastlichen Pfarrhaus zu Oeschingen, wohin ihr Vater im Jahre 1800 befördert worden war. Dort war es, wo die anmutig heraufgeblühte Jungfrau von nicht großem, aber höchst zierlichem Wuchs, rosenwangig und braungelockt, nicht nur bewandert im ländlichen Haus- und Gartengeschäft, sondern auch geschickt in feiner weiblicher Handarbeit, und nicht ganz ungeübt in den schönen Künsten der Musik und Malerei, — worin sie auf der benachbarten Hochschule Tübingen in dem befreundeten Hause des Professors Dr. Flatt ihre Studien gemacht hatte, — einen entschiedenen Eindruck auf das Herz des jungen Magisters Gerok machte, dessen Eltern im nahen Ofterdinger Pfarrhaus mit den ihrigen in freundlichem Verkehr standen. Die sonst ungemein große Sprödigkeit der sittsamen Jungfrau gegen die ihr verhaßte junge Männerwelt scheint gegenüber diesem musterhaften jungen Mann nicht in gleichem Grad Stand gehalten zu haben; wenigstens läßt der Briefwechsel zwischen dem würdigen, lebhaften, oft jovialen Herrn Pfarrer und dem gesetzten Herrn Magister durchblicken, daß bei der liebenswürdigen Dienstfertigkeit des Letzteren in Übernahme von Predigten, Übersendung von Büchern aus der Stiftsbibliothek, sowie von selbstgedichteten Rätseln und Charaden, ein stiller Magnet im Hintergrund wirkte; obgleich der jugendliche Briefsteller nur je und je beiläufig am Schluß unter andern Hausgenossen auch der „Jungfer Lotte" sich zu empfehlen wagt, während deren Vater, wenn er einige aufgelöste Charaden zurücksendet, in der Regel die Namen der zuerst Erratenden, darunter häufig den der Lotte, beizufügen pflegt. Im heißen Sommer des gesegneten Jahres 1811 entfaltete sich die Knospe der still gereiften Neigung zur glücklichen Brautschaft.

Unser lieber Vater pflegte noch in seinen alten Tagen

gerne zur Mutter zu sagen: Eine so schöne Jugend, eine so glückliche Brautzeit, wie sie beide, habe doch nicht leicht jemand verlebt, und aus dem vergilbten Papier, den veralteten Schriftzügen, den oft ganz flüchtigen Mitteilungen jenes Briefwechsels zwischen Oeschingen, Tübingen und Ofterdingen spricht heute nach mehr als einem halben Jahrhundert noch etwas vom Zauber jener glücklichen Tage uns an. Während in den Briefen der Braut neben einer innigen Neigung eine herzliche Verehrung fast demütig sich ausspricht, neigt sich der Bräutigam vor dem reinen, frommen Sinn seiner Erwählten und sucht, fern von faden Liebeständeleien, der Korrespondenz einen tieferen, sittlichen Gehalt, etwas bildendes für Geist und Herz zu geben, ohne doch ins gesucht Lehrhafte zu verfallen. Nur einmal scheint er dem schüchternen Bräutchen einen kleinen Schrecken eingejagt zu haben, als er am Abend des dritten Adventsonntages, nachdem er zu Tübingen über die Epistel 1. Kor. 4, 1—5 gepredigt hatte, die Geliebte aufforderte, ihm die verschiedenen Gedanken, die sie aus diesem Texte ziehe, brieflich mitzuteilen. Das vielbeschäftigte Pfarrtöchterlein muß lang keine Zeit zu dieser homiletischen Arbeit gefunden haben; erst nach mehreren Monaten löste sie die Aufgabe zur Zufriedenheit des Repetenten, der ihre Gedanken als vollkommen richtige billigt, wenn er auch andeutet, daß man noch mehrfache andere Betrachtungen anknüpfen könnte.

Kurz nach dem Verlöbnis folgte die Beförderung des Brautvaters auf das Dekanat Dürrmenz, und dadurch eine nicht nur für die jungen Brautleute, sondern auch für die beiderseitigen Eltern empfindliche Trennung, indem der freundnachbarliche Verkehr beider Häuser dadurch leider aufgehoben wurde.

Die Mutter selber wurde in ihrer neuen Heimat Dürrmenz nie mehr so ganz heimisch, wie in dem lieben Öschinger Pfarrhaus und in dem traulichen Steinlachthal mit

seinen Obstwäldern, seinen ernsthaft herniederschauenden, sargförmigen Bergen der Alb, seinem blonden, starken, derben, aber ehrlichen Menschenschlag, bei welchem die malerische Steinlachertracht, damals noch in vollen Ehren stand. Dafür wurde der im tiefen Unterland, gegen die badische Grenze zu, milder und offener gelegene Pfarr- und Dekanatsitz Dürrmenz-Mühlacker, von der klaren, muntern Enz durchflossen, mit seinem heitern, sonnigen, von vier schönen Gärten umkränzten Pfarrhaus, mit seiner romantisch gelegenen, unromantisch benannten Burgruine Löffelstelz, die vom weinbepflanzten Fels auf Dorf und Fluß herunterschaut, mit dem benachbarten, ehrwürdigen, im Waldesdunkel versteckten Kloster Maulbronn und andern gern besuchten Nachbarorten, mit seinem freundlichen Großpapa und der zweiten Großmama, besonders aber mit seinem wunderschönen und wunderlieben „Tantele", der jüngsten, leider im Sommer 1826 in lieblichster Jugendblüte am Nervenfieber verstorbenen Schwester der Mutter — uns älteren Kindern später ein rechtes Paradies und gelobtes Land, wo wir namentlich in Frühlings- und Sommerferien mit oder ohne die Eltern selige Tage verlebten. Die Herbstvakanzen dagegen waren gewöhnlich dem Osterdinger Pfarrhaus und Pfarrgarten mit seinem trefflichen Obst, sowie in Gemeinschaft mit den Vettern Pfeilsticker, die vom benachbarten Tübingen her eintrafen, manchem heitern Besuch in befreundeten Häusern des Dorfs, manchem lustigen Ausflug in die Umgegend zu Fuß, Roß und Wagen bis zum Hohenzollern hinauf gewidmet. Dürrmenz war unser mildes Hesperien, Osterdingen unser wildromantisches Skandinavien.

Nach zweijährigem vergnügten Brautstand, während dessen mancher Bräutigamsritt ins ferne Unterland ausgeführt und mancher herzliche Brief zwischen Tübingen und Dürrmenz gewechselt ward, führte am 14. Februar 1814 der Helfer Gerok seine Lotte heim ins Diakonathaus zu Vaihingen a. E.

— Ein finsteres Haus in einer winkeligen Gasse, das der Schreiber dieses als seine Geburtsstätte später noch ein paarmal nicht ohne einiges Grauen gesehen hat, — und doch verlebte die junge Frau in diesem Hause an der Seite ihres geliebten Mannes, in der Nachbarschaft ihrer nur zwei Stunden entfernten Eltern und im Verkehr mit einigen befreundeten Familien des Städtchens, unter welchen außer denen des damaligen Präzeptors Klumpp und Oberamtsarzts Dr. Schnurrer noch die des Dekans M. v. Veiel zu nennen ist, schöne Rosenmonate ihres jungen häuslichen Glückes. Freilich hieß es auch da: Rosenzeit, wie schnell vorbei bist du mir gegangen! Schon im März 1815 folgte die 21jährige Frau Helferin ihrem Eheherrn in die von ihr gefürchtete Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, wo die Gattin wie den Gatten für den größten Teil ihres Lebens ein heißes Berufsfeld, reich an Mühe und Arbeit, aber auch reich an Glück und Segen, erwartete.

Der Ehe- und Hausstand

unserer Mutter ist ein recht schöner Beleg des Wortes: „den Demütigen giebt Gott Gnade“, und ein recht liebliches Abbild jener Liebe, wie sie der Apostel 1. Kor. 13 beschreibt, die „langmütig ist und freundlich, sich nicht blähet und sich nicht erbittern läßt, alles träget, alles glaubet, alles hoffet, alles duldet.“ Recht demütig und fast verzagt trat die jugendliche Frau Helferin in Stuttgart ein. Behielt sie doch noch bis ins hohe Alter als ehrwürdige Frau Prälätin etwas jungfräulich schüchternes, mädchenhaft verschämtes: kein Wunder, wenn die junge Frau Stiftshelferin sich sehr bescheiden in ihrer neuen Würde bewegte. „Geh Sie nur hinein, Jungferle, und frage sie die Mutter“, mußte die jugendliche Hausfrau mehr als einmal in Küche und Hausflur von Händlern und Gemüseverkäuferinnen sich sagen lassen, denen

sie ihren Bescheid geben wollte. Und als sie bei den kunstreichen Jungfern F. eintrat, um sich ein Staatskleid für die Residenz anfertigen zu lassen, wurde sie freundlich als ein neukonfirmiertes Töchterlein begrüßt, das vom Lande komme, um das Kleidermachen zu erlernen.

Sanftmütig und von Herzen demütig war und blieb sie vor allem als Gattin. Wie sie schon als Braut mit Verehrung zu ihrem Verlobten emporgeblickt hatte, so blieb das: „Er soll dein Herr sein" während eines mehr als fünfzigjährigen Ehestandes die unabänderliche Richtschnur ihres Verhaltens, die selbstloseste Hingebung im großen wie im kleinen der Grundton ihres Wesens. Auch wenn einmal die Ansicht des Eheherrn von der ihrigen abwich und vielleicht in etwas kurz abschneidendem Ton ausgesprochen wurde, — nie und nimmermehr auch nur eine Spur von Rechthabenwollen, oder von Schmollen und Grollen, sondern die unbedingteste Unterwerfung des eigenen Willens, das freundlichste Nachgeben mit lächelndem Munde, selbst wenn dabei in seltenem Fall in früheren Jahren ein flüchtiges Thränlein im Auge zerdrückt worden wäre. Wie von Herzen demütig die treffliche Gattin, die musterhafte Hausfrau von sich selber dachte, davon legte sie noch spät ihren Töchtern ein rührendes Bekenntnis ab. Jahrelang, sagte sie, und besonders seit der Versetzung nach Stuttgart, habe sie das Gefühl in sich getragen, sie genüge ihrer Stellung nicht, ihrem Manne hätte eine glänzender begabte Lebensgefährtin gebührt. Da, nach langer schwerer Krankheit des Vaters, habe der gestrenge Onkel Dapp, der als Prälat im Ruhestand zu Stuttgart lebte, zur Genesungsfeier ein Familiengastmahl gehalten, und nach Tisch in einem feierlichen Trinkspruch der musterhaften Gattin und unermüdet treuen Pflegerin des Neugenesenen öffentlich vor allen Gästen die Ehre gegeben. Dieses ganz unerwartete Zeugnis aus dem Munde des mit dem Lobe kargen, von den jüngeren Familiengliedern

mit vorherrschender Ehrfurcht geliebten Onkels habe ihr von nun an mehr Mut und Selbstvertrauen eingeflößt. — Der Gatte selber wußte, was er an ihr hatte; er durfte die Wahrheit des Spruches wörtlich an sich erfahren: Wohl dem Manne dem ein tugendsames Weib bescheret ist, des lebt er noch einmal so lange. Gern nannte er sie, der ein Feind aller hohlen Redensarten war, noch in spätesten Jahren den guten Engel seines Lebens, und aus der Tiefe seines Herzens war ein Danklied geflossen, mit dem er sie schon in früheren Zeiten, nachdem sie von lebensgefährlicher Krankheit erstanden, zu ihrem Geburtstag begrüßte.

Und nun — was sollen die Kinder von der Mutter sagen? Zwölf Kinder hat ihr Gott geschenkt, sechs Söhne und sechs Töchter. Zwei Knaben starben in den ersten Lebensjahren nach kurzer Krankheit schnell hinweg, die übrigen zehn Kinder zog sie bis zum erwachsenen Alter herauf, und neun davon haben sie überlebt. Viel Mühe und Arbeit, viel Unruh und Getümmel, auch nicht wenig Sorge und Herzeleid brachte dieser Mutterberuf mit sich, und doch — in dem allem überwand sie weit in der Kraft der reinsten, hingebendsten Liebe, und wir rechnen es zu den schönsten Segnungen unseres Lebens, eine solche Mutter gehabt zu haben. Dabei war ihr Wirken ganz still und anspruchslos, ganz schlicht und natürlich, als verstände sich jedes Opfer der Liebe von selbst.

Wenn sie am frühen Morgen, vollständig angekleidet, die erste bei der Arbeit und am späten Abend mit leisen Tritten die letzte in den Zimmern war, und den Tag über bald mit den kleineren Kindern beschäftigt, bald am Nähtisch arbeitend, bald in der Küche anordnend, bald Besuchenden Red und Antwort gebend, kein Viertelstündchen Ruhe hatte, so war sie dabei immer heiter und gelassen; nie hörte man aus ihrem Munde die so beliebten Klagen, was sie eine geplagte Frau sei, wie sie gar nicht mehr könne und der-

gleichen, nie den Wunsch nach Erholung oder Vergnügen; im Gegenteil, wo man sie zu einem Vergnügen, wär's auch nur zum Besuch einer Visite veranlassen, zu einer Erholung, etwa einem Spaziergang, nötigen wollte, — den einen Wunsch und die freundliche Bitte: laßt mich bei meiner Arbeit, es ist mir dabei am wohlsten!

Wenn die Kinder um sie her ihr Wesen trieben, die Großen und die Kleinen, die Knaben und die Mädchen, die Stillen und die Lärmenden, so wußte sie ohne viel Rumor jedes in seiner Art zu leiten, ohne großen Aufwand weder an Schlägen noch an Liebkosungen „den Knaben zu wehren, die Mädchen zu lehren", auch ohne viel Aufwand an Spielzeug die Phantasie der Kinder zu beschäftigen. Den kindlichen Originalitäten des einen, den selbstersonnenen Spielen der andern, den kunstreichen Malereien eines dritten, den mühsamen Schularbeiten eines vierten schaute sie mit stillem Wohlgefallen und mütterlicher Sympathie zu, ohne viel Worte zu machen und durch Lob und Tadel die kindliche Unbefangenheit zu stören, namentlich auch ohne gegenüber von andern jemals zur Lobrednerin ihrer Kinder zu werden; vielmehr dachte sie gerade so anspruchslos wie von sich selbst auch von den Ihrigen und wußte bei aller mütterlichen Freude an dem, was ihnen löbliches gelingen oder freundliches widerfahren mochte, jedes denselben gespendete Lob errötend abzulehnen oder scherzend auf sein bescheidenes Maß zurückzuführen. Selbst sinnig, verständig und geschickt, leitete sie ihre Kinder in manche nützliche Fertigkeit ein. Nicht nur den Töchtern war sie eine treffliche Lehrerin in den häuslichen Arbeiten des Zimmers und der Küche, auch an den Knaben that sie was sie konnte; sie lehrte sie Pinsel und Farben gebrauchen, ja wie sie einst als neunjähriges Mädchen aus schwesterlicher Liebe, um ihrem jüngeren Bruder Louis die saure Arbeit zu erleichtern, mit ihm die lateinischen Vokabeln lernte, und noch als Frau die Präpositionen, welche

den Akkusativ regieren, von ad, apud, ante — bis post, praeter, propter u. s. w., am Schnürchen hersagen konnte, so begleitete sie an liebender Mutterhand auch ihren ältesten Knaben auf dem dornigen Weg der lateinischen Grammatik, bis es plötzlich hieß: bis hieher und nicht weiter. Es war ein Freitag Morgen, daß der Schreiber dies als neuangehender Lateiner mit ziemlich vernageltem Köpfchen an seiner lateinischen Hausarbeit saß. Die Mutter, der das Federkauen des Söhnleins zu Herzen ging, setzte sich nebenan, um zu sehen, ob ihm nicht zu helfen sei. Nach gemeinsamem Gutachten wurde denn Satz für Satz ins Lateinische übersetzt, wobei die Bemerkung des Schreibers maßgebend wurde, daß ihm mit der Feder das lateinische m besonders gut gelinge. Das teilnehmende Mütterlein ermunterte ihn, diesen beliebten Buchstaben demnach möglichst fleißig zu gebrauchen, und so wurde denn mit getrostem Vertrauen auf den mütterlichen Rat leo magnanimum, mensa rotundum u. s. w. gesetzt und nach wohlvollbrachter Arbeit erleichterten Gemütes zum Spiel übergegangen. Über Mittag erfreute der treue Hausfreund, Herr Präzeptor Klumpp, seither von Vaihingen nach Leonberg befördert, die Eltern mit seinem Besuch, und verlangte zum Nachtisch von Karls Fortschritten in den klassischen Sprachen Kenntnis zu nehmen. Arglos brachte der junge Ciceronianer sein Schreibheft herbei. Der Herr Präzeptor schaute eine Weile stumm hinein, brach dann in ein schallendes Gelächter aus und übergab lachend das Heft dem Hausvater. Um Gotteswillen, wie kommst du zu diesem Unsinn? fragt dieser erschrocken, und die Antwort des in Thränen ausbrechenden Knaben ist: ja die Mama hat mir's so gesagt. Das feuerrot erglühende Mütterlein wurde nun von den beiden Herren unter viel Jubel mit größeren Lobsprüchen überhäuft, als sie irgend wünschte und erwartete, und der Vater erkannte, daß die Zeit für ihn gekommen sei, von Stund an die Hausarbeiten seines hoff-

nungsvollen Söhnleins unter die eigene Aufsicht und Leitung zu nehmen.

Dieselbe heiterwirkende Liebe wie in guten Tagen bewährte die Mutter in trüben Zeiten, die in einem so zahlreichen Kinderkreis nicht ausblieben. Die Heere der Kinderkrankheiten kehrten nach einander ein und machten mehr als einmal das Haus monatelang zu einem Lazaret. Die gute Mutter verlor auch da den Mut nie und war Tag und Nacht die unermüdete Pflegerin bei groß und klein. Sie gehörte nicht zu den ängstlichen Frauen, die immer gleich das ärgste fürchten. Kleinere Unfälle konnte sie mit Scherz und Humor behandeln, wie es ihr denn bis ins Alter einen unwiderstehlich komischen Eindruck machte, wenn eins der Ihrigen auf unschädliche Weise zu Fall kam. In schwereren Fällen wußte sie mit ruhiger Geistesgegenwart das nötige zu thun, mit stillem Gottvertrauen ihre Sorgen auf den Herrn zu werfen und durch ein heiteres Gesicht die Leidenden zu beruhigen. Der Verfasser dieser Blätter erinnert sich noch mit innigem Wohlgefühl aus tiefer Kindheit solcher Stunden, wo er fieberkrank zu Bette lag, während die Mutter still bei ihrer Näharbeit am Fenster saß, und nur manchmal das Rauschen der Leinwand, an der sie nähte, die nachmittägliche Stille unterbrach, oder ein paar kurze Wörtlein zu dem Kranken herübergesprochen wurden, auf den schon die lautlose mütterliche Nähe wie ein magnetischer Strom beruhigend und heilend einwirkte. Wahre Festtage waren dann die Tage der Rekonvalescenz, wo allerlei reservierte Kostbarkeiten hervorgesucht wurden, um die Langeweile zu vertreiben, bis auf das kleine Juwelenkästchen der Mama mit einer Perlenschnur und einem Paar Ringe, oder ihre bunten Stickmuster mit den gelbseidenen, rotbedachten Häuschen, den kugelrunden Rosen- und Pomeranzenbäumchen, den schwarzen Hündchen mit dem sichelförmigen Schwänzlein und den regenbogenfarbig schattierten deutschen und römischen Buchstaben

und Zahlen. — Ein heitrer Humor entwickelte sich in den Zeiten der Kinderkrankheiten, des Scharlachfiebers, der roten Flecken, der Wasserblattern, an denen meist das jeweilige ganze Kinderkontingent zugleich darniederlag. Da wurde die gemeinsame Krankenstube bald zum Atelier, wo die Künstler malend im Bette saßen und ganze Farbenschachteln an ihre Bilderbögen verschwendeten, nicht ohne daß die gute Mama raten mußte, was für eine Farbe das Kleid jener Dame oder die Pumphosen dieses Türken erhalten sollten; bald zum Schlachtfeld, wo die unmüssigen Patienten einander von Bett zu Bett mit ihren Spielsachen bombardierten; bald wieder zum Lesekabinett, wo Schmids Ostereier, Genoveva, Blumenkörbchen, Campes Robinson und Kolumbus, Jakobs Allwin und Theodor, Krummachers Parabeln, Hauffs und Grimms Märchen und ähnliches, gelesen oder vorgelesen, die Kinderherzen bezauberten und rührten, durchschauerten und entzückten. So wurden die schweren Sorgenzeiten der Mutter für die sorglosen Kinder wahrhaft goldene Tage. „Fröhlich und wohlgemut wandert das junge Blut über den Rhein und Belt auf und ab durch die Welt" sang eines trüben Wintermorgens der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten in seinem Bett, während die Mutter an einer Brustentzündung, sämtliche Kinder am Scharlachfieber darniederlagen, und verstand es nicht recht, als ihm die Kindsjungfer den Text für ganz unzeitgemäß erklärte. — Die Annehmlichkeiten der Krankenstube veranlaßten wohl je und je auch ein kleines eintägiges Schulfieber, das merkwürdigerweise in der Regel morgens nach 8 Uhr sich allmählich besserte, über Mittag einen mäßigen Genuß beliebterer Speisen erlaubte, gegen 2 Uhr aber einen entschiedenen Rückfall nach sich zog, meist mit einem tiefen Schlaf verbunden, aus dem der Patient um halb 3 Uhr gestärkt erwachte, um für den Rest des Abends die Freude der Genesung behaglich durchzukosten. „Gönnen sie einem nicht einmal das bißchen Kopfweh!"

klagte einst beleidigt eine der Schwestern bei ihrem Gläschen Himbeersaft im Bett, als die Geschwister im Begriff zur Schule zu gehen, mit einigem Neid auf sie blickten und leise Zweifel an dem Bedenklichen ihres Zustandes laut werden ließen.

„Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen." Auch das bekam die gute Mutter zu erfahren, und da besonders bewährte sich die Liebe, die nimmer aufhört, die alles glaubet, alles träget, alles hoffet, alles duldet. Zwischen dem Vater und den Söhnen war sie die liebevolle Vermittlerin, bei aller aufrichtigen Unterwerfung unter des Vaters Grundsätze doch gar manchmal zur Fürbitte für die Jugend bereit, bei manchem stillen Kummer ihres treuen frommen Mutterherzens doch immer wieder zum verzeihen, zum opfern und hoffen geneigt.

Nicht blos ihre leiblichen Kinder durften dieses freundliche Walten genießen. In jener Blütezeit der Familie, als die Söhne studierten und die Töchter florierten, wurde das Haus, wie es zu gehen pflegt, der Sammelplatz einer lebensfrohen Jugend. Die Söhne brachten Vettern und Freunde mit in die Ferien. Bäschen und Herzensfreundinnen aus der Nachbarschaft wie aus der Ferne sprachen nicht nur auf Stunden, sondern kehrten auch auf Wochen und Monate bei den Töchtern ein, um ihnen hernach durch einen lieblichen Landaufenthalt auf ihrem Pfarrsitz oder in ihrer Oberamtsstadt die Gastfreundschaft zu erwidern. Wie anmutig wußte da die vielbeschäftigte Mutter bei ihrem unruhigen Haushalt und während der Vater meist vom Amt in Anspruch genommen war, den Gästen ihren Aufenthalt zu machen, ohne viel Umstände, ohne großen Aufwand zu ihrer Unterhaltung und Verköstigung, durch freundliches Gewährenlassen, durch ein ungeschminktes mütterliches Wohlwohlwollen, bei dem jedem wohl wurde, bei dem man sich sogleich daheim fühlte.

Digitized by Google

Um so mehr, da sie in jeder Beziehung eine treffliche Hausfrau war. Ihre musterhafte Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, ihr angeborner Schönheitssinn, ihre ungeschminkte Herzensgüte drückte allen ihren Umgebungen ein freundliches Gepräge auf, und befähigte sie ebensowohl, in eine kleine und bescheidene Häuslichkeit sich zu schicken, sie passend zu benützen und zu schmücken, wie große und weitläufige Verhältnisse zu übersehen und in Ordnung zu halten. Dies zeigte sich besonders bei den Wohnungen, in denen sie nacheinander Haus hielt.

Die erste, deren die älteren Kinder sich erinnern, befand sich in dem nun neu aufgebauten vormals Reußischen Haus in der Kronprinzstraße, wo wir bei den ledigen Geschwistern Reuß, die später durch verwandschaftliche Bande uns näher traten, zur Miete wohnten. Es war ein altertümliches einstockiges Gebäude mit breiten Doppelfenstern auf der Vorderseite, während rückwärts gegen den Hof und Garten ein langer Altan hinlief, über den man zu einigen hintern Zimmern und Kammern gelangte, und auf welchem wir Kinder spielend, von den Mägden gehütet oder auch einsam, manche Stunde zubrachten; wie denn der Schreiber sich noch stillseliger Sommerabende erinnert, wo er auf diesem Altane sitzend in die rosigen Wolkenstreifen hineinschaute und dem Flötenspiel eines unsichtbaren Nachbars lauschte, das aus irgend einem Hinterhaus über die Gärten herüberschallend in dem Knaben allerlei süße Kinderträume weckte. Tauben, die im Hof nisteten, trippelten vertraulich auf diesem Altan und seinem Gesimse umher, kamen auch von dort fleißig in den offenen Hausöhrn. Gern erzählte der Vater von einem Besuch, den das junge Ehepaar in der ersten Zeit des Stuttgarter Aufenthalts an die Treppe zurückbegleitete, wobei das kostbare Kleid der besuchenden Dame in Gefahr war, mit der harmlosen Hinterlassenschaft des Taubenvölkleins in Berührung zu kommen. Ach wie schön! rief das

empfindsame Frauenzimmer entzückt, bei Ihnen trifft man ja die Spuren der Unschuld selbst auf der Treppe! Der minder poetische Eheherr aber sprach den Baß dazwischen: Frau, nimm dich in acht, da ist Taubendreck! — Auch der große kühle untere Hausöhrn mit seinem mystischen Helldunkel und seinem Spezereigeruch von einem benachbarten Gewölbe her, der etwas feuchte moosige Hof mit seinem Ententeich, in den einst Bruder Theodor hineinfiel, das Blumengärtchen dahinter mit seinem in den Hof hereinschattenden Nußbaum, für die Kinder übrigens ein verschlossenes Paradies, die kleine Orangerie im Entresol, sowie die Besuche bei den auf dem nämlichen Stock mit uns wohnenden Jungfern Reuß, wo die Knaben manche Stunden durchspielten, sind für die ältesten Geschwister liebliche Kindheitserinnerungen. Die Mutter freilich mußte sich in der beschränkten Wohnung mit zwei Zimmern nebst einem finstern Alkoven, welcher die Schlafkammer und gelegentlich das Arrestlokal der Knaben war, während über dem Altan gegen den Hof eine feuchte Gaststube und eine Treppe höher auf dem Bühnenraum des Vaters bescheidenes Studierzimmerchen lag, nicht ohne Mühe behelfen, bewährte aber schon ihre Gabe, sich auch ins beengende zu schicken, es den Ihrigen überall wohl und wohnlich zu machen und mit jedermann in Fried und Freundschaft zu leben.

Groß war die Freude, als im Jahre 1822 den beiden Stiftsdiakonen eine, wenn auch bescheidene, Amtswohnung zu Teil wurde im ehemals Tannenhauerschen Hause, Ecke der Kronprinzen- und Kanzleistraße, wo sich in sieben freilich kleinen und niedrigen Zimmern die zahlreiche Familie verteilen durfte und der benachbarte Kanzleihof einen herrlichen Tummelplatz für die Kinder abgab. An Spielgenossen aus der Nachbarschaft fehlte es weder den Knaben noch den Mädchen, und im Hause selbst wurde gute Kameradschaft mit den Kindern des Stifts-Oberhelfers Köstlin gehalten,

die zu einer Freundschaft fürs Leben geworden ist. Vierzehn Jahre lang bewohnten wir dieses Haus; es war wohl die heißeste Lebensperiode der Mutter, deren Kinderhäuflein bis auf 10 in diesem Hause heranwuchs, nachdem ihr zwei Knaben in zartem Alter aus demselben zu Grabe getragen worden waren. Auch die langen schweren Krankheiten des Vaters wurden in diesen Räumen durchgemacht. Doch blickte die Mutter später mit Dank und Freude auf diese Jahre zurück und bezeichnete sie als eine der glücklichsten Zeiten des Ehestands.

Vom Jahr 1836 an bewohnte die Familie das Stadtdekanathaus mit Hof und Garten, und hier war's, wo die gute Mutter zum erstenmal unbeengt ihr Hauswesen ausbreiten, und unterstützt von den heranwachsenden Töchtern ihre durch Krankheiten hin und wieder angegriffene Gesundheit mehr schonen konnte. Hier entwickelte sich für die älteren Söhne und Töchter jene Blütezeit der reiferen Jugend, über deren bunt bewegtem Treiben die treue Mutterliebe wie ein milder Sonnenschein waltete. Hier war's auch, wo die glückliche Mutter zum erstenmal einer Tochter den Brautkranz aufs Haupt setzte, denselben, den sie einst in Dürrmenz getragen, und aus der Hand des ältesten Sohnes die erste Schwiegertochter in die Arme schloß. Von hier aus endlich siedelte im Sturmjahr 1848 die durch die Versorgung von vier Kindern bereits verminderte Familie in das Prälaturgebäude zu Ludwigsburg über, wo der Mutter eine weitläufige, gegen die früheren Behausungen palastartige Wohnung mit großem schönem Garten zur Verfügung stand. Auch diese Räume machte ihr verständig ordnender, liebevoll waltender Sinn zu einer Stätte, da gut wohnen war, das durften namentlich auch die auswärtigen Kinder und die allmählich von allen Seiten heranwachsenden Enkel erfahren, denen die nimmermüde Liebe der Eltern und Großeltern dort allezeit die freundlichste, in Leid und Freud wohlthuende Frei-

statt, in Ferientagen und Vakanzwochen ein ersehntes Paradies bereitete.

Auch die Dienstboten hatten es gut im Haus. Da die Mutter selbst jedes Haushaltungsgeschäft gründlich verstand, so wußte sie, was sie von ihren Leuten verlangen konnte, und war ebenso entfernt davon, sie zu überfordern, als sich von ihnen mißbrauchen zu lassen. Ohne sich familiär zu machen und die Würde der Hausfrau preiszugeben, ließ sie die Mägde ihr wahrhaft mütterliches Wohlmeinen in großen wie in kleinen Dingen fühlen, war in Herzensanliegen, ob sich's um einen Heiratsantrag oder um die Wahl eines Kleiderstoffs handelte, ihre verständig teilnehmende Ratgeberin, in Krankheiten ihre treue Pflegerin, noch nachdem dieselben ihren eigenen Hausstand gegründet, ihre dankbar verehrte und gern wieder aufgesuchte Freundin.

Wo es galt, in Mitwohner sich zu schicken, war sie die verträglichste und friedfertigste Hausgenossin, die um des Friedens willen lieber auch eine Belästigung ertrug und in edelmütiger Weise mehr leistete, als sie schuldig war. Noch in ihrer letzten Mietwohnung in Stuttgart blieb sie die von allen Hausbewohnern bei vorkommenden Reibungen gern angerufene Vermittlerin, und wenige Wochen vor ihrem Tod, als es sich um Erneurung des Mietkontrakts handelte, erklärte der Hausbesitzer, er würde erschrecken, wenn sie auszöge, denn sie sei ein Segen für sein Haus. Überhaupt war ihre Natur darauf angelegt, widriges zu vermitteln, unangenehmes zuzudecken, Personen und Verhältnissen die freundliche Seite abzugewinnen. Wenn es Frauen giebt, die ein besonderes Talent dazu haben, einen innigen Genuß darin finden und ihre eigentliche Mission darin sehen, an allem die schwärzeste Seite hervorzusuchen und anderen zu Gemüte zu führen, — Jammerbasen heißen sie in der schwäbischen Litteratur, — so ging ihr diese Gabe völlig ab; jemand etwas unangenehmes zu sagen, war ihr peinlich,

Digitized by Google

wo nicht unmöglich, und wenn es je nicht umgangen werden konnte, so geschah es auf eine Weise, daß man auch da „die Rose ohne Dornen, die Taube sonder Galle“ in ihr wiederfand.

Daß ihre Thür allen Notleidenden offen stand, versteht sich von selbst. Einen Bittenden ohne irgend eine Unterstützung, sei es an Speise, Kleidung oder Geld, abzuweisen, wäre ihrem gütigen Herzen unmöglich gewesen. Einige Hausarme, die wöchentlich ihr Essen oder Almosen holten, hatte sie vom frühesten Anfang bis ans Ende ihres Hausstandes. Auch wer sonst zum Haus in irgend eine Beziehung kam, Taglöhner, Wäscherinnen, Büglerinnen und Gemüseverkäuferinnen empfing selbstverständlich außer seinem verdienten Lohn je und je, z. B. an Weihnachten, seine Liebesgabe, selbst wenn die betreffende Person alt und dienstunfähig geworden war. Noch an ihrem letzten Christfest, vier Wochen vor ihrem Ende, war es ihre Sorge, jedem ihrer Klienten sein gewohntes Christgeschenk zukommen zu lassen; keines sollte es entgelten, daß seine Wohlthäterin nun eine Witwe war. Manchmal hatte sie früher um die Weihnachtszeit Kinder von der Straße heraufgerufen, um sie mit etwas Backwerk zu erfreuen, oder im Herbst vorübergehenden Lehrbuben, die ihr besonders am Herzen lagen, „weil sie vom Elternhaus fern seien“, Hände und Taschen vom Segen der Obstkammer gefüllt. Kein Kind, das einen Auftrag ins Haus zu bestellen hatte, ging unbeschenkt von dannen; oft nur verstohlen drückte sie z. B. einem Enkelkind, wenn es Abschied nahm, unter der Thür noch etwas in die Hand. Auf ihrem letzten Krankenlager, wo sie demütig ihr Leben prüfte, klagte sie sich einst vor ihren Töchtern an: ach ich bin eben auch so oft unwahr gewesen! und auf die verwunderte Frage, wie sie so etwas gegen sich aussagen könne, antwortete sie beschämt: „Ja, ich habe so oft an Geschenken, Trinkgeldern und Almosen mehr gegeben, als ich euch und

dem Papa eingestand." — Und dieser selbst hatte gewiß keinen magern Maßstab im Geben!

Eine solche Gattin, Mutter und Hausfrau war denn auch von selbst eine ehrwürdige Pfarrfrau. Zwar sich ein geistliches Ansehen zu geben, mit ihrem Mann oder für denselben irgendwie zu amten, selbst soweit es einer Pfarrfrau wirklich zustehen mag, oder auch nur erbauliche Reden zu führen, war ihrem anspruchslosen, schlichten und demütigen Sinn rein unmöglich. Sich sehen oder hören zu lassen, in den Vordergrund zu treten, war überhaupt nie und nirgends ihre Sache. In der Gesellschaft bewegte sie sich zwar mit vollkommener Unbefangenheit und wußte allen Ständen gegenüber den angemessenen Ton zu finden, nie aber wollte sie irgend eine Rolle in der Unterhaltung spielen; ein treffendes Wort, eine witzige Bemerkung, selbst wenn sie sich ihr darbot, hätte sie aus Bescheidenheit kaum jemals in größerem Kreis ausgesprochen, wogegen sie sich in ihrer Herzensgüte gern zur Aufgabe machte, Bescheidene, Schüchterne, Übersehene liebevoll ins Gespräch zu ziehen und ihnen Gelegenheit zu geben, ihr Licht leuchten zu lassen. Nach dieser Sinnesart trug sie auch ihr Christentum niemals zur Schau; der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das war ihr Schmuck. Wenn das Wort recht hat, die Frau sei die beste, von der man am wenigsten rede, so traf es bei ihr vollkommen ein. Weder im guten noch im bösen, weder in weltlichen noch in frommen Kreisen kam ihr Name in den Mund der Leute. Ihr stiller, verborgener Wandel lieferte weder für einen Spiegel edler Pfarrfrauen irgend hervorstechende Züge, noch gab er den lauernden Blicken und lästernden Zungen, wie sie sich namentlich die geistlichen Häuser so gern zum Übungsfeld ausersehen, soviel wir wissen, irgend einen Anlaß, sich mit ihr zu befassen. Als sie in ihren letzten Tagen mit sich selbst über ihr Leben ins Gericht ging, da bekannte sie sich ein-

Digitized by Google

mal auch dessen schuldig, sie habe zwar Gott und ihren Heiland im Herzen getragen, aber zu wenig mit dem Munde bekannt. Andere, auch Frauen, und zumal geistliche Frauen, haben freilich ein weit glänzenderes Licht von Natur- und Gnadengaben leuchten lassen mit Wort und That. Und doch, wenn die eine christliche Frau ist, welche mit innigem Vertrauen an ihrem Gott und Heiland hängt und schlicht und recht in seinen Wegen geht, und wie durch ihr frommes pflichtgemäßes Thun, so durch ihr heiteres gottergebenes Leiden ihre Hingabe an den Herrn bethätigt, so war sie eine Christin. Und wenn die eine würdige Pfarrfrau ist, deren ebenso anspruchslose als hingebende Liebe dem Gatten im heiligen Amte jederzeit zur Stütze, niemals zur hemmenden Fessel wird, die alle die Ihrigen in Leid und Freud auf priesterlich fürbittendem Herzen trägt, die jedermann, die Nächsten wie die Fernerstehenden, durch einen stillen fleckenlosen Wandel erbaut, in welchem Demut und Liebe die herrschenden Züge sind, so war sie eine echte geistliche Frau, und etwas ungesucht ehrwürdiges, verbunden mit einer fast jungfräulichen Bescheidenheit umgab namentlich in höheren Jahren ihre Erscheinung.

Denn trotz ihrer zarten Konstitution, trotz manchem schweren Krankheitsanfall, der uns vor Jahrzehnten für ihr Leben fürchten ließ, hatte sie uns Gott immer wieder gnädig erhalten, und sie war an der Seite ihres um acht Jahre älteren Mannes allmählich ins höhere Alter eingetreten. Ihre immer blühenden Wangen, ihr ungebleichtes braunes Haar, ihr jederzeit freundliches Gesicht gaben ihr auch da noch ein jugendliches Ansehen. Zumal aber blieb ihr Herz und Geist jung; mit ihren Kindern und Enkeln lebte sie eine neue Jugend durch; von der Sorglichkeit oder gar Grämlichkeit des Alters war nichts an ihr zu bemerken; etwas wie milder Spätsommer-Sonnenschein leuchtete aus ihrem immer freundlichen Antlitz, und an ihrem 62. Geburtstag durfte einer

Digitized by Google

der Söhne*) die ihr von allen Kindern nah und fern, auch aus der Schweiz und aus Amerika zufliegenden Segenswünsche zusammenfassen in folgendes Festgedicht:

Der lieben Mutter
Charlotte Gerok, geb. Lenz,
zum 26. Januar 1856.

Was ist das für ein Botenlaufen
Heut über Berge, Land und Meer?
Was eilt vom Fuß des Hohenstaufen
Und aus dem Schoß des Schwarzwalds her?
Was fliegt im Zug der Frühlingsvögel
Vom schönen Bernerland heran?
Was schwimmt mit stolz geblähtem Segel
Durch den atlant'schen Ocean?

Gilt es die Telegraphenkunde,
Die freudenreiche Friedenspost,
Die jüngst so hell von Mund zu Munde
Die Welt durchflog aus blut'gem Ost:
Daß der ersehnte Friedensengel
Die weißen Flügel endlich hebt,
Und segnend mit dem Palmenstengel
Ob den verheerten Ländern schwebt?

Wohl ist von Freud- und Friedensboten
Auch hier vereint ein bunter Schwarm,
Doch nicht mit diplomat'schen Noten,
Nein, nur mit Grüßen, fromm und warm;
Wohl sind's willkommene Kuriere,
Die heut aus Ost und Westen nah'n,
Doch steigen drum nicht Staatspapiere, —
Gebete steigen himmelan!

---

*) Karl Gerok.

Digitized by Google

Ein Mutterherz, voll Lieb und Treue,
Das ist der heilige Magnet,
Deß milder Zauber heut aufs neue
Durch Länder und durch Meere geht,
Ein Mutterhaupt, im ew'gen Lenze
Erblühend wunderlieb und mild,
Das ist's, dem heut der Schmuck der Kränze,
Die Huldigung der Herzen gilt.

Ja wißt, Geschwister, nicht vergebens
Schreibt sie des Lenzes Tochter sich;
Drum grünt sie auch im Herbst des Lebens
An Seel und Leib so jugendlich;
Drum blühn so frisch wie Rosenblüte
Die Wangen ihr von Jahr zu Jahr,
Drum blüht ein Lenz von Lieb und Güte
In ihrem Herzen wunderbar. —

Als ich noch jüngst am Pilgerstabe
In seiner milden Thalesbucht,
Glückselig wie dereinst als Knabe,
Mein trautes Dürrmenz heimgesucht,
Da wehte ach! von Flur und Garten
Und aus dem klaren Strom der Enz,
Und von der Burg bemoosten Warten
Ein Hauch mich an vom alten Lenz!

Vom alten Lenz der Lust und Liebe,
Der uns geblüht auf jener Flur;
Ach, daß sie ewig grünen bliebe,
Doch einmal blüht die Jugend nur!
Und dennoch weiß ich unveraltet
Euch einen Mai, der ewig blüht
Und schön're Blüten stets entfaltet:
Das ist ein fromm und froh Gemüt.

Digitized by Google

Und diesen Frühling im Gemüte,
Den trägest du, o Mütterlein,
Der weht um dich wie Rosenblüte,
Der glänzt um dich wie Sonnenschein;
Drum soll mit jedem Lenz verjüngen
Sich deine holde Lenznatur,
Bis ew'ge Blüten einst entspringen
Auf einer höhern Frühlingsflur!

Der Lebensabend und Heimgang

der Mutter war von derselben Sonne göttlicher Freundlichkeit und Güte beleuchtet, wie ihr ganzer Pilgerlauf. Zwölf Jahre, vom Herbst 1848 bis 1860, hatte der Aufenthalt in Ludwigsburg gedauert. Für die Mutter wie für den Vater war es im Verhältnis zu dem früheren heißen Arbeitsfeld immerhin schon ein Ruhepoften gewesen. Die täglichen Anforderungen des geistlichen Amtes traten zurück, und besonders während der wochen- und monatelangen Abwesenheit des Vaters auf Visitationsreisen und Landtagen war die Haushaltung eine sehr ruhige und stille. Dabei machten sichs die Töchter zur Aufgabe, der geliebten Mutter jede Anstrengung zu ersparen, und sie, soweit sie irgend dieser liebevollen Tyrannei sich fügte, möglichst „in Baumwolle zu wickeln". Doch hatte die Ludwigsburger Periode noch manches angreifende, ja erschütternde Familienereignis mit sich gebracht. Zwei Töchter feierten in den weitläufigen Räumen der Prälatur ihr fröhliches Hochzeitsmahl; zwei Söhne führten ihre Bräute dort den Eltern zu. Aber in denselben Räumen auch war's, wo der zweitgeborene Sohn Theodor im Spätjahr 1848 zur Reise nach Amerika sich verabschiedete, wo er nach zehn Jahren Eltern und Geschwister wieder zu besuchen kam, und wo, nachdem er abermals Abschied genommen, im September 1858 die Schreckens-

kunde von dem Schiffsbrande der Austria, auf welcher er die Rückfahrt angetreten, zu den Seinigen gelangte. Es waren entsetzliche Tage und Wochen, von der ersten ungenauen Zeitungsnachricht an durch die schaudervollen immer detaillierteren Berichte, welche noch die Möglichkeit ließen, daß sein Name unter den wenigen Geretteten sich finden könnte, bis zu der trostlosen Gewißheit, daß wir ihn verloren geben müssen. Wunderbarer Weise gelang es, die Kunde des Unglücks von der ahnungslosen Mutter so lang fern zu halten, als noch ein Schimmer von Hoffnung war, der Bruder könnte gerettet sein und die Angst dem Mutterherzen erspart werden. Aber um so furchtbarer war dann der Schlag. Und doch gerade da bewährte sich über hoffen und erwarten der Heroismus, welcher in der körperlich wie gemütlich so zartorganisierten Frau verborgen war. Mochte der Mutterliebe ein zweischneidig Schwert durchs Herz gehen: ihr Glaube, der alles, was aus Gottes Hand kommt, als unbedingt gut und heilig hinzunehmen gewohnt war, half ihr auch diesen Schlag überwinden, und nicht nur gen Himmel blickte sie mit ungetrübtem Vertrauen, sondern auch ihr Blick in die Welt blieb liebevoll und heiter wie immer.

Nicht ohne Wehmut freilich nahm nach solchen Erlebnissen im Herbst 1860 die Familie von dem Prälaturgebäude Abschied, in welchem nur der jüngste Sohn Eduard, als Stadtvikar zu Ludwigsburg, durch die Freundlichkeit des väterlichen Amtsnachfolgers seine Wohnung beibehielt; aber doch auch mit einem tiefen Heimatgefühl kehrte man in das altgewohnte, nie vergessene und nie ersetzte Stuttgart zurück, wo nun noch ein friedlicher und freundlicher Feierabend dem Vater und der Mutter beschieden sein sollte.

Zunächst waren es frohe Veranlassungen, welche der nie rastenden Mutterliebe noch zu schaffen machten. Im Mai 1861 verheiratete sich die zweitjüngste Tochter Johanna und bezog gegenüber den Eltern eine Wohnung, von der

Digitized by Google

aus sie täglich auf Stunden oder Viertelstunden bei ihnen einsprechen konnte. Im April 1863 führte der jüngste Sohn Eduard seine Braut heim ins ländliche Pfarrhaus; für das jüngste wie für das älteste Glied in dem nun so weit verzweigten Familienkreis hatte das Mutterherz die gleiche freundlich teilnehmende, unermüdlich mitteilende Liebe, und jedes der aus acht Ehen, von vier Söhnen und vier Töchtern entsprossenen Enkelkinder trugen die Großeltern auf liebendem Herzen, wie sie denn auch bei allen Patenstelle vertreten mußten. — Zu einer eigentlichen Ruhe, wie wir sie der einst so vielgeplagten Mutter hätten wünschen mögen, kam es denn auch in Stuttgart nicht. Hatte sich auch die Haushaltung selber gegen früher sehr in die Enge gezogen — der Vater, die Mutter, die älteste, schwerleidende Tochter Luise und die jüngste Tochter Marie, die aufopfernde Pflegerin der Eltern und der Schwester, bildeten den Rest der Familie — so blieb doch auch mit den übrigen Familiengliedern ein unausgesetzter lebendiger Verkehr. In Stuttgart selber hauste der älteste Sohn, die zweitjüngste Tochter, sowie die Witwe des Sohnes Theodor mit ihrem Kinde, und die noch einzige, um sechs Jahre jüngere Schwester der Mutter, die gute, treue „Tante Ricke" mit ihrem Töchterpaar. Und für die auswärtigen Kinder und Enkel blieb auch jetzt noch das großelterliche Haus Jahr für Jahr ein lieber Sammelplatz, ein ehrwürdiger Wallfahrtsort, ein trauliches „Daheim". Von älteren Freunden des Hauses aus der früheren Stuttgarter, ja aus der Vaihinger Zeit schlossen sich die Getreuesten wieder an, die Namen Jäger, Klumpp, Schmoller, Schnurrer u. a. M. erneuerten die Erinnerung an früheste fröhliche Zeiten; jüngere Freundinnen der Schwestern kehrten fleißig ein; Arme und Hilfsbedürftige fanden allmählich wieder den Weg; man mochte kommen wann man wollte, morgens oder abends, Sonntags oder Werktags, selten traf man die Zimmer leer von Besuchenden,

und die Allernächsten mußten aus Schonung ihre Gänge ins Elternhaus beschränken lernen. Immer aber fand, wer einsprechen mochte, Sonnenschein auf dem Antlitz der Mutter, den Sonnenschein einer herzlich teilnehmenden, freundlich mitteilsamen Liebe. Ihr körperliches Befinden war ganz erträglich, ja besser als in jüngeren Jahren, besser als es die schweren Stürme, die früher ihre Gesundheit erschütterten, je hatten hoffen lassen, und manchmal dachte der Schreiber dies, wenn er das rosigblühende 70jährige Mütterlein ansah, mit stiller Rührung daran, wie er im Jahr 1833 oder 1834 bei schwerer Krankheit der Mutter Gott angefleht hatte, er möchte sie, wenns möglich wäre, nur auch noch drei Jahre den Kindern erhalten. Aus den drei Jahren waren noch drei Jahrzehnte geworden. — Größeren Anstrengungen war sie freilich nicht mehr gewachsen und wurde derselben von den Ihrigen gewissenhaft enthoben. Selbst auf die so herzlich ersehnten Besuche bei den auswärtigen Kindern mußten diese verzichten, weil jede Unterbrechung der gewohnten Tagesordnung eine Störung ihrer Gesundheit mit sich brachte. Nur nach Heilbronn, zu der ältesten der verheirateten Töchter, wagte sie noch im letzten Sommer, den die Eltern zusammen durchlebten, im Jahr 1864 zur freudigen Überraschung ihrer Kinder in Begleitung des Vaters eine Reise. Je und je ein Besuch bei Freunden in der Stadt, ein Gang in die Kirche, ein kleiner Spaziergang, zumal in den schönen Garten der benachbarten Silberburg mit seinen schattigen Bosketten und seinem lieblichen Ausblick ins Thal — war sonst alles, was sie sich und was die Ihrigen ihr zumuten oder erlauben durften. Daheim aber war und blieb sie die stillwaltende, emsig thätige, alles ordnende Hausfrau wie immer.

So kamen die letzten heißen Proben heran, in denen ihre Liebe noch bewährt, ihr Glaube geprüft, ihr Gehorsam geübt, ihr inwendiger Mensch verklärt und ihr Lauf selig vollendet werden sollte. Es kam die schwere sechsmonatliche

Krankheit des Vaters, während der sie „ritterlich", wie an seinem Grabe gesagt wurde, ihre Liebespflicht zu Ende führte, ritterlich nicht nur die Pflege des Kranken bei Tag und Nacht in ihren Händen behielt, sondern auch den inneren Kampf wechselnder Furcht und Hoffnung für das geliebte Leben bis zur stillen Ergebung in das Unabwendbare mit sich und ihrem Gott durchkämpfte. Es kam der verhängnisvolle Tag, an dem sie Witwe wurde, jene ernste Mittagsstunde des trübumwölkten 2. Juli 1865, wo in ihren Armen das Leben endete, mit dem 51 Jahre lang das ihrige verflochten war. — Doppelt ehrwürdig, doppelt heilig in ihrem Witwenstande sahen wir sie in jenem Augenblick in unserer Mitte stehen, es war, als hätte sich eine Art Glorie mit diesem gottgesandten Leid auf sie herniedergesenkt. Ritterlich hielt sie auch in dieser Stunde und hielt sie in den drei schweren darauffolgenden Tagen Stand. Mit hausmütterlicher Sorge rief sie vom Totenbett des erblaßten Vaters weg die erschöpften Kinder zum verwaisten Mittagstisch; mit ruhiger Geistesgegenwart ordnete sie nach dem Willen des Verstorbenen alles zu seinem Begräbnis; mit stiller Gottergebung und freudiger Gewißheit einer Liebe, die stärker ist als der Tod, saß sie solang es möglich war, neben seiner erblaßten Hülle, und nur einmal, als man seinen Sarg hinaustrug, drohte ihre Kraft Leibs und der Seele einen Augenblick zusammenzubrechen. — Es kam eine weitere, nicht leichtere Probe, die des betrübten Witwenstandes, wo das, was im ersten Augenblick wie ein betäubender Schlag noch unfaßbar auf ihr Haupt herabgefallen war, nun in seiner schweren Wirklichkeit, mit all seinen unerbittlichen Folgen, täglich, stündlich zu ertragen und zu durchkosten war. Aber auch in diesen sechs Monaten zwischen dem Hingang ihres Gatten und ihrer eigenen Erlösungsstunde bewährte sich die Heldenkraft, die in dieser demütigen Seele, in diesem zarten Körper wohnte. Ritterlich hat sie auch

diese Probe bestanden in der Kraft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Es war eine Zeit ihrer innerlichen Verklärung und letzten Ausreifung. Gebeugt, aber keineswegs geknickt, ging sie diese letzte Strecke ihres Pilgerpfads. Sie war ernster, stiller als sonst, aber ihre Freundlichkeit und Liebe blieb die alte. Während ihre Erinnerung in der Vergangenheit weilte, ihre Sehnsucht in die Zukunft blickte, hatte sie noch wie sonst ein helles Auge für die Gegenwart, ein offenes Herz für alle die Ihren. Die Beschäftigung mit der Hinterlassenschaft des Vaters, das Ordnen seiner Papiere, die Durchsicht der gesammelten Briefe gab manchen Anlaß, mit wehmütigen Genuß sich in die vergangenen Zeiten zu vertiefen, sie konnte mit lebhafter Erinnerung, selbst oft mit heiterer Gemütlichkeit ihren Kindern davon erzählen. Der zum Gedächtnis des Vaters aufgesetzte Lebensabriß that ihr wohl. Den Schreiber desselben begleitete sie einst nach einem Besuch, den er im Hause gemacht, vor die Thür; ich danke dir dafür, sagte sie, indem sie ihm die Hand drückte, du hast alles recht geschildert und mir viel Freude damit gemacht, nur mit einem bin ich nicht recht zufrieden, setzte sie tieferrötend hinzu, du hast mir zu viel gutes nachgesagt. — Ein Gang an des Vaters Grab war ihr liebster Spaziergang; dort hatte sie sich selbst an seiner Seite ihre Ruhestätte bestellt, und war tief erschrocken, als sie einst zu bemerken meinte, der Platz daneben werde anderweitig verwendet. Jeden Abend brachte sie ein Dämmerstündchen einsam im Studierzimmer des Verstorbenen, meist am Fenster zu, und kam dann oft mit verweinten Augen, aber immer heiter und zufrieden zurück. Ihre eigene Hinterlassenschaft aber ordnete sie nach der mit dem Verstorbenen getroffenen Abrede, und es war ihr ein Herzensanliegen, sich mit allen ihren Kindern mündlich darüber zu verständigen. Neues Testament und Gesangbuch waren ihre tägliche, besonders abendliche

Herzensnahrung, und in letzterem las sie vorzugsweise gern die Lieder vom Gottvertrauen, vom Sterben, vom ewigen Leben, z. B. „Befiehl Du Deine Wege"; „Wer nur den lieben Gott läßt walten"; „Bei Dir, Jesu, will ich bleiben", wovon sie namentlich die zwei letzten Verse von jeher liebte: „Herr, meine Leibeshütte", wo die Bitte: Herr brich sie stille ab! auch ihr Herzenswunsch war; „Gekreuzigter zu Deinen Füßen", was sie noch in ihrer vorletzten Nacht sich lesen ließ. Bei dem allem war sie getrost und heiter im Gemüt, thätig und aufmerksam im Hauswesen, teilnehmend und mitteilsam im Kreise der Ihren. Des lieben Vaters Geburtstag im November, sowie Christfest und Neujahr, zum erstenmal ohne ihn erlebt, waren freilich Tage tiefer Wehmut, erneuerten Schmerzes; dabei erregte aber ihr Gesundheitszustand keinerlei Besorgnis; in den Weihnachtsfeiertagen wurde heiteren Muts der Mietvertrag erneuert und dabei die Besorgnis besprochen, daß durch einen Neubau in der Nachbarschaft die Wohnung ihre schönste Aussicht bald verlieren möchte.

Die gute Mutter sollte nicht mehr dadurch belästigt werden. Zu Anfang Januars trat eine heftige, sehr schmerzhafte Leberentzündung ein, wie sie daran schon vor Jahren gelitten hatte. Unter der sorgfältigen ärztlichen Behandlung ging zwar der Anfall vorüber, aber die erschöpfte Natur hatte nicht mehr die Kraft zur Erholung. Früher als die Ärzte eine Besorgnis äußerten, früher als die Ihrigen den Gedanken an einen ernsten Ausgang in sich aufkommen ließen, war sie vollkommen darauf gefaßt, mutig drein ergeben, ja freudig dazu bereit. Zum letztenmal und am herrlichsten trat ihr Heldenmut ans Licht, als es dem letzten Kampf entgegen ging. Der Tod hatte seinen Stachel an diesem Sterbebett verloren, für die Sterbende selbst und beinah auch für die Ihrigen, die mit froher Erhebung bekennen mußten: wer so stirbt, der stirbt wohl! Nun erst an der

Digitized by Google

Freudigkeit, mit der sie ihrer Erlösung entgegensah, kam es recht zum Vorschein, daß sie nur noch gelebt hatte, weil sie mußte; daß ihr Herz längst drüben war in der Heimat. Aber auch da noch bewährte sich ihre bis in den Tod getreue Liebe. So schonend wie möglich suchte sie ihre Kinder auf ihr Ende vorzubereiten. Es mag gehen, wie es will, sprach sie in den ersten Tagen mehr als einmal, haltet nur fest: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Die Zukunft aller ihrer Lieben möglichst gesichert zu sehen, war ihre letzte Sorge. Besonders zärtlich empfahl sie die älteste leidende Schwester Luise und die jüngste Maria, die Pflegerin der Eltern und der Schwester, der Liebe der Geschwister. „Für Luise habe ich weniger Sorge, sie lebt ja längst mehr im Himmel, als auf der Erde; aber haltet mir Marie in Ehren, sie hat's um uns verdient," sagte sie in Thränen lächelnd. Am Freitag den 19. Januar waren noch fast alle ihre Lieben, die Schwester mit ihren Töchtern, die Kinder mit ihren Angehörigen, auch die meisten aus der Ferne, um sie versammelt. Mit jedem sprach sie noch insbesondere, jedes durfte mit einem Kuß von ihr Abschied nehmen, während sie ihre müden Arme zärtlich um seinen Hals schlang. Auch der Abwesenden gedachte sie, eines jeden namentlich, mit inniger Liebe. Am folgenden Morgen, Samstag den 20., sechs Tage vor ihrem 72. Geburtstag, entschlief sie ganz sanft und schmerzlos, während wir über ihr beteten: Christus der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!

Zwei Tage darauf, an einem milden, sonnigen Winternachmittag, wurde sie an der Seite ihres Gatten zur Ruhe gelegt. Sie hatte gewünscht, daß der älteste Sohn, oder wenn der es nicht über sich brächte, der älteste Tochtermann, an ihrem Grabe reden möchte. So sprach denn der letztere, Dekan Lang von Heilbronn, aus der Fülle eines kindlich dankbaren Herzens und traf den Kern ihres Wesens, indem er die Worte zu Grund legte: 1. Kor. 13, 13. „Nun aber

bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Und damit sie auch im Grabe noch die treuliebende und treuhütende Großmutter bleibe, nahm sie drei Monate nachher einen sechsjährigen Enkelsohn, der ahnungslos bei ihrem Begräbnis seinen Blumenkranz ihr ins Grab geworfen hatte und in der fröhlichsten Jugendblüte rasch durch eine Hirnentzündung weggerafft wurde, in ihr stilles Grabeskämmerlein mit auf.

Schon blühen nun die Blumen über dem Doppelhügel dort draußen; das Elternhaus ist nicht mehr vorhanden, Kinder und Enkel sind ringsum im Land und außerhalb Landes zerstreut, aber in den Gräsern über jenen Gräbern säuselt's, und in den Lüften über jenen Hügeln weht's, und in den Herzen der Kinder und Enkel und mancher Freunde nah und fern wird's geschrieben bleiben, wovon der Lebenslauf der treuesten Mutter ein so schönes Zeugnis abgelegt hat:

„Die Liebe höret nimmer auf!"

Aus den Tagebüchern des Knaben.

Der letzte Sommer in Dürrmenz.

Stuttgart, 1. August 1830.

Ein Bächlein klar und helle
Durchrinnt ein grünes Thal,
Heiß zittert seine Welle
Im weißen Mittagsstrahl.

Dort an des Ufers Sande
Manch stumme Hütte ruht,
Liegt träumend an dem Rande
Der einsam rieselnden Flut.

Sie schlafen hingegossen
Wie weiße Lämmerreihn,
Die Augen all' geschlossen
Dem heißen Sonnenschein.

Die Mutter ruht am Ende,
Ein stilles großes Haus,
Es schau'n die weißen Wände
Aus Rebengrün heraus.

Es ruhet weich umkränzet
Von blühender Gärten Kreis,
Die weiße Mauer glänzet
Im Mittagsstrahle heiß.

Und in dem stillen Hause
Steht einsam ein Gemach,
Es wölben um die Klause
Die Bäume ihr grünes Dach.

Drin eine Jungfrau sitzet
Mit braunem Lockenhaar,
Das Haupt in die Hand gestützet
So schön und wunderbar.

Es glühen ihre Wangen
Im Rosenpurpurlicht,
Die losen Locken hangen
Ihr schattend ums Gesicht.

Es ruht auf ihrem Schoße
Die schmucke Guitarre aus,
Die Finger irren lose
Durchs goldne Saitenhaus.

Ihr träumerisch Lied verstummet,
Ihr feuchtes Auge sich senkt,
Ein Bienchen durchs Fenster summet:
Was wohl die Jungfrau denkt?

Und neben, im luftigen Zimmer
Der Vater schlummert und träumt,
Vom goldnen Sonnenschimmer
Die grauen Locken umsäumt.

Durchs offene Fenster, umblühet
Von duftendem Rebenlaub,
In goldener Säule ziehet
Der tanzende Sonnenstaub;

Und schimmert an den Wänden
Auf manchem heiligen Bild,
Auf schwarzen, schweren Bänden
Mit staubigem Schnitt und Schild.

Und am Fenster zwischen den Zweigen
Schwebt ein weißes Schmetterlings-
paar
Mit wechselndem Sinken und Steigen
Um des schlummernden Greises Haar.

Setzt sich auf die silbernen Locken
Und schwimmet im sonnigen Duft
Hinaus durch die Blumen und Glocken
In die blaue brennende Luft.

Und drunten im sonnigen Garten,
Der neben dem Friedhof blüht,
Da seh' ich der Kräuter warten
Die Mutter, emsig bemüht.

Sie gießet das weiße Linnen,
Im Grase ausgespannt,
Der blühenden Tochter drinnen
Zum künftigen Brautgewand.

Das Antlitz ihr beschattet
Der breite stroherne Hut,
Es ruht die Hand ermattet
Von schwüler Mittagsglut.

Zum Himmel blickt mit Schweigen
Ihr glühend Angesicht,
Drei Silberwolken steigen
Ins Blaue schwer und licht.

Schon tönt's, als ob's was künde,
So dumpf von Ferne her,
Schon wogt im schwülen Winde
Das silberne Gras so schwer.

Und bald mit donnernden Schlägen
Und zuckenden Blitzen bricht's aus;
Dicht eingesponnen in Regen
Verschwindet Garten und Haus.

Des Sommers Glut ist verglommen,
Der rote Herbst ist entflohn,
Des Winters Schnee ist verschwom-
men,
Es welken die Rosen schon.

Und wieder im Geiste geh' ich
Zum stillen Dorfe hinaus,
Und wieder am Ende seh' ich
Das weiße flimmernde Haus.

Es ruhet weich umkränzet
Von blühender Gärten Kreis,
Die weiße Mauer glänzet
Im Mittagsstrahle heiß.

Doch find ich die Jungfrau nimmer
Im Stübchen von Bäumen umlaubt,
Noch daneben im luftigen Zimmer
Des schlummernden Vaters Haupt.

Auch find ich im Garten am Raine
Die emsige Mutter nicht mehr.
Es woget in silbernem Scheine
Das üppige Gras so schwer.

Doch sieh, im Friedhof daneben,
Hoch über den Gartenzaun
Drei weiße Steine sich heben,
Drauf blinkende Lettern zu schau'n.

Digitized by Google

Die blinkenden Lettern, sie sagen
Von Vater, von Mutter, von Kind,
Die in heißen Sommertagen
Wie Gräser verdorret sind.

Das Linnen, das vorm Jahre
Die Mutter im Grase gebleicht,
Es hat zum Kleid in die Bahre
Für alle drei gereicht.

Die Laute, zu deren Akkorden
Das holde Mädchen einst sang,
Sie ist mein Erbteil geworden
Und klagend ertönet ihr Klang.

Drei weiße Schmetterlinge
Umkreisen die dreifache Gruft
Und steigen mit zitternder Schwinge
Empor in die sonnige Luft.

Dichterfrühling.

27. Oktober 1830.

Singe nur einmal, o Knabe, dein erstes
Schüchternes Lied;
Morgen, was gilt es, du singest schon wieder,
Tönend umschwirren dich Lieder um Lieder,
Weißt du doch selber nicht, wie dir geschieht;
Und nur mit des Blutes purpurischer Welle
Versiegt des Gesanges melodische Quelle.

Bricht aus dem Boden der schüchternen Veilchen
Eins erst hervor:
Tausend Geschwister im schimmernden Kleide
Decken das Thal und den Wald und die Heide,
Sommerlang wechselt der duftende Flor:
Maiblümchen im Frühling, im Sommer die Rose
Und spät noch im Herbst die bleiche Zeitlose.

An Freund Fritz Köstlin.

Als Jahr um Jahr verstrich und ich nicht größer wurde.

Sonst eilt doch der Schiffer den Wellen voran,
Wenn er lenkt zum Gestade den tanzenden Kahn;
Mir nur flieht unter den Sohlen die Well',
Und ewig, ach, häng ich an Einer Stell.

(Der graue Morgen verscheuchte die Nacht
Und hat mir dies Bildchen im Ränzlein gebracht
den 6. Okt. 1830.)

27. Nov. 1830.

Das Morgenrot des 27. spielt auf diesen Blättern, während ich in der grünen Halle diese Zeilen niederschreibe. Da tritt der geschwätzige Barbier herein und fällt mit süßen Worten in Papas Lob des schönen Morgenhimmels und der strengen Kälte ein. Sie sprechen vom westlichen Rußland: Cholera, schwarzes Gespenst, vergifte mir nicht meine Morgenfröhlichkeit!

Klaggebet in böser Zeit.

10. Dezbr. 1830.

Ach wie flossen unsre Tage
Uns noch jüngst so golden hin,
Keine Thräne, keine Klage
Trübte unsern heitern Sinn.
Jedes Tages leichte Sorgen
Schliefen mit der Sonne ein,
Und zu neuer Lust am Morgen
Rief uns jedes Frührots Schein.

Aber sieh! Der Himmel dunkelt,
Alle Freuden fliehen fort,
Blutig dort im Westen funkelt
Mit dem Höllenblick der Mord.
Näher uns und näher bringet
Bleiche Pest ihr Kind, den Tod,
Und der Kriegsgott bräuend schwinget
Seine Lanze blutigrot.

Und wie wenn am falben Himmel
Schwarz die Donnerwolke zieht,
Bang der Tauben bleich Gewimmel
Nach dem trauten Dache flieht,
So enteilt mit scheuem Tritte
Jeder und bestellt sein Haus,
Unterm schwachen Schirm der Hütte
Harrend auf des Wetters Graus.

Zitternd fleucht der bleiche Zecher
Aus der Brüder trunkner Schar,
Seiner Hand entsinkt der Becher
Und der Kranz dem feuchten Haar!
Und die Harfe, die zum Feste
Eben noch so heiter klang,
Einsam stöhnt im schwülen Weste
Sie nur Seufzer leis und bang.

Und so soll sie schon verglühen,
Herr, die Erd' in deinem Zorn,
Wo noch soviel Blumen blühen,
Quillt so mancher goldne Born?
Siehe, wie dein Volk im Staube
Auf den Knieen vor dir liegt
Und die Hoffnung und der Glaube
Nassen Auges aufwärts blickt.

Ach so höre unsre Lieder,
Mächtiger Herr Zebaot,
Schau von deinem Himmel nieder
Gnädig auf des Volkes Not,
Herrlich, die Donnergewölke zerstreue
Mit der gewaltigen, göttlichen Hand,
Und von des Himmels gereinigter Bläue
Lächle die Sonne, die alte, aufs Land!

Digitized by Google

21. Febr. 1831.

Diesen Kuß zuerst auf deine gebleichten Wangen, du Gespiel meiner Seele, Vertraute meiner Tage, du mein Schatten, o Tagebuch! Lange haben wir uns nicht gesehen und hundert Dinge habe ich dir zu erzählen. Verzeih meiner Feder, wenn sie, entwöhnt der Tänze in deinen traulichen Hallen unbehilflich straucheln sollte. Seit ich das letztemal bei dir eingekehrt, zogen schwere Thränenwolken über den leisgeröteten Morgenhimmel hin, die erst nach langen, traurigen Tagen einem heitern Äther weichen sollten.

In der Nacht des 6. Dezember wachte ich an einem ungewöhnlichen Geräusch im Haus auf; Papa war schnell sehr bedeutend krank geworden. Acht trübe Wochen schlichen vorüber, ehe es besser wurde.

Nur einige hervorstechendere Scenen deute ich mit ein paar Strichen an.

In einer Mondscheinnacht flog ich auf unserem Schlitten als Elfchen herum, gezogen von Theodor und Fritz. Dann der Thränendienstag, wo wir uns unsere Christgeschenke selbst auslesen sollten! Damals entsproß die Trauerblume: „Ach wie floßen". Nun kam der Stern im Jahre, der Christtag, in dessen Morgendämmerung wir drei Altbrüder durch den tiefen Schnee zu Tante R. wallten. Als abends der Mond heraufkam, nahte die heilige Stunde. Wir sagten unsere Lieder und nun gings hinüber in den Jubelsaal. Ich hatte erhalten, was ich gewünscht: Goethes Gedichte und die Umrisse zu Faust; jedes das seine.

Zehn Tage darauf fing meine gewöhnliche Winterkrankheit an, von der ich noch jetzt nicht erlöst bin. Traurig und voller Arzneien verlief die erste Periode meiner Krankheit. In der zweiten rief mich Papa ans Bett und sprach: „Ich will dich nur erinnern, daß in acht Tagen Mamas Geburtstag ist: das schönste, was du machen kannst, muß bis

dahin geliefert werden und auch ein Gedichtchen." Mit krankem Kopf brachte ich das Lied hervor: „Sanfte Silberschwingen" und über das Gedicht wurden ein paar Frühlingsgenien hingestreut.

Der schönste Lohn dieser Arbeit war, als Mama an ihrem Geburtstag morgens zu mir an mein Bett herüberkam und mir dankte.

Dann erheiterte sich der Himmel; ich hatte angefangen zu arbeiten: sonnige, selige Tage! Goethe und Schiller unter dem Kopfkissen schlief ich, und morgens lernte ich wechselsweise aus dem einen und dem andern auswendig. Eines Morgens nach schlimmer Nacht sprach Papa zu mir: „Herr Doktor J. meint eben, du solltest das Reiten lernen, und wenn du deine Schätze aufthun willst, so habe ich nichts dagegen." Dazu war ich nun mit Freuden willig und lerne es seit zehn Tagen bei einem blondbärtigen Gardewachtmeister Raich und mit mir Theodor und drei andere. Um vier Uhr heut wird wieder mein Fuchs vor dem Thor scharren.

Und so hätte ich dir denn, mein Liebstes, erzählt, was ich seit elf Wochen versäumt habe.

Nachtgeist.

Spiritus familiaris.

6. Jan. 1831.

Mitternacht mit schwerem Tritt
Wandelt auf den Dächern,
Ruht mit Flügeln schwarz und bang
Über den Gemächern.

Und der Nachtgeist schwirrt durchs Haus
Auf den Flügelschuhen,
Leis erdröhnt ihm jede Thür,
Klingen alle Truhen.

Digitized by Google

Wie er noch so leise schleicht,
Da und dorten flüstert's,
Die Kommode hat gekracht,
In der Ecke knistert's.

Durch die Zimmer schleicht er all
Mit dem Wächterauge,
Sieht ob alles richtig sei,
Schaut ob alles tauge.

Deckt die Kindlein wärmer zu,
Schaut nach ihren Träumen,
Tummelt sich und thut sich um,
Schickt sich aufzuräumen.

Putzt den Bildern an der Wand
Rahmen und Gesichter;
Grinsen ihn die Geister an,
Sind ja sein Gelichter.

Leert die Becher, die vom Schmaus
Halbgefüllt noch stehen,
Luftger durch den öden Saal
Seine Schritte wehen.

Hat er treulich dann vollbracht
Seine Wächterrunde,
Legt der Nachtgeist sich zur Ruh
Um die Dämmerstunde.

Und so mögen denn — dies für den versäumten Neujahrswunsch — deine weißen Marmorsäulen fest gegründet noch lange Jahrzehnte stehen; nur heitere und rosige Bilder mögen durch diese Hallen gaukeln; und zieht auch manchmal ein trübes Wölkchen über den Saphir deiner Kuppel, so möge es sich bald verklären im heitern Sonnengold wie diesmal!

Digitized by Google

28. Febr.

Gottlob, ich bin wieder frei von dem trüben Raupengespinst, das mich umsponnen, und flatternd breitet der Schmetterling seine goldenen Schwingen in die blauen Frühlingslüfte. Um neun Uhr wanderte ich unter trübem Regenhimmel in die Klasse und freundlich empfingen mich meine Gesellen. Abends arbeitete ich im blauen, und dann im goldenen Zimmer bei Papa, der gestern wieder zum erstenmal gepredigt hat.

3. April. Ostertag.

Wir gingen heute morgen zum Abendmahl. Nachmittags waren wir wieder in der Kirche, wo Papa predigte. Dann sprang unter dem gewöhnlichen Jubel das Osterhäschen vorbei. Ich ging darauf mit Theodor und Luise in die Anlagen, wo es aber sehr voll und bunt war und wir kamen überhaupt mißmutig nach Haus. Ich lag nun ein halb Stündchen unter dem Fenster und ergötzte mich bald an den unten mädchenhaft plaudernden und kichernden Schwestern, bald an dem fernen, leuchtenden Gebirge, das sich tief purpurn in den lichtblauen Abendhimmel hineinzeichnete. Allmählich wurde es unten stiller; der Purpur der Berge erblaßte zum violett und dann zum fahlen Grau und auch in mir dämmerte es und mit Wehmut sah ich, daß der Tag nicht hingebracht war, wie er sollte und ich ging hinüber in mein Kämmerlein und las ein Gebet. Melancholische Töne klangen vom Klavier zu mir herüber; langsam zog das weißliche Gewölk am dunkeln Abendhimmel hin, und ich drückte die Augen ein und saß einen Augenblick schweigend; dann ergriff ich die Feder und machte mir Luft und schüttete dir mein Herz aus, du meine Vertraute.

Abendgang.

Stuttgart in den Anlagen.

14. Juni 1831.

Unter den Orangenbäumen wandl' ich längs den Silberseen,
Wo die Schwäne langsam segelnd, stolz im Spiegel sich besehn,
Wo durch blühnde Rosenbüsche holde Frauenbilder wallen,
Schmucke Reiter galoppieren durch die grünen Lindenhallen.

Ein azurner Himmel lächelt auf das bunte Märchenbild,
Ein italisch Lüftchen säuselt durch die Bäume weich und mild,
Aus den duftgen Blumenkelchen wollen Träume leis sich heben;
Nach des Tages Last und Hitze — seliges Schlaraffenleben!

1. Juli.

Heute früh bekamen wir das Thema zur diesjährigen Rede: Kolumbus. Ich habe die Heldengestalt, die mich nun einen Monat lang in immer klareren Zügen umschweben soll, bereits mit warmer Liebe umfaßt.

Badelust.

10. April 1830.

Wann kommt die Zeit, da wir nach Tages Glut
Zu kühlen gehn im Fluß das heiße Blut,
Wenn tausendfach der Abendsonne Glanz
Sich spiegelt in der goldnen Wellen Tanz!
Wie Kinder dann fröhlich,
Wie Götter so selig,
Tauchen und schwimmen in heiterem Sinn
Wir am grünen Gestade dahin. —
Selige Zeit, die ich meine!

Oft auch erhebt sich Wassergötterstreit,
Vom goldnen Regen glänzt der Nacken weit,
Der Sieger läßt nicht ab in Kampfes Wut
Und der Besiegte birgt sich in der Flut.

Fernher oft erklingen
Auf luftigen Schwingen
Goldene Töne, die selige Brust
Sie verschwimmet in Wonne und Lust. —
Goldene Zeit, o erscheine!

10. August 1831.

Heute erhielten wir unsere Reden zurück, nächsten Montag sollen sie gesprochen werden. Um 5 Uhr wallten wir wieder hinab gen Berg zum Bad, und unter dem klarsten Himmel, zwischen lichtgrünen Zweigen wandelnd, lehrte ich den Bruder Theodor den Sänger von Goethe, den er deklamieren will und ein fröhlicher Sängerchor zwitscherte darein, und so verkürzten wir uns den Weg.

Dem lieben Papa habe ich heute zwei harte Thälerchen abgewonnen, weil er mir gestern für jeden Reim wie „weichen" und „Zweigen", den ich bei Schiller fände, einen großen Thaler versprach. Das wußte ich gleich, und ich hätte ihm noch ein paar drüber zeigen können; aber „der Mann dauerte mich."

12. August.

Von 11—12 skizzierte ich an einem lieblichen Ölbilde, das mir im Kopf schwebte. Ein silberlock- und bärtiger Bramine wandelt mit einem blühenden Königssohn im goldnen Abendschein durch einen üppigen Gartenhain. — Nach dem Nachtessen liest man die herrlichsten von Goethes Blüten, den ich immer verteidigen muß.

13. August.

Endlich wieder einmal ein Abend auf dem Turnplatz und zwar ein vergnügter. Nun sind die Examina vorüber und gottlob alle glimpflich, und das beste ist die herrliche Repetition und die hübschen Auszüge, die dadurch veranlaßt wurden.

15. August.

Heute nachmittag wurden unsere berühmten Festreden gesprochen. Cleß hielt eine herrliche, nur deklamierte er zu sehr, Groß eine schöne im schönsten Sinne des Worts; an der meinigen ward allgemein Üppigkeit gelobt oder getadelt.

18. August.

Die alten Landkärtchen, die ich einst unter Herrn Dettinger gezeichnet habe und mein ganzes Portefeuille kam mir unter die Hände; ich erinnerte mich der fernen, sonnigen Tage, wo ich diese Sache alle gemacht hatte und durchlief den ganzen Ring von trübsüßer Wehmut, frommer Stärkung, emsigem Fleiß und fröhlichem Abend. Heute habe ich auch meine Rede abgeschrieben und sie, und mit ihr alle meine diesjährigen Sommerabendgänge und glühenden Träume unter meinen Sachen niedergelegt. In jedem Bild darin ist eine fröhliche Stunde, ein goldener Augenblick verherrlicht.

Sonntag, 21. August.

Am Morgen wurden die Schularbeiten beiseite gebracht; denn es hatte mich eine große Lust angewandelt, einmal wieder zu malen, und zwar an den Zechern aus Faust. Ich malte wirklich mit ungeheurer Genialität grau und rot und weiß und abermals weiß und rot und schwarz am Teufel und am Faust. Nach dem Essen ging das so fort bis zur Kirche; ich hörte von Papa eine schöne Predigt und malte dann wieder glücklich, bis ich zum Spaziergang abgerufen wurde. Es ging den Herdweg hinauf. Oben beschrieben wir rechte Winkel mit unserem Riesenabendsonnenschatten, und nun wandelten wir durch duftiges Haidekraut längs der goldgrünen Birkenhaine über die Haide bis zur Bothnanger Steige. Im Heimweg bewunderten wir die üppigen, fruchtbaren Obstgärten und kamen durchs heimliche Lilienthälchen,

wo diesmal wenigstens ein paar Millionen kleine Heuberge aufgetürmt waren. Tante Rickes Garten, den wir im vorbeigehen heimsuchen wollten, fanden wir verschlossen. Als wir zu Hause waren und schon der goldene Abendsonnenduft durch die Straßen wallte, rückte ich mein Tischchen ans Fenster und tummelte mein farbiges Wunderrößlein noch einmal wohlgemut in Goethes Schenke.

24. August.

Nach dem Essen ging ich mit Theodor auf den Schutt hinter dem Reithaus zu botanisieren. Mit glühenden Wangen irrten wir auf den weißen Schuttbergen. Die bleiche Mittagssonne lag über den träumenden Blumen; flatternde Silbersommerfalter gaukelten um ihre Kelche und eine einsame Imme summte uns hie und da am Ohr vorbei und verlor sich ferner und ferner in den schlummernden Mittagsgefilden. — Abends bei den schießenden Turnern auf der Heide, wo auch wir einigemal mitzielen durften. Ich traf das einemal die Scheibe, das anderemal in die blaue Weite.

Dienstag, 30. August.

Mit Lust und Freude sah ich heute zum erstenmal die hohe Morgensonne hinter angelaufenen Fenstern schimmern und ein leiser Anhauch der früheren Herbstgefühle durchbebte mein Herz. Später, als ich schon in den schwarzen Schulbänken vergraben war, fuhr auf einmal ein Goldblitz über mein Buch: ich sah auf und siehe da! drüben schaute das Engelsköpfchen von den schwarzen Flechten bekränzt zwischen Blumentöpfen heraus und schloß die neidischen Läden.

2. Sept.

Heute Nachmittag machte mir Papa die Freude, mich für das in jener Wette gewonnene — Schillers Gedichte

Digitized by Google

lateinisch von Feuerlein mit dem Urtext zur Seite kaufen zu lassen. — Ich lese darin mit großer Lust, muß aber gestehen, daß mich meistens die lieben deutschen Seiten so unwiderstehlich fortziehen, daß ich nicht viel auf die lateinischen hinübersehen kann.

Samstag, 17. Sept.

Um 4 Uhr, als das Wetter sich aufklärte, ging ich auf den Turnplatz, der zum heutigen Turnfest von uns gestern hübsch mit Eichenkränzen geziert worden war. Den Schwarzmann trafen wir zwar mit verbundenem beuligen Kopf: er war beim Laubholen gefallen und unter einen Karren gekommen; den Kornbeck mit blutigen Locken, es war ihm beim Laubholen ein Beil auf den Scheitel gefallen. Und als endlich um 5 Uhr Herr Professor Klumpp eintraf, saß der kleine Schwab mit einer roten Wunde im Kopf da, die er durch einen Steinwurf erhalten hatte. Das waren so die Vorzeichen. Nun wurden drei Reden gehalten. Darauf begann das Wettturnen und lief glänzend durch Reck, Barren, Höhesprung und Schwingel bis zum Klettern, das nichts besonders versprach. Eben sah ich Kreuser zu, der wacker kletterte; da that es auf einmal von der Seite her einen dumpfen Fall. Alles lief zusammen und Wolff, der gewandte, bewunderte Turner, erhob sich bleich vom Boden mit den Worten: Mein Arm ist ab. Er war von der obersten Sprosse, indem er sich mit beiden Händen auf die vermeintliche folgende schwingen wollte, herabgestürzt, und wurde nun von vier Genossen heimgeführt. K. tröstete zwar, allein das Turnfest hatte nun doch ein Ende. Übrigens ist der Bruch gottlob leicht.

Sonntag, 25. Sept.

Erste Abendmahlsfeier mit Bruder Fritz. Ein kalter, reiner, herrlicher Morgen. Mit den Lieben in der Kirche.

Die reinsten Saiten meiner Brust waren angeschlagen und ich hatte nach der Handlung Augenblicke, die, hoff ich, nicht verloren sein sollen.

Montag, 24. Oktober.

Anfang der Lektionen. Also mußten wir eben um 8 Uhr zum Durchgang marschieren. Egomet princeps lectus sum*). Von 9—12 Uhr mußte ich mich auf heute Nachmittag präparieren. So fleißig war ich in der Vakanz! Abends mit Theodor im „Tell".

Den Tell gab ein Dr. W. nicht schlecht. Die zwei ersten Akte wurden ganz schlecht gespielt; dann kam's besser, besonders wenn der männlich schöne Tell von seiner hübschen Schweizerfamilie umgeben war. Das Weib, das im Hohlweg vor Geßler kniet, hatte ein paar Kinder zum küssen; besonders das jüngere das lieblichste Engelsgesicht mit Flachshärchen in seiner niedlichen Schweizertracht; es war nicht über drei Jahre alt. Wie seine Mutter so vor dem herben Landvogt flehte, da ward dem lieben Kinde unheimlich und langweilig; das Engelein nahm die Fingerchen in den Mund und ging ganz bescheiden von der Bühne fort unter einen Felsen. Die Mutter mußte ihm nachlaufen, nahm das bange Kind, dem das Weinen sehr nahe war, auf den Arm, und es legte das Köpfchen, ängstlich umherblickend, an der Mutter Hals. — Einer solchen Szene hätte man klatschen sollen!

Samstag, 29. Oktober.

Heute Abend wird in der Stiftskirche Händels Messias wiederholt. Wieder flogen diese Nachtigallentöne durch die schweigenden Hallen hin. Wieder sank diese heilige Nacht hernieder und auf goldener Traumwolke unter der Himmel zitterndem Flötenfreudenweinen wiegten die Engel das heilige, schlummernde Kind hernieder, und drunten in den Augen

*) Ich wurde als Erster verlesen.

Digitized by Google

der träumenden Menschen zitterten tausend Freudenperlen. Und ein schlanker Himmelsbote schwebt hernieder durch die Nacht und wie Mondesstrahlen fliegen seine Glockentöne hinaus in die heilige Unendlichkeit. Und wenn er dann singt: „Sein Name heißt", da stimmen alle Himmel jauchzend ein „Wunderbar"; — dann der reine Akkord einer seligen Seele: „Er waidet seine Herde." — Und später, als die Völker gegen den Heiligen aufstehen, und die Könige sich erheben im Purpur und trotzig die schwarzen Locken schütteln und ihre Völker mit klingenden Waffen und tönenden Schilden ihnen zujauchzen und goldene Posaunenstrahlen darein schmettern: wie wallt einem das Blut in den Adern, wie tanzen die Pulse! — Und am Ende, wie reißen goldene Adlerflügel alle Seelen empor; der selige Himmel gebiert einen seligeren; die Zeit ist vorüber und das All zerfließt in ein Wonnemeer.

Freitag, 25. Novbr.

Dein Geburtstag, mein Holdchen, o Tagebuch! Ich dachte den ganzen Tag daran. Bist einmal ein Jahr alt! Gott helfe dir weiter! Du mögest grünen und blühen und immer besser werden! — Davon hab ich noch nicht viel verspürt, doch ich habe wenigstens das Jahr zweimal verlebt und habe mir seine Goldkörnchen sorgsam ausgelesen und seine Perlen schimmernd gemacht und hier niedergelegt und kann mich daran waiden, so oft mir's gefällt. — Nur immer mehr Perlen und Goldkörnchen, o Gott, und ächte! Ich lese nun bei jedem Tag, den ich hier aufzeichne, auch den vom vorigen Jahr wieder.

Sonntag, 18. Dezbr.

Da sitz ich nun und schreibe und neben spielt wieder Adolf auf der Guitarre und löst mir das Herz mit seiner süßen trauernden Melodie in wehmütige Wonne. — O, nur auch einmal wieder eine echte, kräftige Freude!

Montag, 19. Dezbr.

Gott, — wie hast du diesen Wunsch erhört! Heute um die Zeit, da ich gestern dieses schrieb, ward unser liebes Gustävchen ein Engel. Zwei Stunden vorher lief es noch munter umher, dann atmete es kurz, legte das Köpfchen zurück, öffnete sanft den Mund und war tot. Ach, draußen schien der Mond so kalt und freundlich wie sonst, und wir lagen in der Kammer weinend um die geknickte Blumenhülle.

Sonntag, 25. Dezbr.

In aller Frühe gingen wir drei, die Herrlichkeit bei T. R. zu schauen. Es war hübsch und munter. Bis Mittag malte ich noch einen greisen Feldmarschall für Bebe. Nach Tisch machten wir drei einen Spaziergang auf die Eßlinger Steige und erinnerten uns lebhaft und froh der dämmernden Kinderzeiten. Dann in die Kirche. Endlich ging auch uns in der blauen Kammer der strahlende Christstern auf. Die Kleinen jubelten; wir — jubelten auch und sahen einander an. Der gute Papa in seiner Not hatte dem Theodor Iselins altes Rom und mir für viel Geld Zerrers geschichtliche Gemälde gekauft. Doch trösteten wir uns mit dem Versprechen, sie eintauschen zu dürfen. Abends entpreßten mir die unbehaglichsten Beengungen des Atems die ersten Christtagsthränen.

1.—7. Jan. 1832.

Die ganze Woche quälte ich mich, die gewöhnliche Winterkrankheit fern zu halten. — Allein vom Samstag an mußte ich doch darauf eingehen und bin noch jetzt am 18. Februar nach manchem trüben und heitern, kräftigen und trägen, künstlerischen und ahnungsvollen Tage drin befangen. Einige Blümchen dieser Zeit will ich mir zur lieben Erinnerung hier niederlegen. — —

Donnerstag, 29. März.

Goethe ist gestorben. Reinbeck und Schwab haben mit schwimmenden Augen uns davon gesprochen und auch mich erfaßte es in Schwabs Stunde glühend und gewaltig und ein hohes goldenes Gedicht stand vor meiner Seele, mit dem ich ein paar wonnevolle Stunden Donnerstag Vormittag und Freitag am schönen Abend auf den Bergen zubrachte, und unter solchem Funkenregen, solchen Göttergestalten konnte ich mich wohl heut zweimal von einem Hündlein anbellen lassen. Und so ist denn, so Gott will, erfüllt, was ich mir letzthin so sehnlich gewünscht: wieder einmal von innen heraus etwas Goldenes, Singendes schaffen zu können.

Sonntag, 8. April.

Papa hatte mir auf morgen ein lateinisches Festgedicht für Onkel Dapp aufgetragen; es wurde jedoch von Papa als unbrauchbar zurückgelegt. Und doch kommt von weißen, goldgeschmückten Triumphrossen, gestreuten Blumen, Schneebergen, Rosenhainen und Bächen drin vor. Ich war blöd genug, nicht gleich lachen zu können.

Liebchen in Trauer.

(1832.)

Ich ging auf stillen Wegen,
Hoch auf des Berges Ranft,
Bei lindem Maienregen,
Der Donner rollte sanft.

Des Thales grüne Klüfte
In weiß und rosigem Flor
Sie dampften die schmachtenden Düfte
Zum düsteren Himmel empor.

Tief unten aus blühendem Hage
Die einsame Nachtigall
Verfolgt mit flötender Klage
Des Donners Paukenschall.

Und wundersüße Schauer
Durchbebten mir die Brust:
O Frühling in der Trauer:
Geheimnisvolle Lust! —

Ich kam zur Stadt hernieder,
Ich wußte selbst nicht wie,
Im Herzen klang noch wieder
Die süße Elegie.

Aus offnen Fenstern flogen
Klavieresmelodieen
Und Frühlingsdüfte zogen
Durch alle Straßen hin.

Da sah ich tief im Leide
So bleich und doch so schön
Im aschengrauen Kleide
Mein Lieb vorübergehn.

Und wundersüße Schauer
Durchbebten mir die Brust:
O Schönheit in der Trauer:
Geheimnisvolle Lust!

Montag, 18. Juni.

Lichtenstein.

Nach Tisch fuhren wir*) auf einem Leiterwagen dem Lichtenstein und der Ritterzeit entgegen, die ganze Gesellschaft wie eine Zigeunerfamilie auf Strohsäcke gelagert. Zuerst unter Scherzen und Lachen nach Öschingen. Dann mit einem Führer sogleich ins reizendste Albthal hinein. Der Wagen fuhr weich über den grünen Wiesenteppich hin. Ganz nah zu beiden Seiten die schönsten Berge mit saftigen Buchen dicht bekränzt, die sich in herrlichen Gruppen auf den kleinen Vorhügeln bis auf unsern Pfad heraus verloren. Um uns im Grünen kletternde Ziegen und muntere weidende Rosse. Wir stiegen aus und besteckten den Wagen mit frischen grünen Eichenzweigen, damit sie eine lebendige, schattende Laube über die drinnen bauten. —

Jetzt geht's die Waldschlucht sacht hinan,
Tief hauen in den roten Sand
Die wackern Rosse keuchend,
Ein jeder sucht sich eigne Bahn,
Ich wandle an des Baches Rand,
In nassen Blumen schleichend.

Der Waldbach rieselt dunkelhell
Auf Kieseln bald im Sonnenlicht,
Und bald in schattger Frische,
Waldglocken hängen in dem Quell
Und wuchernde Vergißmeinnicht,
Und wilde Rosenbüsche.

*) Von Osterdingen aus.

Und Falter, blau und goldgeschwingt,
Umgaukeln wählerisch den Saum
Der violetten Glocken,
Hochüber Birk und Buche winkt,
Wo aus dem Laub als wie im Traum
Die wilden Vögel locken.

Und von bebuschter Felsenwand
Schaut hoch herab das Himmelblau
In sommerlichem Brande.
Hinan! hinan! auf Bergeswand,
Da blickst du übers Waldesgau
Weit in die goldnen Lande!

Endlich traten wir, die voraus waren, hinaus auf die weite, hohe, weichgrüne Haide: ein lindes Regnen lag über der Erde, vor uns noch nichts als Steppe und milder, vergißmeinnichtblauer Himmel; aber hinter uns, durch den goldnen Regenflor in sanfter, zauberischer Sonnenbeleuchtung, die schönen laubgekrönten Häupter des Roßbergs und der andern Albhöhen, und unten aus der grünen Waldnacht arbeiteten sich Roß und Wagen hervor und der kleine Fuhrmann und die muntere Gesellschaft. Nun saß man wieder auf, und über weichen, wellenförmigen Rasen ohne Pfad nach Genkingen. Ich las in Schulzes bezauberter Rose, und niemals hat mich das Gedicht lieblicher angesprochen. — In Genkingen gab's einen Aufenthalt von einem halben Stündchen wegen Fackeln und eines Führers nach Lichtenstein.

Siesta.

Jetzt hält im Dorfe der Wagen,
So mittagsstill und leer,
Wegweiser will man erfragen,
Frägt emsig hin und her.

Digitized by Google

Mein Schwesterlein Louise indessen
Und ich, in guter Ruh,
Sind auf einen Stein gesessen
Und schauen der Zeit so zu.

Die Düngerhügel spielen
Pfaufarben im Sonnenschein,
Die Hühner scharren und wühlen,
Die Hähne sich brüsten und schrei'n.

Und mit Hühnern und Schweinen gepaaret,
Spielen im Sonnenschein
Rotbackig und silbergehaaret
Schmutznasige Engelein.

Die Hemdelein umgebunden
Erreichen die Kniee nicht,
Die Gliedchen, die rosigen, runden,
Schau'n schelmisch ans himmlische Licht.

Jetzt geht es im Sonnenschimmer
Zum kotigen Dorfe hinaus.
Die Kindlein spielen noch immer
Dort hinter dem weißen Haus.

Ich saß indeß mit Louischen auf einem Stein und schaute träumerisch zu, wie der warme Sonnenschein auf einem Düngerhaufen, in Regenbogenfarben schimmernd, spielte, und die Hähne und Kinder krähten.

Endlich hatten wir, dank den Bemühungen eines entschiedenen Gemeindepflegers, den M. von seinem Fenster heruntergeschrieen, Fackeln und einen neuen Führer, der uns abermals über weiches Wiesenland gen Lichtenstein geleitete; ich dachte im Fahren über mein Gedicht weiter und hier ward mir die reizendste Vision vom goldgrünen Abendmeer und den Blumeninseln und dem Wunderkind, die ihr einst vielleicht in schönen Stanzen lesen mögt. — Nun ausgestiegen, schnell noch durch einen lustigen Hain, — hinter

uns Wetterwolken — und von hinten ans Försterhaus; mit eingedrückten Augen, um nichts vorher zu naschen, über die Zugbrücke hinaus in den hellen Saal, an die Fenster und nun —

Da lag sie, die Zauberlandschaft, im mehr und mehr sich klärenden Abendschein, von den reichen Waldeskronen, die um den Fuß des Schlößchens rauschten und dreihundert Klafter tief an den Felsen sich hinunterzogen, bis wo tief unten im grünen Thal das Dörfchen mit seinen niedlichen Häusern zwischen Blumen und Gebüsch in der Vogelperspektive schimmerte, hinüber an die graue waldbewachsene Felsenwand, und links hinaus das weite gesegnete Land mit seinen grünen Angern und lachenden Dörfern und den silbernen Bändern der Bäche, und den Bergen und Fruchtfeldern, und der Achalm in der Mitte, wie dem Wächter des Thals, und noch weit dahinter, fern und ferner wie ein goldener See, bis es mit den schimmernden Wolkenbergen verschmilzt.

Nachdem so fürs erste die Augen gelabt waren, ging's auch an die Kehlen, und die Leute brachten uns Wein, „purpurn und kristallenhell", wie Burgunder und Rheinwein: der war sauer, und dafür brachten sie uns keine freundlichen Gesichter, sondern auch saure, also

„Sauren Wein und saure Gesichter".

Schwab sagt: „Und als vergangen hundert Jahr, ein Menschenfeind auch droben war."

Um so freudiger zog's uns wieder ans Fenster: die Abendsonne war hervorgetreten: die Waldvögel jubelten und flöteten, Falken und Habichte badeten sich im Abendgolde, das die Baumkronen und die Scheitel der Wälder verklärte und die Riesenschatten der Berge klar ins grüne Thal hineinzeichnete. Indes kam unser Führer mit den Schlüsseln zur Nebelhöhle: siebenmal sprang ich noch ans Fenster und warf der Landschaft einen trunkenen Scheideblick zu; und nun ging's durch Wies' und Wald zur Nebelhöhle: die Wetterwolken hatten sich nicht verzogen, sondern, wie es oft

solche himmlische Abende giebt, in einen goldenen Duft ganz aufgelöst. — Mit zwei Führern und acht Fackeln traten wir ein in die Nacht der Unterwelt, Karl führte das zagende Louischen. — Die Hallen wurden höher, die Nacht mächtiger; sonderbare Märchengestalten schienen im blutroten Schein der vorüberwehenden Fackeln aus den Steinwänden hervorzutreten und wieder zu verschwinden; dort fern in einer andern Halle kletterte eine Partie wie Gnomen schwebend im roten Nebellicht ihrer Fackeln die Felsen hinan, einzelne verlorene Sangestöne schallten herüber — wir wandelten über Brücken: das Wasser unten schimmerte purpurn im Widerschein der wandelnden Feuer, aber bis hinauf ans Gewölbe reichte nicht ihr Schein, flogen ihre Funken nicht, oben, unten, in der Ferne unergründliche Nacht. Den riesigen Bärenwächter hab' ich gleich gefunden, auch die Kanzel, den Altar, die Ritter haben wir gesehen: es war alles sehr gut, aber ich hab' mir's noch großartiger, noch zauberhafter vorgestellt. — Also vorsichtig über den schlüpferigen Boden hinaus, wo uns der Tag seinen blauen Lichtstrom die Treppe herabsendet. — Nun war unser Unstern aufgegangen. — Um halb acht Uhr traten wir hinaus in den freien Wald, aber wie wir an der Waldecke ankamen, wohin wir unseren Fuhrmann bestellt, war weit und breit keine Seele zu sehen. Das Abendrot verglimmte am Himmelssaum, Totenstille auf der waldumkränzten Haide, nur daß die Grillchen im feuchten Grase zirpten und ein einsames Waldvögelein in den Zweigen klagte; Theodor besteigt eine kleine Höhe: „doch so weit er auch spähet und blicket, und die Stimme, die rufende, schicket“, nichts läßt sich sehen und hören; man hört Seufzen unter der trostlosen Gesellschaft, der treue Führer wird nach Lichtenstein zurückgeschickt, zu sehen, ob dort vielleicht der Fuhrmann sich im Lauf verspätet. Eine Stunde war so verflossen, wir wandeln indes durch die feuchten Wiesen langsam Genkingen zu, da hören wir plötzlich hinter uns ein fernes Gerassel,

wie Wagengerassel und Hallorufe, und siehe! durch die Dämmerung kam der Bursch im Galopp heruntergejagt: er hatte uns am falschen Ort erwartet und endlich war ihm die Zeit zu lang geworden. Wir murrten nicht, man setzte sich ein, in der Überzeugung, nun dem Unstern seinen Tribut bezahlt zu haben. So ging's bei bleichem Sternenschein leidlich fort bis Wilmandingen, denn in jedem Falle wollten wir statt des vorigen, für die Menschen zwar, aber für die Tiere gar nicht romantischen Weges, einen mäßigeren und korrekteren wählen. Halb träumend fahren wir ins Dörfchen ein; der Nachtwind wehte uns mit kühler Schwinge um die Stirn; wenige Lichter glimmten noch im stillen Dorf. Man hält vor drei hellen Fenstern eines Eckhauses, und als wäre ein Feuerwagen angerasselt, erhebt sich beinahe die sämtliche Reisegesellschaft von den Sitzen und ruft mit Macht zu den Fenstern hinauf: He, ihr Leute! aufgemacht! macht ein wenig auf! Die droben, etwas harthörig, schmeißen endlich 's Fenster auf, wahrscheinlich in der Meinung, es sei wenigstens Feuer oder Sturm vor der Thür. „Wo geht der Weg nach Ofterdingen?“ ruft die Gesellschaft etwas beruhigter und nicht ohne einige Satisfaktion hinauf. „Nur immer rechts“ und 's Fenster zugeschlagen. „Nur immer rechts,“ tönt's in der Gesellschaft; der Fuhrmann fährt nur immer rechts. Als man endlich immer rechts fahrend das lange Dorf draußen ist, geht der Wagen schwerer, also muß es eine Steige hinaufgehen. Man steigt aus. In einzelnen Gruppen, zweifelnd, ob wir auf rechtem Wege seien, ging man neben dem ächzenden Wagen die steinbesäte Steige hinauf. Endlich wird der Boden weich und feucht; der Weg hört auf, wir sind oben auf einer weiten, öden Weide, nur vor uns gewahren wir im tiefen Nacht-Elfendunkel einen finstern drohenden Waldsaum.

„Wir sind verirrt,“ hallt's trostlos von Ohr zu Ohr. Man muß umkehren. Papa seufzt laut und jammert leise;

Louischen wehklagt; der Fuhrmann treibt weinend seine totmüden Rosse wieder die Steige hinab. — Während wir so das bei jedem Schritt aufschreiende Louischen in der Mitte, wieder zum Dorf hinabstiegen, wird ausgemacht: Papa und das halbkranke Mädchen müssen in Wilmandingen übernachten, wir andere nehmen einen Imbiß, erwarten den Mond nach Mitternacht und fahren dann heim. Endlich sind wir wieder unten im schlummernden Dorf; Theodor klopft den Nachtwächter aus dem Schlaf; der kommt heraus, sieht verstört aus, erschrickt, spricht: wie er uns vor einer Stunde in Nacht und Nebel auf die verrufene Viehweide habe hinauffahren sehen zu den Erzgruben und Holzrutschen, habe ihm und seinem Weib geschaudert; er hatte uns für einen Geisterwagen gehalten, für eine Schar Schatten oder stillwilder Wahnsinniger, die Zerschmetterung suchten u. dgl. Kurz, wir segneten uns und ließen uns zum besten Wirtshaus führen. Da war kein Licht und kein Laut, wie wir zu Hauf' angezogen kamen. Der Mann klopft mit einem Rüthlein an den Laden: „Kronenwirt, wach auf! es sind Fuhrleut haußen und eine Schar Leut, die wollen bei dir herbergen!" — Drinn alles still. Es wird stärker geklopft und gerufen — drinnen noch kein Laut. Inzwischen zieht man vors benachbarte Schulhaus, dessen Lehrer einst in Papas Sprengel war, und klopft und rumort auch hier. Endlich erscheint eine träumende Gestalt am Fenster. „Grüß dich Gott, Möhrle!" ruft der M., „ich bin der M. und dies ist der Herr Dekan Gerok." „So — so," sagte der am Fenster, der zuerst meinte, er träume wirklich noch, dann: Mutwillige äffen ihn; endlich, als der Papa auch seine Stimme erhob, erwachte er und versprach, sogleich zu Gruß und Hilfe da zu sein. Indes vernahm man auch im Wirtshaus ein dumpfes Gepolter und sah bald darauf das tröstliche Aufblitzen des Feuersteins; ein junger Mann erschien in der Thür und hielt die Laterne in die Nacht

hinaus, daß ihm der Schein des Lichts ins Gesicht und aufs weiße Hemd fiel und nun zogen wir hinauf in die niedrige Wirtsstube, lagerten uns um den Tisch, bestellten Wein und warme Suppe; die Wirtsleute liefen noch wie im Traum umher. Nun kam Herr Schulmeister Möhrle herüber, hörte unsere tragikomische Geschichte, brachte frische Strümpfe und trockene Schuhe für die nassen Füße und bot Papa und Louischen ein Nachtlager an, was mit frohem Dank angenommen wurde. Bald kam Wein, Suppe und der Herr Schultheiß und nun erblühte mitten in der stillen Nacht und unserer trostlosen Lage ein heiteres lustiges Leben um den lichten Tisch und die funkelnden Gläser. Um 1 Uhr kam der Mond und wir waren gestärkt. — Fritz wollte wegen zu nasser Füße im Wirtshaus übernachten. Wir übrigen nahmen nun von unseren drei Leidensgefährten, den freundlichen Wirtsleuten und Herrn Möhrle, der Blume der Gastfreundschaft, Abschied, setzten den Nachtwächter, der sein Amt mit Freuden vergaß, als Wegweiser auf den Wagen und fuhren in die mondhelle Nacht hinaus. Bald kamen wir an die echte Steige, die wir hinunter und dann hinauf mußten. Seufzend knarrte der Wagen im schaurigen Dunkel den engen, steilen, gewundenen Hohlweg hinab zwischen ungeheuren schattenden Felswänden, nur hoch oben schimmerte der bleiche Mond auf den schwarzen Fichten, die ihre Zackengipfel bekränzten. Endlich waren wir unten auf gutem Wege. Der Führer verließ uns und nun ging's zwischen monddurchstrahlten Kirschenalleen und weißen schimmernden Dörfern hindurch wacker der Heimat zu. — Mit hellen frischen Augen blickte ich, während die andern um mich schlummerten, in der Zauberlandschaft umher:

„Die Kirchenfenster schimmern,
In Silber wallt das Korn,
Bewegte Sternchen schimmern
Auf Teich und Wiesenborn:

Im Lichte weh'n die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.“

„Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen
Dort unter Blumen schäumt,

Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.“

Nur in Thalheim, als wir eben unwissend wieder der Welt Ende zufahren wollten, rettete uns noch einmal ein Nachtwächter, der uns anrief. —

Gegen drei Uhr war's, als wir vor'm Pfarrhause vorfuhren. Der Großpapa schlief, die andern waren noch wach; ihre stürmenden Fragen beantworteten wir fürs erste mit mystischem Schweigen und nachdem wir mit M. eine frugale Suppe eingenommen und er sich entfernt hatte, gingen wir mit Karl auf sein Zimmer, wo wir uns noch an Schinken und andern Leckerbissen erlabten, und während wir noch fröhlich bei den Bechern saßen, flog's auf einmal rosenrot über den Himmel und auf unsere Gläser, in denen eben noch das Mondlicht geschwommen war, funkelte Morgenrot. Nachdem wir so das erstemal gesehen, wie sich Nacht und Tag vermählen, beschlossen wir sogleich einen Morgenspaziergang, und unterwegs fiel uns allzumal plötzlich ein, die Wege, die wir vor ein paar Stunden im Mondschein durchflogen, nun auch im Morgentau zu durchwandeln und den Kaffee in Wilmandingen zu trinken. Wir kehrten noch einmal um, zogen uns besser an und machten uns auf den Weg. Aber indem wir so Mössingen zuwandelten, fielen uns die Augen im Gehen zu und unser romantischer Entschluß zerschmolz in einer Chokolade, die wir im Schwanen zu Mössingen tranken. Wir wanderten nun nach Ofterdingen zurück, warfen uns aufs Bett und erst mittags um 11 Uhr weckten uns, soeben angefahren, Papa, Louise und Fritz.

5. Juli.

Das Baden hat wieder angefangen. Ich suche mir gegenwärtig auf Schmids Anregung ein schöneres, wenigstens geistreicheres Gesicht anzubilden.

7. Juli.

Härlin brachte mir Jean Pauls Flegeljahre. Mit Entzücken begann ich sie zu lesen, diese Seelen-, Blumen-, Sternenmalerei. Und ist's denn nicht meine Natur, nur idealisiert, die hier endlich auch ihre dichterische Weihe empfängt in Gottwalten? Ist einem nicht der kleinste Zug aus der Seele gestohlen? Darum meine ich auch bei diesem Buch mehr als bei jedem andern, ich habe es geschrieben. — Heute vor'm Jahr schrieb ich auf: Von Jean Paul bin ich entzückt, seine Sprüche sind Göttersprüche.

Donnerstag 12. Juli.

Den Jean Paul haben sie mir genommen, ehe ich ihn ausgelesen. Lieber einem ein Buch gar nicht leihen, als die Blume, wenn sie halb im tiefen weichen Herzen angewachsen ist, wieder herausreißen!

Sonntag 15. Juli.

Ein Morgenbad ist doch noch köstlicher als ein Abendbad. Die Sonne hängt klein aber unanschaubar in ihrem silbernen Ährenkranze am blauen Himmel über der grünen Wassertiefe; ein frischer kräftiger Morgenwind treibt scherzend die rollenden Silberwellen zurück und blättert die silbernen Rückseiten der wehenden Weidenzweige auf, hinter denen die auf den Wellen schwimmenden Sonnenblitze wie spielende Lichtwürmchen durchschimmern; der Rosenstein, sonst braunschattig im goldenen Himmelsfeld, glänzt lichtweiß mit seinen heitern besonnten Säulen im blauen Azur; keine träumende Abendstille, sondern eine heilige bräutliche kräftige Morgenstille von den duftigen Himmelsgrenzen bis aufs goldbesonnte Gras; die Kühle schmückt sich mit Wärme, nicht wie abends die Wärme mit Kühle, und man erquickt Herz und Leib für den langen Tag.

7. November.

Und so war denn dies das letzte Wort, das ich hier schrieb im ersten Abschnitt meines Lebens. Denn nun sitz ich als Student an meinem Pult in Tübingen. Die Ausarbeitung meiner beiden Reden, der ersten, die ich in heitern Sommernächten in den Sternen las, und der zweiten lateinischen, die mir namentlich die schönen Landexamenstage raubte, und die Vorbereitung aufs Examen — dies alles hinderte mich anfangs an der Aufzeichnung schöner Tage und seliger Stunden und trennte mich am Ende fast ganz von meinem nach innen hineinblühenden Blumenleben. Und als endlich all dies glücklich überstanden war, da warf man sich, froh der neuen Freiheit, in die Freuden der Ferien und ich war schon zu weit entfernt von jener frommen Sitte der Aufzeichnung, um jetzt zu ihr zurückzukehren. Von neuen herrlichen Tagen in Backnang hat Ein Gedicht eine Szene für alle verherrlicht.

Von dort kehrte ich nach Stuttgart zurück, löste, kälter als ich je geglaubt, einen der tausend goldenen Fäden, die mich an diese liebe Heimatstadt geknüpft hielten, nach dem andern, reiste mit den Eltern und Geschwistern auf ein paar Tage nach Ofterdingen, dann führten sie mich hieher und leichter als ich gedacht, habe ich mich an meine neue Heimat gewöhnt.

Aber ein Tagebuch kann ich nicht entbehren, sonst verlischt mir das letzte Fünkchen poetischer Glut und das letzte sentimentale Blümchen ergreift die Versteinerung, das hab' ich in diesen Tagen wohl gefühlt. Darum sei's mit Gott aufs neue begonnen. Der Stoff, meine ich ja, sollte sich häufen.

Aus den Papieren des Studenten.

Motto:
„Gerne hätt ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben."
Goethe.

20. November 1832.

Ein rotes Tulpenblatt hängt mir noch vor den Augen, während ich dieses schreibe. Ich habe am Fenster einen Sonnenaufgang gesehen. Zuerst ein lichtgoldner Punkt über dem Gebirge; dann tauchte die Sonne schon hell empor; kurze rote Strahlen tanzten um ihr unanschaubares Antlitz; Kinderwonnen flogen in mein Herz, wie kleine lächelnde Engel auf Schmetterlingsflügeln. Jetzt schoß sie goldblitzend zwei glühende Fühlhörner das Gebirg herunter bis in meine Augen. Das Wasser, das neben mir zum Fenster hinausgegossen wurde, rieselte als purpurnes Gold das Dach hinab, und der Hauch aus meinem Munde flog als roter Opferrauch zum Himmel empor.

Nachts um 9 Uhr, als ich Durst hatte, füllte ich mir ein Glas mit Wasser, beugte mich zum Fenster hinaus in die Nacht, hob es hoch empor zum funkelnden Sternenhimmel und trank es zu den stillen ewigen Sternen. Ich hatte dafür auch Nachts die anmutigsten und entsetzlichsten Träume.

Digitized by Google

22. Nov.

Ich sehe, das Dichten und Philosophieren geht leichter Hand in Hand, als ich gedacht habe. Dieser Tage das Guitarrespielen angefangen.

Tübingen, Stift, Stube Hohenheim, 23. Nov. 1832.

Liebste Eltern!

Ein Brief von Haus ist mir allemal ein Fest und ich hätte mich kaum enthalten können, den Ihrigen schon gestern zu beantworten, wenn ich nicht heute noch mehr Stoff hätte sammeln wollen. Es geht mir mit Ihren Briefen, wie zu Hause mit den meinigen; ich kann keinen unbeantwortet lassen; ehe ich mir versehe, fliegen mir allemal wieder ein paar solcher Seifenblasen der Heimat zu. Den köstlichen Gugelhopfen verzehrte ich sogleich aus dem Stegreif und aß mir ordentlich einen kleinen Schweiß; mit dem zarten Bisquit will ich noch ein paar Tage lang Papas Geburtstag feiern.

Wenn die Kinder nicht wissen, was ich Abends thue, so sag ich ihnen, daß ich um 7 Uhr wie die Kleinen zu Nacht esse. Geröstete Erdbirnen und Leberwürste am Samstag Abend sind das allgemeine Stiftsleibessen. Dann sind bis 9 Uhr Freistunden. Hier ist entweder auf der Stube schöne Musik; der eine spielt Klavier, der andere geigt, der dritte und vierte singt, und beiläufig gesagt glaube ich, daß diese Beschäftigung mit der Musik Ursache ist, daß durchaus kein roher, sondern ein recht feiner Ton auf unserer Stube herrscht. Ein andermal lese ich oder gehe auf der Stiftsaltane, wo es um diese Zeit sehr romantisch ist, spazieren oder mache ich Entdeckungsreisen in den vielverschlungenen, matt beleuchteten Gängen des Klosters wie ein wandelnder Mönchsgeist und erschrecke vor meinem eigenen Schatten, oder wird wie gestern Abend von einem Repetenten deklamiert;

kurz, Langeweile giebt's nicht. Hätte ich meine Guitarre hier, so könnte ich das Guitarrespielen bei einem Stubengenossen lernen; dann wäre unser Orchester erst recht zauberhaft und vollklingend.

Seit ein paar Tagen haben wir nun das Thema zum Aufsatz erhalten, der auf einige Zeit dem Studium eine ganz bestimmte Richtung geben wird. Der holde Christtag wird mich zu fleißiger Arbeit anspornen; denn nur wer den Aufsatz abgegeben hat, erhält Reiseerlaubnis. Überhaupt will jetzt wieder die rechte Kinderchristtagsfreude bei uns einkehren, besonders wenn wir Abends im Kollegium sitzen, jeder sein Lichtlein vor sich, und die hundert Lämpchen ganz christtäglich zusammen brennen. Dann tritt Repetent Strauß als ein großes (Anti-) Christengelein auf den Katheder. Dieser, der den Plato liest, und Repetent Pfitzer bringen viel Leben in uns und sind die Lieblinge der Jugend. Pfitzer hat unsern philosophischen Lokus, dem dann von Zeit zu Zeit eine Disputation zwischen zweien angefügt wird.

Mehr könnte gearbeitet werden, wenn ich Abends nach 9 Uhr aufbliebe und Morgens vor 6 Uhr aufstände; ich hab mir's auch schon oft vorgenommen; wenn's aber drankommt, denke ich allemal: der Mensch ist jetzt im besten Wachsen; laß ihn schlafen; es könnte ihm etwas am Leibe schaden.

Seit einigen Tagen haben wir Morgens vom Fenster aus die herrlichsten Sonnenaufgänge, die ich dann geschwind zwischen das Arbeiten hinein verschlinge.

Doch zu lange schon habe ich gezögert, zum zweiten Teil dieses Briefs überzugehen, nämlich zum Schlusse; denn es bleibt mir kaum soviel Raum übrig, alle, alle herzlich zu grüßen und mich in der gehörigen Entfernung mit kindlicher Hochachtung zu unterschreiben

Ihr

gehorsamster

Karl.

8. Dezember.

Für mein Tagebuch müssen eben meine Briefe und Gedichte gelten. Aber das herrliche, durchsichtige, dunkelglühende Abendrot, das, als wir heut Abend aus der Schenke in die kalte Nacht heraustraten, wie ein sanfter Purpursee über den Himmel ergossen, um die schwarzen Türme und Dächer und um die dunklen Berge floß, und woraus der einzige, große, silberne Abendstern grünstrahlend hervorblinzte, dies muß aufgezeichnet werden.

Späthterbstgang.

Tübingen, 13. Dezember 1832.

Jetzt schreit ich hinüber
Den zitternden Steg,
Da unten strudeln
Die Wellen hinweg.

Die grünen Wellen
Im Silberschaum
Sie rauschen und schwellen
Als wie im Traum.

Ich schleich am Bache
Im feuchten Hain,
Das Weidengestrüppe
Es spinnet mich ein.

Dort fliegen die Tauben
Wohl über das Dach,
Und ferner und ferner
Schon rauschet der Bach.

Auf einsamem Anger
Im Nebel allein
Da wandl' ich verhüllet
Ohn Ende feldein.

Es wiegt mich der Nebel
Auf riesigem Arm,
So selig alleine
Mit meinem Harm.

Die Welt liegt so ferne
Was kümmert sie mich,
Wir halten zusammen,
Mein Herze und ich!

Januar 1833.

Dem Malchen habe ich die Geschichte von der Nuß geschrieben, und nun gleich von Bebe und Hannchen Bestellungen auf die Geschichte von den gespannten Hosen und dem kleinen Mädchen im großen Saale erhalten.

Heckenröschen.

27. Mai 1833.

Eilt ich durchs Gebirg am Morgen,
Sah ein Röschen an der Hecken,
Halbgeöffnet, holdverborgen,
Wollt es auf den Hut mir stecken.

Sorgsam aus den Laubgegittern
Brach ich das bezweigte Röschen;
Aber ach, vom rauhen Schüttern
Schen zerfiel das zarte Weschen. —

Dieses blühende Geschichtchen
Wollt ich wiederum mir pflücken,
Duftig Röschen, zart Gedichtchen,
Sollt es mir den Busen schmücken.

Doch die zartgewohne Krone
Mußte wieder mir zerstieben,
Und mir ist zum Lohn und Hohne
Zweiglein nur in Händen blieben. —

Frühlingstrauer.

Tübingen, Mai 1833.

Wie blütenschwer die bunten Gärten prangen,
Wo feuchte Hyazinthendüfte kühlen,
Die Nachtigallen süß in Tönen wühlen,
Vom blühenden Syringenbusch gefangen!

Doch einen düstern Himmel seh ich hangen
Ob all den heitern Frühlingsminnespielen,
Und nur verstohlen selig unterm schwülen
Gewitterdach die blühnde Erde bangen.

So bunter Gärten reiche Blumenfülle,
So schwarzer Wetter ahnungsschwere Stille,
Ein Maientag, so wonnevoll und trübe;

Welch wunderbar Gemisch von Lust und Trauern,
Von bangen Seufzern und von Wonneschauern —
Das müssen deine Leiden sein, o Liebe!

3. Juni.

Die alten schönen Tage kommen wieder. Ich werfe der Sonne Blumen nach und feßle mir, was ich Schönes finde, in Farben oder Tönen.

10. Juni.

Jetzt hat der Sommer wieder sein blaues Atlaszelt über die glühende Erde aufgeschlagen. — Bei solchem Himmel und solcher Erde kann ich mich auch nur zu wenig um die 400 Soldaten kümmern, die gestern gegen uns Studenten eingerückt sind, während ich mich im Anfang des Frühlings bei trübem Wetter so innerlich freudig-zitternd aus Scherz mit in den revolutionären Taumel stürzte; — so wie wir als Kinder, wenn wir bei einem Regen unter der Hausthür standen, mit hüpfendem Herzen geschwind über die Straße unter des Nachbars Haus und wieder herüber liefen, bis die Mutter oben herausrief.

Mein Tagbuch schießt auf wie Blumengras.

1. Juli.

Und so scheint es, mit meinem Leben wolle es ein frühes, stilles und ruhmloses Ende nehmen. So war es denn ein schöner Kindertraum, daß ich mit einer Jugend voll freudiger Kraft und goldnen Glücks, mit einem Mannessommer, segenvoll wirkend im schönsten Beruf, behaglich glücklich im Schoß einer aufblühenden Familie, mit einem kräftigen, gesegneten Greisenalter einst mich an die alten, ehrwürdigen Familienbilder der Großväter würdig anschließen und das glückliche Leben des geliebten Vaters, das für mich immer in so goldnen Farben brannte, in mir erneuern dürfe!

Aber ist es so über mich beschlossen, dachte ich heute, da ich zwischen den üppigen Gärten und blühenden Feldern schweifte, o möchte dann meine entfesselte Seele nicht sogleich hinaufgenommen werden, sondern die Wunder der Erde zuerst entsiegeln und selig saugend und genießend um die liebe, blühende Erde schweifen dürfen und auf kühlen, rosigen Abendwölkchen schwimmen über das blühende Thal und als lindes, erheiterndes Lüftchen um die Wangen teurer Menschen spielen und lächelnd und unsichtbar durch die fröhlichen Kinder wandeln und in heimischen Kindheitswinkeln träumen — bis alle die Lieben, eine schöne Kette junger, blühender Seraphe sanftumschlungen in die göttliche ahnende Dämmerung einer neuen, seligeren Welt emporgehoben werden.

Der kranke Student.

(erst 1842.)

Da reiten die muntern Gesellen
Im blitzenden Sonnenschein
Am Fenster vorbei in den hellen,
Den goldenen Frühling hinein.

Noch tönt durch die Pappelalleen
Der Hufe mutiger Schlag,
Ich kann sie vor Sonne kaum sehen:
Kameraden, fröhlichen Tag!

Muß krank am Fensterlein liegen
In der warmen, schmeichelnden Luft,
Trink bang nur in keuchenden Zügen
Des Maies berauschenden Duft. —

Mein Herze, was soll doch dies Schlagen?
Möchtest auch so fröhlich hinaus,
Noch einmal, wie in schöneren Tagen
Mitjubeln in Saus und in Braus?

Noch einmal die Lieder mitsingen
In himmelanstürmender Lust,
Und kannst kaum den Odem erschwingen,
Du matte, verblutete Brust!

Noch einmal in durstigen Zügen
Mittrinken den goldenen Wein,
Statt löffelweis dich zu vergnügen
An den braunen, bittern Arznein!

Noch einmal mit den Genossen
In Gottes weitblauender Welt
Hinjagen auf brausenden Rossen
Durch den Wald und das grünende Feld! —

Nur stille, mein Herze, dein Pochen;
Es bleibt ja dir aufgespart,
Mit den Freunden in wenigen Wochen
Noch Eine, noch Eine Fahrt.

Sie kommen, dich festlich zu holen,
Sie sammeln gar ernst sich am Thor,
Schwarz alle vom Scheitel zur Sohlen,
Am Arme den Krepp und den Flor.

Sie empfangen dich stumm an der Schwelle,
Die Klageposaunen voran,
Zur Seite die Trauermarschälle
Zieht stattlich der Wagen die Bahn.

Sie stellen am Grabe dich nieder,
Sie senken dich langsam hinab,
Sie singen das letzte der Lieder
Dir traurigprächtig ums Grab.

Dann ziehn sie zum Trauerbankette,
Da wird dir ein Glas noch gebracht,
Du aber im einsamen Bette
Schläfst draußen die erste Nacht. —

2. Juli.

Die Engel müssen auch eine Kindheit haben, sonst wären sie nicht selig.

In Schellings göttliche Ideenwelt möcht ich noch einen Blick thun. Professor Fischer, der herrliche Junge, spricht ja mit apostolischer Begeisterung von dem neuen Plato.

Einen Brief von Haus erhalten. Die teure Mutter immer noch krank. Ach, ich sehe sie liegen, die liebe Kranke, in der grünverhangenen Kammer, wie sie immer noch das Hauswesen leitet und die Kinder leise spielen und der Vater liebend besorgt oft herunterkommt und nachfragt. Erhöre unser Flehen, Herr unser Gott, und laß die Teure bald wieder gesund und blühend hervorgehen und Leben und Freude unter dem trauten Kreis verbreiten!

5. Juli.

Immer noch, auch bei trübem, feuchtem Wetter, mache ich meine stillen Morgengänge durch fruchtbares Thal und Gebirg, bergauf und ab, wo in den Gärten Rosen und Ilgen stehen und blühende Mohnfelder ihre weißen und hellroten Rosen im leisen Morgenhauch wiegen und Gartenblumen verloren und verirrt selbst außen vor den Zäunen am Weg unter üppigem Unkraut blühen; wo stille Cyanen in dem wogenden, sich vergoldenden Korn stehen, saftige Erdbeeren an felsigen Abhängen im Schatten der Gebüsche glühen und wuchernde Vergißmeinnicht in klaren Bächen sich spiegeln, wo Klee und Hanf und Kartoffeln blühen und mich eine blaue Kartoffelblüte heute plötzlich mit süßem Schwindel in die schönen Kindheitstunden zurückzauberte, da ich an der Hand der freundlichen Großmutter, ein winzig Büblein, durch den großen Garten und durch ungeheure Pfarräcker ging.

8. Juli.

Trauriges Regenwetter; der Geist kehrt in sich zurück; statt in den Feldern umherzuschweifen, ist man fleißig am Pult und studiert den göttlichen Plato; ich wüßte aber nichts Heimlicheres und still Behaglicheres zu denken. — — Wohl wollt auch ich mein Platonisches Flügelgespann, führenden Göttern nach, im bunten Gewühl schön anstrebender Genossen freudiger hinanlenken in die Sonnenhöhen der Ideenwelt. Der Wagenlenker glüht und treibt: das weiße Himmelsroß schlägt gewaltig die Schwingen; nur daß der träge Nebenklepper eines unkräftigen Körpers keuchend und störrig den Sonnenflug hemmt. — O ihr Glücklichen!

10. Juli.

Mayers Gedichte sind eine köstliche Gemäldesammlung der wärmsten, glühendsten, zartesten Naturbildchen; man dürfte nur die niedlichen einversigen Gedichtchen ausschneiden und die Wand damit behängen, so hätte man die erquicklichste Gemäldegallerie; nur daß man, was sonst beschaut wird, hier lesen müßte.

12. Juli.

Ich weiß nicht, warum ich's nicht hersetzen sollte: daß jeder Mensch in irgend einem Punkte Genie ist; wenn nur jeder diesen Punkt fände! Und jedes Gesicht, selbst das meinige, kann in seiner Art zum Ideal hinaufgesteigert werden.

26. Oktober.

Weil mir alles dieses beim Wiederdurchlesen unendlich fad vorkam, so unterließ ich das aufzuzeichnen, was ich nun, weil es mich doch dauert, flüchtig nachholen will: wie ich meine sentimentalen Wanderungen fortsetzte, wie ich einen hübschen Jean-Paul-Gerokschen Familienroman im Kopfe mit vieler Liebe aufzog, nur leider die wunderbar bunten Blumen

nicht in solide Erde versetzte oder aufs Papier verpflanzte, sondern sie im Kopfe welken ließ, wie ich hingegen dem Theodor einen ganzen Küchengarten voll Hausblumen und Kräutern in einem gereimten, humoristisch-sentimentalen Brief schickte, wie dann die Ausarbeitung eines Stiftsaufsatzes und die Thränen der Begeisterung, welche Professor Fischer auf dem Katheder vergoß, mich zum Schellingianer machten; wie ich bei einem glänzenden Ball am Schluß dieser verlorenen Tage Sie vorüberschweben sah, ohne sie erinnern zu können an die seligen Kindertage und ohne die goldenen Fäden der Vergangenheit wieder anknüpfen zu dürfen — kurz, wie wir die goldene Zeit so verschütteten, daß es nur gut war, daß die Vakanz schnell hereinbrach und uns aus den Zaubernetzen riß.

1. November.

Unnennbar tief und wundersam regte mich des Knaben Wunderhorn an: wie ein goldlockiger Knabe, der auf weißem Roß durch den Eichwald jagt, daß die bunten Federn seines Hutes wehen, Vögel und Schmetterlinge um ihn fliegen, Kaninchen und Eichhörnchen ihm nachstreben, die schlanken Rehe mit klugen Augen neugierig aus den Büschen gucken, oder wie drei Handwerksburschen, ein lustiger, ein satyrisch-polternder und ein verliebt-sentimentaler, die singend an den Burgen, Städten und Münstern des Rheins hinziehen.

Kommt dazu, daß ich Papa ein Geburtstagsgedicht machte, worin der Schreibtisch, den er bekam, wie Memnons Stein sprechen muß, daß ich neue herrliche Umrisse von Retzsch zu Schiller und Shakespeare sah, so leuchtet ein, daß ich in diesen Tagen die Idee mehr in der Gestalt des Schönen als des Wahren verehrte, das Leben mehr von der heitern als von der ernsten Seite genoß.

18. November.

Nun ist sie eines andern Braut! Also Träume, lächerliche, bunte Träume!

Von Anfang an konnte ich ahnen, daß in dieses Halbjahr der dunkle Schatten des vorigen, grellheiteren fallen müsse, daß der Geist, der in der vorigen Periode lustig im heiteren Tanzgewühl sich verloren hatte, nun ernst und finster sich in sich zurücknehmen müsse, damit aus dem Gegensatz wieder die Versöhnung hervorgehe. Darum trat oft mitten in den Jubel ein gestaltloses Wehe wie ein Riesenschatten herein, bis der Schlag fiel.

Und jetzt wußte ich mich zu bescheiden; nur in Gedichten und Briefen an Theodor ergoß sich reichlich der Schmerz. Das Lachen gewöhnte ich mir ab; mir war gesagt, was diese Periode bedeute und ich schickte mich drein, so gut es ging; Gestalten, Umrisse, Gegenstände dieser Tage blieben dieselben wie vorher, nur daß sie grau in grau gemalt sind.

Weihnachten genoß ich daheim im gewohnten lieben Kreise. Einen Mantel haben sie mir beschert, damit ich mich ernst darein sammle und zurücknehme. Diese freundlichen Tage umschweben mich unendlich lieb wie ein zartes, flüchtiges Abendrot des scheidenden Jahres.

Erstes Liebesleid.

Entsagung.

Am Tag, nachdem ich erfahren, sie sei Braut.

20. November 1833.

Ich liebte dich mit heißen Seelengluten;
Es soll nicht sein;
Das traf ins Herz; das traf zum Herzverbluten,
Dies strenge: Nein!

Ich liebte dich, wie man aus weiter Ferne
Die Engel liebt;
Ich liebte dich, wie man dem Morgensterne
Das Herz ergiebt.

Ich liebte dich und konnt es nie dir sagen,
Kaum ahntest du's.
Kaum wagt ich ja die Augen aufzuschlagen
Zu flüchtgem Gruß.

Doch sah ich dich, so flog ein süßes Leben
Durch mein Geblüt,
Wie einen Engel man vorüberschweben
Im Traume sieht.

Ich hoffte nichts, ich war ja schon zufrieden,
Dich nur zu sehn,
Ich meint', es müßte Tag für Tag hinieden
So weiter gehn.

O Herz mein Herz, was willst du denn nun weiter,
Und grämst dich doch?
Ich lächle dir's ja zu, durch Thränen heiter:
Ich lieb sie noch!

Ich liebe dich, wie ich dich längst geliebet,
In Ewigkeit;
Ich will ja nichts, ich hab dich nie betrübet
Mit meinem Leid.

Nur wenn ich dichte, bleib am heilgen Bronne
Die Muse du,
Nur wenn ich male, leih mir als Madonne
Dein Bild dazu.

Und nur in Träumen sollen unsre Seelen
Mit Geistermacht
Sich sympathetisch zu einander stehlen
Wie heute Nacht.

Die sich im lauten Tagesmarkt verfehlen
So stumm und blind,
Im tiefsten Traum, da finden sich die Seelen,
Die Eine sind.

Das thörichte Herz.

Herz, mein Herz, und nimmer, nimmer
Fassest du das neue Leid,
Trägst den welken Kranz noch immer,
Das zerrißne Freudenkleid:
Daß bei ihres Namens Klingen
Dir wie sonst die Engel singen,
Alte Wonne dich durchbebt,
Wenn ihr Bild vorüberschwebt?

Herz, mein Herz, seit sieben Tagen
Weißest du die Kunde schon,
Daß dem Reich du mußt entsagen,
Daß verloren Kron und Thron;
Thöricht Herz, hast unterdessen
Nichts gelernt und nichts vergessen?
Windest wie der König Lear
Noch aus Stroh die Krone dir? —

Der verschmähte Strauß.

Tübingen, 23. Nov. 1833.

Gedenkst du noch des schönen Thals,
O Liebchen, das wir Hand in Hand
Als Kinder oft durchwallten,
Wenn in dem Schmelz des Abendstrahls
Der Wald erglüht' in goldnem Brand,
Und Vogellieder schallten?

Digitized by Google

Wir streiften durch den Tannenhain
Mit manchem süßen Redespiel
Und kindlichem Gekose,
Wir pflückten an dem Felsgestein
Der süßen Purpurbeeren viel,
Und Nelk' und wilde Rose.

Da ich dir einst den Erdbeerstrauß, —
O böses Mädchen, weißt du's noch? —
Und Blumen drein gepflücket,
Du schlugst ihn freundlich weigernd aus,
Bis ich mit Listen dir ihn doch
Noch in die Hand gedrücket.

Doch als nun scheidend unterm Haus
Im Abendrot das Pärchen stand
Bei lichtem Abendsterne,
Da spieltest du den armen Strauß
Mir mädchenklug noch in die Hand,
Und lachtest aus der Ferne.

Geliebte! nun ist alles aus!
Auf ewig muß geschieden sein,
Und darf dir's doch nicht klagen,
Muß diesen armen Blumenstrauß
Von Liedern, welche alle dein,
Einsam nach Hause tragen! —

Das verwilderte Herz.

Tübingen, 24. Nov. 1833.

Sieh den Löwen: fromm und schmeichelnd
Wandelt er mit Lammesmut,
Weil, das goldne Stirnhaar streichelnd,
Eros ihm im Nacken ruht;
Aber entfesselt mit schrecklichem Grimme,
Daß die struppige Mähne ihm wallt,
Läßt er ertönen die gräßliche Stimme,
Die durch die zitternden Wälder hallt.

Fromm und sanft, ein stiller Knabe,
Wallt' ich lang in süßem Traum,
Denn mit seinem Zauberstabe
Hielt Gott Eros mich im Zaum.
Aber dieweil mich die Götter verstoßen,
Fühl' ich mich auch als Prometheus Brut,
Und wo mir Milch in den Adern geflossen,
Braust nun ein rotes, ein trotziges Blut.

Wahrlich selbst für Engelsaugen,
Göttlichscharf und himmlischrein,
Mußte solch ein Lieben taugen
Und ein süßes Schauspiel sein.
Da wir wie Amor und Psyche, die Holde,
Wie ein Olympisches Kinderpaar,
Wälder durchschweiften im Abendgolde
Und ich bekränzte dein schwarzes Haar! —

O wie zog ein selig Hoffen
Durch die reine Knabenbrust;
Sah ich nicht den Himmel offen
Und auf Erden Götterlust?
O wie erfüllte mir Amor die Schalen
Tausendfarbig mit himmlischem Tau,
Ein buntflammendes Eden zu malen
Mir auf der Zukunft nebliges Grau!

Doch der Meister kam zurücke,
Nachzusehn in seinem Haus,
Und er strich mit finstrem Blicke
Meine Knabenarbeit aus;
Vor dem geliebten, vernichteten Bilde
Steh ich mit thränenverdunkeltem Blick,
Und der Jammer, der göttlichwilde,
Klaget nun um das verlorene Glück.

Ach zu früh der Freude Becher
Leert' ich in der Hoffnung Wahn,
Und nun steht er da, der Rächer,
Und das lange Weh hebt an;

Digitized by Google

Aber trank ich mit glühendem Herzen
In mich den himmlischen Becher der Lust,
Will ich nun auch in dem Kelche der Schmerzen
Gierig berauschen die lechzende Brust.

Schmückend mich in tiefem Leide
Will ich schwarz in Kleidern gehn,
Mit selbstmörderischer Freude
Morgens in den Spiegel sehn —
Wie, ob die Lilien ihr aufgegangen
Schauet im Garten ein liebliches Kind —
Schaun, ob die thränenbegossenen Wangen
Lilienbleicher mir worden sind.

Wilde Weisen, grell und bitter,
Will ich lernen ruhelos,
Und die alte, staubge Zither
Nächtig nehmen auf den Schoß.
Will die seufzenden Lieder jagen,
Bis die Mitternacht wimmernd erklingt,
Meinen Jammer den Saiten klagen,
Bis die letzte vor Jammer springt.

Mein entflammtes Blut vermischen
Will ich mit dem heißen Wein,
An der Zecher lauten Tischen
Will ich nun der lautste sein;
Euren stillen Knaben, vergebens,
Vater und Mütterlein, suchet Ihr ihn,
Denn der bessere Teil meines Lebens
Ist mit der heiligen Liebe dahin! —*)

Januar 1834.

Da ich neulich das grüne Pultchen öffnete und meine alten Gedichte durchstöberte, und da ich heute meine Bilder-

*) Eine dichterische Lizenz, von der Verf. im Leben keinen Gebrauch gemacht hat, was seine pünktlichst geführten Ausgabe- und Einnahmebücher jener Zeit mit ihren mehr als bescheidenen Posten ausweisen. D. H.

mappe wieder durchsah, in welcher hundert liebe Stunden wie falbe vertrocknete Blumen ruhen, und jene bescheidenen Blätter wieder schaute, auf deren bunten Gestalten soviel von meinem Gemüte hängen geblieben ist; — als ich den wolkentreibenden Abendhimmel, die winterlichen Fluren wieder erblickte: da erneuerte sich mir das wehmütige Angedenken jener wundersamen und bedeutungsvollen Tage und Wochen, in welchen ich alljährlich krank mit dieser winterlichen Natur wie mit einer bleichen, kranken Geliebten gespielt, in welchen ich, süß feige mich verkriechend, meinem Gemüte und der Kunst gelebt, die ja doch auch einen, wenn schon kümmerlichen Teil an mir hat, — jener Tage, die auf die ganze Bildung und Verbildung meines Wesens einen so bedeutenden Einfluß gehabt haben; wenn ich es denke und klage, daß mein Gemüt meinem Verstande so weit vorangeeilt ist, daß das Göttliche sich mir immer mehr in der Form des Schönen als in der des Wahren geoffenbart hat, daß ich lieber im Fühlen als im Forschen schwelge, daß ich mich oft mehr zur Kunst als zur Wissenschaft berufen glaube, daß ich lieber im silbergrauen Zwielicht der Kindheitserinnerung als in den offnen goldnen Fernen der Hoffnung mich verliere oder finde, daß ich, immer noch Kind, aus der traulichen, gemütlichen Enge des Familienkreises mich nicht losreißen kann in die weitere, erhabenere Einheit des Staats- und Volkslebens, daß ich keine Freiheit suche, als die poetische, daß ich so feige und so romantisch glühend, so engherzig und so liebeüberfließend, so trocken und so sentimental, so streng und so weich gegen mich bin, wie ich leider bin. — Und doch hab ich mein Recht auf meinen Charakter, wie jeder andere, und das Dümmste ist, daß ich mich selbst nicht gelten lassen will, und das Allerdümmste, daß dies selbst doch auch wieder zu meinem ganzen Wesen gehört. — O du Waschfrau! Schade, daß dich die gütige Natur nicht vollends zu einem Mädchen gemacht hat; dann wärst du ja vollkommen in deinem Elemente!

13. März.

Über mir einen blauen Sturm, neben mir Freund L. wanderte ich einmal wieder, nicht wie sonst mit fröhlich klopfendem Herzen, aber muntern Mutes dem heimatlichen Ofterdingen zu. Durch den grünen, verwilderten Garten schlich ich zum alten, lieben Pfarrhause des Großvaters hinauf. Ach! und es war alles so klein und eng und nieder geworden, und der ehrwürdige, einst so blühende und heitere Greis lag dumpf, unmutig und klagend ins Bett gebannt, und als ich, alte liebe Stätten suchend, Haus und Garten, Ställe und Scheune durchstrich, wie war alles so anders! In der Gaststube die zerfallenden Wände mit den alten staubigen Bildern; unberührt seit lange stand das mächtige, altväterische Himmelbett, und an dem goldgerahmten Spiegel hing falb und welk ein uralter Blumenkranz, den uns einst die jugendliche Mutter gewunden hatte, den Großvater am Geburtstage damit zu schmücken. Wir Kinder fielen über die große Blumenschnur, eh sie ihre Bestimmung erreicht hatte, und laut weinend mußten wir vollends zu dem mehr komisch Ergötzten als gerührt Überraschten hingeschoben werden. — Und im Garten! Wuchernd Unkraut und Steine in den Blumenbeeten, Gras und Blumen in den Wegen, die Zäune morsch und zerfallen, die Bänke eingestürzt, die Lauben hängend und zusammengesunken; die Beete, wo einst dem unbewußt seligen Knaben Hyazinthen und Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht bis an die Brust reichten und alle Himmel aus den taubeperlten Taxusbüschen entgegendufteten, öde und zerstört; die Baumgänge des Grasgartens, durch die ich stundenlang einem gaukelnden Zitronenfalter nachjagte und nachschlich, wie waren sie so kahl und enge! Ich stieg in die Äste meines alten Lieblingsbaumes und wiegte mich wie sonst im Sonnengolde und sah einen teuren Namen und den meinigen von langen Jahren her in die Rinde noch eingeschnitten, — und weinte

und schnitt beide wieder hinein. — Noch einmal durchlief ich alle Winkel und Wege; ein Pfirsichbäumchen hängte wie sonst seine rosigblühenden Zweige über das Loch in der Scheunenwand, durch das ich wie sonst mich hineinzwängte, um den Kühen im Stalle wie sonst Futter zu schneiden und vorzuwerfen. — Schnell und munter nahm ich Abschied, tief im Herzen elegische Schauer.

Auf der Heimfahrt geriet unser Wägelchen mit einem Bauern in Kollision, unsere Deichsel zerbrach; ein guter, junger Edelmann, mein Freund, half mir den Schaden mit meinem Taschentuch verbinden, damit ich zu einem Schmid fahren konnte. Nach einer Stunde konnte ich zu den andern zurückkehren, und wir waren fröhlich, bis die hohen Sterne in unsern Gläsern schwammen.

Die welken Blumen.

11. Juni 1834.

Ich war ein stiller Knabe,
Und Abends war's einmal,
Da ich durchwandelt habe
Ein einsam Felsenthal,
Die Vögel sangen mannigfalt,
Die Sonne schoß die Strahlen
Grüngolden durch den Wald.

Ich wollte Blumen holen,
Ich wollt, ich weiß nicht was?
Ich ging mit feuchten Sohlen
Im hohen, blühnden Gras,
Und plötzlich sah ich bei mir stehn
Mit rabenschwarzen Haaren
Ein Mädchen wunderschön.

Sie half mir Blumen suchen,
Ach! was sie schöne brach!
Maiblümchen bei den Buchen,
Vergißmeinnicht am Bach,
Am hohen Fels vom Rosendorn,
Im Grase wilde Nelken,
Cyan' und Mohn im Korn.

Der Strauß wuchs mir in Händen
Gar wunderschön und groß;
An grauen Felsenwänden
Das Abendrot zerfloß;
Aus ihrem Haar ein blaues Band,
Das schlang sie um die Blumen
Und nickte und verschwand.

Der Mond schien in den Bäumen,
Hell schlug die Nachtigall,
Ich wallte heim in Träumen
Mit meinen Blumen all;
Ich stellt an einem stillen Ort
Den Strauß in kühles Wasser;
Da blühe fleißig fort!

Ich sah darnach am Morgen,
Von Freude still erglüht,
Mit Lust und süßen Sorgen
War ich darum bemüht,
Ich meint', sie müßten ewig blühn
Die Blumen meiner Liebe; —
Nun sind sie lange hin.

Das Band ist abgeschossen*),
Die Blumen sind verdorrt.
Ich hab sie eingeschlossen
In Büchern da und dort,
Und seh ich so ein falbes Blatt:
Kaum kann ich mir's noch denken,
Wie's einst geduftet hat.

16. Juni.

Seit Ostern ist auch Bruder Theodor hier eingezogen und hat in der kühlen Neckarhalde eine artige Wohnung; ein wunderbarer, märchenhafter Brunnen rauscht ihm gegenüber aus einer Mauernische, über welche Syringen- und Rosenbüsche voll Nachtigallen hereinhängen. Sonne hat er keine; aber ihm gegenüber, hinter dem nahen Hügel des alten Schlosses kommen die Wetter herauf und versinkt der stille Mond in der Sommernacht.

Zu dem hehren Dom der Theologie mit den gotischen Türmen und gewaltigen Fenstern sind wir nun auch gelangt; aber ach, ein grämlicher Pförtner führt uns nicht hinein, sondern außen herum und heißt uns die Steine zählen, um den gewaltigen Bau zu fassen, und preist uns die bunten Fenster an, die von außen sehr schwarz und trüb aussehen. Möge bald ein glücklicherer Führer diesen gutmeinenden ablösen! — Dessenthalb und weil mich dermalen kein großes Interesse, keine große Sorge erhebt und erwärmt, sondern zu viele kleinliche mich hin- und herzerren, und weil ich in dieser Zeit zu viele abgeblühte Blumen aus dem Blumentopf meines Herzensschreins hinauswerfen muß, ohne daß ich noch andere neue dafür gefunden hätte: dessenthalb und andertwegen — ich kann mich, Gott Lob, nicht ganz durchschauen und in Tinte aufgelöst auf das Papier hinschmieren — bin ich gegenwärtig trotz allen meinen altgewohnten Sommer-

*) Schwäbisch statt: verbleicht.

gängen auf Bergwiesen und zwischen Rosenhecken, in Gärten und Blumenthälern, im ganzen ziemlich klein und mißmutig und mir wie andern widerwärtig.

August.

Wie mir Arbeit und Genuß eins ist, empfand ich nie mehr, als bei Ausarbeitung des Privataufsatzes in diesen Tagen, in welchen ich jene Gegensätze von Vernunft und Glauben auch nach einer anderen Seite mir klar zu machen suchte, als kurz vorher, da ich nach Goethes Art mich poetisch durch einige Verse darüber zu beruhigen versucht hatte.

Oktober.

Ich habe ein paar gute Vorlesungen zu hören angefangen bei Baur und Schmid und lese Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, des nüchterneren und satyrischeren Vorgängers von Jean Paul.

An einem goldenen Winterabend

6. Jan. 1835

auf dem Schloßberg.

Rosig glüht die Luft
Abendlich erhellt
Und in goldnem Duft
Endet sich die Welt.

Tübingen, 9. März 1835.

Lieber Vater!

Mit den Magisterzetteln ist es eine fatale Sache. In hundert Jahren ist es vielleicht nicht das erstemal, daß durch einen solchen Druckfehler der Vater eines Seminaristen in eine angenehme Täuschung versetzt wird, aus der er durch

einen eigenen Brief des Sohnes leider herausgerissen werden muß. Wir sind nämlich gar nicht neu lociert worden; die Klammer, welche mich mit Schelling kopuliert, muß Sch. und Bockshammer verbinden; ich bleibe in der Klammer mit den zwei folgenden, und mit Sch. werde ich, so lang es mit natürlichen Dingen zugeht, nie zusammengesetzt werden: da ich ihm weder an logischer Schärfe des Ingeniums gleichkomme, noch in jenem eisernen Fleiß, der, resignierend auf alles andere, nur der Wissenschaft im strengsten Sinne lebt, je gleichkommen werde. Ich könnte also, namentlich wenn ich an alle Herrn Pfarrer im Lande denke, die mich nach dieser scheinbaren Erhöhung beinah so schnell, als gegenwärtig die Minister, wieder erniedrigt sehen werden, offenbar klagen.

Überhaupt aber wird mir, indem ich in diesen Tagen werte Briefe von Ihnen an Ihren Vater aus den Universitätsjahren zu lesen bekomme, nur zu klar, wie ich dem Bilde eines rüstigen jungen Theologen, das mir aus diesen Blättern im Sonnenschein einer schönen Vergangenheit entgegentritt, so ferne bleibe, wie denn auch Ciceros Sohn, der Student, ziemlich obscur geblieben ist. Wie ich in dieser Hinsicht so träges Herzens bin, werde ich namentlich auch daraus wieder inne, daß mich bei Ihrer Einladung zu einer Predigt am Ostermontag eigentlich ein kleiner Schrecken anwandelte, und mir auch jetzt noch die ganze Vorstellung, daß ich mit einiger Begleitung von Hause am Ostermontag irgend einem unbekannten Herrn Pfarrer zu Hofe reiten sollte, um von seiner Kanzel herab das erstemal zum Volk zu sprechen, (wofür die sogenannten Predigten im Speisesaal keineswegs gelten können,) das kleine Herz ziemlich zusammenzieht, das noch immer mit dem Propheten und mit Raßmann in seiner letzten Predigt sprechen möchte: „Herr, ich bin zu jung!" Doch wird sich ja davon wohl noch reden lassen.

Dazu kommt auch noch, daß ich mich gegenwärtig in

einer unseligen Klemme zwischen Theologie und Philosophie quäle, da ich weder aus dieser ganz heraus-, noch in jene ganz hineinkommen kann, noch, was ohne Zweifel das Wahre ist, und ich bereits errungen zu haben meinte, beide zu vereinigen vermag. — Indes wird das Neue Testament, wovon Schmid den Römerbrief vorzüglich erklärt, und der treffliche Schleiermacher mit Macht studiert.

Der lieben Mutter lasse ich für ihr Briefchen, und was dabei war, herzlich danken. Das verbesserte Guitarrenhäuschen ist glücklich hier angekommen, nur ist es nun leider für die Bewohnerin zu eng geworden, welchem jedoch durch den Schreiner zu helfen sein wird. Die dürren Zwetschgen sind ja so reichlich, daß alle vierzig Ritter davon satt werden können, die es für das freundliche Gesicht, mit dem sie heut in blau und goldenem Waffenschmuck unter der tausendstimmigen Musik des Feldes den Zug vor dem wunderschönen Prinz Frühling her eröffnen, wohl verdient haben. Mögen sie nur sich gleich bleiben, nicht nur bis heute über einen Monat, wo unsere Vakanz beginnt, sondern auch noch etliche Wochen weiter.

Von Theodor wollte ich, da er selbst schreibt, nichts beibringen.

Um Besorgung der Beilage werden sich wohl die Geschwister mit Begierde streiten, wofür sie alle herzlich gegrüßt sind von

Ihrem

gehorsamen

Karl.

Tübingen, 20. März 1835.

Liebes Luischen!

Da ich in meinem burschikosen Aufzuge mit Cereviskäppchen und Tabakspfeife bei Amalien, wie es scheint, neulich kein großes Glück gemacht habe: so will ich mich diesmal

in den blauen Wertherschen Frack, gelbe Weste und Beinkleider und Klappenstiefel werfen und klopfend an deinem stillen Stübchen, wo du jetzt am Fenster sitzend deine Aufmerksamkeit zwischen deinem Nähzeug und der lebendigen Königsstraße unparteiisch teilen wirst, um ein halbes Stündchen Audienz bitten.

War Amaliens Brief ein prächtiger Tulpenstrauß: so war der deinige ein duftendes Veilchen. Nach drei Dingen sehn' ich mich gegenwärtig, nach Veilchen, Frühling und Vakanz, und keines will kommen. Tagtäglich zieh ich aus, den Frühling zu suchen in allen Thälern und auf allen Bergen; an allen grünen Rainen und an allen sonnigen Weinbergmauern schlich ich umher, mit langem Haar, im abgetragenen schwarzen Röckchen, hustend und allerlei Unsinn vor mich hinschwatzend, und doch hab ich noch nicht ein armes Veilchen gefunden, nur die wilden Stachelbeerhecken fangen an zu grünen und ritzen einem Rock und Hand, und in den kahlen Bäumen singt hie und da ein verlorenes Vögelein sein klagendes Liedchen und bricht es plötzlich verschüchtert wieder ab, weil es nirgends den Frühling sieht. Und so liegen auch zwischen der Vakanz und mir noch so manche Stiftswiderwärtigkeiten.

Aber wenn sie beide da sein werden: der Lenz und die Ferien, dann wollen wir ein Götterleben führen und „eine rechte Freude aneinander han“.

Wie wollen wir da früh aufstehn und im blühenden Thal und auf den sonnigen Bergen lustwandeln, kleine Reisen machen ins Unter- und ins Oberland, Gesellschaften besuchen und um uns versammeln, neue Duette und Triller zum Preise des Frühlings miteinander singen, den Federball schlagen, wenn nicht gerade Wäsche aufgehängt ist, einander ins Theater führen und zuckrige Häschen und hartgesottene Eier miteinander speisen: beides, rote und gelbe. Kurz, es geht gar nicht aufs Papier, wie wir da unser Leben genießen wollen.

Und nun noch ein artiges Abenteuer, das mir vorgestern begegnete. Ich ritt Abends gegen das Waldhörnchen hinaus ein Stündchen spazieren. Die Sonne war schon hinter den Bergen versunken und das Abendrot brannte über mir, als ich langsam längs dem Walde im engen Steinlachthal hinritt. Ein braunes Zigeunerweib mit einem hübschen, weißhaarigen und schwarzäugigen Buben auf dem Rücken holte mich ein, bot mir guten Abend und hielt gleichen Schritt mit mir, nachdem ich ihr auf ihre Bitte einen Almosen gegeben hatte, wobei sie mir auf meine Frage sagte, sie gehe nach Hechingen. Plötzlich sagt sie: Guter Junker, nimm meinen Buben ein bißchen auf dein Roß, er möchte so gern reiten. Das Kind hatte wirklich von Anfang an dem Pferd große Aufmerksamkeit bewiesen und mit fröhlicher Unruhe die Händchen nach ihm ausgestreckt. Sie setzte es nun vor mich auf meinen Schoß, und indem ich es mit einem Arm umfaßt halte und langsam mit ihm fürbaß reite, bezeugt es seine Freude durch ein helles Gelächter und klopft mit seinen kleinen Händchen dem Tier lustig auf den Hals. Damit seine Lust vollkommen sei, laß ich den Braunen ein wenig traben, und halte endlich, um ihn dem Weib zurückzugeben. Da ich dieses nicht hinter mir sehe, reit ich eine Strecke zurück, rufe, reite wieder vorwärts, rufe; sehe nichts und höre nichts, als ein einsames Vögelein im Walde, hinter dessen dunklen Wipfeln das Abendrot bereits verglimmt. Das Kind fängt an zu weinen, mir kommt's auch nah: hat mir das Weib das Kind böswillig in Händen gelassen? Alle Geschichten von Zigeunern, geraubten Kindern und Petern oder den Folgen der Unwissenheit treten mir vor die Erinnerung. Endlich weiß ich keinen andern Rat, als mit meiner sonderbaren Last höchst romantisch in die Stadt zurückzureiten und das Kind vorerst Herrn Onkels zu bringen, sodann der Obrigkeit die Anzeige zu machen. Indem ich eben das Pferd umwenden will, kommt mir ein Wanderer

entgegen. „Guten Abend! habt ihr kein Zigeunerweib gesehen?" — „„Nein. Aber bei der Gomaringer Brücke haben sich ein paar Zigeuner gelagert am Feuer."" Eilig gab ich meinem Pferd die Sporen: schon seh ich den Rauch aufsteigen hinter den Weiden: da schleicht ungefähr fünfzig Schritte vor mir ein Wesen links aus dem Wald, um quer über die Straße nach den Weidenbüschen zum Feuer zu schlüpfen. Ich denke: es ist das Weib; schreie, was ich kann; sie scheint sich einen Augenblick zu besinnen, indes bin ich bei ihr; rasch mit einem schwarzen, unvergeßlichen Blick reißt sie mir das zagende Kind aus dem Arm und verschwindet im Gebüsch. Ich dachte, das Nachsehen würde mir nicht viel helfen, und galoppierte erhitzt und gedankenvoll nach der Stadt zurück.

Und nun laß ich alle herzlich grüßen, auch Fritz, wenn er schon da ist. Julie Schmid, die ich neulich unter den schimmernden Kronleuchtern in der Liedertafel sah, läßt dich grüßen. Der lieben Mutter danke ich herzlich für die Gutchen. Auf baldiges Wiedersehen

Dein

Karl.

Est ce, que vous croyez tout ce qu'on vous dit?
Non pas! n'est ce pas? eh bien! gardez vous en!
J'en ai dit assez.

Der Mutter zum Geburtstag.

26. Jan. 1836.

Während Ausarbeitung eines Stiftsaufsatzes über die Kirche.

Wie hätt' ich gern zum Feste,
Das heut sich dir erneut,
O Mutter, dir das Beste,
Was ich vermag, geweiht;

Ja dir mit Engelzungen
Aus warmer Brust ein neu,
Ein flammend Lied gesungen
Von Mutterlieb und Treu.

Doch ward mir dich zu grüßen
Die heitre Muse nicht,
Denn leider mit der süßen
Kämpft eine bittre Pflicht,
Die eine andre Mutter
Zu preisen mir befiehlt,
Der einst der Doktor Luther
Ein schön Geburtsfest hielt.

Ihr soll den Tag ich weihen,
Den ich sonst dir geweiht,
Soll ihr die Blumen streuen,
Die ich gern dir gestreut,
Denn was man auch an jener
Von Wundern je gesehn,
Seh ich lebendger, schöner
An dir vor Augen stehn.

Die „Kirche" soll ich preisen,
Soll ihr mein Loblied weihn,
Doch statt in blühnden Weisen
In hölzernem Latein;
Ein traurig Lied ohn Enden,
Dazu bei Lampenlicht!
Aus gelben Foliobänden
Man trockne Blumen bricht.

Du bist die wahre, reine,
Du deiner Kinder Heil,
Du bist die Einzigeine
Und unser bestes Teil.
Du bist's, die herzlich liebend
Im Schoß die Kinder hegt,
Du bist's, die Treue übend,
Die Kranken heilt und pflegt.

Drum wie für jene flehen
Zum Herrn für dich wir auch,
Daß Er dich mög umwehen
Mit seines Geistes Hauch;
Daß du im Sonnenscheine
Der Gnade fröhlich blühst,
Und um dich die Gemeine
In Liebe blühen siehst.

Gesundheitsbulletin vom 7. August 1836.

Je fleißiger ich werde, desto engbrüstiger! Ängstlich treibt mich's oft hinaus, dem Atem, der doch allem Lebenden gegönnt sein sollte, verzweifelnd nachzujagen über Berg und Thal; dabei verschwende ich wider Willen durch häufiges Nasenbluten ein kleines Lebenskapital und in manchmal wiederkehrendem Herzklopfen höre ich in mir selbst meine schnell ausschlagende Lebensuhr, so daß ich oft zweifle, ob denn alle die Arbeit noch für mich und andere Früchte tragen werde. Doch ich thue, was geschehen muß, und will wie der König der Franzosen auf der Bresche sterben.

Auch giebt es wieder Augenblicke und Stunden, wo mich Jugend und Leben sonnig und hoffnungsvoll anlächelt, so daß ich mich jener hypochondrischen Grillen schäme. Mein Aussehen ist gut wie immer, weder zu weiß noch zu rot, und niemand glaubt mir, was mir fehlt.

Viel hoffe ich vom nächsten Jahr, wo ich mehr meiner Gesundheit leben kann, wie ich denn auch bisher Monate und Vierteljahre lang, je bequemer und unfleißiger ich lebte, desto weniger von jenem Übel gequält war und es oft ganz überwunden glaubte, und immer, was ich dem Geist und der Wissenschaft entzog, meinem Leib und Leben zugut kam; freilich ein trostloses Dilemma für einen jungen Studenten.

An Schwester Luise.

Tübingen, den 9. Dez. 1836.

Gnädigstes Fräulein!

Vorerst erlauben Sie mir, meine ganz unterthänigste Entschuldigung zu stammeln, daß ich nicht schon am Montag Ihnen schrieb. In der That, ob ich gleich damals unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes in eine Sitzung mußte, die bis abends neun Uhr dauerte, so ist mir doch unbegreiflich, daß es unterblieb, da doch Hochdieselben mir anzudeuten geruhten, daß Sie „ganz gewiß darauf rechnen“. Sollte ein so felsenfester Glaube keine Berge versetzen können?

Ein Mädchen ist im stande und sagt in seinem Herzen ganz fromm: Lieber Gott, ich geh jetzt spazieren: wärst du nicht so gut und ließest mir auf dem Spaziergang den schönsten, reichsten und tugendhaftesten Prinzen begegnen und mich entführen? Aber ich rechne ganz gewiß darauf. Dann nimmt das Mädchen Hut und Sonnenschirm, und kommt am Abend sehr verstimmt nach Haus, daß nichts kam. Bei den Knaben kommt so etwas nur in den frühsten Kinder-

jahren vor, wie ich mich erinnere, daß ich einmal am Neujahr morgens früh, da ich noch im Bett lag und wegen des Gratulierens in Verlegenheit war, betete: Lieber Gott, schicke mir doch ein Engelein, daß es mir einen Neujahrswunsch sagt; ich wartete eine gute Stunde in allem Ernst, und dachte immer dabei, wie es den Engel, wenn er nun ans Fenster komme, bei der kalten Jahreszeit an die bloßen Füße frieren müsse. So machten wir auch manchmal beim Arbeiten in Papas Stube, wenn es uns entleidet war, glaubensvoll die Augen zu, um in Osterdingen oder Dürrmenz aufzuwachen.

Liebes Luischen, du schreibst mir: in der ärgsten Langeweile, da du weder lesen, noch arbeiten, noch ausgehen könnest, bleibe dir nichts übrig, als an mich zu schreiben. Ich glaube nicht, daß du mir diese Grobheit mit Fleiß gesagt hast, sondern daß sie dir nur so in der Zerstreuung, wie es dir manchmal zu gehen pflegt, mit lächelndem Munde und im besten Willen herausgefahren ist; ich wollte dich also nur aufmerksam machen.

Was das unschuldige Leiden, das Hintangesetztwerden hinter Jüngere betrifft, so kann ich da zwar auch aus Erfahrung sprechen; aber um so mehr mußt du mir glauben, wenn ich behaupte, daß es ebenso süß als schmerzlich sei. Oder kannst du dich der süßen, frommen Wut nicht mehr erinnern, wenn du als Kind, von einem deiner Geschwister verhöhnt oder mißhandelt, mit thränendem Auge im Herzen sagtest: wart nur, ob das am jüngsten Tag vor allen Engeln und Heiligen nicht ans Licht kommt: dann wird dir's Gott sagen und ich werde glänzende Satisfaktion bekommen. Hast du dir nicht oft gewünscht: o ich möchte ein recht armes, unschuldig geplagtes, mißhandeltes, engelgleiches Kind sein, damit ich die Wonne hätte, selbst recht Mitleid mit mir zu haben, wenn ich mich nun abends, nachdem ich den Tag über unbarmherzig herumgestoßen wurde, stillweinend, einsam

mit meinem Gram ins Bett drückte, bis der hohe Mond mir die Thränen von den Wangen küßte und auf seinen silbernen Strahlen lichte Engelein zu mir herabstiegen und im Traume mit mir spielten. Also, liebes Luischen, nicht Unrecht leiden ist das Schmerzlichste, sondern nur Unrecht leiden sehen, und darum helf ich dir auch in solchen Fällen immer, darum leide auch jetzt gewiß ich weit tiefere Seelenleiden, indem ich im Geiste dich als fromme Dulderin auf dem harten hölzernen Stuhle sitzen sehe, die Verzweiflung in den Füßen wühlend, die dich wohl das Tanzen auf andere Weise lehren könnte, indem sie dir es auf ordentlichem Wege zu lernen verbietet; nichts arbeitend, die Hände im Schoß, selbst hart wie Holz; ich leide bei diesem Gedanken mehr wohl, als du selbst, die du dich in den Mantel der Geduld hüllst und wohl gar dieser erzwungenen Unthätigkeit noch etwas Angenehmes abgewinnen kannst.

Also Adieu, und wenn du wieder Langeweile hast:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben;
So oft du kommst: er soll dir offen sein.

Dein

Karl.

An den Mond.

Juni 1837.

Stiller Gondolier der Nacht,
Der auf dunkelblauen Wogen
Nächtlich kommt herangezogen
Auf die hohe Himmelswacht;
Einmal möcht' ich bei dir sitzen,
Schwimmst du in dem Silberkahn
Durch den stillen Ozean,
Drauf als Schaum die Sterne blitzen.

Digitized by Google

Selig ist dein Los bestellt,
Denn nur stille Friedensauen
Darfst du dir zu Füßen schauen,
Eine sanftverklärte Welt;
Hörst die Welt im Schlafe sprechen,
Ihres Herzens tiefsten Grund
Thut sie dir im Traume kund,
Nicht dem Sonnengott, dem frechen.

Jetzt auf Islands stiller Höh',
Wo ins Meer die Felsenzinken
Weit hinaus wie Geister winken,
Spielst du mit dem ewgen Schnee,
Spielst mit Schiras ewgen Rosen,
Wiegst dich im Granatenbaum,
Und der Löwe murrt im Traum,
Und die Nachtigallen kosen.

Schleichst dich mit verstohlnem Schein
Und mit lüsternem Gezitter
Durch des Weinlaubs grünes Gitter
Zum verliebten Dichter ein,
Leuchtest dort in dumpfer Kammer
Geisterhaft mit falbem Licht
In des Sterbenden Gesicht,
In die Augen voller Jammer.

Bleichst des Forschers kahle Stirn,
Der in mitternächtger Zelle
Bei der Lampe später Helle
Sitzt mit brütendem Gehirn,
Darfst des Säuglings Wange säumen,
Der in süßer Lebensglut
An der Mutter Busen ruht,
Leicht umspielt von Kinderträumen.

Hellst du auch den heilgen Raum,
Wo im reinen Mädchenstübchen
Atmend ruht mein süßes Liebchen?
Schenk ihr einen selgen Traum;
Auf der Strahlenleiter hebe
Ihre Seele leis empor,
Daß sie um des Himmels Thor
Träumend mit der meinen schwebe.

Dem Vater zum Geburtstag.

19. Nov. 1837.

Mit einem Regenschirm.

Da, statt im holden Mai, nur im November,
Wo wild sich balgen Regen, Schnee und Stürme,
Dein Fest uns blüht, wie Weihnacht im Dezember:

So nahn wir, statt mit Kränzen, mit dem Schirme,
Daß er behüte deine Schritt und Tritte,
Ob auch der Himmel Wolk' auf Wolke türme.

Und ob es auch aus hundert Schleusen schütte,
Du darfst nun trocken durch die Wasser gehen,
Denn ob dem Haupte schwebet dir die Hütte.

Ja fast nun müssen wir zum Himmel flehen,
Daß er in Güssen weidlich möge toben,
Damit der Freund nicht darf im Winkel stehen.

Doch wenn der Himmel selbst dann wieder oben
In sonnenhellen, milden Frühlingstagen,
Das große Zelt, von Meisterhand gewoben,

Den Schirm von blauer Seide aufgeschlagen,
Mit morgen= und mit abendroten Säumen,
Mit goldnen Sternen wunderreich beschlagen,

Digitized by Google

Wenn dann das Feld muß Wind und Wolke räumen,
Und nur noch Perlen Taus von Rosen traufen,
Und nur noch Blüten schneien von den Bäumen; —

Doch daß mir nicht die Rede mög' entlaufen:
Ich sage: wird der Frühling wiederkehren
Mit seinen Feuer= statt mit Wassertaufen,

So nimmt der Schirm den Abschied gern mit Ehren,
Denn nur des Boreas verhaßten Güssen,
Nicht Phöbos goldnen Pfeilen will er wehren. —

Doch weil wir zwischen Erd und Himmel wissen
Von andern Dingen noch als Schnee und Regen,
Dafür du auch den Schirm nicht sollst vermissen,

Und weil der Himmel auch noch andern Segen,
Als blaue Lüfte hat und goldne Sonne,
Der auch dir blühen soll auf deinen Wegen,

So flehn wir zu dem ewgen Gnadenbronne,
Daß Er den Schirm und Schild ob dir mög halten,
Daß Er dir lasse leuchten Licht und Wonne.

Denn also singen uns die frommen Alten:
Wer unterm Schirm des Allerhöchsten sitzet,
Der darf getrost zu ihm die Hände falten,

Denn er ist wohl beschirmet und beschützet;
Wer bleibet unter des Allmächtgen Flügel,
Der singet, ob es draußen stürmt und blitzet.

Denn er ist wohlverwahrt mit starkem Riegel,
Auch will der Herr ihm seine Engel senden,
Daß sie ihn leiten über Thal und Hügel,

Daß sie ihn müssen tragen auf den Händen,
Auf daß kein Stein den Fuß ihm mag verletzen;
„Du rufst mich an, ich will die Not dir wenden,

Auf Leun und Ottern sollst den Fuß du setzen,
Ich will dich sättigen mit langem Leben,
Mein Heil dir zeigen, dich mit Gnaden letzen!“

So spricht der Herr, und also woll er's geben!

Leid und Lied.

Juli 1838.

In des Glückes goldnen Tagen,
Als in friedlichem Behagen
Meiner Liebe Blüte stund,
Damals blieb mein Mund verschlossen,
That das Glück, das ich genossen,
Nicht in Einem Liede kund;
Aber nun sich Wolken schwärzen,
Öffnet erst in Lust und Schmerzen
Sich der liederselge Mund.

Und schon ist's zum zweitenmale,
Daß ich so mit Thränen zahle
Des Gesanges Harmonie;
Muß denn stets die äußre Sonne
Untergehn, damit in Wonne
Mir der innre Himmel glüh?
Quillt nur mit der Thränenquelle,
Mit dem Herzblut nur der helle,
Goldne Born der Poesie?

Ja sie ist ein Kind der Schmerzen,
Nur in dem zerschlagnen Herzen
Ist der Gnade Element;
Glühnde Kohlen, schmerzlichheiße,
Sind's womit sich Gott zum Preise
Des Propheten Lippen brennt,
Und an tiefen Wundenmalen,
Welche wie Rubinen strahlen,
Man des Geistes Kinder kennt.

Aber selig, die berufen
An des Brandaltares Stufen
Reine Opfer so zu sein.

Göttlich wuchern ihre Leiden,
Wo der Erde Götter scheiden,
Ziehn des Himmels Boten ein;
In der Dichtung Goldpokalen
Darf ihr Herzblut ewig strahlen,
Als der Menschheit Freudenwein.

Leichtsinn.

11. Juli 1838.

Himmel ist helle,
Lieblich die Bahn,
Schmeichelnde Welle
Spielt mit dem Kahn.

Ruder und Steuer,
Anker fiel über Bord,
Nur um so freier
Schwimmt es sich fort.

Gerne wie gerne
Blieb ich zur Stell,
Aber die Ferne
Glänzet so hell.

Rosen uns streifen;
Eh sie vorüber sind,
Laß sie uns greifen,
Liebchen, geschwind.

Ist uns auch morgen
Günstig der Wind?
Lasse die Sorgen,
Närrisches Kind!

Schiffchen mag treiben,
Himmlische Winde wehn;
Wird's nicht so bleiben:
War es doch schön!

Stummes Lebewohl.

24. Juli 1838.

Lebewohl mein süßes Leben,
Lebewohl zu tausendmal;
Stumm hab' ich dich hingegeben,
Wie es mir ein Gott befahl;
Meine Glut trug ich verstohlen,
Als noch offen war dein Ohr;
Sei nun auch mein Schmerz verholen,
Da ich, Engel, dich verlor.

Digitized by Google

O der Seligkeit zu sagen
Einmal dir: ich liebte dich!
O der Wonne, dir zu klagen:
Dein Verlust betrübte mich!
O nur Eine Abschiedsstunde,
Aug' in Aug' und Herz an Herz,
Auszubluten meine Wunde,
Auszuklagen meinen Schmerz.

Aber geh du ruhig weiter,
Einsam trag ich meine Last;
Mein Gesicht sei hell und heiter,
Wie du mir geboten hast;
Ruhig will ich dir erscheinen,
Lächelnd will ich von dir gehn,
Meiner Augen stilles Weinen
Sollen nie die deinen sehn.

Als ich gestern angeklungen,
Süße Braut auf deinen Bund,
Wäre fast mein Glas zersprungen,
Doch ich setzt' es still an Mund;
Als ich heute, dir zu bringen
Meinen Glückwunsch, vor dir stand,
Wollte mir das Herz zerspringen,
Doch es hielt und ich bestand.

Und nun soll auf ewig weichen
Meine Lieb aus deinem Blick;
Nimmermehr dein Haus umschleichen,
Ach, in schmerzlichsüßem Glück;
Kränkte dich ja nur ihr Kummer,
Trittst du fröhlich aus dem Thor,
Raubte dir den goldnen Schlummer,
Klagt sie Nachts ihr Leid dir vor.

Doch was soll nun aus dir werden,
Liebe, du verstoßnes Kind,
Das fürs müde Haupt auf Erden
Keinen Stein zum Ruhen findt?
Leis auf rauschendem Gefieder
Schwing zum Himmel dich empor,
Setz dich stillbescheiden nieder
Dort am goldnen Sternenthor.

Alle Engel, die mit Segen
Dort beladen gehen aus,
Weise hin nach ihren Wegen,
Sende helfend ihr ins Haus;
Frisch im Kruge alle Morgen
Finde sie den Himmelswein,
Aber ewig soll verborgen
Ihr der stille Schutzgeist sein!

Als sie mich zum Heiligen sprach.

25. Juli 1838.

Ein „Heilger" sagst du, bin ich dir,
Seitdem wir uns verloren,
O wohl der hohen Würde mir,
Dazu du mich erkoren!

Die Heilgen können Wunder thun
Und fromme Menschen segnen;
O frommes Kind, wie will ich nun
Mit Freuden auf dich regnen.

Wie will ich nun in Freud und Leid
Dich tragen auf den Händen,
Des ganzen Himmels Seligkeit
Auf dich allein verschwenden.

Und du trägst deinen Schutzpatron
In einem feinen Herzen,
Erbaust ihm einen stillen Thron
Und brennst ihm ewge Kerzen.

Digitized by Google

Zwar sollst du alle Tage nicht
Vor seinem Bilde knieen,
Und nicht der Erde ihre Pflicht
Des Himmels halb entziehen.

Doch soll ein Tag ihm heilig sein,
Ein einziger im Jahre,
Da gehst du in dein Kämmerlein,
Daß niemand es erfahre.

Da öffnest du den Heilgenschrein,
Da wird das Bild enthüllet,
Mit Rosen und Gelbveigelein,
Der Krug ihm frisch gefüllet. —

Und doch, die schöne Heilgenkron',
Ich wollt' sie gern verschmerzen
Um einen irdischniedern Thron
In deinem lieben Herzen.

Und all die Himmelsherrlichkeit
Verkauft ich gleich zur Stunde
Um einen Kuß, geliebte Maid,
Von deinem roten Munde.

Denn Eines, Liebchen, fürcht' ich fast,
Und will dir's nur gestehen:
Du möchtest mich vor Glanz und Glast
Am Ende nimmer sehen,

Es möchte in dem goldnen Duft
Mein Bild dir gar erbleichen,
Und gänzlich in die blaue Luft
Dir eines Tags entweichen.

Dann wird die Liebshistorie
Zu Mythus und Legende,
Und find't in eigner Glorie
Der „Heilige“ sein Ende.

Digitized by Google

Ketzers Gebet.

14. Aug. 1838.

Mein Herr, du wirst mich nicht verfluchen,
Du tilgst aus deinem Buch mich nicht,
Weil ich mit denen, die da suchen,
Noch wandle zwischen Nacht und Licht;
Noch bin ich untreu nicht geworden
Der Wahrheit teurem Fahneneid,
Des heilgen Geists erlauchtem Orden
Bleibt meine Ritterschaft geweiht.

Zwei sind der Wege, drauf die Deinen
Zur Stadt des Lichtes ziehn empor!
Im Schlafe giebst du es den Einen,
Führst träumend sie aus goldne Thor;
Doch wachend lässest du die andern
In ihres Angesichtes Schweiß
Auf götterleerer Straße wandern
Und ringen um den hohen Preis.

Willst du den himmlischen Begleiter,
Wie Tobis Sohn, auch mir verleihn,
Und zeigen mir die Himmelsleiter
Im Traum — wohlan, ich harre dein!
Wo nicht, so bin ich's auch zufrieden
Und suche selber meine Bahn.
Wir bleiben dennoch ungeschieden,
Ich komm auch so am Ziele an. —

Digitized by Google

Aus den Briefen des fahrenden Schülers.

München, den 16. Okt. 1838.

Teure Eltern, liebe Geschwister!

Der letzte Abend meines Hierseins ist da, der Eilwagen nach Nürnberg auf morgen Mittag bestellt, mein großes unheimliches Zimmer gegen Regen und Schneegestöber so gut als möglich verwahrt, die abendliche Lampe angezündet, und ich sitze nun da, das erste ruhige Stündlein seit meinem Abschiedstag vor mir, um meine zerstreuten Gedanken zu sammeln, und das verwilderte Herz aus der bunten Welt um mich her zur lieben Heimat zu richten.

Von den ersten Reisetagen werden die brüderlichen Begleiter bereits überfließend reichlichen Bericht abgestattet haben, und es bleibt mir aus dieser Zeit nur über meine innern Erlebnisse und Reiseabenteuer einige Rechenschaft übrig. Und hier sei denn vor allem das Heimweh nicht verschwiegen, das mich mehr als einmal an lauten Wirtstischen, wie in stiller, schlafloser Reisenacht traurigsüß beschlich, und Ovids weiches Klagelied mir halb im Ernst, halb im Scherz in Erinnerung brachte:

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte mir war dort in der heimischen Stadt,

Denk ich der Nacht, in der ich so viel des Teuren zurückließ:
Nimmt aus dem Auge mir noch heute die Thräne herab;
Nicht eines Menschen Tritt, keines Hundes Gebell war zu hören,
Luna nur lenkt' in der Höh' leuchtend ihr nächtlich Gespann,
Hell beglänzte ihr Strahl das Dach u. s. w. (hier weiß ich den Text nicht mehr)
Welchem umsonst so nah unsre Behausung gegrenzt" — u. s. w.
(Bitte um Verzeihung für die schlechte Übersetzung.)

Doch gewann bald die neue Welt über die alte, die Zukunft über die Vergangenheit die Oberhand; die innere Stimme mußte verstummen vor dem äußeren Getöse, der fröhliche Reisemut schwang die Flügel, und der nahe Kriegszustand des Reiselebens zog eine wohlthätige Rinde ums Herz: nur gestern abend, als unsere freundliche Landsmännin, Frau T., uns zur Guitarre die alten lieben Schwabenlieder sang: Morgenrot — Heute scheid' ich — u. s. w., brachen wieder alle Wunden auf, von dem schmerzlichen Morgen nichts zu sagen, als mich die Brüder, deren längere Begleitung eine so große Wohlthat für mich gewesen war, in einer durch spätes Zubettegehen und schlechte Nacht vermehrten Rührung verließen.

Was mir nun seit jener Stunde Neues begegnet ist, zerfällt 1) in Naturmerkwürdigkeiten, 2) in Kunstmerkwürdigkeiten, 3) in lebendige Merkwürdigkeiten, d. h. große Männer. (Bitte um Verzeihung für die schlechte Einteilung.)

Unter den Naturmerkwürdigkeiten versteh' ich nichts, als das höllische Wetter, das uns bald nach der Abreise der lieben Brüder der hier sogenannte böse Schwabenwind brachte, so daß auf die köstlichen Nachsommertage in der ersten Zeit unseres Hierseins nun plötzlich der förmliche Winter mit Schnee, Sturm und Regen eingetreten ist. Ich hatte von dem scharfen Wind sogleich ein eigenes hier gebräuchliches Halsweh weg, entledigte mich aber desselben

bald wieder vermittelst Schwitzens und bin nun mit Mantel, Galoschen und großer schwarzer Sammtkappe, in welchem Aufzug ich sogar die großstädtische Aufmerksamkeit auf mich ziehe, trefflich gegen allen Unbilden des Himmels und der Erde geschützt.

Was die Kunstschätze betrifft, so hab ich hier seit unsrem Scheiden freilich noch eine große Nachlese gehalten; schade, daß die Guten soviel des Köstlichen mußten bei Seite liegen lassen; die neue Residenz mit Wandgemälden zu den Dichtern aller Zeiten und Völker von Homer und Sophokles bis auf Schiller und Goethe, vor allem mit den majestätischen Nibelungensälen im Erdgeschoß; die Leuchtenbergische Gallerie mit einer zwar kleinen, aber auserlesenen Gemäldesammlung, jedes Stück ein Edelstein; die Ludwigskirche mit dem großartigen jüngsten Gericht von Cornelius; die seit ein paar Tagen eröffnete Kunstausstellung, welche hier zwar mager genannt wird, gegen die aber die unsrige immer noch ein armer Lazarus ist, und worin namentlich von den himmlischen gemalten Fenstern, deren wir eines mit einander sahen, 3 zu sehen sind; alle diese Herrlichkeiten will ich nur nennen, um niemanden den Mund wässern zu machen. — Übrigens aufrichtig gestanden haben diese Genüsse für einen armen Durchreisenden, wie unser einer ist, auch ihre bedeutenden Leiden und Schmerzen. Nicht zu sprechen von den leiblichen Strapazen, mit denen man diese Geistesgenüsse erkaufen muß, wie man da den lieben langen Tag von einem Paradies gleichsam mit Ruten ins andere gejagt wird, so daß, während das Auge den Himmel offen sieht, der arme Fuß unten oft weinen möchte vor Müdigkeit und brüllen über seine Hühneraugen, und während das Herz in Seligkeit schwelgt, der hungrige Magen daneben nach einer soliden Wirtstafel knurrt und murrt — nein, auch für den Geist selber ist des Guten zu viel da; um alles mitzunehmen, muß man übers Einzelne weggehen, und wollte man nur

weniges sehen, so müßte man gar vieles ganz übergehen; so eilt man denn halb leichtsinnig, halb mit bösem Gewissen durch die Göttersäle, in denen man nicht Zeit hat, heimisch zu werden, an den himmlischen Gestalten vorüber, mit denen man nicht Zeit hat, bekannt zu werden, und ist beim Herausgehen beinah im Fall des Meisters einer ländlichen Schule, der in zu gute Gesellschaft gekommen war, und froh ist, wieder mit latschen Füßen in den Kot treten zu dürfen, ja, dem eine fröhliche Ohrfeige Hochgenuß und Magenpflaster dünkt. — Man wird, möchte ich behaupten, für den Augenblick wenigstens in diesem neuen Athen mehr abgestumpft gegen die Kunst, als dafür gebildet, das satte Auge wird am Ende gleichgültig fürs Herrlichste, und man kriegt ordentlich einen Zorn, wenn man immer noch etwas Neues sehen, genießen, bewundern soll. — Erst in der Ferne hoff ich, sollen sich mir die Massen mehr ordnen, und die Eindrücke läutern und klären.

Nun ist noch übrig, von meinen Besuchen bei den lebendigen Notabilitäten Münchens, an die ich empfohlen war, Rechenschaft zu geben. Ich warf mich denn eines Morgens in Frack und Glacéhandschuhe, steckte meine Briefe in die Tasche und machte mich, nicht ganz unbeklommenen Herzens auf den Weg. Das Leichteste wollte ich zuerst abthun, das Schwerste aufs Ende versparen. Zuerst ging ich daher zu Schellings, wo ich durch den Sohn, meinen Freund, leichtes Spiel zu haben hoffte. Aber ach! mit dem Donnerworte ward mir aufgethan: „Herr Fritz ist mit Herrn Geheimerat auf einige Wochen aufs Land nach Neuhausen gereist; wenn Sie ihn aber dort besuchen wollen: es ist nur ¾ Stunden von hier.“ Hiedurch schon aus dem Konzept gebracht, gab ich unter dem Vorwand, es sei noch zu früh, um selbst aufzuwarten, meinen Brief an Fräulein Klara unritterlich genug in die schnöden Hände einer Magd ab, mit dem Versprechen, später wieder zu kommen. — Nun zu

Schubert, dem freundlichen, jovialen Mann, bei dem ich für den ganzen Morgen etwas aufzutauen hoffte, aber: „Herr Hofrat ist verreist, und wird erst am 16. zurückkommen." Ich will ihn nun morgen Vormittag womöglich noch einmal aufsuchen, und wenn ich ihn wieder nicht treffen sollte, das Schreiben Herrn Prof. Klumpps, da es wahrscheinlich blos Empfehlungsschreiben ist, eben bei mir behalten. Von dort ging ich zu Herrn Oberkonsistorialrat Niethammer: siehe da! auch dieser war verreist, wurde aber auf den nächsten Abend zurückerwartet. Ich fragte deshalb nach ein paar Tagen wieder an, hörte aber, daß er noch nicht zurückgekommen sei und erst morgen Abend ankommen werde; ich gab daher Herrn Vetter Brechts Brief, der, wie ich glaube, mich nur nebenher angeht, ab, und seufzte. Auf die Letzte hatte ich als den schwersten Bissen Herrn Präsidenten Reichsrat von Roth aufgespart; ich ließ mich melden und ward vorgelassen. Die gewichtige Empfehlung des Herrn Prälaten ward gnädig aufgenommen, und mir ein Sessel angewiesen; mir gegenüber saß ein anderer Unglücklicher meines Gelichters, in der Mitte auf dem Sofa Herr Präsident, der nun mit vornehmer Gravität die Brocken des Gesprächs uns wie 2 schwarzen aufwartenden Pudeln abwechslungsweise zuwarf. Nach meiner Seite hin drehten sie sich hauptsächlich um eine leichte Verhöhnung unseres Landtags aus Veranlassung des Herrn Prälaten, der auch darin sitzt. Übrigens endete meine Audienz gnädig genug mit einer Einladung zum Souper auf den folgenden Sonntag. Am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages wanderte ich sodann bei kaltem schmetterndem Sturmwind über eine weite Haide, das Marsfeld genannt, hinüber nach Neuhausen, wo ich denn den alten Herrn mit seinem Sohn in einem gemieteten Hause recht ländlich und pfarrhausmäßig angesiedelt traf. Der alte Löwe war auch in freundlicher Laune, unterhielt sich mit mir ordentlich über neue Litur-

gie und neues Gesangbuch, Tiroleralpen und Glyptothek, und erinnerte sich eines Geroks, der zu seiner Zeit in Tübingen studiert habe. Der Besuch endete wie bei einem alten Landpfarrer recht gemütlich mit Einladungen, wieder zu kommen, was leider wegen des schlimmen Wetters unterbleiben mußte. Der junge Sch., der, nebenher bemerkt, sehr bedauerte, daß wir nicht früher in sein Haus gekommen seien, wo wir ihn noch angetroffen hätten, begleitete mich nun hieher in sein Haus, wo nach einer Stunde Wartens endlich Frau Geheimerätin mit Fräulein Clara nach Haus kam —, (die jüngere Tochter ist verreist) und mich sogleich zum Thee einlud. Aber wehe! unter einem unglücklichen Gestirn wurde dieser Thee gebraut! Anfangs, als wir noch standen, und ich dem Clärchen (welche die Mädchen grüßen läßt) das Neueste aus Stuttgart mitteilte, ging's noch erträglich, aber als man nun beim Schimmer der Lampe um den runden Tisch saß, und die Tassen erschienen, da war auch der letzte gute Engel von uns gewichen, und die Langeweile feierte bei stummer Musik ein großartiges Fest. Die gnädige Frau, eine hagere vornehme Dame, warf mir aus der Ecke des Sofas alle 5 Minuten einige geflügelte Worte zu, die ich nicht verstand; Fräulein Clara war zwar, auf die vielvermögende Empfehlung der L. K. hin, freundlich gegen mich, aber ebenso einsilbig als ich, was viel heißen will. Freund Sch., auch kein Held mit der Zunge, hatte sich bald wieder auf den Rückweg gemacht, und seinen Platz sein älterer Bruder, der neugebackene Erlanger Professor, eingenommen, der, obwohl sonst sehr salongewandt, in übler Einpack- und Abreiselaune es nicht für nötig hielt, meinetwegen den Mund viel aufzuthun. So tröpfelte denn das Gespräch wie ein versiegendes Brünnlein ein paar Stunden fort, bis ich endlich, nachdem einmal 5 Minuten lang kein Sterbenswörtchen mehr gefallen war, sondern nur unterschiedliche Uhren in der

Stadt nah und fern geschlagen hatten, auch mir ums Leben nichts mehr einfiel, obgleich ich verzweiflungsvoll in allen 5 Weltteilen, den 3 Reichen der Natur, den 3 Perioden der Weltgeschichte und den 4 Elementen umhersuchte, bis ich endlich — rückte, aufstand und mich empfahl. Die Verblüfftheit hatte aber dermaßen wie ein Gewappneter mich in Besitz genommen, daß ich nun zu guter Letzt in lindem Regen, im leichten Rock, noch eine geschlagene Stunde Münchens weite Straßen durchirrte, eh ich mein Quartier finden konnte. O und diese Höllenqualen, welche nun folgen, wenn man nachher bei rückgekehrter Besinnung sich selbst feurige Kohlen der Scham und Reue aufs Haupt sammelt, wenn man die Geschichte seiner Dummheit selbstquälerisch rekapituliert; wenn einem nun hundert geistreiche Dinge einfallen, die man hätte sagen können, sollen, müssen, wenn man sich ausmalt, wie in einem der nächsten Briefe, die von München nach St. gehen, die Worte stehen werden: aber meine Gute, was hast Du uns da für einen Stock zugeschickt! „Genug von einer Sache, die mir das Herz zerreißt!"

Etwas besser ging es Sonntag abends bei Roth, wo ich mich etwas zusammennahm. Es waren außer mir noch zwei Erlanger Repetenten geladen; auch lernte ich hier die Frau Präsidentin kennen, zwischen der und dem Herrn Präsidenten ich zu sitzen die Ehre hatte, eine höchst gelehrte Dame, die über Hegel, Liturgie und Gesangbuch zu sprechen weiß, sodann als stumme Personen einige Söhne und Töchter. Ich ließ mir die Speisen vom Bedienten servieren, als hätt ichs mein Lebenlang nicht anders gewußt und machte besonders mit der Anekdote: ist kein Böblinger da? Glück, wie ich denn überhaupt merke, daß ein kleiner Anekdotenschatz eine treffliche Aushilfe und Eselsbrücke bei derlei Gelegenheiten abgeben kann, nur daß mir das Geschichtchen gewöhnlich erst dann einfällt, wenn das Gespräch bereits um die Ecke ist. — Heimisch übrigens als bei einem Landsmann

ward mirs bei diesem vornehmen Herrn nicht zu Mut, und ich lobe mir da Freund Mogger und Wagner nebst dem Hause seiner Schwester; alle diese haben sich meiner bis auf diese Stunde brüderlich angenommen, wegen des ersten hat sich Herr Frisoni, wegen des letzteren Onkel Doktor und Gottlieb eine Ehrenkrone verdient, obwohl wir beide als alte Bekannte auch ohne seine Empfehlungen gefunden hätten. Auch mit Professor Schartenmaier brachte ich in den letzten Tagen mehrere vergnügte Abende zu. Gustavs Brief an Herrn Schütz hab ich abgegeben und wurde von demselben gefällig im Theater umhergeführt; weitere Bekanntschaften: Vic. Wagner von hier in der protest. Kirche gut predigen gehört; den Kronprinzen, einen hübschen, freundlichen, jungen Mann, gesehen; der König kommt leider erst heute abend, und hat es daher sich selbst zuzuschreiben, wenn er mich nicht kennen gelernt hat.

Aber nun bitte ich, wegen dieser langen und langweiligen Epistel demütig um Verzeihung; in Nürnberg, wo ich, da die Post auch nachts fährt, übermorgen, d. 18. mittags eintreffen werde, hoffe ich mit Sehnsucht, Nachrichten von Haus zu finden, gebe Gott recht gute von allen; sonst müßte mich jede fröhliche Stunde, die ich hier genoß, und jeder Scherz, den ich mir in diesem Brief erlaubt habe, reuen. Von Nürnberg denke ich nach höchstens 2 Tagen so schnell als möglich gen Dresden zu eilen und von dort aus etwa in 10 Tagen von heute an in Halle einzutreffen, wo ein Brief, der mich dort poste restante erwartet, wieder sehr angelegt und ein großes Labsal für mich wäre.

Und nun schließe ich mit 1000 herzlichen Grüßen an das ganze Haus, sowie an alle Freunde außer dem Haus, als da sind Onkel Doktors, Herrn Helfer Dettinger und Mehls, Herr Professor Klumpp, wo die Grüße respektive in Empfehlungen übergehen; die hiesigen Freunde vom T.schen Hause, männliche und weibliche, lassen Theodor und Fritz

herzlich grüßen, über deren Rückreise ich sehr begierig auf Nachrichten bin.

Nochmals Adieu und Gott befohlen!

Mit kindlicher und brüderlicher Liebe

Karl.

Berlin, 2. November 1838.

Teure Eltern!

Endlich, nachdem ich mein Ziel erreicht, und Dach und Fach gefunden habe in diesem Zion des Geistes und der Wissenschaft, finde ich Zeit und Ort, die Schuld abzutragen, die mich schon lang auf dem Herzen drückt, Ihnen für die beiden lieben Briefe, mit denen Sie mich auf der Reise erfreuten, zu danken, und meine Begegnisse auf den weitern Stationen meiner Pilgrimschaft zu melden, was denn mit Homers Ausführlichkeit, Herodots Anmut, Xenophons Nüchternheit und Thucydideischer Kunst sofort geschehen soll.

München verließ ich, nachdem ich nicht ohne Schmerz von allen Freunden und allen Herrlichkeiten, die ich hier gefunden, Abschied genommen, auch Schubert, den ich eine Stunde vor der Abfahrt noch aufsuchte, leider noch nicht zurückgekehrt gefunden hatte, den 17. Okt. mittags 12 Uhr beim schönsten Sonnwetter. Ich saß vorn im Kabriolet mit einem frommen Dr. juris legens aus Erlangen, der mich über alle möglichen Dinge examinierte und oft mitleidig und schmerzlich von der Seite ansah. Nachts 10 Uhr rasselten wir mit schmetterndem Posthorn in der gewaltigen Festung Ingolstadt ein, wo das Abendbrot verzehrt wurde, dann gings über die Donau, die sich uns übrigens in der finstern Nacht nur durch ihr Brausen kundthat, über Eichstädt, Weissenburg u. s. w. fort gen Nürnberg, wo wir vormittags 11 Uhr eintrafen. Da ich hier keinen meiner Landsleute mehr traf, die dem Nachzügler alle vorangeeilt waren, so

meldete ich mich sogleich für den andern Tag um 2 Uhr auf den Eilwagen nach Dresden, und beschloß, meine 27 Stunden in Nürnberg eben so gut als möglich auszukaufen. Demnach wurde nach Tisch sogleich pflichtschuldigst die Fahrt nach Fürth auf der ältesten Eisenbahn Deutschlands gemacht, übrigens ohne besondere Erbauung, da man an Ort und Stelle ist, eh man sich noch besonnen hat, wie denn einer der Mitfahrenden, der mit einem schlechten Stahl und Stein Feuer schlagen wollte, wieder aussteigen mußte, ehe er seine Pfeife angezündet. Die Entfernung beträgt 2 Stunden. Mit derselben Gelegenheit sogleich nach Nürnberg zurückgekehrt, (hin und her 24 kr.) ging ich auf die indes eröffnete Post, um mit klopfendem Herzen nach Briefen zu fragen. Das Brieflein der lieben Mutter mit des Vaters gewichtiger Aufschrift wurde sogleich in den Hallen des Postgebäudes verschlungen, dann auf dem Zimmer noch ein paarmal gelesen, und froh der guten Nachrichten über das Befinden und Treiben des ganzen Hauses und über das freundliche Andenken, das man mir schenkt, machte ich mich nun mit dem von Herrn Vetter Gaupp erhaltenen Büchlein auf, die gute Stadt Nürnberg zu beschauen. Die altertümlichen Straßen, mit Albrecht Dürers und Hans Sachsens Haus, die gotischen Kirchen und Brunnen, die uralte Burg, ähnlich gelegen wie das Tübinger Schloß, mit einer herrlichen Aussicht von den Wällen und einer Menge Gemälden von Dürer, Holbein, Kranach im Innern, alles dies im schönsten Sonnenschein, dann im herbstlichen Abendrot gesehen und durchwandert, machte den freundlichsten Eindruck. Hier sind nicht, wie in München, neue Lappen auf altes Tuch geflickt, griechische Kunst neben bayerischem Bier und gothische Kirchen neben griechischen Tempeln; hier ist alles aus einem Stück und Guß, vom Eckstein unten bis hinauf zu den phantastisch geschnörkelten Giebeln der Häuser, von der Spitze des zierlichen gothischen Brunnens, bis zu den steinernen Blumen

der Turmspitzen, und man kann sich, wenn man die hohen und krummen Straßen durchwandert, ohne Anstrengung der Fantasie um 300 Jahre zurückversetzen; selbst die Mädchenköpfe und Frauengesichter, die einem begegnen, scheinen manchmal aus Dürers oder Holbeins Gemälden hervorgetreten zu sein. Die andere Seite Nürnbergs, den neueren Kunst- und Gewerbfleiß, konnte ich freilich nicht so im Fluge mitnehmen, doch weihte ich Herrn Leininger selig und seinen Lebkuchen einen Seufzer fröhlichtraurigen Andenkens, sowie den unzähligen Bilderbögen mit der Unterschrift: Nürnberg bei Fr. Campe, die wir einst in jenen glücklichen Kinderjahren angemalt. — Da es inzwischen dunkler Abend geworden war, schickte ich mich zum Besuch bei Herrn Rektor Roth an, der, da er wegen schlechter Augen abends nicht arbeitet, um diese Zeit am besten zu sprechen ist. Ich wurde denn auch mit meinem Brieflein freundlich von ihm aufgenommen, und er gefiel mir mit seiner biedern Offenheit und seinem zwar ernsten aber herzlichen Wesen noch besser, als sein vornehmer Herr Bruder. Freundlich erinnerte er sich unter andrem auch Herrn Dettingers, und läßt den lieben Vater grüßen. Eine Einladung zum Essen bedauerte er wegen meines kurzen Aufenthalts nicht ergehen lassen zu können. Ein Erlanger Student, den ich bei Roth getroffen und der auch nach Berlin reisen wollte, zeigte mir des andern Morgens vollends die Hauptsehenswürdigkeiten: den Johanneskirchhof mit einer Menge merkwürdiger Grabsteine, die Sebaldus- und Lorenzkirche von innen mit herrlichen Glasmalereien, Guß- und Steinarbeiten, und zu guter Letzt das sogenannte Glöckle, eine winzige an eine ehrwürdige Kapelle angeflickte bretterne Garküche mit weltberühmten Bratwürsten und Sauerkraut.

Unter stiller Bezeugung meiner allerhöchsten Zufriedenheit mit Nürnberg setzte ich mich denn vormittags auf den Eilwagen nach Dresden. Erlangen ließ ich teils wegen

Beschränktheit meiner Zeit, teils weil die Vorlesungen noch nicht angefangen hatten und Olshausen dem Vernehmen nach verreist war, Rückert aber mir nicht wohl zugänglich, bei Seite. Der Weg ging nun über Bayreuth, Hof, Plauen, Freiberg 2 Tage und 2 Nächte ohne Unterbrechung fort. Von der Bayreuther Reise sowie von dem ganzen Weg weiß ich nun freilich nicht so viel zu erzählen, wie Jgfr. Jettchen selig, außer daß ich das Reisen mit den bayerischen und sächsischen Posten, namentlich bei Nacht, satt und übersatt bekam. Von Glück hatte ich noch zu sagen, daß ich nicht in die Beiwagen kam, wo man auf jeder Station wieder in einen andern Wagen geschmissen wird, und selbst über sein Gepäck wachen muß (für das ich, beiläufig gesagt, unverschämt viel Übergewicht zahlen mußte). Wo möglich suchte ich immer in die Kabriolets zu kommen, da hat man doch bei Tag freie Aussicht, läßt bei Nacht fern von der schnarchenden und seufzenden Reisegesellschaft sich vom Nachtwind Märchen erzählen, bis man einschläft, und wenn man auch alle 5 Minuten wieder aufgerüttelt halb im Traum die Augen aufschlägt: so hat man wenigstens statt der dumpfen Wagendecke den offenen Himmel über sich, und kann ein Wörtchen mit den freundlichen Sternen sprechen. — Hof, die letzte bayerische Stadt, wo wir am 20. Mittag machten, ist ein langweiliges Nest, dem man nicht ansieht, daß Jean Paul eine Zeitlang dort gelebt. Beim Eintritt ins Sächsische wurde uns die neue Rechnung nach Thalern, Groschen und Pfennigen anfangs ziemlich unbequem, dagegen sprach uns manches andere freundlich an; statt der langweiligen Ebenen nach und nach wieder Gebirg mit dunklen Tannenwäldern, grünen Wiesen, und weißen, schiefergedeckten Dörfern in den Gründen; statt der bayerischen Grobheit höfliche, feine Leute, Kellnerinnen, die besser sprachen als bei uns Geheime Rätinnen, und Bettelkinder, die im feinsten Hochdeutsch um

einen Pfennig bitten. In Freiberg rollten wir eben auch, ohne uns tiefer einlassen zu können, über den von Bergwerken unterhöhlten Straßen unaufhaltsam unsrem Ziele, Dresden, zu. Bei Tharand, ein paar Stunden vor Dresden, das seinem lieblichen Namen alle Ehre macht, wird die Gegend wirklich paradiesisch. Beim schönsten Morgensonnenschein fuhren wir durch das freundliche Örtchen, das mit seinen Burgruinen in einem freundlichen Thale liegt, eingeschlossen von ungeheuren waldgekrönten Felsen und durch einen klaren, rauschenden Bach belebt — ähnlich Wildbad, nur freundlicher und sonniger, und das einem den Mund nach der nahen sächsischen Schweiz gewaltig wässern macht. Am 21. Okt. mittags 1½ Uhr kamen wir denn im deutschen Florenz an. — Wir — denn ich hatte unterwegs mit drei Schweizern Kameradschaft gemacht, die auf dem Weg nach B. waren, einem Theologen, einem Mediziner und einem Ingenieur, einem echten Schweizerriesen, der ziemliche Reisepolitur mit seiner Schweizer Treuherzigkeit verband, und unsern Mentor, gelegentlich auch unsern Gastgeber und Zahlmeister machte. Mit diesen trieb ich mich nun auch in Dresden die meiste Zeit um. Sonntag nachmittags ging ich, eingedenk des Zwecks meiner Reise, sogleich in eine der Kirchen, wurde aber sehr wenig erbaut durch eine nicht nur unchristliche, sondern fast unmoralische Predigt über das Evangelium von Martha und Maria, worin die Frauen und Jungfrauen in galanten und sentimentalen Ausdrücken als die „Engel Gottes auf Erden" gepriesen wurden. Doch wurde meine gute Laune sogleich dadurch wieder hergestellt, daß ein ehrsamer Spießbürger, den ich beim Herausgehen um den Namen des Predigers fragte, nachdem er erfahren, daß ich ein Reisender sei, mich ganz freundlich fragte: Sie sind wohl Jeselle? Freilich mochte der Gute mir vielleicht damit noch eine Ehre anzuthun meinen, denn ich mag in meinem abgetragenen Hausröckchen, das ich noch vom Post-

wagen her trug, mit dem auf der Reise arg strapazierten Hütlein und den frierenden handschuhlosen Händen nicht die eleganteste Figur gespielt haben. Und in Wahrheit bin ich ja doch so eine Art von reisendem Handwerksburschen, nur mit einem etwas noblern Metier, als die Herren von der Nadel und vom Pfriemen. Von Merkwürdigkeiten Dresdens, die uns bis zum Mittwoch Morgen vollauf beschäftigten, wäre zu bemerken vor allem die Gemäldegallerie, in der ich einige selige Stunden zubrachte, worüber Goethe in seinem Leben nachzulesen, das grüne Gewölbe, blitzend von künstlichen Arbeiten aus Gold, Silber und Edelsteinen, wo man sich aber unter all der Pracht und den Kunststücken am Ende langweilt, das historische Museum, wo ich wenigstens wieder etwas für den wissenschaftlichen Zweck meiner Reise profitierte, indem ich unter andern Kuriositäten Kants Stiefeln in einem Glasschrank zu sehen und Luthers Schwert, das er auf der Wartburg getragen, in die Hand bekam, ferner die Brühlsche Terrasse, ein schöner Spaziergang längs der Elbe, mit der Aussicht unter andrem auf die Dresdener Weinberge, ein lieber, langvermißter Anblick, die ungeheuer lange Elbbrücke und die schönen Straßen mit 5—6stockigen Häusern. L. Tieck, an den ich leider nicht empfohlen war, belüg ich mich wenigstens auf der Straße gesehen zu haben. Aber wir müssen eilen, daß wir nach Leipzig kommen, denn ich verschwende Papier, Zeit und Postgeld mit meiner langweiligen Umständlichkeit, und setze Ihre Geduld auf eine zu harte Probe. Schnell genug wurden die 25 Stunden nach Leipzig Mittwoch den 24. Okt. zurückgelegt, indem die Eisenbahn von Dresden aus 5 Stunden und von Leipzig her 10 Stunden weit befahren wird, und man nur die 10 Stunden in der Mitte sich im Omnibus muß radebrechen lassen. Die Fahrt ging beim heitersten Wetter in munterer Gesellschaft lustig genug von statten, und als wir abends unterm reinsten Himmel auf unbedeckten Wagen die 10 Stunden nach Leipzig

in 5 Viertelstunden durchflogen, während die lange Rauchsäule des Dampfes majestätisch über unsern Häuptern hinfuhr, goldig und purpurn beleuchtet von der Abendsonne, wie ein langes riesiges Wimpel unsres Zauberschiffs: da ging mir das Herz zum erstenmal auf nicht nur von Respekt, sondern auch von einiger Liebe gegen diesen Genius und Abgott unsres Jahrhunderts, der seine Kinder auf Wolken durch die Lüfte führt und die Märchen von den Siebenmeilenstiefeln wahr macht. —

Montag den 29. Okt. abends 9 Uhr fuhren wir in die prächtigen Straßen Berlins ein, und hier am Ziel meiner Reise finde denn auch dieser Brief sein Ziel, der von allen versprochenen Eigenschaften freilich nur den der Ausführlichkeit und etwa der Nüchternheit aufzuweisen hat, und wegen der zahllosen Unterbrechungen dieser ersten unruhvollen Tage erst heute den 4. Nov. zu Ende gebracht worden ist. Nur noch soviel, daß ich den Morgen nach meiner Ankunft zuerst Freund Dörtenbach aufsuchte, und von dort schnell alle lieben Landsleute gefunden habe, daß ich zunächst für diesen Monat, Mittelstraße Nr. 60, ziemlich gut logiere, schon mitten im Studium bin, von unbelebten und belebten Merkwürdigkeiten Berlins manches gesehen, gehört und gesprochen habe, und mich in meinem Element zwar noch nicht völlig zu Hause, aber gesund und frohen Mutes befinde. — Meine nächste und liebste Hoffnung ist nun die auf baldige recht gute Nachrichten von Haus, je bälder, je lieber, und je länger, je lieber. Auch wer von den Geschwistern sein Scherflein beisteuert, erwirbt sich ein großes Verdienst; so lasse ich namentlich der Schwester Luise für ihre angenehme Zuschrift herzlich danken, und werde in dieser, sowie in anderer Beziehung meine Pflichten erfüllen, sobald es die Zeit erlaubt.

Und nun sei alles Liebe in und außer dem Hause aufs herzlichste gegrüßt!

Mit kindlicher Liebe Ihr gehorsamer

Karl.

Berlin, 22. November 1838.

Liebes Luischen!

Gleichwie andere große Geister die Sitte haben, unsterbliche Werke ihrer Feder, obwohlen sie für die ganze Welt geschrieben sind, jedennoch einer ihnen besonders teuren Person namentlich zu widmen und deren Namen an die Spitze zu stellen: also habe ich auch dieser Ausgeburt meines Geistes, worinnen ich eigentlich der ganzen Familie meine Fata allhier zu berichten fortfahre, aus alter Anhänglichkeit und neuer Dankbarkeit für dein Schreiben deinen werten Namen gleichsam an die Stirne nageln und dasselbige dir dedizieren wollen.

Und nachdem ich in jenem ersten Briefe mehr von ernsten und hohen Dingen gesprochen und sich die Feder dort erst einigermaßen Bahn brechen mußte: so will ich ihr nun, indem ich mich zu deiner Fassungskraft herablasse, einige leichtere Sprünge erlauben und dir gleichsam das Zuckersätzchen daraus noch zufließen lassen.

Vernimm also vor allem einen wahrhaftigen Bericht meiner Lebensweise und ungeheuchelte Beschreibung eines Berliner Tags.

‚Nachdem man in der Nacht von Euch geträumt hat, — denn wunderbarerweise hat bis auf den heutigen Tag die neue Welt, in der ich lebe, noch nicht bis in die innerste Traumwelt hineindringen können, hier spielen die alten Umgebungen, Personen, Verhältnisse ungeniert und regelmäßig fort, als ob's kein Berlin und keine Eisenbahnen gäbe — in der Dämmerung noch erhebt man sich aus dem kleinen, niedern Bettchen ohne Matratze, in dem kaum Hannchen Platz hätte und in dem man ziemlich dumm geschlafen, und begiebt sich aus dem Kabinet in den anstoßenden Salon, Speisesaal, Studierzimmer, Ball- und Konzertsaal, der grün ist, niedrig, etwas zu groß und weitläuftig für den Winter, mit eleganten

Digitized by Google

Möbeln überflüssig ausgestattet, wie alle Studentenlogis, und macht sich hier etwas Motion, um nicht zu erfrieren, während ein altes Mütterchen von Bedienung erscheint und den großen weißen Porzellanofen von innen heizt, der übrigens, ich weiß nicht ob aus Bedächtlichkeit oder Schüchternheit mit seinen guten Eigenschaften in den ersten Stunden noch ziemlich an sich hält und erst gegen 11 Uhr, wenn ich ausgegangen bin und er ungeniert ist, zu seinem Privatvergnügen eine ganz behagliche Wärme verbreitet, wie ich auch erst, wenn ich aus einer Gesellschaft weg bin, anfange warm zu werden und Funken zu sprühen. Sofort wird der Kaffee serviert, wozu die Milch mit dem vornehmen Namen Sahne in einer mit zwei Hunden bespannten Equipage allmorgendlich vor die Häuser geführt wird. Gesellschaft hab ich beim Frühstück keine außer dem König und dem Kronprinzen von Preußen, welche aber nichts genießen, sondern nur von zwei Kommoden aus bleich wie Gipsbüsten einander ansehen und sich ziemlich zu ennuyieren scheinen. — Das dritte Kunstwerk ist Th. Körners Tod, der über dem Sofa hängt. Du siehst, ich bin in Preußen an dem Herd des Patriotismus. Bis 11 Uhr wird sodann etwas gelesen oder sonst gearbeitet, wobei der Kälte wegen eins geraucht wird, aber nicht aus der Pfeife, auch keine Zigarre, sondern mit Ersparnis alles Tabaks blos aus dem Munde; ungekünstelt, ungesucht steigt der Rauch empor, wie der Hauch einer schönen Seele. (Im Januar zieh ich aus.) Um 11 Uhr kannst du dich sodann, wohl in Pelz gehüllt, mit mir auf den Weg nach der Universität machen (der Weg ist ganz kurz für hier, ein paar Schritte, ungefähr wie von unserem Haus an den Bazar); kannst Arsenal, Opernhaus u. s. w. rot leuchtend in der Morgensonne, mit blitzenden Fensterreihen, bewundern und die Bemerkung machen, daß Berlin die schönste Stadt in Deutschland ist, nur stolpre nicht über die eroberten Kanonen, die an allen öffentlichen Gebäuden dutzendweise eingerammt sind

als Ecksteine. Sofort verschwinde ich durch den Schloßhof jenes etwas düstern, aber imposanten Palastes: der Universität. — — — Bleich, entstellt, mit loderndem Aug und brechenden Knieen, wie Richard III. in der Schlacht, da er schreit: ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für'n Pferd! siehst du mich um 2 Uhr wieder hervorstürzen aus dem Thor und mit vom Hunger beflügelten Schritten ins Kaffee Holland eilen, wo Württembergs Jugend um sechs Silbergroschen nach der Karte zu Mittag speist. Damit du doch auch für deine Wissenschaft von der gelehrten Reise deines Bruders etwas profitierst, so will ich dir einen kleinen Auszug des Speisezettels geben: Heut aß ich Ertoffel à la reine mit Rindfleisch, Klopps à la Königsberg, Vignée; gestern Weißauer von Gans, Hammelsprilliade, Arme Ritter; vorgestern Teltower Rüben mit Saussischen, Boletten, Mehlspeise; u. s. f. Die grausigen Gerüchte über die hiesigen Gerichte find' ich übrigens nicht bestätigt; wenn man Hunger hat, läßt man sich durch eine süße Rosinensauce ums Rindfleisch nicht irre machen, und wenn man Geld hat, kann man satt werden. Größer ist die Verlegenheit mit dem Getränke: doch für solche Schmerzen hast du kein Gefühl, kein Herz für solchen Jammer, drum soll er in meiner Brust verschlossen bleiben.

Nach Tisch lad ich dich nun wie sonst manchmal zu einem Spaziergang ein, entweder unter die Linden, die freilich jetzt nicht viel Schatten geben, eine dreifache Allee, die sich inmitten der breitesten Straße, in der jedes Haus ein Palast ist, hinzieht, oder noch ein paar Schritte weiter unter dem Brandenburger Thor mit den ehernen Siegesrossen durch in den Tiergarten, wo du in hundert sich kreuzenden Alleen die Berliner schöne Welt in Pelz, Samt und Federschmuck stolzieren sehen kannst. Meines uneleganten Aufzugs, namentlich des gelbsüchtigen, gichtbrüchigen Hütleins darfst du dich dabei nicht schämen; denn wie man die wahre gute Gesellschaft daran erkennt, daß jeder ungeniert nach seiner Weise sich

darin bewegen kann: so ist ebendies im großen auch der Vorzug einer großen und gebildeten Stadt (Weisheit! Katheder! Schulmeister!) und ich gehe hier für gewöhnlich in einem Aufzug, mit dem ich in Stuttgart mich nicht auf die Straße gewagt hätte. Daß mir hie und da eine Dame nachschaut, kommt auch nicht von meinem interessanten Gesicht her, sondern nur von meinem hellen Mantel, der hier etwas Unerhörtes ist. „Sie, Sie im weißen Mantel," rief mir einmal bei Nacht jemand nach. Wenn du bei der Promenade nicht blos auf Putz und Uniformen gesehen hast: so wirst du bemerken, daß dir ein dummes oder plumpes Gesicht nicht begegnet ist, aber ebenso wenig ein blühendes, volles und heiteres, von einer wohlgenährten Schwabenfülle gar nicht zu reden: lange, schlanke Gestalten, feine, bleiche, scharfe, kalte Gesichter.

Nun von 3 oder 4 bis 6 Uhr werden wieder Kollegia gehört und die Weisheit mit Vorleglöffeln gegessen, und wenn man endlich wieder herausgetreten ist in die nächtlichen, flammenleuchtenden Straßen: so wird gewöhnlich Ministerrat gehalten, wie etwa der Tag am würdigsten zu beschließen sei: ob man bei miserablem Bier oder einem teuren Gläschen Wein sich von dem schweren Tagewerk Leibs und der Seele erholen, oder ob man hie und da einmal als ein geschworener Knecht der Musen den Diensteifer noch weiter treiben und in Theater oder Konzert ihnen noch einmal aufwarten, oder endlich ob man sich friedlich nach Hause begeben soll wie heute, um in stiller Sammlung des Gemütes bei einem Stückchen Butterbrot und vielleicht einer Tasse Thee der Schwester Luise zu schreiben.

Nun Adieu mein schönes Schwesterlein, Prinzeß meines Herzens, Königin des Anstands, Tyrannin aller kleinen Kinder, adieu mein Porzellanengel!

Dein

Karl.

Berlin, 22. Dezember.

Abends 5 Uhr, nachdem ich von einem Spaziergang heimgekommen bin, und zwei Äpfel, einen Leder- und einen Borstorfer zu Nacht gespeist: der Mond scheint durch die silbernen Palmenwälder und Blumenbeete meiner gefrornen Fenster, im Ofen knistert das Feuer und spielt mit einem roten Schein am Boden.

Liebe, liebe Lotte!

Ich hab es dir nachgemacht, und mir ebenfalls eine Partie hübschen Briefpapieres eingethan, freilich nicht so ätherisch wie das Deine, um Euch das Porto in etwas aufzuwägen. Wenn Dir also mein Brief nicht gefällt, so kannst Du Dir jedenfalls das Brandenburger Thor abschneiden, draußen hast Du sogar noch den Tiergarten, und gegen Dich zu die Linden und ganz Berlin, was man aber zufällig nicht mehr sieht. — Noch lieber hätte ich Dir freilich mein eigenes Haus geschickt, dies ist aber elenderweise noch nicht einmal in Kupfer gestochen.

Hiemit könnte ich nun eigentlich schließen; denn dieses bunte Fleckchen da oben giebt Dir ja schon ein Stück aus meinem gegenwärtigen Leben, anschaulicher als vier enggeschriebene Blattseiten.

Doch ich habe eine schwache Stunde, möchte gern der Feder und den Gedanken noch ein wenig den Lauf lassen, es ist Christtagszeit, ich denke an diese Tage vorm Jahr und vor 2 Jahren, an die Du mich in Deinem Brief erinnerst. Ja das war freilich eine wunderbare und eine gute Zeit, wie alle vergangenen. Du und ich, wir klagten einander allerlei unverstandenes Leid der Jugend.

Damals wurden über Freund St. schöne Thränen des Mitgefühls geweint, der 100 Stunden von Haus bei uns seine Weihnachten feierte, nun bin ich ebenso fern von

der Heimat, und habe nicht einmal wie er ein gastliches Haus, wo ich mich freuen dürfte mit den Fröhlichen, sondern einsam und verwaist werd ich am heiligen Abend in meiner stillen Stube sitzen, ein bescheidenes Licht wird darin brennen, wenn ringsumher die Fenster von Freudenkerzen leuchten und die Kinder singend durch die Straßen ziehen. Ich mache auch Anspruch auf Mitleid.

Doch tritt für derlei arme Verlassene die gute Stadt Berlin einigermaßen ins Mittel, zündet ihnen allesamt einen leuchtenden Weihnachtsbaum an und legt ihnen eine köstliche, funkelnde Bescherung aus.

Da ist zuerst der Weihnachtsmarkt, wo alle Abend bei fröhlicher Beleuchtung jung und alt, arm und reich sich um die bunten Buden drängt. Die Drehorgeln dudeln, die Herren bleiernen Soldaten funkeln, die geschminkten Fräulein von Holz und Leder kokettieren, und der Himmel hängt voll Geigen und Trommeln, tout comme chez nous. Hier kann selbst das ärmste Kind für seinen Dreier glücklich werden, und die allerärmsten, die gar nichts haben, weiden sich am Anblick der fremden Herrlichkeit. Hier ist besonders das Paradies des Volkes und der Jugend.

Da sind denn weiter die vornehmeren Weihnachtsausstellungen in Kunstläden, Konditoreien und Restaurationen. In duftenden Marmorsälen zwischen Orangebäumen, Gasflammen und frischen Blumenguirlanden, zwischen goldgerahmten Spiegeln und zauberischen Transparentbildern, die einen mitten aus dem rauhen Norden nach Venedig und Neapel, nach Lissabon und China, ja geradezu ins Feenland versetzen, sind hier auf marmornen Tischen alle Schätze der Welt ausgelegt: Da heißt es: Herz, was begehrst Du? und jeder ohne Unterschied, nicht blos die vornehmen Geheimerätinnen und stolzen Baronessen, die mit rauschenden Seidenkleidern und Bedienten hinter sich durch die Säle fegen, nein, auch unsereins darf zugreifen, und sich von der

Bescherung nehmen nach Herzenslust um sein Geld. Ach! was für Wunderdinge und Feenarbeiten hab ich da schon für Euch ausgesucht: seidene Mantillen und niedliche goldgestickte Samthäubchen, wie man sie hier jetzt trägt, köstlich gemalte, goldeingelegte Perlmutterfächer und Chatoullen von Ebenholz und Elfenbein, alabasterne Blumenvasen, geistreiche Bonbons und galante Schäferinnen von Porzellan. Königin Mab, die ihr kennen werdet, hat alles in eine Nußschale gepackt, und den Transport franko übernommen.

Ich darf freilich auf eine gleiche Aufmerksamkeit von Eurer Seite nicht hoffen, nicht einmal so glücklich wie H. werd ich sein, dem seine Tanten, Mutter und Schwestern mit Buchhändlergelegenheit von Zeit zu Zeit Bonbons und Bilderbögen schicken; aber das kann ich erwarten, daß ihr mir genauen Bericht erstattet, wie die Christherrlichkeit bei uns diesmal eingekehrt ist; sind doch noch 25 schreibfertige Finger der rechten Hand in der Familie, von denen ich noch nichts habe. Man bedenke, daß man nicht alle Jahre nach Berlin schreiben, und von Berlin Briefe erhalten kann, zudem mit so schönen Vignetten.

Übrigens darfst Du nicht glauben, daß ich für die Liebenswürdigkeit Deiner Briefe blind sei, sie kommen mir mit ihrem natürlichen Wesen, den ausgestrichenen Stellen, den Tintenflecken und dem Gesudel, in das sie, trotz der besten Vorsätze am Anfang, gegens Ende unrettbar stürzen, bis sie förmlich „hinhageln", vor wie Du selbst, da Du als kleines, blasses wildes Mädchen mit tiefen Augen einst von Dürrmenz zurückkamst, auf der Gasse umherrastest, hinstürztest, Tirolerliedchen sangst, die Dich Tantele gelehrt, und uns allerlei Unsinn vorschwatztest.

Überhaupt, wenn ich manchmal mit Dir trutze, so ist's, weil ich Dich mag, und wenn ich bisweilen einen Zorn auf Dich habe, so ist's, weil ich etwas auf Dich halte.

Grüße Luise schön und die anderen.

So, und nun will ich Dir noch in aller Ruhe das Neujahr abgewinnen: Prosit — ich schreibe ganz langsam, aber Du kannst nichts machen, es steht schon da und ich bin 100 Stunden weit weg, — das neue Jahr!

Doch das sind Dummheiten, Domestikenwitze. — Adieu.

Dein

Karl.

Berlin, den 24. Dezember 1838.

Teuerste Eltern!

Gern hätte ich schon einige Tage früher geschrieben, um am Christfest, dem ersten, so alt ich bin, das ich fern von der Heimat feire, mich wenigstens brieflich in die Reihen der Fröhlichen zu mischen: da indes heute erst unsre Weihnachtsferien beginnen, so wollte ich lieber warten, um mich mit mehr Muse meiner wieder ziemlich hoch angelaufenen Briefschuld zu entledigen.

Kommt der Brief nun auch fürs erste Fest zu spät, so kommt er doch, hoff ich, noch früh genug, um zum zweiten, zum Neujahr, meine herzlichen Glückwünsche zu bringen. Ich dachte freilich das letztemal, als wir den Neujahrsabend mit Onkel Doktors am traulichrunden Tisch feierten, nicht daran, daß mich der nächste da oben im Norden treffen würde; ich dachte überhaupt an manches nicht, was mir dieses Jahr gebracht hat, und muß nun doch, nachdem mancher heiße Tag überstanden, manche böse Stunde verwunden ist, versöhnt, ja dankbar von ihm Abschied nehmen, als von einem Freund, ders zwar wunderlich, aber gut gemeint. Und so tret ich denn ins neue mit dem fröhlichen, noch nie betrogenen Glauben, daß der Herr wie bisher, so auch künftig über Ihnen, teuerste Eltern und allen in Gnaden walten, und auch aus dem Munde dieser noch ver-

schleierten Tage, dieser noch unmündigen Stunden sich ein Lob bereiten werde.

Um zur Gegenwart zurückzukehren und meinem Leben und Streben darin, so wäre zunächst zur Erklärung des Titelkupfers ein weniges zu sagen. Es ist dies, wie die Unterschrift treffend bemerkt, das hiesige Museum, enthaltend eine zahlreiche Gemäldegallerie und Antikensammlung, die zwar nicht so auserlesen und reich ist, wie die in München und Dresden, der ich aber doch weit mehr verdanke als jenen, indem ich hier mit Muse studieren und mich einleben kann. Und so wandle ich denn hier, Kuglers verständigen Wegweiser in der Hand, als ein frommer Kunstjünger mit immer sehenderen Augen von den kindlichen Anfängen der Kunst, den schlichtfrommen Bildern der altitalienischen und altdeutschen Meister bis zu der vollendeten Jugendblüte des Rafael und Correggio, und von deren idealen Gestalten und himmlischen Madonnen wieder hinab bis zu den rauchigen Wirtsstuben und zierlichen Familienzimmern der Niederländer mit den derben Bauern, rotnasigen Quacksalbern und blonden musizierenden Damen in täuschenden Atlaskleidern. Auf dem Bilde drüben ist eben der Moment aufgefaßt, wo ich mit meinen Freunden von links, dem Universitätsgebäude her, auf diesen schönen Tempel der Kunst zuschreite, wie wöchentlich immer ein paarmal geschieht, da seine Pforten wahrhaft gastlich, d. h. unentgeltlich alle Tage offen stehen.

Soll ich nun von diesen heitern Studien zu den ernstern übergehen, so fällt mir zunächst eine andre Aufgabe schwer aufs Herz, die ich neulich leichtsinnig und frevelhaft genug mir selbst auf den Hals geladen: nämlich die bedeutendsten hiesigen Lichter der Wissenschaft ein wenig die Revue passieren zu lassen. Leichtsinnig ist es doch und frevelhaft für unsereinen, schon überhaupt über diese gewaltigen Meister mit ein paar Linien absprechen und sie mitsamt ihren Sy-

stemen zwischen zwei Blätter Postpapier packen zu wollen. Wollte ich mich aber auch darüber hinwegsetzen nach der neuesten Mode meiner genialen Kollegen in der Kritik, die ja auch ein Buch nach dem Titelblatt gründlich rezensieren, und irgend einen großen Mann nach seinem Überrock treffend charakterisieren: so tritt der andre Übelstand ein, daß bei dem größern Teil meines Publikums dieses Thema wenig Anklang finden möchte. Vom Mariele gar nicht zu sprechen, so werden nicht einmal die ältern Fräulein Schwestern viel von Neander und Hengstenberg wissen wollen, der lieben Mutter wird Vatke und Marheineke ziemlich gleichgültig sein, und selbst den lieben Vater werden manche der jüngeren Namen weniger interessieren, als unsereinen, auf deren Jugend sie schon lange von der Ferne aus gewirkt. Doch um nicht geradezu als leichtsinniger Schuldenmacher und Windbeutel mich selbst für insolvent und mundtot erklären zu müssen, will ich wenigstens von den Lehrern, zu deren Füßen ich zunächst sitze, eine unmaßgebliche Schilderung kurz entwerfen, und mich dabei mehr ans äußere halten.

Die zwei großen Meister und leuchtenden Dioskuren, zu denen unsre glücklicheren Vorläufer vor zehn Jahren noch wallfahrten durften, sind nun freilich lange schlafen gegangen, und haben uns nichts übrig gelassen, als ihre Gräber zu besuchen. Hegel liegt in einem feuchten Winkel des Kirchhofs an der Mauer, ein einfacher Granitblock mit seinem Namen bezeichnet die Stätte. Was in dem gewaltigen Schädel drunten, in dem einst das Universum Platz hatte, jetzt vorgeht, weiß ich nicht. — Zwei Schritte davon steigt zwischen dunklen Tannen eine hohe schwarze Pyramide auf, Fichtes Grabmal. Weit davon, auf einem andern Kirchhof am andern Ende der Stadt, liegt Schleiermacher begraben, frei auf einer heitern Anhöhe, aus einer schönen Büste von weißem Marmor schauen seine geistreichen Züge uns an, nur wunderlicher Weise von der Stadt ab, in der er gewirkt,

der Kirchhofsmauer zugekehrt. — Doch von den Toten zu den Lebenden, die sich in ihr Reich geteilt.*)

Nun hinaus aus dem Schulstaub und den dumpfen Hörsälen in die freie Luft, ins fröhliche Leben, oder vielmehr, da um diese Zeit im Freien nicht viel zu machen ist, an die Theetische, in die Salons. Ich darf mich in dieser Beziehung allerdings einiger Fortschritte rühmen. In die höchsten Regionen freilich, in die innersten Heiligtümer des Geistes und der Bildung, in die geistreichen Zirkel des Kronprinzen, ja selbst in die Kreise, welche Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim, Goethes nun grau gewordenes Kind, beleben, konnte ich noch keinen Zutritt erlangen; doch bin ich inzwischen bei Reimer, einem höchst gebildeten Mann, dem Freund Schleiermachers, in seine Mittwochsabendgesellschaften eingeführt, von der Wagemannschen Familie freundlich aufgenommen, als Gast in die litterarische Gesellschaft zugelassen, wo ich Kriminaldirektor Hitzig, den greisen Präsidenten derselben, sowie die meisten der hiesigen, schriftstellerischen Notabilitäten teils mündlich, teils wenigstens mit Augen und Ohren kennen lernte. Ein Haus übrigens, in dem man sich recht heimisch und wohl fühlte, ist noch nicht gefunden. Das des Hofrats Ternite, in welchem Lang vorigen Sommer so fröhliche Stunden verlebte, fanden wir, als ich und Denzel guten Muts mit einem vom besten Humor sprudelnden Briefchen von Lang hinkamen, in ein Trauerhaus verwandelt, die junge, liebenswürdige Frau vor 14 Tagen am Nervenfieber gestorben, den Mann von derselben Krankheit halb genesen. — Frau Mathis konnte — miserabile dictu — noch nicht ausfindig gemacht werden, obgleich ich am Ende auf Geratewohl in einigen Häusern dieses Namens nachfragte; ich hoffe nun bei Strauß, der mich auf diese Tage eingeladen, Auskunft zu finden. Auch Wackernagel

*) Vergl. hierüber die „Jugenderinnerungen".

will ich aufsuchen, sobald mein Beglaubigungsschreiben wird eingelaufen sein.

Übrigens glaube man nur nicht, daß man auch mit Empfehlungsbriefen die Wege hier so gar eben und die Thore so weit offen finde. Namentlich von den Leiden der Antrittsbesuche ließe sich ein langes Klaglied anstimmen: Man hat sich in hochzeitliches Kleid Leibs und der Seele geworfen, man hat eine sachverständige Reise durch die Stadt, entweder zu Fuß oder, wenn die betreffende Straße in unbekannten Regionen liegt, mit Aufwendung von fünf Silbergroschen in einem Fiaker gemacht. Gut. Nun wähne man aber ja nicht, daß es gewonnen sei, daß man etwa die Treppe hinaufhüpfen und auf gut schwäbisch an die Thür klopfen dürfe, um mit einem freundlichen Herein empfangen zu werden. Bewahre, man kommt vor eine verschlossene Öhrnthür, greift noch einmal nach dem Brief in der Seitentasche, zieht mit Todesverachtung an der Klingel. Ein hochmütiger Bedienter, eine unverschämte Magd erscheint: kann ich Herrn Hofrat sprechen? Nein, der ist jetzt nicht zu Hause, ertönt's aus lügnerischem Munde, nachdem man von Kopf zu Fuß gemessen worden ist. — So war denn alles, Zeit, Geld, Geist vergebens aufgewendet und man kann abziehen mit einer Empfindung, die in der Mitte steht zwischen der des Kindes, dem ein köstliches Stück Kuchen, eben als es anbeißen wollte, in den Kot fiel, und der eines Missethäters, dem, nachdem er auf dem Schaffot angekommen ist, eröffnet wird, daß unvorhergesehener Umstände wegen die Exekution erst morgen stattfinden könne. Und diese Geschichte wiederholt sich in der Regel 2—3 mal. Ja einmal, als ich auch beim zweiten Kommen offenbar lügnerischerweise abgewiesen wurde, konnt ich mich nicht enthalten, mit von edlem Zorn entflammten Wangen an den Domestiken folgende Worte zu richten: Sie scheinen mich für etwas andres zu halten, als ich bin, etwa für einen Supplikanten, der Ihrer Herrschaft zur Last fallen wollte;

aber sehr im Gegenteil war ich gewillt, Ihrer Herrschaft eine Gefälligkeit zu erweisen, indem ich diesen Brief überbrächte. Hier ist der Brief, hier meine Karte, und nun werden Sie mich nicht wieder hier sehen, bis man sich mit einer Einladung zu mir bemüht hat. Adieu!

Diese Rede wurde übrigens natürlich nicht auf der Stelle gehalten, sondern erst auf dem Heimweg, zwei Schritte vom Hause, in Gedanken. — Da ich einmal im Zuge bin und meine Feder mit Galle getränkt ist, so will ich lieber dem hiesigen Volk noch eine kleine Lobrede widmen. In Wahrheit ist das eine höfliche Grobheit, eine bleiche Unverschämtheit, eine ruhige Liederlichkeit und ein malitiöser Humor, welchem auf keine Weise beizukommen ist und bei dem man oft nicht weiß: soll man lachen oder zürnen. Ein Domestike hat eine Dummheit gemacht, eine Nachlässigkeit begangen, man stellt ihn zur Rede: gleichgültig und vornehm entschuldigt er sich obenhin mit dem nächsten besten Unsinn; er muß Recht haben, ja zu seiner Ehre muß ausschlagen, was er gethan. Man fährt mit einem Hauderer nach Spandau, unterwegs bricht dreimal die Achse seines Rumpelkastens: freundlich lädt er einen jedesmal ein, auszusteigen und ihm bei der Reparatur behilflich zu sein, tröstet einen dabei, daß auf der Eisenbahn solch ein Unfall weit mehr zu sagen hätte und daß hier die Geschichte ohne Gefahr noch zehnmal brechen könne, und zuletzt bittet er sich noch ein gutes Trinkgeld aus, weil er soviel Mühe gehabt. Kleine blasse Taugenichtse hängen sich auf der Straße an einen, um mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit allerlei Kinderspielwaren aufzudrängen: Liebes Doktorche! koofen Se doch den allerliebsten Bajazzule, den schnurrigen Waldteufel, einen Bilderbogen — alles nur Eenen Silberjroschen! —

Nun aber, nachdem ich von den Meistern der Weisheit und Priestern der Musen bis zu den Gassenjungen herabgesunken bin, ist es wahrlich Zeit zu schließen, und ich

füge nur noch die Nachricht bei, daß ich bis Neujahr ausziehe. Denzel, Dörtenbach und ich haben bis dahin drei Zimmer zusammengemietet, hauptsächlich Heizens halber. Dazu ist die neue Wohnung schöner und wohlfeiler als meine bisherige, ebenfalls in der goldnen Mittelstraße Nr. 50. Und nun noch die Hoffnung auf baldige, frohe und reiche Nachrichten. Die freundlichen Briefe der lieben Eltern, sowie der des Porzellanengels thaten mir wieder wohl wie Morgentau und Abendregen, oder vielmehr wie Sonnenschein im Winter, Heimatglockenklang dem Wanderer und ein grünes Fleckchen Erde dem Auge in der Mark Brandenburg.

Alle Gevattern, Nachbarn und Freunde, alle Meßner und Kirchendiener, alle Geschwister und die mich grüßen und meiner gedenken, seien herzlich zum Neu-Jahre gegrüßt!

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Berlin, 23. Januar 1839.

Liebe Eltern!

Vor allem soll dieser Brief der lieben Mutter die herzlichsten Glückwünsche zum Geburtstag bringen. Möge ihr das Fest fröhlich angebrochen sein im fröhlichen Kreise und Gesundheit und Segen die Fülle auch in diesem Jahr auf ihr teures Leben herniederfließen. — Auch dem kleinen Nestvögelchen und holden Mutterkindchen, dessen Geburtstägchen dem der Mutter auf dem Fuß nachtrippelt und sich an ihrem Kleide hält, wie sie selbst gern thut, Fräulein Marien, mach ich meine unterthänigste Gratulation; ich hoffe, sie als eine verständige und gebildete Dame, die es nicht nur im Stricken zur Vollkommenheit gebracht, sondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Wissenschaften, als da sind Lesen, Schreiben, Rechnen, sich umgesehen hat, wieder zu begrüßen.

Digitized by Google

Sodann meinen wärmsten Dank für die reichlichen und lieblichen Briefesgaben, durch deren Ankunft mir der 11. Januar zu einem Festtage, rot im Kalender, wurde. Durfte ich nun doch im Geist noch alle Christtagsfreuden nachgenießen und vor den goldnen Uhren und Lorgnetten ebenso freudig erschrecken, wie die glücklichen Mädchen selbst. Vor allem aber freute ich mich des kostbaren Ehrengeschenks und Liebeszeichens, mit dem der liebe Vater überrascht wurde aus fernen Landen. Ein schöner Orden, wenn er gleich nicht von oben herab kam, ein wohlverdienter Ehrenpokal, wenn gleich nichts davon in den Zeitungen steht. Möge er fortan leuchten und klingen, mit edlem Gewächs aus nie versiegendem Keller gefüllt, bei manchem fröhlichen Familienfest bis in ferne Zeiten!

Wie schön muß der Abend des 28. Dezembers gewesen sein! welche holde Genien der Freude, welche heitern Geister des Witzes und der Grazie mögen da die Tafel umkreist haben, so daß man selbst in Berlin, das doch Geist und Witz eigentlich allein gepachtet hat, neidisch werden möchte; aber nein, ich freute mich des schönen Abends, als hätt ich ihn mitgenossen; es ist namentlich so hübsch, daß nun, seit der Störenfried und Stein des Anstoßes hundert Stund weit weg ist, die Nachbarshäuser sich wieder so freundlich zusammenfinden, und Frieden und Freude hinter seinem Rücken sich küssen. — War es doch, als hätte Ahnung mich am Abend jenes 28. Dezembers mit ein paar guten Gesellen in die Jagorsche Restauration getrieben, (die glänzendste Berlins, welche nicht gesehen zu haben soviel ist, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu schauen,) wo wir in prächtig dekoriertem Saal unter indianischen Zelten, zwischen grünen Bosketen und silbernem Springbrunnen ein Glas Wein in Ehren tranken und beim Tusch der Trompeten das Schwabenland hochleben ließen.

Um sofort zu meinen Privatangelegenheiten überzugehen,

so wäre hier zunächst die vielgenannte Mathissche Frage wieder aufs Tapet zu bringen, die dem Anschein nach so wenig ein Ende gewinnen wird, als die Belgische; vielmehr, scheint's, werd ich den status quo als unaufgelösten Knoten vollends durch meinen hiesigen Aufenthalt schleppen. Daß ich die Adresse früher nicht fand, erklärte mir Strauß einfach dadurch, daß die Frau Kammergerichtsrätin einstweilen zur Frau Geheimen Regierungsrätin avanciert war. Ich ging demnach hin und gab dem Portier Brief und Karte, mich zu melden. Nachdem soviel Zeit verflossen war, um den Brief bequem zu lesen, kam er wieder heraus und bedauerte unendlich, daß die Frau Rätin eben ausgegangen wäre, nebst höflicher Bitte, wieder zu kommen. Nach anständiger Zwischenzeit wiederholte ich das Attentat; aber die Frau Rätin waren zufällig wieder ausgegangen, der Herr Bediente baten sich nochmals meine Adresse aus — was soviel heißt, als: Bemüh dich nicht mehr, bis man dir's sagen läßt — ich gab sie und seitdem sind wieder zehn Tage verflossen, ohne daß man nach mir gefragt hätte. Sehr neugierig scheint man jedenfalls nicht auf mich zu sein; ich spreche mit Don Philipp: Ich habe das meinige gethan, Kardinal, thun Sie das Ihre; mit Prometheus: Wähntest du etwa, ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehn, weil nicht alle Blütenträume reiften? und schmeiße mit Götz von Berlichingen das Fenster zu.

In der That fühl ich mich deswegen nicht verlassen, noch verstoßen. Will ich einen gebildeten Berliner Theeabend genießen, vermehrte und verbesserte Auflage des Münchnerthees, so geh ich zu Reimers: der alte Reimer ist ein ebenso braver und wohlwollender, als gescheiter und gebildeter Mann, und die Gesellschaft dort meist ebenso interessant als ungeniert. Schwäbischer dann und häuslicher geht es bei Wagemann her.

Weitere neue Bekanntschaften sind: Konsistorialrat Hoßbach, der junge Professor Schöll, ein angenehmer Gesell-

schafter, und mehrere andere junge Genies und schöne Geister, so daß ich auch von dieser Seite im Vorbeigehen ein bißchen ein Einsehen in das hiesige Leben und Treiben gewinne.

Über meine Gesundheit hab ich nichts zu klagen; zwar ist der Barometer derselben seit den ersten Wochen der Reise, wo er unter dem Einfluß des freien bewegten Lebens einen merklichen Aufschwung genommen hatte, während des Stilleliegens hier wieder etwas Weniges gesunken, doch wie gesagt, ohne daß ich etwas Besonderes zu klagen hätte.

Noch will ich einiges zur Erklärung des diesmaligen Titelkupfers bemerken, das weniger die Eleganz der Ausführung, als das Merkwürdige und für Berlin Charakteristische des Gegenstands für sich hat. Es sind nämlich 2 Kirchen, welche das Theater friedlich in die Mitte genommen haben, recht eigentlich „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte." Übrigens ist hier der Abstand von Theater und Kirche in manchem so groß nicht. Schon die Bauart der meisten Kirchen hat, wie auch Figura zeigt, etwas sehr Weltliches; sie sind fast alle in dem ungeistlichen und geistlosen Zopf- und Komodenstil des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts gebaut, klein, bunt, mit Schnörkeln überladen, nur in zweien, einer uralten, halbverfallenen und einer neuen im gotischen Stil erbauten, ist mir bis jetzt kirchlich zu Mute geworden. Dann hat auch der Gottesdienst selbst vieles, was uns, an einfachere Geisteskost Gewöhnten, theatralisch, katholisch vorkommt: geschmückte Altäre, Lichter darauf, Bilder darüber, die lange, übrigens wie ich es verstehe, nicht unschöne noch unkräftige Liturgie vom Altar aus verlesen, mit Chorgesängen reichlich untermischt. Endlich der Kanzelvortrag selbst würde bei uns durchaus für affektiert gelten, hängt übrigens mit dem norddeutschen Dialekt und Wesen ebenso natürlich zusammen, wie der unsrige mit dem schwäbischen. Was gegenwärtig eine wohltätige Wärme und einen lebendigen Schwung in alle Pre-

digten bringt, ist die Polemik gegen die päpstlichen Anmaßungen. Hat doch sogar Marheineke aus seiner spekulativen Ruhe sich zu einer Reihe von Kontroverspredigten herabgelassen und seine Zuhörer vom Katheder aus eingeladen, ihm auch unter die Kanzel zu folgen, wo man denn freilich auch nichts anderes hört, als im Hörsaal: eine dogmatische Vorlesung.

Übrigens findet man, wie es sich für eine große Stadt geziemt, alle Hauptpredigtweisen repräsentiert, und in jeder Klasse wenigstens ein paar gute Prediger. Wer sich durch den Verstand erbauen will, der geht zu Hoßbach, wo er eine nüchterne, klare und gesunde Gedankenentwicklung findet; wer Schleiermacher hören will, jene unerbittlich scharfe und doch durch einen gewissen mystischen Zug erwärmte Dialektik, der findet ihn bis auf den äußern Vortrag hinaus bei Jonas. Für Herz und Gemüt ist süßere und doch kräftige und gesunde Speise zu holen bei Arndt, Lisco und Theremin. Namentlich der letzte, geistreich und doch einfältig, phantasiereich und doch immer praktisch erbaulich, mild und kräftig, weiß tief in die verborgenen Falten der Herzen einzudringen. Schade, daß weder seine Gestalt noch sein Organ viel priesterlich Würdiges hat. Wen endlich nach einem Ohrenschmaus gelüstet, wer seine Phantasie gern weiden, und sein Herz im Sturm erobern lassen mag, der suche ein Plätzchen zu finden unter den dichten Reihen, die sich um Strauß' Kanzel drängen. Da wandelt die Rede durch alle Farben und Töne, vom drohenden Donner des Gerichts bis zum weinenden Entzücken, von der treuherzigen Popularität des Ausdrucks bis zur bitterlächelnden Ironie, überraschende Wendungen, einzelne den Nagel auf den Kopf treffende Gleichnisse und tiefe Griffe ins Herz — und doch geht man am Ende hinweg, mehr betäubt als erbaut, wie aus dem Theater, man hat des Guten zuviel bekommen, und all der blitzende Schmuck der Beredsamkeit erscheint zu-

legt doch nur wie ein von außen umgeworfener Mantel, hinter dem es nicht nur am Ernst des Gedankens, sondern auch des Gemütes fehlt. Recht klar wird einem dieser Unterschied der Beredsamkeit des Herzens und der Kunst, wenn man mit Strauß einen ebenfalls sehr beliebten hiesigen Prediger, Goßner, vergleicht, den originellsten von allen. Hier ist auch Beredsamkeit, aber sie geht nicht im purpurnen Prachtgewand, sondern im schlichten Bauernrock einher; hier fehlt es auch an einem strengen Gedankenzusammenhang, aber der Faden eines gläubigen, von seinem Gegenstand erfüllten Sinnes hält das Ganze zusammen; hier kommen auch Ausdrücke, Wendungen auf die Kanzel, die man keinem andern erlauben dürfte: aber ihm muß man sie zu gut halten, weil nichts Gemachtes, nichts des Schmuckes halber dabei ist, sondern alles aus dem innersten Mark einer zwar oft wunderlichen und einseitigen, aber gesunden und edlen Natur hervorgewachsen. Und wenn jener in den schmucken Hallen des Doms den Hof und die gebildete Welt um sich versammelt: so wird hier in einem unscheinbaren Tempelchen den Armen vorzüglich das Evangelium gepredigt, und zwar, damit der Kontrast vollständig sei, nicht in der eleganten berlinischen, sondern in der breitern süddeutschen Mundart, da der alte Goßner, soviel ich weiß, ein Bayer ist.

Dies sind etwa die Hauptsäulen der hiesigen Kirchen, soweit sie mir bisher bekannt geworden und wie sie mir erschienen sind, und ich bitte nur meine unmaßgebliche Kritik nicht als Anmaßung auszulegen, da man ja bekanntlich ein Buch rezensieren darf, ohne selbst eins schreiben zu können, und das Straßburger Münster beschreiben, ohne es selbst gebaut zu haben.

Und nun das Ende vom Lied wie immer, und doch immer gleich tief aus dem Herzen kommend, die herzlichsten Wünsche für das Wohlsein des ganzen Hauses, die sehnlichste Hoffnung auf baldige gute Nachrichten, die wärmsten

Grüße an alle. Wenn ich alle namentlich aufzählen wollte, die mein Herz grüßt, so brauchte ich ebenfalls noch ein besondres Blatt: so seien denn diesmal außer der ganzen Familie nur genannt Onkel Doktors mit ihrem ganzen Hause; die beiden brävsten Helfer im Land, Herr Dettinger und Mehl nebst Familie; meine unvergeßliche Freundin — Sophie Hauff; das teure Kleeblatt, Jgfr. Kiliane, Frau Bauerheim und Katherlischen; die Geschwister, Tante Lotte und Onkel Gottlieb; kurzum wer's annehmen will bis auf die lieben Pflastersteine der Vaterstadt.

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Berlin, 13. Februar 1839.

Liebste Eltern!

So ist denn abermals ein Monat seinem Ende nah, und ein anderer vor der Thür, der letzte, der mir hier zugemessen ist. Für alles Liebe, Gute und Schöne, das mir seit dem letzten Rechenschaftsbericht von Haus zugeflossen ist, sage ich allen Beteiligten von Herzensgrunde Dank. Mögen Ihnen die letzten Wochen so freundlich gewesen sein wie mir, der liebe Vater von seinem Unwohlsein längst wieder genesen, die Unbilden des Winters und die Schrecken des Erdbebens glücklich überstanden!

Was mich betrifft: so muß ich mit einer Ehrenerklärung für Geheime Rat Mathisens beginnen, die sich gegen die Familie recht brav herausgebissen haben. Die Bekanntschaft wurde glänzend eröffnet durch eine Einladung zu Thee und Abendbrot im großen Stil, die mir einen ergötzlichen Abend bereitete. „Verblüfft war er zwar gleich an der Thür, als obs ihm zu vornehm widerführ": denn auf der einen Seite

des Vorzimmers eröffnete sich eine brillante Aussicht in den Salon der Damen, welche mit blitzendem Geschmeide plaudernd und lachend im Kreise saßen, auf der andern eine nicht minder ehrfurchtgebietende in den Salon der Herrn, der schwarzbefrackten, weißmanschettengeschmückten, und ich wäre wahrscheinlich noch einige Zeitlang gleich Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln stehen geblieben, wenn nicht sogleich der liebenswürdige Wirt mit einem graziösen: Ah guten Abend, lieber Gerok! auf mich zugehüpft wäre. Er entschuldigte sich angelegentlich, daß er wegen gehäufter Geschäfte mir den Besuch noch nicht heimgegeben, worauf ich gnädig: „bitte doch davon nicht zu sprechen, Herr Geheimrat!“ stellte mich seiner nicht minder liebenswürdigen Gemahlin vor, warf mich dem Hofprediger Theremin in die Arme und führte mich in den Kreis der politisierenden und die morgigen Zeitungen lesenden Geheimräte ein, wobei es mich einigermaßen genierte, der einzige zu sein, der keine Orden trug. Nachdem hier ein paar Stunden, nicht ganz rosenfarb, überstanden waren, erschallte der Ruf zur Tafel und der schwarze Strom der Herrn ergoß sich in das bunte Becken des Damenzimmers um zu engagieren. Mir führte der Zufall ein allerliebstes Kind von 18 Jahren in die Arme und mich auf eine Ansprache besinnend, meinen Stern preisend, hatte ich sie und mich plaziert, als die Holdselige begann: vous parlez donc français, Monsieur? — Non Monsieur, je suis fâché, antwortete ich im ersten Schrecken; aber was halfs, zur Linken hatte ich ebenfalls französische Nachbarschaft in Gestalt einer alten Dame; beide nun, die alte und die junge, mit aller Lebhaftigkeit und Grazie einer französischen Schweizerin, nahmen mich ins Kreuzfeuer, und ich mußte mittanzen sogut es ging, wobei mir meine Studien mit unserer Französin Lüise sehr zu statten kamen. Nach und nach ergab sichs, daß sie so gut deutsch konnten, als ich französisch, und so wurde die Unterhaltung aus deutschen

und französischen Fetzen lustig genug zusammengeflickt, und der Augenblick des Stuhlrückens kam viel zu früh herbei. — (Damit man sich mich in meiner ganzen Liebenswürdigkeit dabei vorstellen kann, muß man wissen, daß ich das Haar gegenwärtig nach der neuesten Mode der hiesigen Elegants trage, was 1) modern, 2) romantisch, 3) theologisch, 4) wohlfeil, 5) warm ist.) Leider sind diese Zirkel nicht stehend, wie die bei Reimers, was für meine Ausbildung sehr förderlich wäre, und das nächste, was mich dort erwartet, ist nun, wie mir der Herr Geheimrat beim letzten Besuch mit freundlich lispelnder Stimme und malender Bewegung der Hände eröffnete, eine Einladung zum Souper im ganz kleinen Familienzirkel, wo übrigens beide unter einem Häufchen hübscher Kinder eigentlich noch viel liebenswürdiger sind.

Hab ich so in diesem und dem Reimerschen Haus hinter der glänzenden Schale auch einen tüchtigen und süßen Kern der Gesinnung gefunden, so haben dagegen andere Namen und Kreise, besonders aus der ästhetischen Welt, die aus der Ferne einen großen Reiz auf mich ausübten, in der Nähe ein ziemliches von ihrem Nimbus und ihrer Glorie eingebüßt. Doch ist dies in der Ordnung: denn fürs erste nimmt sich ja alles von weitem besser aus, als in der Nähe. Diese einfache Wahrheit ist aber zweimal wahr in Norddeutschland, und dreimal wahr in Berlin. Bei uns kommts doch dann und wann vor, daß mehr hinter einem ist, als man ihm gleich ansieht, aber hier, was einer ist und kann, das Ganze und Beste, weiß man in der Regel auch preiszugeben, daß mans schon von weitem sieht, und weiß es gut ins Auge fallen zu lassen, dahinter aber ist dann weiter nichts Besseres mehr zu suchen, eher etwas Geringeres. Solche verschämte Gelehrte, die bescheiden ihren Reichtum lebenslang in der Studierstube vergraben, wachsen hier nicht, sondern wer etwas weiß, schreibt flugs ein Buch drüber; solche liebe Aschenbrödelseelen, die hinter einem blöden und spröden

Äußern einen Schatz von Gemüt, Geist, Anmut und Witz verbergen, der nur ein paarmal des Jahrs seinen Sonntag feiert und sich vor die Leute wagt, sind hier ebensowenig an der Tagesordnung, als die allezeit in sich vergnügten Schulmeisterlein Wuze, sondern wer etwas sein will, der muß sich zeigen, und wer gescheit sein will, und das ist hier jedermann, der muß nichts gelten lassen, sondern über alles raisonnieren. Und so sorgen sie denn selbst dafür, einander des allzugroßen Glanzes zu entkleiden, und dem gutmütigen Bewunderer die Augen zu öffnen. In der That ist es wunderbar, welche Liebe und Fertigkeit, „das Strahlende zu schwärzen," oder nach dem hiesigen Ausdruck alles mögliche „schlecht zu machen" man hier in den gebildetsten Kreisen findet. — Man bringt einen Montag Abend in der litterarischen Gesellschaft zu. Zuerst wird eine belletristische Neuigkeit, etwa eine Novelle von Tieck vorgelesen. Während des Vorlesens ergötzt man sich weidlich an all dem Witz und Humor. Kaum aber ist das Buch zu, so schämt man sich und ruht nicht, bis kein guter Fetzen mehr an dem Produkt ist, wobei die großen Dichter Raupach, Streckfuß, Gruppe und wie die berühmten Namen weiter heißen, natürlich das Hauptwort führen. Nachdem so noch einiges andere aufs Tapet gebracht und schlecht gemacht ist, entfernen sich jene Matadore nach und nach, und nun rückt man vertraulich zusammen, und macht sich mit Witz und Geist auch über diese lustig; je leerer der Saal wird, desto mehr häuft sich der Stoff: denn über jeden Abgegangenen wird redlich das Totengericht gehalten; endlich sitzt man allein da mit dem letzten Mitglied, das nun über die ganze Anstalt die Achseln zuckt. Man geht mit ihm von dannen, sagt sich auf der Straße mit freundlichem Händedruck Gutnacht. Der Edle wendet um die Ecke und murmelt: „Schafskopf!"

Doch ich bin ja selbst malitiös und zum Räsonneur geworden, und stehe doch im Grund mit der guten Stadt

Berlin, der ich so vielfach verpflichtet bin, mehr und mehr auf einem recht freundschaftlichen Fuß, namentlich seit sie in den letzten Wochen zu allen geistigen Vorzügen hin noch ein so freundliches Frühlingsgesicht macht. In Wahrheit haben wir, nachdem in der letzten Hälfte des Januar die Sonne hinter einer ehernen Wolkendecke wie begraben gewesen, und in den ersten Tagen des Februar dem Schnee durch eine glänzende Hofschlittenfahrt, die aber mit der Stuttgarter an Humor und Ergötzlichkeit sich nicht messen konnte, die letzte Ehre erwiesen war, nun seit ein paar Wochen das sonnigste, seligste Frühlingswetter, das erst heut sich wieder zu trüben beginnt. Kennt man doch das ernste Berlin fast nicht mehr, wenn man an einem solchen sonnenhellen Sonntag Nachmittag, wo die Wache am Brandenburger Thor vor all den aus- und einpassierenden Prinzen und Herrschaften keine 5 Minuten zur Ruhe kommt, einen Spaziergang in den Tiergarten macht. Da wimmelt zu Wagen, zu Roß und zu Fuß, in Sammet, Pelz und Seide die hohe Welt durch die grünen Tannenalleen. Der alte Friedrich Wilhelm III fährt in einem seiner einfachen Fuhrwerke nach Charlottenburg; die schmucken Gardeoffiziere lassen ihre Rosse kourbettieren, kühne Damen zu Pferd jagen, einen funkelnden Schweif von Kavalieren und Jockeys hinter sich her, die Alleen hinab. Allerliebst fratzig sind namentlich auch die Kinder aufgeputzt, polnisch, türkisch, chinesisch, und hübscheres hab ich nicht gesehen, als einen schönen kaum 6jährigen Knaben, der ohne alle Begleitung ein großes schwarzes Roß lustig und mutig tummelte, mit langem gelbem, bis auf den Sattel hinabhängendem Haar. Aber nicht nur die hohe Welt, auch der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, freilich mit dem Anstand eines Geheimen Rats und selten ohne Orden, wenigstens das eiserne Kreuz, stolziert samt Familie einher; unser dienender Geist, Ojuste, kam schon mittags wie eine Dame geputzt aufs Zimmer: „meine

Herrn, Sie haben doch nichts zu befehlen auf nachmittag, ich möchte mich gerne ein Vergnügen machen," und damit das Wunder vollkommen sei, Dr. Neander läßt sich, in einen gräulichen Kutschermantel gehüllt, von seiner Schwester auf der einen, seinem Famulus auf der andern Seite geleitet, spazieren führen.

Auch die Nachtigallen lassen sich schon hören, freilich weniger die kleinen gefiederten als vielmehr ungefiederte, und weniger im Freien, als unter dem Dach des Opernhauses, die großen Sängerinnen Faßmann und Löwe. Ich benütze auch diese mir hier gebotene Gelegenheit zu meiner Weiterbildung, soweit es angezeigt ist, teils um meine Menschenkenntnis im allgemeinen zu erweitern, teils um mein Ohr für die Harmonie der Musik und die Zauber der menschlichen Stimme immer zarter und empfänglicher zu machen. Übrigens darf ich wohl nicht erst versichern, daß alles dies nur die bunten Franzen und Stickereien am Saum meiner Tage ausmacht, die im übrigen aus dem schlichten ungefärbten Faden der Wissenschaft solid und fleißig gewoben sind. Auch auf die Kasse wird beständig schonende Rücksicht genommen, was freilich hier, wo im Durchschnitt immer ein Thaler aufgeht, wenn bei uns ein Gulden, zugleich sehr schwer, und sehr notwendig ist. Vom Anfang an war 1 Hundert von den 4 hieher angewiesenen dazu bestimmt, unberührt stehen zu bleiben, was nur dann eine Änderung erleiden dürfte, wenn die Reise sich um einen Monat verlängerte.

Was den Plan der weiteren Reise betrifft, so ist er zunächst im allgemeinen nur so weit bestimmt, Ostern noch hier zu feiern, dann über Greifswalde, Stralsund auf die Insel Rügen, um das heilige Meer zum erstenmal zu begrüßen; von dort, da die Dampfschiffahrt nach Kopenhagen um diese Jahreszeit noch nicht im Gang sein wird, über Rostock und Lübeck nach Hamburg, von wo aus dann vielleicht auch Kiel besucht werden könnte. Helgoland rät mir

übrigens hier jedermann an. Zum Teil hängt das Nähere auch noch von der Begleitung ab, die ich etwa bekomme. Der ganze Schwabenbund wird sich um Ostern nach allen vier Winden zerstreuen. — Das Tagesgespräch in der theologischen Welt bildet jetzt natürlich auch hier Strauß' Berufung nach Zürich; und wenn man ihn gerade auch nicht als neuen Zwingli gelten lassen will, so sind doch die, welche ihn kennen, darüber einig, daß es nicht bloß für ihn gut ist, aus der unfreiwilligen Ruhe, in der er notwendig immer saurer und bitterer werden mußte, in eine lebendige Wirksamkeit versetzt zu sein, sondern daß es auch der Theologie nur zum Gewinn gereichen kann, ihn in ihren Diensten zu haben. Denn dadurch, daß man ihn ausstieß, war er doch nicht überwunden. Daß er aber in seinen ersten extremen Standpunkt nicht hartnäckig festgerannt ist, sondern der Wahrheit offen und fügsam, auch wo er weiter-, oder was das nämliche ist, zurückgehen muß, hat er neuerdings deutlich genug gezeigt. Jedenfalls gehörte übrigens ein gutes Gewissen und ein bedeutender moralischer Mut dazu, um bei dem fanatischen Geschrei der äußersten Gegenpartei dem Ruf zu folgen.

Möchte ich bald wieder mit einer Ladung recht guter Nachrichten erfreut werden! Auf die angekündigten Briefe von Fritz und Lotte freu ich mich sehr; überhaupt bedenke man, daß es wahrscheinlich die letzte Sendung ist, die ich hieher erhalte, und schmiere mich noch etwas. — Und nun schütt ich schließlich wieder einen ganzen Blumenkorb von Grüßen aus, jedes nehme nach Belieben und Gebühr: Schneeglöckchen und Märzenveilchen, Rosen und Vergißmeinnicht und Immergrün, Gänseblümchen, Schmalzblümchen, Jelänger (weg) jelieber, Ritterspörn und Ehrenpreis!

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Berlin, den 2. April 1839.

Liebe Eltern!

Schon lange sieht mich der Schreibsekretär wieder mit stummem Vorwurf an, wenn meine Blicke den seinigen begegnen, und mahnt mich an meine Pflichten gegen das Vaterland, und nun, nachdem den Osterfeiertagen gebührend die Ehre gegeben worden, auch ein Zimmertausch, doch unter demselben Dach, mit seinem Trouble glücklich vorüber ist, komme ich endlich an das liebe Geschäft und möchte den Worten gern Flügel geben, daß sie, wie sie auf dem Papier stehen, auch vor Ihnen ständen, um über alle Fragen Rechenschaft zu geben. Denn das Schlimme, ja Tückische von hundert Stunden Entfernung, worüber man sich nur durch ein fröhliches Vertrauen weghelfen kann, daß man monatelang nichts voneinander weiß, daß man sich vielleicht draußen des Lebens freut, während daheim Krankheit und Sorge eingekehrt ist, oder daß eins sich ums andere ängstet, während dieses fröhlich und wohlgemut seiner Wege geht, hab ich seit den letzten lieben Briefen, die mir von dreifacher, obwohl meist schon halbüberstandener Krankheit meldeten, selbst erfahren. Möchten doch die bösen Gäste längst wieder das Haus geräumt haben und diese Sendung die ganze Familie im besten Wohlsein treffen, unangegriffen namentlich die liebe Mutter von der Pflege der Kranken und den lieben Vater von den gehäuften Geschäften der Feiertage.

Aber warum ich noch so ruhig hier sitze? wird man fragen. Allerdings hatten wir, ich und Denzel, anfangs auf heute unsere Abreise bestimmt; aber in Betracht, daß wir in diesen Tagen Himmel, Erde, Luft und Meer doch wahrscheinlich noch in zu unholder Laune träfen; in Erwägung, daß hier noch gar manches zu sehen und wiederzusehen, abzumachen und ins reine zu bringen ist; angesehen ein in

voriger Woche eingefallenes Unwetter mit Regen, Sturm und Schnee, das namentlich den Karfreitag in sein gewöhnliches Trauergewand kleidete, während der Ostertag wieder freundlich im blau und goldnen Festschmuck leuchtete; und nach Anhörung unseres Staatsrats haben wir beschlossen: es wird bis zum 16ten gewartet und dann, wenn nichts dazwischenkommt, der Weg über Stettin, Rügen, Stralsund, Rostock, Lübeck und Kiel dermaßen genommen, daß man Anfang Mai in Hamburg eintrifft, wo man poste restante Briefe zu treffen hofft und wieder zu schreiben gedenkt.

Hier haben wir noch vollauf zu thun. Die Hörsäle zwar sind schon seit 14 Tagen geschlossen, und nicht ohne einige Rührung nehmen wir Abschied von diesen Hallen der Weisheit, wo wir noch einmal als muntere Studenten aus- und eingingen und neben mancher langweiligen auch manche gute Stunde hatten, in der uns mit dem Geistesauge auch das Herz in Freuden aufging; um so mehr nicht ohne einige Rührung, da die Professoren hier am Schluß gewöhnlich nicht ein trockenes Punktum machen, sondern nach Maßgabe der Beredsamkeit und Gemütlichkeit mehr oder weniger rührende Worte des Abschieds sprechen. Dem alten Steffens kamen die Thränen ins Auge, und Gans nahm nach glänzend beschlossener Rolle, mit donnerndem Geklatsch, Hoch und Vivat Hurrahrufen bedeckt, wie ein guter Schauspieler seinen Abgang. — Überhaupt wird mir, der ich nicht einmal das schmutzigste Dörflein, in dem ich ein Glas Wein getrunken, und das elendeste Nest, in dem ich ein paarmal geschlafen, ohne einige Wehmut auf Nimmerwiedersehen verlasse, und dem das Kofferpacken immer wie das Einsargen eines Stücks Leben mit all seinen Leiden und Freuden, seinen abgetragenen Kleidern und verblichenen Bändern vorkommt, der Abschied von hier, wo mir so manche neue Anschauungen in Leben, Kunst und Wissenschaft geworden sind, nicht ohne einige Regungen dankbarer Rührung vorübergehen. Daß

sich darein auch ein wenig moralischen Katzenjammers mischt, daß man am Ende sieht, wie man von Anfang an einiges noch gescheiter einrichten, manches noch besser benützen, aus allem noch mehr Gewinn hätte ziehen können, ist natürlich und wird wohl keinem erspart.

Was neueste Erlebnisse betrifft, so haben uns die Osterfeiertage namentlich große musikalische Genüsse gebracht: Kirchenmusiken von Bach, Graun und vor allem Mozarts göttliches Requiem mit dem markerschütternden Text des dies irae. Doch haben neben diesen frommen Vergnügungen die übrigen in der stillen Woche wenig Unterbrechung erlitten. Nur am Karfreitag traten sie zurück.

In der gebildeten Gesellschaft hier ist das neueste Ereignis von Bedeutung ein Thee und Abendessen sämtlicher Suevia bei Professor Vatke, der sich hier und überhaupt im Leben nicht wie auf dem Katheder als einen trockenen Büchermann erwies, sondern als einen freundlichen, lebhaften, in allem bewanderten Gesellen, der den Don Juan so gut versteht, als den Hiob, und über die neuesten großen und kleinen Propheten der Kunst, des Staats und der Wissenschaft nicht minder Bescheid weiß, wie über die des alten Testaments. Namentlich regalierte er uns außer reichlichem Thee, Wein und Braten mit einer Auswahl von 20—50 Anekdoten und Berlinerwitzen, auf welche ihn die Präparation wenigstens einen Tag kosten mußte. Auch sah er sich mehrmals, wenn's aus war, genötigt, hinauszugehen, worauf er dann wieder mit einer neuen Ladung hereinkam. Einen kleinen Flecken hat sich dagegen der fromme Neander gegen uns zu Schulden kommen lassen, der bei den ersten Besuchen ebenfalls Einladungen in Aussicht stellte, nun aber, nachdem wir semesterlang vergebens darauf Angst gehabt, uns getäuscht hat. Überhaupt hat seine freundliche Stimmung gegen die Schwaben seit Strauß und nun vollends seit Baurs entschiedenerem Übertreten auf die Gegenseite einem großen Mißtrauen Platz

gemacht. Auch wird er etwas verwöhnt durch die märkischen Theologen, die ihm aus Dankbarkeit für seine Wohlthätigkeit, von der sie größtenteils studieren, und im Hinblick aufs Examen den Hof machen.

Nun will ich mich noch ein wenig zu dem vierblättrigen Kleeblatt wenden, das mich jüngst durch seine Briefe beglückte. Weitere Briefe könnte ich bis zum 16ten hier noch erhalten: doch wäre es wahrscheinlich zuviel verlangt; kommen daher auch keine, so nehm ich an, daß alles gut und glücklich steht, setze wohlgemut meinen Pilgerstab weiter und suche sie in Hamburg auf.

Die herzlichsten Grüße und besten Wünsche allen in und außer dem Hause; besonders wünsche ich Theodor ein glückliches Examen und Fritzen eine vergnügte Vakanz, wofür ich mir den Wunsch einer glücklichen Reise und günstigen Fahrwinds als empfangen zueigne.

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Tutti Frutti.

Aus dem Berliner Tagebuch 1838/39.

Ich fühle zweierlei Gesetz in meinem Innern, aber leider nicht ein geistliches und ein fleischliches, da wäre der Kampf bald geschlichtet, sondern zwei göttliche, geistig ebenbürtige, und doch wenn ich dem einen mich unterwerfe, fühle ich den Fluch des andern.

Wohl ist mir und ein stiller Friede kommt auf mich, wenn ich mich versenke in den dämmernden Kinderglauben, wenn in den Kirchen die frommen alten Melodieen die Seele

wiegen und tragen auf ihrem heiligen Strom, wenn ein gewaltiger Prediger mit dem Schwert des Geistes, mit dem Feuer der Beredsamkeit das Herz gefangenzunehmen versteht, wenn ich selbst schwingen darf das heilige Schwert und vor der Gemeinde ausstürmen das innere Feuer; wohl ist mir, wenn ich fromme Männer reden höre voll heiligen Geistes. Wenn ich eine Stunde bei Knapp, bei Tholuk, bei andern solchen gewesen war, so ging ich heraus mit fröhlich glühenden Wangen und das Herz brannte in mir und ihre Freundlichkeit, ihr Lob that mir wohl und weh. Daß mir das Herz im Leibe hüpfte, als Tholuk mich wegen meiner Predigten belobte, gehört nicht hieher; wohl aber die Empfindung, aus Schmerz und Freude, Scham und Stolz gemischt, als ich mich in einem Empfehlungsbrief von ihm einen lieben, frommen Stuttgarter genannt sah. Denn ich durfte das Lob nicht annehmen, so lieblich es lautet; ich habe noch ein anderes Gesetz, einen anderen Herrn, dessen Rechte ebenso heilig sind.

Oder warum ist mir denn wiederum so wohl, warum fühlt sich meine Seele selig und mein Geist begeistert auch dann, wenn sie sich stürzen mitten in den brausenden Strom des Zeitgeistes und ihm sich ganz anvertrauen: warum muß ich es selige Stunden, Gottesdienst nennen, wenn ich mich versenke in die Hegelsche Philosophie, wenn ich schwelge in den Offenbarungen einer Bettina und Rahel; warum fanden selbst die ausgelassenen Herolde der neuen Zeit, Heine, Gutzkow, Mundt, Strauß, Sympathie nicht nur in meinem Kopf, sondern auch im Herzen; warum ist mir um ihr Panier alle Glorie des Jahrhunderts versammelt? warum kann ich nur als Weltgeist meiner Vernunft ihren Gott retten und warum feiert im weiten Pantheon der Natur meine Seele ihre seligsten, brünstigsten Gottesdienste? warum sprechen mir die Priester und Propheten dieser Natur, dieses Weltgeistes, ein Shakespeare und Goethe, Novalis und

Schleiermacher, so eindringend ans Herz, als Moses und Paulus?

Ist das vom Teufel? oder hat es nicht auch einen heiligen Grund, ein heiliges Recht? Ja, das weiß ich, keine dieser beiden Seiten darf ich preisgeben, ohne an mir selbst, an dem Gott in mir zum Verräter zu werden. Aber warum kann ich nicht Frieden stiften zwischen beiden Mächten, ohne zum Lügner zu werden gegen mich selbst? Ist nur meine Seele zu klein dazu, oder ist es überhaupt dem Menschen nicht gegeben und ihm nur übrig gelassen, Einem Herrn von beiden zu dienen, entweder die Waffen zu strecken und treu und fromm der Vergangenheit sich in die Arme zu werfen, dem alten Gott, auf den die Väter getraut haben, auf welchen Jahrhunderte selig gestorben sind, — oder im Gegenteil frei und kühn sich loszureißen von den alten sanften Banden, sich zu stürzen in den Strom der Zeit, dessen Mündung unbekannt ist, zu folgen dem fröhlichen Panier der Zukunft, auf das nur der Ölzweig eines unbekannten, fernen Friedenslandes gepflanzt ist? Ist nicht das eine wie das andere am Ende ein frommer Glaube? Führen vielleicht beide Wege Einem Ziele zu? —

Heute mußte ich mich wieder zweizüngig, verschlossen nennen lassen: aber ach, wenn ich zwei Zungen habe, so habe ich auch zwei Herzen, und wenn ich verschlossen bin, so ist es, weil ich nicht lügen will.

2. Dezember: heitere Fahrt auf der Eisenbahn nach Potsdam bei grauem, ausgelassenem Regenwetter. Die Schlösser in Potsdam und Sanssouci durchwandert. Einige schöne, neue Gemälde. Die Formen übrigens zu klassisch, nicht romantisch. — Rührend die Wohn- und Schlafzimmer der Königin Luise, wo die Gardinen und Tapeten, einst fröhlich rosa und weiß, von selber verbleicht sind in ein trauriges Aschgrau. — Aber das Hauptelement, die Zimmer Friedrichs des Großen, die Stellen, wo er gearbeitet,

das Leben genossen, gestorben, diese Zimmer mit goldenen Leisten und Schnörkeln, mit bunten Porzellanfiguren auf dem Kamin und gepuderten und bebänderten Schäferinnen in goldenen Rahmen; diese verbleichten Sofas, woran die Seide zerrissen und zerschlissen; diese samtnen Lehnsessel mit dem vergilbten, fadenscheinigen Samt und Plüsch; die Glasschränke mit den vergoldeten Werken des Monsieur Voltaire und des Philosophen von Sanssouci; daneben noch ein Paket ungebundener französischer Werke jener Zeit, darüber der König hinstarb; diese hart mitgenommenen Arbeitstische des großen Königs voll von Wachstropfen und Dintenflecken, von wo die ewigen Edikte ausgingen in sein Land — lauter Heiligtümer, aus denen uns wehmütig der Geist eines vergangenen Jahrhunderts anwehte.

Ist doch schon diese ganze Art des äußern Daseins, dieser bunte Glanz des Rokoko, diese Zeit der Reifröcke und Fächer mir noch von der tiefsten Kindheit her mit einem eigenen Schmelz des Wunderbaren umgeben, so daß mir diese Zeit, so unpoetisch und unselig in anderer Beziehung, als ein seliges, goldenes Zeitalter stehen geblieben ist in der Fantasie.

Ja wie eine träumerische Nachmittagsstunde, wo man bei warmem Sonnenschein voll des Guten, das man genossen, in behaglicher Ruhe seinen Kaffee aus jenen altmodischen, bunten Schalen schlürft, in seligem Nichtsthun leichthin plaudernd oder auch schlafend, während ein Nachmittagsgewitter heimlich heraufsteigt, — so ist mir von jeher jene alte gute Zeit erschienen und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. —

Drei Dinge können mir das Herz stillen, wenn es in der Fremde vom Heimweh beschlichen wird: wenn der Himmel im Abendrot erglüht, wenn die roten Wolken selig über den schwarzen Dächern hinziehen und in ihrem Wiederschein die Fenster glänzen, dann schwingt sich das Herz fröh-

lich von der dunklen Erde auf in die rosigen Wolkenkähne und schaut hinüber über die Lande in die Heimat, denn Ein Himmel glänzt ihr und mir; wenn Kinder auf der Straße spielen oder weinen: dies sind ja dieselben lieben Stimmen, die ich auch in der Heimat gehört, da ist noch kein Berliner Dialekt, da giebt es noch keine Fremde, dieses selige Völkchen das sind die wahren Weltbürger, die bilden das eine große Weltreich in allen Landen. Endlich in der Kirche, wenn die alten treuen Choräle erklingen, die evangelischen Gesänge — da fühlt sich die Seele wohl und daheim: denn die Kirche ist ja das Eine Vaterland der Seele in allen Christenlanden, und wo man Gott im Himmel dieselben Lieder singt, da hat's noch keine Not mit der Fremde.

Könnt ich das unendlich Ergreifende schildern, das die alten protestantischen Kirchenmelodieen für mich haben: diese himmelstürmende Kraft bei dieser Demut und Zerknirschung, dieses leise Jauchzen mitten im strengen Ernst, mitten in der Klage des zerschlagenen Herzens, dieser gewaltige und doch so langsame und gemessene Wellenschlag eines grundlosen Meeres: — ja dieser Gesang war mir schon oft eine mächtige Apologie des Christentums und widerlegte ganze Bände gelehrter Werke; und wiederum mußte ich mir manchmal sagen: wenn diese Seelen, die so freudig und getrost zu ihrem Gott schreien, wenn sie betrogen wären, wenn dieser himmelanstrebende Gesang an ein ehernes Gewölbe schlüge: o so ist der Irrtum ehrwürdig; so ist das süß, betrogen zu sein; so hat diese Gemeinde ihren Himmel in ihrer eigenen Mitte, und es ist wohl der Mühe wert, auf diesen Irrtum zu leben und zu sterben. — 9. Dez. 1838.

Selige, andächtige Stunden bring ich gegenwärtig im Museum zu im Studium der altitalienischen Meister. Ja nun ist sie mir auch aufgegangen, diese verhüllte Herrlichkeit, die in Knechtsgestalt wandelt, verkannt und gering, an der man achselzuckend vorübergeht. Aber wenn man davor stille

steht und ihr ins Auge schaut: welch ein grundloser Himmel thut da langsam sich auf! Diese härenen Gewänder, die noch in schweren, mächtigen Falten um die hagern und doch edlen Glieder fallen, statt weichlich den weichen Formen sich anzuschmiegen, oder sie leicht wie Flügel zu umflattern; diese bleichen Madonnenköpfe, auf denen ein Frieden wohnt, höher als alle Vernunft, und eine Seligkeit, welche die Welt nicht kennt; diese Männerköpfe, fromm und kräftig, treuherzig und doch voll tiefen Geistes; dahinter diese Flüsse und Bäume, diese Hügel und Gründe, diese Städte und Brücken, zwar steif und unbeholfen gemalt, aber doch voll eines tiefen, innigen Zaubers, daß man da Hütten bauen möchte! Dieser heilige, schauervolle Ernst neben der kindlichen Naivität und Unbefangenheit, dieser selige Friede mitten in der tiefen Wehmut, in Schmerz und Qual, diese verhüllte Schönheit, ringend mit den eckigen Formen, mit der Armut der Mittel! Und die Freude, wenn nun wieder eine Schranke durchbrochen, eine Hülle gefallen ist, ein Schritt vorwärts gethan in Zeichnung, Farbe, Komposition! Tret ich doch fast ungern mit meinem Kugler in der Hand aus diesem seligen Klosterfrieden, aus diesem engen Kindheitsparadies der Giotto, Fiesole, Masaccio, Lippi, Mantegna nach und nach hinaus in die freieren Hallen, in den hellen Sonnenschein der Kunst, zu der vollen Jugendblüte eines Rafael und Correggio!

Goethes Jugendbriefwechsel mit Gräfin Auguste von Stolberg endlich errungen. — Womit hat er mir's doch angethan, dieser Göttersohn, daß mir alles Evangelium ist, was von ihm kommt, vollends aus seiner Jugend, der brausendsten und seligsten, die vielleicht je auf Erden aus dem tiefen Becher von Leid und Lust getrunken worden ist. So auch diese Briefe, aus der Wertherzeit, im Wertherton, in Sturm und Drang der niedergekämpften Leidenschaft mit Lili, thränenselig und neckischheiter, abgerissen und atemlos, naivunschuldig und fromm im buntesten Strom des Genusses.

Leider daß sie in den ersten Weimarschen Jahren, worüber man soviel haben möchte und so wenig hat, verstummen. — —

Und wäre das Evangelium nichts, als die Predigt der Liebe: so wäre es schon eines Menschenlebens wert und ein göttlicher Beruf, das Evangelium zu predigen.

Sonntag, den 16. Dez. Stralau; erst nach Sonnenuntergang am frühen Winterabend kamen wir im dämmernden, stillen Dorf an; in einem Wirtshaus wurden wir nicht angenommen wegen Kindstaufe; dann von der Straße durch ein kleines Gärtchen in ein Kaffeehaus, wo in der dumpfen, kleinen Stube zu ebener Erde Frau und Kind, keiner Gäste sich versehend, auf dem Sofa saßen. Indes uns der Kaffee bereitet wurde, traten wir hinters Haus, abermals durch ein Gärtchen mit niedern Taxusgängen und kleinen steinernen Engeln, Kugeln, Vasen, bis wo ein jetzt winterlich verschlossener Pavillon mit einem ringsumlaufenden Altan über die vorüberfließende Spree hinaushängt. Breit und still strömte der Fluß vorüber; nur ein schmaler, dunkler Streif des weiten, ebenen Landes begrenzte drüben den Horizont, wo langsam der rote Saum des winterlichen Abendrots verglühte; ein großes, schwarzes Boot mit einem Segel und einem stehenden Mann trieb langsam stromaufwärts an uns vorüber und ließ eine lichte Furche im Wasser zurück; der Abend kühlte und dunkelte, es war mir fremd zu Mut, hochnordisch, meerartig. —

Im Heimweg immer am Fluß hin unter Bäumen auf tiefsandigem Weg Erlkönigsschauer, womit wir uns einander erschreckten; in der Stadt ums Schloß das Gewühl des beleuchteten Christmarkts. —

Habt ihr es noch nie bemerkt, wie die Geschäfte des Lebens, das Denken und Sinnen, das Fühlen und Wollen des Geistes den Tag über im Hintergrund der Seele immer eine innere landschaftliche oder häusliche Umgebung fast unbewußt begleitete, die wie ein Schattenspiel wechselnd vor-

überzieht? Plötzlich oft, wenn die Seele einen Augenblick in sich zurückkehrt, ertappt sie eines dieser Bilder. Es sind mancherlei Umgebungen: Räumlichkeiten aus der tiefsten Kindheit; Landschaften, die man einmal gesehen, oder auch unbekannte erdichtete Gegenden; manche dieser Bilder kehren öfter, beinah regelmäßig wieder, wie ja auch in Träumen. Überhaupt ist vielleicht jenes Schattenspiel nur ein leises Fortträumen der Seele am Tag, nur daß die Bilder vor dem wachen Tagesbewußtsein erbleichen und in den Hintergrund weichen müssen. —

Wie doch die ersten Eindrücke der Kindheit nachklingen lebenslang. So in den Kirchen, so oft mir bei Gesang und Predigt wohl und fromm und sonntäglich zu Mut wird, ist es nur im Grund eine Erinnerung an die frühesten heiligen Kindheitsstunden, die ich sonntäglich in der Dorfkirche zu Ofterdingen zubrachte. An der Seite des Großmütterchens saß ich im vergitterten Pfarrstuhl und spielte mit den bunten Bildern des silberbeschlagenen Gesangbuchs; die Dorfmädchen und Weiber saßen umher in ihrer bunten und malerischen Sonntagstracht, auf der Emporkirche die ernsten Männer, im Chor in hellblauen Sonntagsröcken mit großen Knöpfen die Schulknaben, mit denen ich sonst wohl spielte, an ihrer Front gewaltig vorsingend der ebenfalls wohlbekannte Schulmeister und Provisor; dann trat der Großvater, ein schöner, silberhaariger Greis, auf die Kanzel, dessen Predigt ich andächtig zuhörte, ohne etwas von seinen Worten zu fassen; oft flatterte auch der Blick von ihm ab auf ein Heiligenbild, das neben an der Wand hing, wo ein ebensolcher ehrwürdiger Greis mit weißem Haar und schwarzem Chorrock vor einer himmlischen Erscheinung kniete, den ich dann immer für den Großvater hielt, oder auf das bleiche, holzgeschnitzte, lebensgroße Kruzifix, das an einem Pfeiler über unserem Stuhle hing und das kindliche Herz mit unendlichem Mitleid erfüllte. Aber nicht allzulang: denn die Sonne schien so

fröhlich herein in die schmucken, weißen Kirchenhallen, draußen rauschten die Bäume, zwitscherten die Schwalben, die wohl auch einmal sich durchs Fenster in die Kirche hereinverirrten und sich eine Weile schwirrend drin umherjagten. — Sollten an unserer gewöhnlichen kirchlichen Frömmigkeit nicht solche Kindheitserinnerungen einen bedeutenden Anteil haben?

Ein anderes Bild, schon tiefer und ernster, knüpft sich daran: die Sonntagnachmittagsstunden, die ich ein paar Jahre später, ebenfalls noch als Kind, in der Stiftskirche in Stuttgart zubrachte. Mit der Magd oder Mutter saßen wir im Stuhl, die große, würdige, aber etwas düstere Kirche war Kopf an Kopf gedrängt voll, der Vater stand auf der Kanzel. Eine unendliche Wehmut und tiefes Gefühl der Welteitelkeit kam da über das Kinderherz, wenn nun der Vater mit gedämpfter, müder Stimme die Schlußgebete sprach, die Nachmittagssonne neigte sich abwärts, die Sonntagsherrlichkeit war wieder zu Ende, wie der Gesang verklang und die Orgel verstummte, und ich trug die Wehmut mit hinaus im Herzen, wenn nun mit einem Abendspaziergang im Schloßgarten mit seinen hohen, brennendbunten Blumenbüschen oder auf den sonnenroten Bergen der Tag beschlossen war. —

Von Tiek endlich mal wieder etwas seiner Würdiges gelesen: die Novelle „Des Lebens Überfluß"; kleiner, beschränkter Stoff; aber dieser mit so tiefer Dialektik auseinandergelegt, mit so warmem Gemüt durchdrungen, von so rosiger Fantasie zauberisch umhaucht und mit so köstlichem Humor an Welt und Himmel angeknüpft, wie nur in Tieks schönsten Arbeiten. — Bei keinem Dichter finden sich so die schalsten, schlechtesten, ja was noch ärger ist, die mittelmäßigsten Arbeiten neben den herrlichsten, urkräftigsten, süßesten und tiefsten, wie bei Tiek. Sollte das blos davon herkommen, daß, wie neulich bei Reimers erzählt wurde, seine Freunde und Klienten ihm alles, was er einmal hin-

geworfen, von der Feder weg in die Druckerei abführen, ohne ihm Zeit zur Auswahl und Ausarbeitung zu lassen, — oder hängt es vielleicht mit seinem ganzen Standpunkt zusammen, dem Romanticismus, wo die Subjektivität alle Objektivität verliert, keinen Maßstab mehr hat, als sich selbst und ihr Belieben, dem Standpunkt der Ironie, der alles gleichviel gilt, das beste wie das schlechteste? —

Es ist ein großer Unterschied, ob man denselben Aufsatz eines Schriftstellers etwa in einer Zeitschrift liest, oder in der Gesamtausgabe seiner Werke. Meist nimmt er sich hier besser aus, liest sich behaglicher. Dort sieht man die großen Männer gleichsam nur an einem öffentlichen Ort, im Kaffeehaus und Konversationszimmer; hier besucht man sie in ihrem Heimwesen, im Familienzirkel, in der Studierstube. — Freilich giebt es dann auch wieder luftige, lose Gesellen, die es zu keiner solchen soliden Privatexistenz bringen, die sich am besten nur im Kaffeehaus produzieren. — Die Bemerkung entschlüpfte mir im Gespräche und wurde gutgeheißen.

Mit der Gemäldegallerie im Museum, die bisher wie eine bunte Farbenmelodie mein hiesiges Leben begleitete, wo ich ewigen Sonnenschein und heitere Gestalten ewiger Jugend fand in dumpfen, trüben Winternebeltagen, wo ich mich zu stiller Andacht sammelte in Tagen bunter Zerstreuung, bin ich nun fürs erste fertig, und habe einen andern Gottesdienst begonnen in den Antikensälen, wo vor diesen seligen Göttergestalten ohne Fehl und Mackel, blühend in himmlischer Gesundheit ich mich meiner Menschheit freue und den preise, der sich also auch in der äußern Menschengestalt verherrlichen wollte; ja wie dumpfe Abgötterei und abergläubischer Bilderdienst erscheint mir in solchen Augenblicken klassischer Begeisterung jene meine Verehrung der hagern, bleichen, leidenden Gemälde des Mittelalters und der rohen, derben, niederländischen Bauernkerls ohne Poesie und Adel, und ich begreife

den Durchbruch Goethes in Italien aus seiner romantischen in die klassische Periode. —

Ich bin ein gewöhnlicher Mensch. Als Knabe, da die Welt noch märchenhaft vor mir lag, alle Thore offen und alles möglich, wenn ich da von Cäsar und Alexander hörte, so fühlte ich mich ihnen ebenbürtig, und kein Lorbeer in der Welt war zu glänzend: die Anwartschaft darauf war mein. Nun — die Heldenträume fanden nachher in der Lekture von Fouqués Zauberring ein sanftes, seliges Ende, und eine Ritterrüstung von Pappe, die ich mir im Winter 1828 machte, waren die einzigen Trophäen weltlichen Heldentums, die mir zu teil wurden. — Im 14. Jahre, als unter der läppischen und blöden Hülle der Flegeljahre sich die Poesie der Jugend still und selig ankündigte, da winkte mir der Lorbeer in einer andern reizenderen Gestalt; ich hätte es übel genommen, hätte mich jemand aus dem Wahn gerissen: ich sei ein Genie des Herzens und der Fantasie, ein Dichter, ein Künstler. Aber nach und nach kam ich selbst auf die Entdeckung, daß die Herzensgluten, die ich für mein apartes Teil und Privilegium gehalten, ein sehr normales und wohlfeiles Produkt seien, ja daß sich andere eines gewaltigeren Liebesfeuers rühmen dürften, als ich, und daß ebenso die Blumen meiner Poesie nichts Neues und Originelles seien, sondern ebensogut hinter dem Fenster jedes sentimentalen Jünglings in Scherben blühen, ja frischer wild an jedem Zaun und Chausseegraben wachsen; ich mußte mir bekennen, daß mein Weg nicht die Kometenbahn des Genies und der Stoff meiner Tage nicht aus den Purpurfäden der Poesie gesponnen sei, sondern daß ich mich höchstens der Fähigkeit rühmen dürfe, mit leisfühlendem und weitem unbefangenem Sinn die Gaben fremder Genien zu genießen und ihren Pfaden zu folgen und meinen eigenen prosaischen Gemüsegarten etwa mit einer schlichten Rabatte selbstgezogener poetischer Blümchen einzufassen, wie meine Wände mit meinen Malereien, und

daß meine Familie wohl in dieser Beziehung mein Publikum, die Schwesterlein meine Bewunderer bleiben würden. — Neue, freiere Bahnen eröffneten sich endlich in den Universitätsjahren: die Sonnenbahnen des Wissens, und es erfaßte mich die reinste aller Begeisterungen, die der Philosophie. Aber auch hier bin ich nicht zu Ende gekommen und die Flügel sind matt geworden. Auf fremde Fahnen zu schwören, schämte ich mich am Ende, und neue Bahnen zu finden, war meinem Kopf nicht gegeben: so ist denn Indifferentismus und Skepticismus mein neuester Standpunkt in der Wissenschaft. — Praktisches Talent endlich und gesellige Gaben: Weltgewandheit, schnelle Besonnenheit, Witz und Menschenkenntnis, liegt mir so ferne, daß ich mir nicht einmal je eine Illusion hierüber machen konnte. — Die moralischen Illusionen endlich, jenes behagliche Selbstbespiegeln einer schönen Seele, jenen unbewußten Pharisäismus und gutmütige Werkheiligkeit hab ich gottlob längst mit den Knabenschuhen zertreten, habe eingesehen, daß meine Tugenden zumal nur negative, also nur die Kehrseiten von ebensoviel Fehlern sind, gewirkt auf den grauen Grund eines melancholisch-phlegmatischen Temperaments: meine Gutmütigkeit — Selbstsucht; meine Bescheidenheit — Feigheit; mein Geltenlassen anderer — Unentschiedenheit; meine Kälte im Hassen — Kälte in der Liebe und so fort; in Summa: ich bin ein gewöhnlicher Mensch.

Und doch ist der unbedeutendste Mensch in irgend einem Punkt Genie und in der harmonischen Entwicklung seiner Kräfte ein ganzer schöner Mensch. Wenn's nur nicht unter hundert immer blos einem glückte, jenen Punkt zu finden und zu dieser Harmonie zu gelangen!

10. März. Mittagskonzert im Schauspielhaussaal für Albinis Familie. Beinahe alle Notabilitäten der beiden Schauspiele und Opern wirkten mit. Der Saal von der glänzendsten Gesellschaft zum Ersticken voll. Die roten Vor-

hänge waren vor dem Sonnenschein herabgelassen und bedeckten alles mit einem üppig rosenfarbenen Schatten, dazwischen nur zuweilen ein grüngoldener Sonnenstreif sich Bahn brach, in welchem bunte Seide, Gold und Diamanten der Damen in ihren eigenen Farben blitzten und spielten. Ich stand auf einer Korridortreppe zwischen vier Kavallerielieutenants, die sich alle fünf Minuten höflich entschuldigten, daß sie mich fast erdrückten. Die Lorgnette konnte man kaum vors Auge bringen; mein Hut erduldete in diesen drei Stunden mehr als bisher in vier Monaten. Gegenüber in einer Fensternische auf dem purpurnen Grunde des Vorhangs saßen in schönem Kranz die Theaterprinzessinnen und Fürstinnen des Gesangs, und traten eine nach der andern zu ihren Triumphen hervor. —

Eine staubige Guitarre mit zerrissenen Saiten — eine alte Jungfer — eine abgebrochene Rose, im sonnigen Staub des Weges zertreten — ein einsamer Sonntagnachmittag in einer fremden Stadt — ein altes zerlesenes Gesangbuch mit silbernem Schloß und bunten Bildchen darin — ein alter Bedienter mit weißem Haar, von seinem Herrn ausgezankt und rotwerdend — ein geputztes Bettelkind — ein Kind, das frierend auf der Straße sitzen und Äpfel hüten muß, die Händchen unter der Schürze versteckt — ein altes Weibchen, das mit ihrem Kram jahraus jahrein an derselben Ecke sitzt und nichts verkauft und höchstens Groschen bekommt — eine Harfenistin und ein Seiltänzerkind — eine in Unschuld und Liebe gegebene Gabe, mit Verachtung aufgenommen — ein vergilbtes Paket Liebesbriefe — verbleichte Seidenschleifen und verdorrte Kränze — ein Kalb, das stumm mit großen, bittenden Augen in Jammer und Schrecken vom bellenden Hund aus der Mutter Stall über Berg und Thal zum Schlächter gehetzt wird — ein dürrer Karrengaul, überladen und mißhandelt, der auch nur durch das Zucken der Haut und die stumme Klage der Augen sagen kann, wie's ihm ist

— das Kapitel ließe sich noch mit vielen Nummern vermehren, aber ich habe noch keine Überschrift dazu. —

Schauspielerleben und Klosterleben, beide wie entgegengesetzt, wie lockend und poetisch! wie rein und edel in ihrer Reinheit und in ihrem Adel! Dort in der bunten Zerstreuung, in hundert Masken sich nicht zu verlieren, sondern immer das Eine, das Höchste, was der Mensch soll und kann, zu suchen, darzustellen, frei von Runzeln und Flecken der Zufälligkeit und der Gemeinheit, den Menschen! Hier im stillen Frieden, wo die Welt verklingt an den heiligen Mauern, wo nur in den stillen Klostergarten der Wandel und Wechsel der Erde hereinreicht in seiner lieblichsten Gestalt, im Blühen und Verblühen der Blumen, im Wachsen und Reifen der Früchte, und der ewige Himmel mit seiner Sonne hereinscheint in die weißen Zellen, da im einförmigen Wandel der Tage von der Morgenhora bis zum Vesperläuten sich zu leben, das heißt Gott, und immer tiefer zu graben in den innern Wundern des Gemüts und den äußern der Schöpfung, der Kunst und der Wissenschaft, das Universum wiederzugebären und hereinzubannen in die einsame Zelle, wie die Klosterbrüder des Mittelalters, Scotus Erigena und Abälard, die gewaltigen Philosophen und Dichter, Fra Fiesole und die andern kunstreichen Maler, und die Musiker und die Naturforscher u. s. f. — Oft hab ich mich nach beidem gesehnt. — —

Es giebt gewisse Wintertage, brutal und bestialisch, wie sie auch nur hier und sonst nirgends gebräuchlich sind und alle Unbilden der Witterung Himmels und der Erde zu einem höllischen Dornenkranz vereinigen, so daß man von Stunde zu Stunde Spießruten laufen muß. Eine tüchtige, markige Winterkälte laß ich mir gefallen, aber dann sei der Himmel hell und blau; ist er trüb angelaufen, auch gut, so ist es weniger kalt; hier aber ist beides brüderlich vereinigt, eine kalte, eisiggraue Wolken-

decke ist wie ein grobes Bodentuch wochenlang über den Himmel ausgespannt, als könnte die Sonne nie wieder scheinen. Einen tüchtigen Wind laß ich mir auch gefallen, warm oder kalt, wenn er mit den Wolken sein Spiel treibt und den Himmel rein fegt; hier aber streicht er vergebens am ehernen Himmel hin, dafür rast er dann durch die langen, breiten Straßen und jagt unendliche Wolken von Sand und Staub vor sich her, augenblendend und atemversetzend; Staub gehört in den heißen Sommer, wenn die Sonne am Himmel brennt, und ein schwüler Gewitterwind mag ihn aufwirbeln; aber hier mit Eis und Schnee gepaart, ist er völlig unvernünftig und zum Rasendwerden. —

Wie man oft müde wird und abgespannt im leiblichen Leben, daß man aus der prächtigsten Natur, aus dem buntesten Reisejubel sich heim wünscht ins Kämmerlein, ins Bett; oder daß es einen in der auserlesensten Gesellschaft, von feinbesetzten Tafeln weg nach einer braunen, warmen, anrüchigen Bauernstube gelüstet mit Schwarzbrot, Bier und Käs: so hat auch der gebildete Geist solche Anwandlungen von Müdigkeit und süßer Niederträchtigkeit, solche Bauerngelüste, wo er satt ist der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wo er die Waffen strecken möchte und die Flügel hängen lassen und sein Erstgeburtsrecht hingeben um ein derbes Linsengericht und ein Philister werden. Da wünscht man sich dann alte dämmrige Zeiten zurück und denkt: Ach wie war's so gut, da ich noch ein Kind war und mir die drei größten und brävsten Menschen felsenfest so vor der Seele standen, der Heiland, dann Luther, dann der Papa; ach wie hatten's doch unsere Großväter so gut, die Pastoren mit Perücke und Haarbeutel, die noch nicht den Hegel studieren mußten, nicht einmal den Kant, bei denen Glauben und vernünftige Gedanken noch auf so gutem Fuß lebten, die Könige ihres Dorfes, fromm und verständig, behaglich und wohlbeleibt wie der Pfarrer in Luise von Voß, ihre Pfeife rauchten, ihre Pre-

digt machten, ihren Kaffee schlürften und ihre Aurikeln begossen, im Schlafrock und schwarzen Käppchen. —

Könnte man nicht, Christum rein als Mensch aufgefaßt, ihn dennoch predigen mit Begeisterung und Feuer, und gegen den größten und hellsten Propheten, den reinsten Menschen voll Liebe, den herrlichen König der Menschheit, dessen Thron bald Jahrtausende bestätigen, mit diesen einfachen Mitteln alle Liebesflammen der Verehrung und des Gehorsams anzünden, die das Herz zur Seligkeit braucht? Wie gesagt nicht in der kalten rationalistischen Weise, sondern von Liebe zu dem göttlichen Bruder durchglüht? — Von meinem Standpunkt in diesem Augenblick aus müßte ich mir so helfen, und verzweifelte nicht daran. Vor einem Jahr noch oder zwei, als ich in Stuttgart predigte, in diesen seligen Flitterwochen des heiligen Amtes war es anders. Im Kopf freilich hatt ich auch die kritischen Resultate von der Universität mitgebracht; aber im Herzen lebte noch der alte Glaube, und wenn's nun ans Predigen ging, da stand die Gemeinde mit ihrem uralten, heiligen, seligen Glauben überwältigend vor mir und verband sich mit diesem Bundesgenossen in meinem Herzen, und wie eine Goldwolke, umnebelnd, aber leuchtend und warm zog dieser Glaube in mich ein und hob mich und trug mich und ich predigte mit Begeisterung und habe kein Wort gesagt, das nicht aus dem Herzen kam im Augenblick, da es entstand. Ja immer mehr durch Umgebung und Gewöhnung hüllte die Goldwolke mich ein, und erst hier haben die scharfen nordischen Winde wieder dareingeblasen und gefegt. Aber was hinter dem zerfahrenden Gewölk sichtbar wird, dünkt mir jetzt kein graues Nichts mehr, sondern der blaue ewige Himmel, an dem die Sonne leuchtet. Dieselbe, die auch jene weichen Wolken färbt und durchglüht mit ihrem herrlichen Purpur, ihrem wonnigen Gold, ihrem seligen Rosenrot und ihrem sanfttröstenden Violett.

Nur daß ihr mir das Gleichnis nicht verdreht, ihr Leute vom Berge und Jakobiner der Philosophie, und sagt: Gut, was gut ist an jenem bunten Gewölk, das sind die Strahlen der Wahrheitssonne, das übrige aber sind giftige Dünste, dumpfe Nebel und nicht zu dulden. Nein, nicht Gift und Nacht sind jene Wolken, sondern Wohlthat und Segen; der Atem der Erde, den sie aushaucht aus feuchtem und warmem Busen, aus ihren Blumen und Flüssen, aus Berg und Thal und traulichen Menschendächern, und den sie einhaucht mit tiefen Zügen im duftenden Regen, im erquickenden Tau, im heilkräftigen Gewitter, die warme liebe Atmosphäre, in der sie lebt und webt mit ihren Freuden und Schmerzen von altersher, und nur gedämpft durch diesen Schleier kann sie die Sonne ertragen, davon sie sonst verzehrt würde, und nur wechselnd mit diesen Wolkenspielen das Blau des Himmels lieben, das ihr sonst nichts wäre als eine endlose Leere, ein furchtbares Einerlei. Und noch eins, wißt ihr, daß auch euer reiner blauer Himmel nichts ist als eine Mischung von Sonnenlicht und Erdennacht, daß nur Erdenluft und Erdenäther dieses liebliche Blau euch mischt und ihr ohne diese Atmosphäre nichts sehen würdet als die schwarze Nacht des Nichts.

Darum auch, wem jene heiligen Gestalten und kirchlichen Vorstellungen blos Symbole wären der ererbten Wahrheit, aber echte, unentbehrliche, durchleuchtet von dieser Wahrheit; wem sie nicht zur Lüge werden, indem er sie in den Mund nimmt, sondern nur zu einem andern Ausdruck derselben Wahrheit und dem besten und einzigrichtigen für den vorliegenden Zweck, der, meine ich, kann auf die Kanzel stehen mit gutem Gewissen. — Oder sollte aller Fortschritt des Geistes, aller Gewinn der neuen Zeit der Gemeinde entzogen und nicht vielmehr, gereinigt von unlautern Schlacken, verklärt in Gottes Wort, hier ihr dargeboten werden, damit auch die Rohen und Halbgebildeten, die doch auch auf andere

Weise von der neuen Zeit Kenntnis nehmen, sehen, das Christentum fürchtet sich nicht vor dieser Weisheit, es kennt sie und macht sie sich dienstbar. Und sollte, wer seines Lebens Beruf und Glück in dieser Wirksamkeit erkannt hat, eins von beiden unwiederbringlich opfern müssen: entweder die heilige Stimme der Überzeugung, oder die ebenso heilige des Talents, des Herzens, des inneren Berufs? Und sollten nicht vielmehr beide eine Einheit finden, in der es allein möglich ist, gut und selig zu leben; eine Einheit freilich, die in ihrer spezifischen Mischung gerade nur für diese Person mit diesen ihren Anlagen Geistes und Herzens gilt, bei andern aber anders ausfällt in Farbe und Klang, weil sie andere Naturen, andere Individuen sind. Soviel, meine ich mit Steffens, müßte die Philosophie, die alles in die Allgemeinheit auflösende, im Leben dem Leben und dem Individuum und dem Charakter zugeben, wenn sie selbst nicht eine unlebendige, abstrakte bleiben will. —

Wetterbeobachtungen, 29. März. Seit zehn Tagen endlich die Kälte gebrochen. Niedere, feuchte, warme, graue, maste Märzregenwolken, wechselnd mit silbernen, flüchtigen Sonnenblicken. Gestern nachmittag ein paar Stunden lang Frühling. Zuerst warmer, grauer Regen. Dann heller Sonnenschein, wiederblitzend aus allen Pfützen, vom nassen Pflaster und den traufenden Dächern. Dann wieder dicke goldene Wolken am Horizont aufsteigend und über der Stadt sich sammelnd. Dann lösten auch diese in einen langen, linden, goldenen Sonnenregen sich auf und der erste Regenbogen trat hervor in milder Pracht. Ich sprang vom Sofa auf, wo ich in Rahels Briefen las, und öffnete alle Fenster. Der leuchtende Regen tönte, der Regenbogen wölbte sich über unsere Mittelstraße; die Drotschken rasselten auf dem Pflaster in geschäftiger Eile, die Spatzen jubelten und von allen Türmen läuteten die Gründonnerstagsglocken. —

Fünf Tage auf Rügen.

Sonntag, 14. April.

Nach einem guten Mittagessen in Stralsund rascher Entschluß zur Überfahrt. Mantel angezogen, Hemd, Strümpfe, wollenes Wams in die Tasche gesteckt und hinab an den Strand. Die Sonne brannte hell am Himmel, aber ein kalter Nordwind brauste durch die blaue Luft. Die See ging gewaltig hohl und spielte lustig mit unserem kleinen einsegeligen Boote. Mit ziemlichem Respekt saßen wir da, ließen den silbernen Regen der Spritzwellen über Hut und Mantel ergehen, während die weißen Möven mit schrillendem Hohngelächter über unsern Köpfen hinfuhren. In 25 Minuten war diese erste Meerfahrt beendigt; wir betraten Rügens eben nicht viel verheißenden Strand und wanderten lustig dem Sturm entgegen, auf Geratewohl ins Land hinein. Die Hauptstadt Bergen, drei Meilen vom Ufer, war zunächst unser Ziel. Meist über braunes Ackerland, oder durch Wiesen und Moor ging der Weg auf der Höhe fort, an stillen Dörfern und einsamen Höfen vorbei, wo wir regelmäßig von bellenden Hunden empfangen und nicht eben angenehm geleitet wurden. Bald zeigte sich eine Gruppe von Hünengräbern, runde, haushohe Hügel, mit wildem Buschwerk und Gestrüpp überwachsen. Wir bestiegen einen, als schon die Sonne sich neigte. Von einem Hirtenknaben, der unten Schafe hütete, ließen wir den Weg uns zeigen. Aber bald hatten wir ihn wieder verloren und irrten nun, von hölzernen und lebendigen Wegweisern getäuscht, von Hof zu Hof, durch Sand und Moor, bis wir nach Sonnenuntergang ermüdet in einem Krug zu Dreschwitz einkehrten. Es sah sonntäglich behaglich in der braunen Stube aus, eine Schwarzwälder Uhr empfing uns heimisch mit ihrem melancholischen Picken. Schwarzes Brot und weiße Butter nebst saurem Bier waren eine köstliche Erquickung. Die Gesichter, die

wir trafen, waren anfangs auch sauer. Wir hatten die Familie in ihrer Andacht gestört. Endlich aber wurden sie freundlicher, und auf vieles Bitten, da wir erfuhren, daß wir noch drei Stunden zu gehen hätten, ließ uns der Wirt durch seinen Sohn mit offenem Wagen und zwei mutigen Rossen nach Bergen führen. Fast geräuschlos fuhren wir durch den tiefen Sand dahin, die Erde wurde dunkel, der Abendstern blinkte kalt am klaren Himmel. Es war uns fremd und doch wohl zu Mut auf der fernen einsamen Insel. Gesungen: Steh ich in finstrer Mitternacht. Endlich nachts zehn Uhr rasselten wir in dem Städtchen Bergen ein, wo wir in einer Gesellschaft von kleinstädtischen Großen und kannegießernden Philistern, wie sie nur in Rottenburg oder Vaihingen an der Enz zu finden, zu Nacht speisten und uns der Ruhe im „Federnbett" erfreuten.

Montag, 15. April.

Des andern Morgens machten wir uns auf den Weg nach Stubbenkammer, dem schönsten Punkte der Insel am nordöstlichen Rande. Blauer Himmel, frische Luft, goldner Sonnenschein. Zuerst wurde der Rugard bestiegen, ein Berg hart bei Bergen, wo einst eine uralte Wendenburg gestanden. Von da herrliche Aussicht weit über die Insel hin mit ihren dunkelblauen Seen, ihren heitern Buchten, ihren weißen Kreideklippen im Sonnenlicht, ihren Hügeln, Thälern, Wäldern und Bächen, wozu wir uns freilich die grüne Bekleidung denken mußten. Und ringsherum endlich der diamantene Gürtel des Meeres, hier silbern blitzend im Sonnenlicht, dann wieder smaragdgrün oder tiefdunkelblau in majestätischer Ruhe. Munter dann wanderten wir hinab in das gelobte Land, das wir von oben gesehen. Durch Wiesenthäler und Kornfelder, über Hügel und Höhen mit purpurnem Haidekraut bedeckt, dann wieder durch Buchen- und

Birkengehölz oder an schwarzblauen Seen vorbei führte der Pfad: wildromantisch, ein Paradies, da man Hütten bauen möchte, wenn die Wälder grünen, der Rasen mit Blumen und die Felder mit Saatengold bedeckt sind, und die Nachtigallen schlagen. Jetzt freilich schmetterte nur die Lerche hoch über den braunen Äckern im blauen Raum verborgen ihr fröhliches Lied. Eine schmale Meereszunge etwa inmitten der Insel ward in einer winzigen Fähre rasch übersetzt, dann um Mittag, nachdem wir vorher noch auf einem der größten Hünengräber, Dubberworth, geruht, kamen wir in Sagard an bei dem weitberühmten und freundlichen Wirt Scheppler. Zuallererst wurden hier meine Stiefel, welche bedeutend leck geworden waren und eine gute Last Sand und Erde eingenommen hatten, einem ländlichen Künstler in die Kur gegeben, dann ein frugales Mahl mit gesündestem Appetit verzehrt. Zum Nachtisch zeigte uns der treffliche Wirt seine Sammlung Rugischer Altertümer und Merkwürdigkeiten: Steinerne Streitäxte, Urnen und Totenschädel, in Hünengräbern gefunden, verrostete Rittersporen und Klosterschlüssel, Versteinerungen, Bernstein und dergleichen. Ins Fremdenbuch, das manche witzige und sentimentale, gereimte und ungereimte Variationen über das Thema: „hier ist gut wohnen, enthielt, mußten wir dumme Schwaben und arme Fußreisende nichts besseres einzutragen, als den merkwürdigen Ausspruch eines Tübinger Schneidermeisters: „Mein Seel, der ist kein Hundsfott, der das Federnbett erfunden hat!"

Dieses war uns jedoch für diesmal lange nicht beschieden. Guten Humors wanderte man meist bergauf gegen Nordost, bis wir nach etwa 3 Stunden, als schon der Nachmittag zum Abend sich neigte, das Plateau erreicht hatten, wo Stubbenkammer liegen mußte. Schöner als je sahen wir hier das azurblaue Meer im weiten Bogen vor uns hingestreckt, ein paar ferne Segel schimmerten silbern im Sonnenlicht. Dann wurde rechts abgelenkt in den Wald,

um vor sinkendem Abend noch die altheilige Herthaburg mit dem schauerlichen Herthasee aufzusuchen, uraltheidnische Opferplätze, auf welche schon die bekannte Stelle in Tacitus Germania gedeutet wird. Es war lustig im Walde. Die Sonne schien gerade auf das gelbe Moos des Bodens, die Tannen bewegten leisrauschend ihre dunkeln Wipfel in der blauen Luft, nur in den Schluchten lag noch winterlicher Schnee. Die Sonne zum Wegweiser irrten wir lange im Wald umher, thalauf und ab, hie und da durch die Entdeckung eines Opferrings von alten bemoosten Granitblöcken oder eines Hünengrabs von der andern Art der riesigen Steinsarkophage verlockt und festgehalten, bis endlich durch die Bäume der hohe grüne Wall uns entgegentrat, der dies alte Heiligtum der Hertha bezeichnete. In länglichem Viereck wie ein Burgwall mäßiger Größe umschließt er den Saum eines Hügels, an dessen Fuß, etwa 14mal so groß, der runde Herthasee liegt, der einst die Menschenopfer aufnahm in seinen heiligen Schoß. Leider fanden wir den dunklen Spiegel und die geheimnisvoll unergründliche Tiefe fast ganz durch Eis- und Schneedecken verhüllt. Alles das ist im tiefen Wald verborgen, kaum daß man einmal durch die dichten Buchenzweige das ferne Meer goldig aufblitzen sieht. Auf einer behaglichen Rasenbank, womit der Wall geziert oder vielmehr verunziert ist, wurde geruht, Moos und blaue Frühlingsblümchen, Herthablümchen von uns getauft, die in reichlichen Mustern den Rain bedeckten, in die Brieftasche gesammelt. Wir wünschten Fouqués Zauberring oder Schulzes Cäcilie herbei, um uns die altgermanischen Schauder, in denen wir schwelgten, in Worte und Bilder zu fassen. Sorglos langsam schlenderten wir spät wieder dem Ausgang des Walles zu, um womöglich noch auf der freien Höhe die Sonne ins Meer untergehen zu sehen und dann das nahe Stubbenkammer zu gewinnen. Ich zeichnete noch ein zerfallenes steinernes Hünengrab ab und einen ungeheuren

bemoosten Granitblock, um den ein gewaltiger Baum seine Wurzeln geschlagen hatte. In der Künstlerbegeisterung hatte ich mich verspätet; Denzel war weit voraus, träumerisch ging ich weiter auf dem einsamen Waldpfad. Die Abendsonne rötete die Birken- und Buchenstämme und vergoldete den grünen Rasen, ein naher Abhang des Waldes brannte ganz und loderte in rosenrotem Feuer, ein Vogel sang verloren sein Abendlied im Wipfel eines Baumes: eine wunderbare Märchenstimmung kam über mich, halb Heimweh in der wilden Fremde, halb zauberische Lust der Waldeinsamkeit, das wundersame Grimmsche Märchen von Jorinde und Joringel, wie sie süß weinend durch den abendroten Wald gehen, schien mir erfüllt. Zu bald für mich kam ich endlich ins Freie, aber gerade noch recht, um von einem hohen Grabhügel herab mit Denzel den Sonnenuntergang im Meer zu schauen. Hinter den Dächern und Bäumen eines niederen schwarzen Gehöftes sahen wir, herabgestiegen, das Abendrot vollends verglimmen, und eilten nun mit beflügelten Schritten, die Nachtherberge, deren Lage auf einem benachbarten Felsenvorsprung der Küste uns nur im allgemeinen bekannt war, zu gewinnen. Der Weg führte wieder in den Wald; die Dämmerung wurde zum Dunkel, und der Nachtwind rauschte unheimlich in den Bäumen. Bald hörten wir zu unsrer Linken ganz nah, aber tief die Brandung brausen und sahen die graue See weit hinaus in unendliche Ferne sich erstrecken. Aber das ersehnte Obdach wollte sich nicht zeigen, Hügel auf und ab, Buchten ein und aus, immer am Saum des Waldes und des hohen Ufers irrten wir hin, von Verzweiflung gespornt. Ein Adler schwang sich mit schwerem Flügelschlag über unsern Köpfen hin. Tückisches Wurzelgeflecht hemmte unsere Schritte und die Zweige des Gestrüpps schlugen uns höhnisch ins Gesicht. Ein Nachtlager unter freiem Himmel schien immer unvermeidlicher, und die alten Geschichten von den Kinderchen, die im Wald beim Erdbeersuchen sich ver-

späteten und verirrten, fielen uns schwer aufs Herz. Da ertönte fern im Walde fröhliches Hundegebell: letzte Anstrengung der Verzweiflung; und geisterhaft durch die Nacht und doch hochwillkommen blinkte uns der hohe weiße Kreidefels entgegen, auf dem das Forsthaus liegt. Wir traten noch hinaus auf den mit Schranken umgebenen Felsenvorsprung; weit hinab von schwarzen Baumwipfeln da und dort bedeckt, stürzte sich der jähe, weiße Abhang, drunten grollte die Brandung und weit hinaus im falben Sternenlicht dehnte sich die unabsehbare Wüste des Meeres, dann, zwischen zwei rasenden Bestien von Kettenhunden hindurch, gewannen wir mit Not die gastliche Pforte des schweizerartigen Hauses: der junge Wirt empfing mit Verwunderung die späten Gäste und erklärte uns, wie wir auf ungeheurem Umweg die zehn Minuten von Herthaburg nach Stubbenkammer zu zwei Stunden ausgedehnt; doch bald waren bei tüchtigem Abendbrot die Gefahren alle verschmerzt und im dreimal ersehnten Bette vergessen. Aber draußen, hart vor den Fenstern unserer Schlafkammer rauschte der Wind die ganze Nacht und warf mir wilde Träume in den Schlaf. Ich schnitt unter anderem Theodor beim Rasieren kaltblütig und vorbedacht den Hals ab, und die Hunde wurden laut von Stunde zu Stunde.

16. April.

Der andere Morgen war trüb und warm. Zuerst führte uns der Wirt durch den Wald hinab an den Strand, um uns da von unten die schneeweißen Felsen zu zeigen, auf denen sein Nest gebaut ist. Im Sommer oder Herbst, wenn sie aus dem grünen oder bunten Schmuck des Waldes hervorleuchten, muß der Anblick göttlich sein. Die Brandung schlägt bis hart an den Fuß der Felsen. Wir schlenderten am Strand ein halb Stündchen umher, suchten Muscheln, Feuerstein und Meergras, dann im morgendlichen Schweiß

wieder den Abhang hinauf: denn wir hatten noch einen weiten Weg vor uns nach dem nördlichsten Punkt der Insel, dem Leuchtturm von Arkona. Zuerst eine Meile über Ackerfeld hin; wir sangen alte Balladen, und ich lehrte Denzel, die Langeweile zu vertreiben, den König auf dem Turm von Uhland und Rückerts sterbende Blume. Inzwischen heiterte der Himmel sich auf, und in weiter Ferne sahen wir den Leuchtturm mit seinem langen Küstenstrich, in die See hinausschimmern. Mittag wurde in einem Bauernhaus am Wege gemacht. Saure Milch und derbes Schwarzbrot drin wurde aus hölzernen Schüsseln und Löffeln mit Götterappetit gespeist. Die Mutter, mit edlen verwitterten Zügen arbeitete am Webstuhl. Die Tochter, ein hochaufgeschossenes Mädchen von 20 Jahren, gesund, hübsch, blond, schaute uns verwundert mit den blauen Augen seitwärts an. Der Vater fragte uns aus über unsere Heimat und Herkommen, war erstaunt, daß wir 100 Meilen weit kämen, um zu sehen, was er alltäglich erblicke, und sagte, als wir die Frage, ob unser Vaterland auch noch preußisch sei, verneinten, beruhigt und sich selbst belehrend vor sich hin: Ah so, also in Europa. Übrigens hatten wir hier und sonst unsre liebe Not, das Plattdeutsch der Insulaner zu verstehen, das auf den ersten Augenblick jeder andern Zunge eher anzugehören scheint, als der Deutschen. Nun führte der Weg über eine mehr als meilenlange, schmale Landzunge, welche den nördlichsten Teil der Insel Jasmund mit dem übrigen verbindet. Auf der einen Seite hatten wir die See neben uns, auf der andern Seite hörten wir sie hinter Sand- und Rasenhügeln nahe brausen. Die Mittagsonne schien heiß auf den weißen feinen Ufersand, in dem wir wateten. Wir lasen im Gehen Muscheln auf, dann legten wir uns ermüdet an einem Rasenhügel nieder und bliesen Trübsal um Fingerlein und Füßlein. D. hatte sich nämlich vorhin beim Brotschneiden bis auf den Knochen in den Finger geschnitten. Mir war der linke Fuß,

der den ganzen Winter ein bißchen Podagra hatte, geschwollen: ich zog Stiefel und Strümpfe aus, und ließ den erbarmungswürdigen Mann sich in der warmen Luft sonnen und vom leisen Seewind kühlen. Da war es, wo wir verzweiflungsvoll nach unserem Mutterle jammerten. Wir lagen auf dem Rücken, eine unsichtbare Lerchenstimme sang tirilierend in der blauen Luft, und „wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt", seufzte ich unwillkürlich. Man schlummerte ein Viertelstündchen, dann ging man weiter, doch aus Müdigkeitszorn immer zwanzig Schritte bis hundert voneinander. Nie war uns der Mantel eine größere Qual. Endlich war die endlose Landzunge hinter uns, und bei milder Nachmittagssonne, an Äckern, Teichen und einem lustigen Birkenwäldchen vorbei, kamen wir in dem freundlichen Dörfchen Altenkirchen an, wo einst der Ossian Rügens, Kosegarten als Pfarrer gehaust hat und begraben liegt. Die Dorfglocken tönten uns hell entgegen, ein Leichenzug bewegte sich zum Kirchhofthor herein, als wir an dem Dichtergrabe standen. — In dem Wirtshaus, wo wir uns erquicken wollten, wurden wir wegen Leichenschmauses in eine hintere Dachkammer verwiesen, in der drei Betten standen. Wir öffneten das einzige Fenster mit der Aussicht auf ein Stückchen blauen Himmel und etwas nachbarliches Dach. Die Sonne schien warm auf die roten Ziegel, um welche die Spatzen schwirrten. Die Glocken klangen noch immer, ein verirrtes Windchen kam kühlend in unser Fenster. Es war gut. Ein paar gezuckerte Pfannkuchen wurden mit Appetit verzehrt, ein Glas höllischen Biers mit Todesverachtung ausgetrunken. Superintendent Schubert, den wir besuchen wollten, war nicht zu Haus und so ergötzten wir uns nur von außen am Anschauen der freundlichen Predigerwohnung, die mit ihrem Strohdach und rötlichen Backsteinen sich hinter hohen Bäumen halb versteckt und in einem Ententeich spiegelt. Man sieht, daß ein Dichter hier gewohnt hat. Sofort bei milder Abendsonne die drei

Digitized by Google

Stunden nach dem Leuchtturm, der das Nachtlager sein sollte, rüstig vollends gemacht, meist über braunes Ackerland hin, das eben mit prächtigen Rossen gepflügt wurde, immer fünf oder sechs Pflüge hintereinander in einer Furche. Eine Stunde vor Sonnenuntergang war der Turm erreicht, der, an der nördlichsten Spitze der Insel, den nördlichsten Punkt von Deutschland bezeichnet. Ein alter Heidentempel stand einst auf derselben Stelle und 120 Schritte davon die Jaromirsburg. Nur schade, daß man nicht, wie die Fantasie hofft und wünscht, eine wilde Warte wie ein Adlernest zwischen hohen Klippen klebend und schroff übers Meer hinaushängend, in diesem Leuchtturm von Arkona findet, sondern einen ebenso elegant als massiv aus rötlichem Backstein gebauten viereckigen Turm, nicht über 25 Jahre alt, rings von fruchtbarem Kornfeld umgeben, mit ziemlich sanftem Abhang gegen das Meer hinab. — Herrlichen Sonnenuntergang von der eisernen Zinne aus genossen. Beinah um den ganzen Horizont schlang sich der blaue Gürtel des Meeres gegen Westen, wo die Sonne versank, leuchtend in Gold und Purpur und loderndem Feuer. Im Norden zogen am Horizont mit glänzenden Segeln gleich majestätischen Schwänen sieben Schiffe vorüber, auf dem Weg nach England. Im selben Moment, wo die Sonne hinab war, wurde auf der Spitze des Turms in dem gläsernen Laternenhaus mit den fingersdicken Scheiben der Kranz der Lichter angezündet, deren jedes mit blendenden Messingplatten so umgethan ist, daß der Schein verzehnfacht ich weiß nicht wieviel Meilen weit in die See hinausgeworfen wird. Zauberisch aber war der Anblick, als wir eine Stunde später unten am Strand spazieren gingen und nun den Turm in seiner roten Glorie vor uns sahen, während im Osten der silberblaue Mond aus dem Meer auftauchte und sein Widerschein eine glitzernde Strahlenbahn durch die Wellen zog vom äußersten Horizont bis zu unsern Füßen. Dazu sang die Brandung klagend ihr einförmiges Lied und ferne

schimmerten kaum sichtbar in silbernem Dämmerschein die hingleitenden Segel. Noch lieber hätten wir freilich eine Sturmnacht gehabt. — Übrigens ist auch diese Mondscheinsscene erlogen, denn es war weder im Kalender noch am Himmel Mond zu sehen und wir saßen um diese Stunde bei Biersuppe, Fisch und Grog in der traulichen Turmstube bei dem biedern Lampenwart Schilling, der, eine derbe, verstürmte und verwitterte Seemannsgestalt, seinen schlafenden Knaben im Schoß, neben uns saß und uns mit gerechter Ruhmredigkeit von seinen Abenteuern und Heldenthaten erzählte und die goldenen und silbernen Medaillen zeigte, die er von verschiedenen Potentaten für die Rettung verunglückter Schiffe an dieser stürmischen Küste erhalten. In einem Zimmer des Turmes schliefen wir die Nacht, eingesungen vom Liede der Wellen drunten und vom Wind, der an den Fenstern rasselte, und geweckt von den ersten Goldblitzen der Sonne, die wir vom Bette aus aufgehen sahen aus dem Meer. —

Mittwoch, 17. April.

Der strengste Tag. Fünf Meilen waren zu machen gen Süden zurück nach Bergen auf einem nähern Weg, als den wir hergemacht (s. die Karte). Dazu mußte bei übrigens hellem Himmel den ganzen Tag einem unaufhörlich schmetternden Sturm entgegengesegelt werden, der uns ordentlich eine unsichtbare Mauer entgegenstellte, an der man einen Prügel hätte abschlagen können. Die Mäntel, einerseits der eisigen Kälte halber unentbehrlich, hemmten andrerseits, vom konträren Wind segelartig gebläht, die Anstrengungen der Fahrzeuge um wenigstens eine Pferdekraft. So steuerte man in ziemlich unzärtlicher Distanz und ohne ein Wort zu sprechen, was freilich schon durch den ewigen Donner des Sturms in den Ohren verboten war, der Kaminer Fähre zu, wo man nach etwa vier Stunden und mehrfältigen Irr-

fahrten, die ich nicht ohne Satisfaktion Deuzeln, der sich zum Führer aufgeworfen, zuschreiben durfte, um Mittag ankam. Hier wollten wir uns über eine, etwa eine halbe Stunde breite Meerzunge übersetzen lassen. Wir klopften an die Thür der niedern Fährmannshütte. Aber mit dem Donnerworte ward sie aufgethan: die See ginge zu hoch, er könne nicht fahren. Nun die angenehme Aussicht, die ganze Bucht zu umgehen und unsern müden Füßen noch eine Meile weiter zu ihrem Tagewerk zu schreiben. Jedenfalls mußte vorher geruht werden. Wir traten also in die braune niedere Schifferstube und baten abermals um Schwarzbrot und Milch und aßen jeder seinen hölzernen Napf aus unter Anstaunung der Schifferfamilie. Die Versuche einer Unterhaltung mußten bald aufgegeben werden: denn ein so höllisches Kauderwelsch von plattdeutsch wie hier war uns noch nirgends vorgekommen. Endlich als wir mit schweren Herzen und Schritten uns anschickten, weiter zu gehen, erbarmte sich doch der Ferge unser und er trat vor uns hin und sprach: „Wannt nit förchten, e bittgen natt to waarn", so wolle er uns führen. Nachdem er uns versichert, daß unter dem natt waarn nicht ins Wasser fallen zu verstehen sei, schlugen wir ein. Er zog seine gewaltigen Meerstiefeln an, kommandierte seinen zwölfjährigen Knaben mit und nach ein paar Minuten saßen wir in dem kleinen Boot. Eine wilde Jagd ging nun los.

Scharf pfiff der Wind, die See heulte hohl, die Möven schoßen krächzend an uns vorbei, der Schiffer schrie seinen Knaben, der rudern half, in der Fährmannssprache an und kommandierte uns von einer Seite auf die andere, um das Gleichgewicht zu erhalten. Dazu blitzte die hellste Mittagssonne am blauen Himmel und im grünen Wasser. Als wir mehr im offenen waren, wurde das Segel aufgezogen, und pfeilschnell flog unser Schiffchen dahin, von einer Welle der andern zugeschleudert. Dachhoch, mit weißem Kamm von

Schaum, sahen wir die Wellen von der Seite auf uns zukommen, dann nahmen sie uns einen Augenblick auf den Rücken und ließen uns wieder fallen, indem sie unter dem Kiel wegfuhren, und uns mit einem riesigen Spritzregen übergoßen. Wir schauten dem Spiele so zu und pfiffen etwas bleich: Das Schiff streicht durch die Wellen. Noch etwa dreißig Schritte waren wir vom Ufer entfernt, als wir — ruck — auf einer Sandbank festsaßen. Der Schiffer sprang in das hier seichte Wasser und suchte auf alle Weise, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Umsonst, — das Segel mußte eingezogen, der Anker ausgeworfen werden und mit einer leicht verständlichen Pantomime stellte sich nun der Mann, ein hochstämmiger blonder Hünenrecke nach Fouqué, mit dem Rücken gegen uns gewendet an den Rand des Boots, um uns auf dem Rücken nach Bürger „Huckepack" vollends ans Land zu tragen. Daß doch die Familie, die um diese Zeit ruhig beim mittäglichen Kaffee saß, durch einen Zauberspiegel die köstliche Scene hätte ansehen können, wie die großen Bengel und würdigen Männer der Kirche beide nacheinander langsam diese Christophorusfahrt machten, vom grauen Mantel umwallt, die Beine nach Art schlechter Halbbatzenreiter weit von sich gestreckt, um sich soviel als möglich überm Wasser zu halten, das dem Träger bis weit über die Kniee ging. Als das Wasser nur noch die Knöchel erreichte, setzte er uns ab und ließ uns selbst die zwanzig Schritte vollends bis zum Trockenen hüpfen. Diese Geschichte ist nicht erlogen. — Froh und stolz ob dem glücklich bestandenen Abenteuer wanderten wir lachend vollends gen Neuenkirchen, wo das Mittagsmahl, bestehend in ein paar weichen Eiern und einem Glas Grog, eingenommen wurde. Den eine Stunde entfernten Pastor Schwarz in Wiek, den wir als Schleiermachers Freund und geistreichen Verfasser des Romans: Erwin von Steinbach gerne besucht hätten, mußten wir leider bei Seite liegen lassen; denn die Zeit war kurz,

Digitized by Google

der Weg lang und groß die Müdigkeit. Eine Viertelstunde hinter Neuenkirchen auf einer luftigen Anhöhe war der ewig denkwürdige Ort, wo der immer noch wütende Sturm Denzel seinen Hut entführte. Diese Jagd werde ich nie vergessen. Mehr fliegend als laufend wirbelte der Hut unaufhaltsam übers braune Ackerfeld und die grüne Haide hin, bergab und bergauf, jetzt in gestrecktem Lauf, gleich dem edlen arabischen Vollblutrenner, jetzt tänzermäßig, hochaufhüpfend, gleich dem Feldmann, wie wir ihn oft gesehen im grünen Klee oder im goldnen Ährenfeld, immer aber nach scheinbarer Rast mit verdoppelter Schnelligkeit sich wieder aufraffend; zwei Schritte aber daneben und ebensoviele dahinter hinjagend mit der Gier des entbrannten Jägers, oder vielmehr mit der Verzweiflung der Löwin, der man ihr Junges geraubt, Denzel, des Hutes Eigentümer, umwallt vom dunkelgrauen Mantel, je und je sich bückend nach dem heißersehnten Gut, dem Hut; immer aber gleich Tantalus in grauer Fabelzeit ihn wieder entschlüpfend sich sehend. Weinend vor Lachen schlug ich erderschütternd zu Boden, als die Jagd hinter einer Anhöhe verschwand, und noch hatte ich die Fassung nicht wiederfinden können, als nach einer Viertelstunde der Freund mit triumphierenden Blicken, aber todesmatt den Flüchtling wiederbrachte, erzählend wie in einem fernen Thal nur dadurch er desselben wieder habhaft worden, daß langen Weges mit ausgestreckten Armen er sich auf die Erde warf und so mit seinem Leib auf Fliegenklatschenart den schwarzen Wildfang deckte. So war denn eine andere Stelle der Grimmchen Märchen erfüllt: Weh Windchen weh, nimm Kurdchen sein Hütchen und lasse sich mit jagen u. s. w. — Nicht viel glücklicher war der Gute an demselben Abend ein paar Stunden später mit der Jagd auf einen wilden Schwan, den er auf der Haide sitzen sah, versank vielmehr, indem er den Vogel aufjagen wollte, bis an die Kniee in tückischem, grünüberkleidetem Moor. Dies erfuhr ich erst

nachher, als ich nah am Ziel auf einem Feldstein sitzend den Verlorenen erwartete. Wir hatten uns damals getrennt, jeder den Weg besser wissen wollend. Langsam gravitätisch, die ungeheure Müdigkeit und der Füße namenlose Qual unter der Maske gleichgültigen Spazierenschlenderns verbergend, marschierten wir wie zwischen Eiern über Bergens spitziges Pflaster der alten Herberge zu. Nektar war das Bier, das nun getrunken ward, Ambrosia das Abendbrot, der hölzerne Stuhl ein weicher Göttersitz, zwei braune Harfnerinnen spielten als Musen auf zu dem olympischen Mahl. —

Donnerstag, 18. April.

Von den vier Hauptpunkten der Insel, Bergen, Arkona, Stubbenkammer und Putbus war nur noch der letzte übrig, Sitz des reichen Fürsten gleichen Namens, Städtchen und Seebad, 1½ Meilen südöstlich von Bergen. Mit aller Pomade bewegten wir uns vormittags dahin. Sanftes Frühlingswetter, sanfter guter Weg, wie durch vaterländische Gegenden: Obstgärten, Tannenwälder, Ackerfeld, Rasen und Hecken im ersten schüchternen Grün. Denzeln die Braut von Korinth gelehrt. — Mitten im Tannenwald öffnen sich plötzlich die luftigen Gassen von Putbus. Lauter schmucke, schneeweiße Häuser, üppig zwischen Gärten, Alleen, Park und Tannenwald gestreut — Schloß mit wunderschöner Treppe. Nach vielen Tagen wieder erstes ordentliches Mittagsmahl mit trefflichem französischem Wein. Nach Tisch mit dem Wirt das Schloß gesehen und den Park, namentlich den Tiergarten mit den Hirschen, in prächtigen Rudeln gelagert, einzelne neugierig zu uns herankommend, die Pfaueninsel, smaragden leuchtend im Schmuck ihrer Bevölkerung. Nachmittags drei Stunden weiter gegen den Strand hinab nach dem Städtchen Garz, wo wir in einem tüchtigen Aprilregen ankamen, um zum letztenmal zu übernachten. Geldnot.

Denzel rückt mit einem verheimlichten Goldvogel hervor. Gutes Nachtessen, schlechtes Bett.

Freitag, 19. April.

Bei frischem, feuchtem Morgen abmarschiert aus den regenduftenden Straßen. Ein linder, warmer Regen begleitete uns die vier Stunden bis zum Strand. — Mahadöh, der Herr der Erde. — Ruhige Überfahrt. Um 11½ stiegen wir in Stralsund ans Land, verwildert, mit langem Bart und sonnegebräuntem Gesicht, mit leerem Beutel und zerrissenem Gewand, aber glücklich in der Erinnerung von sechs fröhlichen Tagen und reicher um die Bekanntschaft eines lieblichen Winkels der Welt.

Schlußabhandlung.

Papa muß seinen nächsten Kurmonat auf Rügen zubringen. Mama geht mit und die Hälfte der Kinder. Vielleicht schlössen auch Onkel Doktors mit den ihrigen sich an. In fünf Tagen ist man dort. Acht Tage schweift man auf der Insel umher und führt ein paradiesisches Leben. Am Meeresstrand und in den schattigen Hainen, im grünen Wiesenthal und bei den Hünengräbern auf blumiger Haide schlägt man Hütten auf, spielt, liest im Zauberring, singt zur Guitarre, die Eduard auf dem schlanken Rücken als Troubadour mit sich führt; in Fischer- und Bauernhütten labt man sich mit gestandener Milch, die Prediger besucht und beschmaust man, in Putbus geneußt man des Badelebens. Zur Rechtfertigung führe ich das zarte, sinnige Gedicht an, womit ein Gymnasiast aus Stralsund das Fremdenbuch in Sagard geschmückt hat:

Auf der Insel Rügen
Hatt' ich viel Vergnügen,
Wer nicht geht auf die Insel,
Der ist und bleibt ein Pinsel!

Hamburg, 10. Mai 1839.

Liebe Eltern!

Morgen werden es 8 Tage, daß ich nach 4tägigem vergeblichem Sturmlaufen endlich die ersehnten Briefe den Händen des Postoffizianten entriß, und sie mit englischer Ungeniertheit mitten in Hamburgs volksreichen Straßen im langsamen Gehen heißhungrig verschlang. Wie sehr mich die geistgewürzten, liebereichen Blätter erfreuten, brauche ich nicht erst zu sagen; Gottlob, daß ich über die liebe Mutter, deren freundliche Schriftzüge ich zum erstenmal vermißte, mit der Nachricht von ihrem längeren Unwohlsein auch zugleich die Hoffnung ihrer baldigen Genesung erhielt. Was man mir über die geistlichen Angelegenheiten und kirchlichen Zustände, Kämpfe, Hoffnungen und Erwartungen der guten Stadt Stuttgart und des ganzen Vaterlandes schreibt, hat mich umsomehr interessiert, da ich nun selbst immer näher wieder diesen alten Kreisen rücke, und irgendwo ein Plätzchen zum Unterkommen suchen muß. Leid wär mirs doch, wenn ich aus dem einen oder andern Grunde nicht auf ein Weilchen wenigstens in dem alten Vikariatsstübchen wieder absteigen könnte. Doch ich spreche mit Louise: „mag gehen, wie es will, jedes sein Gutes; genug hievon!"

Gehen wir zum Reisebericht über — ach du Gott, es jährt sich ja nächstens mit Sophiens Reise, wehmütig wie verklungene Jahre und wie die Geister voriger Zeiten ziehen die verwitterten dicken 6 Lederbände an mir vorüber, schauen mich an und seufzen: Herr Puff! Herr Rübezahl und Radegast! Julchen, Henriette und M. Kubbutz! und die heißen Nachmittagsstunden und der Syringenduft und die genossenen Kirschen treten mir alle wieder vor die Seele, und machen mir wohl und weh. — Doch ich bitte um Verzeihung, ich meinte wahrhaftig mit einer der Fräulein Schwestern zu

reden. Zur Sache. Nachdem uns die letzten Tage in Berlin, namentlich noch durch Schnurrers Ankunft erheitert worden waren, fuhren wir, Denzel und ich, Sonnabend den 13. April mittags, für immer aus Berlins Thoren mit der Schnellpost Stralsund zu. Des andern Morgens bei schönem Wetter kamen wir in dem altertümlichen, stillen und freundlichen Universitätsstädtchen Greifswalde an, wo aber die Post nur eine halbe Stunde verweilte, was wir für keinen großen Schaden erachteten, da die Hörsäle geschlossen, und ein bedeutendes Licht der Wissenschaft, das in der Studierstube aufzusuchen wäre, uns nicht bekannt war. So ging es denn rasch weiter nach Stralsund, und hier auf dem Wege sahen wir zum erstenmal zu unserer Rechten weithingestreckt das grüne Meer, zwar nur, wie glaub' ich Nettelböck einmal sagt, die grüne Entenpfütze der Ostsee, aber doch gewaltig genug, daß uns die Brust schwoll und das Herz aufging. Mittags den 14ten war man in Stralsund, wo uns ein mitfahrender preußischer Major aufs gefälligste in den besten Gasthof einführte und uns sonst mit Rat und That beistand. Nach Tisch wurde sogleich das schöne Wetter zur Überfahrt auf die merkwürdige Insel Rügen benützt, wo wir 6 Tage umherwanderten, worüber ich nicht ohne einige Schüchternheit von wegen des Raumes, den es einnimmt, beifolgendes anspruchslose, auf der Reise in den Gasthöfen abends mit Denzel in die Wette freilich zunächst nur für die eigene Erinnerung geschriebene Tagebuch beizulegen mich erfreche. Freitag 19. nachmittags, nach der Rückkunft von Rügen wurden die Merkwürdigkeiten Stralsunds in Augenschein genommen: Das prächtige gotische Rathaus, der Pflasterstein, auf welchem Schill geblieben, die Schiffsrhede und Werfte, wo wir zuerst den Mastenwald eines Hafens und das bunte Gewühl des Schiffbaus, der arbeitenden oder faullenzenden Matrosen, der aus- und eingeladenen Schiffe bewunderten. Dann suchten wir die leben-

digen Notabilitäten auf. Konsistorialrat Mahnike, als norddeutscher Geschichtsforscher und dichterischer Übersetzer der schwedischen Fritjofsage bekannt, trafen wir erst beim zweiten Besuch am andern Morgen, wo er uns auf die freundlichste und liebenswürdigste Weise empfing, und uns durch seine dringenden Einladungen fast bewogen hätte, den schon bezahlten Postwagenplatz nach Rostock im Stich zu lassen, um noch einige Tage dazubleiben und namentlich auch seine liebenswürdige Familie kennen zu lernen. Einen vergnügten und gewinnreichen Abend brachten wir bei dem Gymnasialprofessor Zober zu, der im Anfang der 20iger Jahre zur Blütezeit der Burschenschaft in Tübingen studierte mit Knapp, Schwab u. a., allenthalben als Zöberle noch wohl bekannt, vielgereist, Schleiermachers und Solgers Freund, treuherzig wie ein Schwabe, gelehrt, frisch, fromm, fröhlich, frei wie ein echter Turner. Ich rauchte ihm zu lieb seine schwarzrotgoldbequastete Pfeife mit dem Tübinger Porzellankopf zweimal aus. Wer mich kennt, weiß was das heißen will.

Den 20sten, Nachmittags um 3 bei Sonnenschein abgefahren nach Rostock, wo wir des andern Morgens um 9 Uhr ankamen, mehr tot als lebendig, zerschlagen, an allen Gliedmaßen gerädert. Die mecklenburgischen Posten sind nämlich, was Wege und Wagen betrifft, im Zustand der wildesten Barbarei, und wehe dem, der diesen Marterwagen, diesen Henkerskarren und Folterbänken anheimfällt. In Rostock, wo die Post bis abends 9 Uhr verweilte, wollten wir hauptsächlich zwei junge exegetische Professoren besuchen, den rationalistischen Fritzsche und den streng gläubigen Hävernik, wurden aber von dem erstern und seinem liebenswürdigen Frauchen so herzlich aufgenommen und gar nicht mehr aus den Händen gelassen, daß wir auf den letztern verzichten mußten. Wir schieden mit der fröhlichen Überzeugung, daß es unter allerlei Volk und Glauben gute Menschen giebt und mit herzlicher Achtung vor dieser nord-

deutschen Gastfreundlichkeit, welche die Berliner Leichtigkeit des Umgangs mit der schwäbischen Herzlichkeit vereinigt, ohne die Blödigkeit der einen oder die vornehme Kälte der andern. — Nun wieder zwanzigstündige Höllenfahrt nach der ehrwürdigen Stadt **Lübeck**, wo wir Montag den 22sten abends beim schönsten Mondschein ankamen. Die altertümlichen Straßen mit den hohen gotischen Giebelhäusern, die dunklen Kirchen und Türme, die hellbeschienenen Plätze machten in dieser zauberischen Beleuchtung einen sehr romantischen Eindruck, der nur durch einen Schweinestall und Hundeloch von Fuhrmannskneipe, in die wir durch Empfehlung eines Reisegefährten, sowie durch ein dem Schild zum weißen Schwanen entsprechendes schmuckes und reinliches Äußere geführt worden waren, sogleich in etwas gedämpft wurde. Übrigens wurde uns in Lübeck wieder Freundschaft und Liebe zu teil weit über unser Erwarten und Verdienen. Wir besuchten auf berlinischen Rat den alten reformierten Prediger Geibel, der reich, fromm, gelehrt, geistreich, ein Haus hält, das von Fremden selten vorübergegangen wird, dann seinen Sohn, den aus Braunschweig wegen streng evangelischer Predigt vertriebenen, nun in Lübeck privatisierenden Pastor, sowie seine Schwiegersöhne, die Pastoren Michelsen und Lindenberg, und wurden nun von dieser geistlichen Sippschaft (das Wort im guten alten Sinn) so herzlich aufgenommen, in Stadt und Umgegend herumgeführt, von Haus zu Haus, zu Frühstück, Mittagessen und Abendbrot in Beschlag genommen, daß wir eigentlich beschämt waren, umsomehr, da wir zu der etwas einseitigen Richtung dieses Kreises uns doch nicht bekennen konnten. Doch that sich auch unter ihnen mehr und mehr freie, schöne Menschlichkeit und namentlich unter den jungen Männern eine gewisse Fröhlichkeit hervor, bei der uns immer wohler ward. Schön war namentlich eine Suite, die Michelsen mit uns nach Travemünde, dem eigentlichen Hafen von

Lübeck, machte, wo wir das prächtige Schauspiel einer stürmischen See und wütenden Brandung hatten mit berghoch in geschlossenen Gliedern anrollenden Wogen, die rasend am Steindamm, wo wir standen, zerschellten und uns mit Schaum und dampfender Gischt bedeckten. — So hatte uns denn auch der Supranaturalismus alle Achtung und Liebe abzugewinnen gewußt, und wir schieden mit dem heiligen Vorsatz, einst unsres Orts auch gastfrei zu sein ohne Murren.

Freitag, den 26sten Mittags fuhren wir in einem offenen Wagen ab, vorwärts ins Holsteinische gegen Kiel. Auch hier ist der Weg schauderhaft und wird von der dänischen Regierung, die Lübeck zum Vorteil von Kiel soviel möglich vom Verkehr auszuschließen sucht, mit Fleiß in diesem Zustand erhalten. Aber das Land ist schön auf dieser Ostseite von Holstein: Ackerfeld und Weideland; dazwischen frische Seen, Hügel und Wald: die Häuser in Dörfern und Städtchen aus rotem Backstein mit grünen Moosdächern. Die Weiber und Mädchen tragen einen kompletten Herrenhut leichtsinnig auf den Kopf gesetzt; schöne starke Rosse; dazu die ersten Zeichen des Frühlings: junges Grün an den zwei mannshohen wilden Hecken, mit denen die Straßen eingefaßt sind, die heimgekehrten Störche reparierten behaglich ihre Nester, die erste Nachtigall begrüßte uns, und im Wald suchten die Eichhörnchen uns im Vorbeifahren durch ihre Possen zu amüsieren. Nur gewöhnten wir uns hier und überhaupt in diesem Norden das fatale Laster des Branntweintrinkens an, indem oft tagelang in den Krügen, wo man von Station zu Station eine Viertelstunde hält, nichts andres zu haben ist, als ein mit kaltem Fleisch belegtes Butterbrot und ein Gläschen Schnaps.

In Kiel kamen wir Sonnabend den 27. an. Der Tag ging vollends mit Besichtigung der Stadt und des Hafens, sowie mit Aufschreiben hin. Den andern Morgen ging man natürlich mit brennendem Herzen und Sturm- und Feuer-

schritten dem gewaltigen Redner in Zungen Claus Harms in die Kirche, und fand zwar viel, aber doch nicht soviel, als man erwartet hatte, besonders von dem Feuer seiner Rede und dem Imposanten seiner Person. Nachmittags hörten wir auf derselben Kanzel seinen Kollegen und Widersacher, den rationalistischen Pastor Wolf, der ihm jetzt in seine Herde gefallen ist und in diesem Augenblick einen Federkrieg mit ihm führt über Dinter und Dinterianismus in den Schulen, der in ganz Holsteinland wiederklingt von den Kieler Professoren herab bis zu den Meistern ländlicher Schulen, die in Flugschriften und Wochenblättchen ihren freilich meist stumpfen Kiel zu Markte tragen. Dieser Wolf ist ebenfalls ein gewaltiger Volksredner mit noch jugendlicher Kraft; schade, daß der rechte Lebensgrund fehlt. — Abends nach der Kirche wollten wir eigentlich Harms aufsuchen, da aber das Wetter gar zu wunderschön war, so fand mein Vorschlag: „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen!" ein nur zu offenes Ohr, und wir machten zwar in der paradiesischen Umgegend von Kiel einen köstlichen Spaziergang, den Meerbusen entlang zwischen Gärten und Landhäusern hin auf waldige Hügel, zur Seite die spiegelklare blaue See, mit Böten voll lustiger Studenten oder geschmückter Damen, und überm Wasser das jenseitige Ufer mit sonnenroten Hügeln und goldblitzenden Fenstern der Dörfer und Landhäuser — aber Harmsens Bekanntschaft war verschwedert: denn des andern Tages trafen wir ihn nicht. Noch einer andern Schwederei hab ich mich dort schuldig gemacht. Plötzlich nämlich fiel mir ein, daß Papa mir früher von einer Bekannten geschrieben, die ich dort treffen würde, aber Name, Stand und alles war mir entfallen, der Brief war mit dem Koffer von Lübeck direkt nach Hamburg abgegangen. Erst hier las ich dann, wer es gewesen. — Von Professoren lernten wir Polt und Chalybäus kennen, hospitierten beim erstern Einleitung ins Neue Testa-

ment. Die übrigen Vorlesungen fingen erst in 4—8 Tagen an, Dorner wurde erst auf Pfingsten erwartet. Deswegen und vor allem weil das aus Berlin mitgenommene Geld zu Ende war, benützten wir die Post, die Montag abends 8 Uhr nach Hamburg abging und fuhren mit einem dänischen Postillon in rotem Mantel und spitzem Hut bei kalter Mondnacht über Moor und Haide sehr romantisch aber höchst unangenehm hieher; wir hatten Geldeshalber den Platz nicht im geschlossenen Wagen, sondern in einem offenen Bernerwägelchen nehmen müssen. Das erste daher als wir andern Morgens hier angekommen, war eine mehrstündige Ruhe auf dem Bett, das zweite ein Gang zur Post, vergeblich, dann zum Bankier; hieran schloß sich um vier Uhr Table dhote, und nun war nichts mehr übrig, als ins Theater zu gehen und nachher ein Spaziergang auf dem berühmten Jungfernstieg, einer Allee, mitten in der Stadt am Spiegel der Alster, der die Lichter der umgebenden Paläste wiederstrahlte; wo wir das Hamburger Straßenleben sogleich in seiner ganzen Glorie kennen lernten: überall Gewühl, Gelächter, Musik und Gläsergeklingel.

Hier sind wir nun schon über acht Tage herumgeflogen, ohne daß ich in dem Getümmel eigentlich zur Besinnung gekommen wäre. Spaziergänge und Wasserfahrten, Besuche in den Kirchen und öffentlichen Anstalten; Einladungen aufs Land zu Professor Wurms, Strauchs und Kaufmann Dunkers, wo Denzel eine gastfreundliche Aufnahme gefunden; Bekanntschaften mit dem merkwürdigen Volk der hiesigen Kandidaten, das auf eigene Faust der leidenden Kirche und besonders den verwahrlosten Schulen unter die Arme greift, alles das geht bunt durcheinander, und es ist hohe Zeit, daß wir bald fortkommen, zumal einem hier außer der Zeit auch das Geld wegkommt, man weiß nicht wie.

Womöglich möchte ich in diesen Tagen noch Papen und Buxtehude aufsuchen, dann mit Denzel in Cuxhafen

wieder zusammentreffen; von da, wenn's geht, nach Helgoland, obgleich die Dampfschiffahrt und eigentliche Badezeit erst Ende Mai beginnt. Dort im günstigen Fall etwa acht Tage bleiben, und baden, wovon ich mir unter andrem auch die Heilung meines Podagras versprochen hatte. Von dort oder von Cuxhafen nach Bremen, wo wieder Seebäder in der Nähe, die aber leider auch erst Ende Junis eröffnet werden, bis wohin weder Geld noch Zeit reichen. Geld für mögliche Fälle hier alles erhoben. Von Bremen über Hannover, (vielleicht Harz) Göttingen, Kassel, Düsseldorf, Köln nach Bonn, wo ich wohl nicht vor dem 1. Juni eintreffe, und zwischen 1. und 14. Juni Briefe zu finden hoffe. Dort werde ich nochmal schreiben, und dann den schönen Rhein hinauf, der lieben Heimat zu, woselbst ich euch gegen Ende Junis zu umarmen hoffe. „Welt geh nicht unter, Himmel fall nicht ein, eh ich mag bei meinen Liebsten sein!" Tausend Grüße und Wünsche des Wohls an alle.

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer
Karl.

Pfingstfahrt nach Helgoland.

Freitag, den 17. Mai, nachmittags 4 Uhr kam ich in Cuxhaven mit dem Dampfschiff „Elbe" an, fand hier Denzeln schon nach Helgoland vorausgeeilt, hörte aber zu meinem großen Vergnügen, daß andern Tages das Pfingstdampfschiff von Hamburg hier vorbei nach Helgoland fahre, das einzige in den nächsten vier Wochen. Auf einem Segelschiff hätte ich, da der Wind durchaus konträr war, in den nächsten Tagen nicht hinüber kommen können.

Sofort Besuch bei Wasserbauinspektor Kerner, der sich

als einstiger Kostgänger von Klumpp und Konfirmandenschüler von Papa zu erkennen gab; mit diesem Spaziergang am Strand, Besichtigung des Hafens, in dem gerade Flaggen aus allen Weltteilen wehten, des Leuchtturms, der Wasserbauten. Zuletzt noch einsamer Gang nach Ritzebüttel, das sich zu Cuxhaven verhält wie Mühlacker zu Dürrmenz und wo auf einem stattlichen Herrenhaus der Hamburger Amtmann thront, der Vizekönig von Cuxhaven. Zwölf Böller starren vom Wall der kleinen Festung herab und die Hamburger Fahne, die weiße Burg im roten Feld, auf hoher Stange erhöht, flatterte munter im Abendwind. Dazu glänzten die Fenster des Schlosses wie eitel Karfunkel und Gold, während ich unten im hübschen Park spazieren ging, der eben mit dem jungen Saftgrün des Rasens und den ersten Blütensträußen der Bäume prangte.

Des andern Morgens war der Himmel heiter und blau ohne Wölkchen, aber der Wind heulte so gewaltig aus Nordwest, daß nicht nur Fenster und Thüren im Hause klapperten, sondern auch Weste und Halstuch in der Kommode flatternd sich regten, und mein Wirt mir die trübselige Aussicht eröffnete, das Dampfschiff würde wahrscheinlich in Cuxhaven liegen bleiben müssen.

Indeß schnürte ich auf alle Fälle mein Bündel, stellte einen Wächter am Strand auf, um das Schiff abzupassen, was bei der Menge der vorüberfahrenden Dampf- und anderer Fahrzeuge ein geübtes Auge erfordert, und brachte die trägen Stunden des Wartens mit Vorbereitung auf die Seekrankheit zu, teils durch Rekapitulation der verschiedenen, sich freilich rein widersprechenden Verhaltungsmaßregeln, die mir von verschiedenen Seiten gegeben waren, teils durch Trostgründe, die aus der Philosophie, namentlich der stoischen, hergenommen waren, teils endlich und vornehmlich durch Legung eines gründlichen Magenpflasters, wozu ein derbes hannöversches Rindvieh die Pflastersteine (hier Beafsteak ge-

nannt) und Medocs Rebenhügel im schönen Frankreich den roten Kitt lieferten. Dieses Pflaster, so kalkulierte man, müßte entweder durch seine Solidität den unterirdischen Regungen im innern Menschen widerstehen, oder aber, wenn die elementarische Macht die Oberhand gewinnen sollte, dem Dämon des Erdbebens wenigstens einen Stoff darbieten, mit dem er spielen und an dem er seine erste Wut kühlen könnte, ohne die edleren Teile anzugreifen, wie man ja auch anderen Kosaken oder Husaren lieber zum voraus einen vollgedeckten Tisch in Bereitschaft hält, denn daß man sie sich's selber holen ließe in Keller und Speisekammer.

Um kurz zu sein, fünf Minuten nach 2 kam mein Wachposten gelaufen und rapportierte, das Schiff sei im Gesicht und mache keine Miene, anzulegen. So wurde denn eilig Hut, Mantel, Stock, Reisetasche und Herz zur Hand genommen und ein Fischerboot brachte mich unter gewaltigen Kämpfen mit den empörten Wellen an Bord, wo ich eine muntere, gemischte Gesellschaft von etwa dreißig Personen traf und meinem Rang gemäß auf dem Hinterverdeck bei den honoratioribus Platz nahm. Man saß, trank Kaffee, lachte, schwatzte, Geübtere spazierten mit Forschur auf dem taumelnden Verdeck umher; ich klebte mit klettenartiger Anhänglichkeit an der Bank, auf die ich gleich bei den ersten Schritten zugetorkelt war. Die Küste mit dem Leuchtturm wurde kleiner, die Wogen wurden gewaltiger und gingen vom trüben Gelb des Elbwassers nach und nach ins prächtige Smaragdgrün des Meeres über mit silbernen Kronen von Schaum. Auch in der Gesellschaft ging allmählich eine Veränderung vor. Zuerst sah man die Damen still verschwinden in die Kajüte, wo bald die Schiffsjungen mit Aus- und Eintragen, Schwenken und Ausleeren von gewissen porzellanenen Lavoirs vollauf zu thun hatten. Auch von dem starken Geschlecht trat gar mancher ans Geländer und gab unter dem harmlosen Jubel der Gesellschaft seine La-

dungen ins Meer ab. Unvergeßlich wird mir ein englischer Jüngling bleiben, ein feines Herrchen, blond, hatte ein käsefarben Reiseröcklein an, war eben noch munter umhergetänzelt: da stand er nun, ein Mann des Erbarmens, das postpapierne Gesichtchen käsebleich wie der Rock, und appellierte an den Meergott; da lag er, ausgegossen wie Wasser, und in den schlaffen Zügen war nichts mehr zu lesen, als der Wunsch, nie geboren zu sein.

Und ich? — mit Stolz darf ich sagen, ich wurde nicht krank. Außer dem Magenpflaster, dem Stillsitzen und dem Aufenthalt in der frischen Luft statt der Kajüte schreib ich's hauptsächlich einem Ratschlag Papas zu, nämlich soviel als möglich nicht das Wesen auf dem Schiff selbst anzusehen, das Wiegen des Bodens, das Taumeln der Masten und das Torkeln der Menschen, was einem Ungewohnten freilich bald die Sinne verwirren muß, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum, sondern hinauszuschauen ins frische Leben und Brausen der Wogen, mutig dem Meergott ins Gesicht zu blicken, mich mit dem Wassergeist in Rapport zu setzen und so oft wieder eine tüchtige Woge das galoppierende Schiff auf den Rücken nahm, im Herzen lustig Hurrah und Juhhe mitzuschreien. Ein paarmal, als mir's gruselig werden wollte, half ich mir auch durch Singen, Kopfrechnen oder Selbstabhören eines langen Lieds. Inzwischen waren wir an der Insel Neuwerk vorbei und nach etwa drei Stunden so weit in die See gekommen, daß nichts mehr zu sehen war als Wasser und Himmel. Wir hatten eine Bande guter Musik an Bord, und diese wurde vom lustigen Kapitän beordert, den erhabenen Moment durch einige Märsche und Symphonien zu verherrlichen. Nun waren aber die armen Kerls meist auch krank und spieen weidlich. Aber es half nichts, weder die große Trommel wurde dispensiert, obgleich ihr Inhaber selbst ein geschlagener Mann war, noch das Horn, obschon der erste Hornist lieber Trübsal geblasen hätte,

noch die Klarinette, deren Meister doch aus dem letzten Loch zu pfeifen vermeinte. Vielmehr wurde ihnen ein Bänklein gesetzt an einem windstillen Ort, davor ein Tischlein mit Biergläsern und daneben einige Kübel auf den Boden. Da hatte denn jeder in seinen Pausen immer Zeit, die einen zu leeren und die andern zu füllen nach Bedürfnis. Alles zusammen, die lustigen Tanzmelodien und die totbleichen Gesichter, das abwechselnde Blasen, Trinken und Speien gab wirklich einen Kapitalspaß ab, würdig, durch einen Hogarthspinsel verewigt zu werden; daneben erlustigte man sich, den Kellner mit Wein und Punsch aufs Verdeck zu kommandieren, der dann mit der Balance der vollen Gläser auf den glatten Tellern und seiner eigenen Person seine liebe köstliche Not hatte.

Indes so die leichtfertige Menschheit ihr Wesen trieb, brauste unser riesiges hölzernes Seeroß mit den langen schwarzwallenden Mähnen, wie in wiegendem Galopp trotz Wind und Wellen wacker voran, daß der silberne Staub davonstob und der Schaum weit übers Verdeck wegspritzte. Nicht lang, so sah man im Nordwesten das heilige Land (Helgo-Land) aus den Fluten aufsteigen, duftig in meilenweiter Ferne, aber scharf mit seiner merkwürdigen Form, die, unpoetisch genug, aber sehr richtig, mit einem runden Käselaib zu vergleichen ist, auf dem Goldgrund des Abendhimmels sich abzeichnend. Daneben liegt wie eine kleine Käseschnitte auf dem Silberteller des Meeres eine winzige weiße Sandinsel, die Dünen, von wo aus gebadet wird. Gegen 8 Uhr war's, als wir mit klingendem Spiel und wehender Flagge und unter dem Donner der Böller auf der Insel einliefen. Es war ein schöner Augenblick. Vor uns stieg im letzten Purpur der Abendsonne die wunderbare Insel empor, mit ihrem turmhohen, schroffen, roten Felsenufer und dem Dörfchen oben; vom Strand, an dem beinah die ganze Bevölkerung versammelt war, namentlich die liebe Jugend, kamen zwei Boote

herüber, uns abzuholen, geschmückt mit der Flagge von Helgoland, grün, rot, weiß. Die bunten Flaggen, die kräftigen Gesichter der Schiffer, von der Abendsonne gerötet, stachen prächtig ab von den dunkelgrünen Wellen. Unser Dampfschiff schnaubte gelinde aus und sandte nur noch eine dünne Rauchwolke, rosenrot und violett, in den reinen Himmel empor, der still und verheißend glänzte, recht wie am Pfingstvorabend. Und so festvorabendlich, so hoffnungsselig wie vor einer verhüllten Freude war mir auch zu Mut, als wir ans Land stiegen.

Mit Staunen, Jubel und Gelächter empfing uns das treuherzige, halbwilde Inselvölkchen. Aus ihrer Mitte trat mir in weißem, breitkrempigem Strohhut Denzel entgegen (die Mütze war ihm beim Herüberfahren ins Wasser gefallen), hocherfreut über meine Ankunft: denn das Geld war ihm ausgegangen und er hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, ein halb Jahr im Versatz hier zu bleiben, bis ihm Entsatz von Hause käme.

In der „Erholung am Strande“, einem eleganten Gasthof, bestellte ich mir mit der ganzen Reisegesellschaft Wohnung und Nachtessen, dann wurde mit D. sogleich noch auf der 175 Stufen hohen Treppe das Plateau der Insel erstiegen und rings umgangen, was in einer Stunde bequem geschieht. Vor 200 Jahren noch war die Insel fünfmal so groß und zu Karls des Großen Zeiten fünfzigmal; man zeigt noch eine Karte ihrer damaligen Gestalt, worauf viele Burgen, Städte und Klöster mit prächtigen altdeutschen Namen verzeichnet sind; alle diese Herrlichkeit ist jetzt ins Meer versunken und von Jahr zu Jahr waschen die Wogen an dem Restchen; vielleicht kann ich mich einst rühmen, einer der letzten gewesen zu sein, die dieses fabelhafte Eiland betraten.

Außer dem Dörfchen, dessen Dächer sich schwarz am lichten Abendhimmel abzeichneten, und dem Leuchtturm, der

mit seinem Brillantfeuer die eben hervorlodernden Sternlein verdunkelte, ist jetzt nichts mehr oben, als ebenes Waideland, ohne einen einzigen Baum, überall jäh abstürzend nach dem Meer — die Mädchen melkten noch ihre Schafe, die einzeln an Pflöcken angebunden weideten und nach dem Stalle blöckten. In uns regte sich ein ähnliches Verlangen, wir stiegen hinab und erfreuten uns eines trefflichen Soupers, wobei sich die Gesellschaft näher kennen lernte. Merke namentlich den treuherzigen Theol. Stud. aus Siebenbürgen, den ehrbaren Senator aus Glückstadt in Holstein, den renomierenden geldstolzen Makler aus Hamburg, den zuthulichen, allwärts hineinguckenden Kaufmann aus Sachsen mit seinem singenden Leipziger Dialekt, die Frau Wirtin Mohr à la Postmeisterin in Tübingen mit Fräulein Marie nicht zu vergessen. — Die ganze Nacht mitten durch Schlaf und Träume hatte ich das Gefühl, als sei ich noch auf der See, ja selbst, wenn ich auf Viertelstunden wach wurde, konnte ich mich kaum der Täuschung erwehren, ich liege in der schaukelnden Kajüte.

Der Sonntag Morgen war lieblich, wie nur irgend ein Pfingstmorgen, man trank den Kaffee auf den Balkons, während die Schuljungen sich unten versammelten und nach einem Schilling in die „Krabbe" riefen, auch kleine Muscheln und andere Meerwunder zum Verkauf brachten. Da die Sonne sogar heiß schien, so trat der forsche B. mit dem Vorschlag auf, zu baden, was aber in der frühen Jahreszeit mit allgemeinem Schauder aufgenommen wurde. Nur zwei schlossen sich an, ein munterer Jüngling und — ich. Denn obgleich ich leider schon erfahren hatte, daß ich zum eigentlichen Baden wenigstens um einen Monat zu früh komme, so wollte ich doch nicht, ohne einmal wenigstens das Salzwasser geschmeckt zu haben, weggehen. So fuhr man denn nach den Dünen hinüber, und während die andern die kleine Sandinsel umwanderten, führten wir unser Wagstück

aus. Freilich konnte man's nicht über ein paar Minuten im Wasser aushalten, denn es war eiskalt und zerschnitt einen wie mit zweischneidigen Schwertern, aber die Stärkung und Erfrischung auch von diesem bloßen „Sturz" war wundersam.

Inzwischen hatte drüben das Glöcklein zur Kirche gerufen. Wir kamen eben noch recht zurück, um mit dem größten Teil der Gesellschaft dem Gottesdienst beizuwohnen. — Wundersam, unerhört greulich und himmelschreiend zuvörderst war das Gebrüll, in welchem die ehrlichen Fischer ihre Pfingstgefühle preisgaben. Eine gute Viertelstunde und länger währte der Jammergesang: fehlte doch eine leitende Orgel, die Stimmen in Zaum und Takt zu halten, und ein unsichtbares Schulmeisterstimmchen bemühte sich vergebens, die tobende Herde in Ordnung zu bringen. Jetzt wurde es dort unten aus der Ecke durch einen vierschrötigen Baß vom Thron gestoßen, der eine zeitlang die Zügel des Regiments führte; dann schwang plötzlich vom andern Ende der Kirche hoch oben auf der Empore ein schmetternder Tenor sich an die Spitze und behauptete sich eine Weile, kurz, es war eine durchaus republikanische Verfassung, und wie es in solchen zu geschehen pflegt, jeder suchte seine kurze Regierung soviel als möglich auszubeuten und durch die möglichst kühnen Läufe und langen Exkurse zu verherrlichen. Wie weit es noch gekommen wäre, weiß ich nicht, mir wurde anders zu Mut, die weißen Arabesken an der roten Kirchendecke schienen mir lebendig zu werden und wie greuliches Meergetier durcheinander zu wimmeln, das Schiff der Kirche fing an zu taumeln und zu baumeln und ich meinte das Brüllen und Grollen des empörten Meeres unter mir zu hören: als endlich der Prediger heraustrat und dem Elend ein Ende machte. Aber aus dem Regen in die Traufe! Mit unerträglicher, schnarrender Stimme las der lange dürre, grämliche Mann eine Predigt ab in der trockensten unpopulärsten

Büchersprache, ohne viel Geist, Salz und Leben, so daß einen das arme Fischervölkchen in der Seele dauerte, dem so Steine statt Brot geboten wurden, hier, wo man einen der alten Fischerapostel mit ihrer einfältigen Herzenssprache voll Kraft und Mark hergewünscht hätte.

Wohl wurde uns erst wieder unter Gottes freiem Himmel, als wir oben auf der Insel spazierten, den Leuchtturm bestiegen und ins spiegelglatte azurne Meer hinausschauten, das ohne Spur von Land rundum auf allen Seiten mit dem blauen Himmel zusammenschmolz, nur daß eine Viertelstunde von uns, schneeweiß im Sonnenlicht die Düneninsel malerisch aus der blauen Tiefe emporstieg.

Nachher hatten wir auch die Ehre, dem englischen Gouverneur der Insel, einem alten invaliden Sir, mit Lady Gemahlin und Tochter auf einem Spaziergang zu begegnen, dann vor Tisch noch Besuch bei den Rickmerschen Ehe- und Wirtsleuten, denen ich Brief und Gruß von Papa brachte, der dort zwei Wochen logiert hat. Liebe Leutchen; ich mußte ihnen heilig versprechen, im August, wenn ich vorher Geld und Erlaubnis daheim geholt, auf 4 Wochen Badezeit wieder zu ihnen zu kommen. Von 3—4 Uhr Freuden der Tafel, dann ging der eigentliche Jubel los, die Krone des Festes, die Blume des Tages, nämlich eine Wasserfahrt rund um die Insel.

Drei Boote wurden gemietet. Im ersten fuhr die Musik voran; in die beiden andern, die die Hamburger und Helgoländer Flagge schmückten — verteilte sich die Reisegesellschaft, bei welcher Gelegenheit wir nur durch den mehrbenannten B., der sich zum Festordner aufwarf, in einige gelinde Wut versetzt wurden. Als man aber von der rauschenden Musik wie an sanften Rosenbanden gezogen, die prächtiggrünen, spiegelglatten Wasser durchschnitt, in denen der klare Himmel und die roten Felsenufer mit ihren wundersamen immer wechselnden Gestalten, ihren turmhohen Klippen, Mönch und Nonne und ihren schauerlichen Klüften

im wunderbarsten Farbenspiel sich spiegelten, als die jungen Helgoländer Bursche, von der Musik angelockt, mit ihren Mädchen Kahn um Kahn sich unserem Zug anschlossen und den bunten Schweif der kleinen Flotte bildeten, während hoch oben, dem Rande der Insel entlang ein Schwarm winziger Gestalten in Flohgröße, die Reise zu Land mit uns machte, grüßend, springend und winkend, und als die Schiffer und Schiffermädchen abwechselnd mit der Musik ihre Lieder sangen und ein weiches Lüftchen über den Meeresspiegel hinstrich und uns die Wangen kühlte und mit den Bändern spielte und in den Fahnen rauschte — da war nichts mehr in meinem Herzen als seliges Behagen und kein Wunsch mehr in der Seele, als liebe Freunde aus der Heimat bei sich zu haben. Auch unterließ ich nicht, hinab zu schauen in die Tiefe nach den verschwundenen Städten und der versunkenen Herrlichkeit.

In einer Stunde hatten wir langsam die Weltumseglung vollendet und nun wurde gelegentlich ein Besuch auf dem vor Anker liegenden Dampfschiff beliebt, wo Kapitän und Matrosen kampierten. Die Musik folgte, so auch die insulanische Jugend, Buben sowohl als auch die blonden blauäugigen Mädchen in ihrer Nationaltracht, den roten gelbgesäumten Röcken und den schwarzen Kapothütchen; und so war denn nichts natürlicher, als daß man einen kleinen Tanz auf dem geräumigen Verdeck arrangierte, wo man wenigstens nocheinmal so viel Raum hatte, als in den gewöhnlichen ländlichen Folterkammern und Schwitzkästen des tanzenden Vaterlands. Zweihundert Stunden von der Heimat, dazu nicht einmal auf dem Lande, sondern mitten im Reich der Wogen, glaubten wir nicht gegen die vaterländische Kirchenverordnung zu verstoßen, wenn wir uns auch in die Reihen mischten. — Friederike, Amalie, Elisabeth, Maria und Christina waren die lieblichen Töchter des Meeres, mit denen ich unterschiedliche zierliche Walzer walzte und fröh-

lichen Galopp galoppierte. Die Namen habe ich ihnen abgefragt, außerdem war ihre Rede ja, ja — nein, nein.

Als die Sonne sich neigte, stieg man wieder in die Boote, fuhr singend und musizierend noch einmal um die Insel und landete mit Sonnenuntergang.

D. und ich erstiegen noch einmal die große Treppe, um den Anblick von gestern oben noch einmal zu genießen und Abschied zu nehmen, denn am andern Morgen fuhr das Dampfschiff zurück, und wer nicht auf gut Glück vier Wochen lang liegen bleiben wollte, bis mit der Badezeit die regelmäßige Schiffahrt beginnt, der mußte wieder mit. Trüb und warm brach der Montag Morgen an. Man kaufte noch kleine Andenken, nahm Abschied und stieg unter Geleit der halben Bevölkerung an Bord. Ich kann sagen, daß mir das Herz blutete und die Augen übergingen, als wir unter einer traurigprächtigen Melodie, rückgewandt alle Augen und Herzen, langsam uns von der Insel entfernten; so ruhig, daß ein ebenvolles Glas Wasser auf dem Tisch stehen konnte, ohne einen Tropfen zu verschütten, glitt das Schiff über den glatten Meeresspiegel hin. Silbergrau wie der Himmel glänzte das Meer und die Grenze zwischen beiden war mit dem schärfsten Auge nicht zu erkennen, so daß man wie in der Luft in einer ungeheuren mattgeschliffenen Kristallkugel zu schweben meinte.

Langsam versank das fabelhafte Eiland in die Tiefe und wird uns wie ein kurzer aber fröhlicher Traum im Gedächtnis fortleben.

Bei Kuxhaven verließen wir das Dampfschiff und die liebgewordenen Reisegenossen und stiegen ans Land.

Schlußabhandlung

wie oben — — —

Witt ist de Strand
Rot ist die Kant
Grün ist det Land
Det sind die drei Telgen von Helgoland.

Bonn, 19. Juni 1839.

Liebe Eltern!

Diesmal mußten die Briefe auf mich warten, und empfingen samt Christian Wurm mich bei meiner Ankunft hier als höchst liebenswürdige Bewillkommnungsgesandte. Die neusten fröhlichen, traurigen und tragikomischen Ereignisse in Haus, Stadt und Land vernahm ich mit herzlicher Teilnahme, freute mich über die ersten, lachte über die letzten, und dachte bei den mittlern: Ende gut, alles gut. Möchte dies namentlich auch bei der Kranken, der lieben Mutter, sich bewähren, und ihr die Kur im schönen Teinach, wohin ich eben jetzt zu dieser Stunde die Badekutsche im Geiste rollen sehe, aufs beste bekommen. Mir ist es indessen gut gegangen, und der Himmel gnädig gewesen zu Land und zu Meer, tief in der Erde Klüften und hoch in Berges Lüften, in Feuertaufen und Regentraufen, in der Städte buntem Gewühle, und in des Waldes einsamer Kühle, untrem strohernen Dach und in prächtigem Gemach. Doch ich will, soweit es bei dreißig Grad Reaumur mit elender Gasthoftinte und erbärmlicher Wirtshausfeder möglich ist, wieder ein simples Geständnis ablegen.

Dienstag den 14. Mai fuhr ich mit einem Marktschiff die Elbe hinab gen Buxtehude ohne weitere Abenteuer, als daß mich gleich anfangs in Altona der spitzbübische Kapitän im Wirtshaus sitzen ließ, und ich per Extrapost in einem Kahn fünf Minuten lang nachjagen mußte. Abends kam ich in dem freundlichen Städtchen an, und wurde von dem blonden Pastor, der in vollem Ornat von einem Hochzeitsschmause weg mich zu umarmen kam, und von seinem liebenswürdigen Frauchen aufs herzlichste empfangen. Zwei vergnügte Tage brachte ich bei ihnen zu. Essen, Trinken und Tabakrauchen, Aufundabgehen und plaudern mit ihm über Würtembergica, Theologica und Poetica, sintemal er

Dichter ist, Essen, anspruchsloses, pfarrhäusliches Klavierspiel und Gesang von ihr, kleine Wasserfahrten nach dem Garten und Essen, Unterhaltung mit den vier liebenswürdigen Kindern und endlich Essen füllte die Stunden aufs Angenehmste aus. — Am Morgen des dritten Tages, als ich mich nicht mehr halten lassen konnte, begleitete mich die ganze Familie zu Wagen die vier Stunden nach der Stadt Stade, wo ich bei ihrem Vater und Bruder abermals einen Tag und eine Nacht Gastfreundschaft genoß und von wo aus ich des andern Morgens das Dampfschiff nach Cuxhafen bestieg. Erst nachdem er selbst mich glücklich an Bord gebracht hatte, verließ mich der treffliche Pape — (so eine teuflische Feder kann aber einem die ganze Reise entleiden). — Ich bringe nebst tausend Grüßen einen Brief von ihm an Onkel Pf., womit ich der lieben Tante einige Thränen der Rührung zu entlocken hoffe. — (Und die höllische Tinte!)

Freitag den 17. abends war ich in Cuxhafen; von da des andern Mittags nach Helgoland, worüber ich, ermutigt durch die nachsichtige Aufnahme der früheren Episode, wieder einige Blätter beizulegen mich nicht entbreche.

Montag abends wieder in Cuxhafen. Dienstag den 21. morgens machten wir uns zusammen auf den Weg nach Bremen. Die Hälfte des Wegs bis Bremerhafen, meist über ödes Haideland, ohne Chaussee, von Hannoverschen Zollhäusern, wo wir unsere Koffer öffnen mußten, unangenehm unterbrochen, wurde in offenem Bernerwagen zurückgelegt; um so lustiger war die zweite Hälfte, weseraufwärts mit dem Dampfschiff, wo wir mit der Bremer Liedertafel zusammentrafen, welche von Anfang bis zu Ende wacker aß, trank und sang. Nachts 11 Uhr kamen wir in der alten guten Hansastadt an, die auch jetzt noch, besonders dem welteitlen Hamburg gegenüber, eines guten Geruchs der Biederkeit und Frömmigkeit genießt. Von berühmten Predigern, die wir in den nächsten Tagen aufsuchten, trafen wir, da

die meisten auf einem auswärtigen Missionsfest waren, nur den Parabelndichter Krummacher, einen feinen, zierlichen Mann, freundlich, aber nicht ohne eine gewisse vornehme Gemessenheit, die hohe Stirn von schönen schwarzen Locken spärlich bekränzt. Dazu muß man sich das prächtige Parterrezimmer denken, in welchem er uns empfing; auf dem Boden kostbare Teppiche, an den Wänden in Goldrahmen wunderschöne Ölgemälde, Madonnen und Christuskinder, auf marmornen Tischen in kunstreichen Vasen ungeheure duftende Blumensträuße. — Unter obbemeldten Umständen hatten wir umsomehr Muse uns den altertümlichromantischen und poetischen Seiten der Stadt Bremen zuzuwenden. Das schöne gotische Rathaus mit dem uralten Steinbild des Riesen Roland davor auf dem Markt wurde bewundert; in den schönen Anlagen rings um die Stadt schlenderte man umher und atmete Frühlingsdüfte; das enge Gäßchen, woselbst der liebeschmachtende Franz in einem Dachkämmerchen der schönen Meta gegenüber wohnte und zur Laute sang, wurde nicht ohne Andacht besucht, und Phantasien im Bremer Ratskeller krönten schön das Ganze: dann unmittelbar aus diesen ehrwürdigen unterirdischen Räumen und vom duftenden zweihundertjährigen Rheinwein weg, eilten wir, überrascht vom Schlag der elften Stunde, in der Nacht, mit Sturmeseile durch die hallenden Straßen nach der Post, wo wir uns nach Hannover hatten einschreiben lassen. Nach einer qualvollen Nacht im Postwagen kamen wir Freitag den 25. Mai mittags in Hannover an und blieben, nur weil Denzel Verwandte dort hat, bis Sonntag Mittag. Denn obwohl das Schloß schön ist und die Spaziergänge noch schöner, auch die Bürger den Mund mit ehrenwertem Freimut aufthun, und an jeder Straßenecke und an jeder Wirtstafel wacker schimpfen: so trug sichs doch kaum aus. Übrigens brachte mir wenigstens der Sonntag Vormittag noch den Gewinn, eine gute Predigt von Prediger Petri zu hören, und

nachher auf der Parade auf zwei Schritte Distanz den alten weißbärtigen Starrkopf zu sehen, wie er zu Fuß die preußischen Uniformen seiner Soldaten musterte. Merkwürdig war, wie unter der Menschenmasse, die ihn angaffte und ihm vom Schloß her und zurück auf den Fersen folgte, auch nicht ein schäbiges Hütchen zum Gruß sich lüftete, was er aber mit großem Gleichmut ertrug.

Sonntag Nachmittag fuhren wir nach Hildesheim, um von dort aus den Harz zu besuchen. Die zwei ersten Tage wurden wir durch furchtbares Regenwetter an seinen Grenzen festgehalten, dann aber hellte sichs auf, und volle acht Tage schwärmten wir, in Maiendüfte und Sonnenglut bis über die Ohren versunken, wie die Biene, die durch Blumen irrt, und der Käfer, der durch den Grashalmenwald klettert, bald einsam, bald zu zweien, in dem schönsten der Gebirge umher. Nie werden diese prächtigen Wälder und die stillen Vergißmeinnichtthäler, die wolkenhohen Bergesgipfel und die kühlen Felsschluchten mit den schäumenden, silbernen Sturzbächen, die einsamen Hüttenwerke zwischen Tannenwäldern, die düstern Eisenhämmer und die freundlichen Dörfer mit den Burgruinen drüber und das stille Völkchen der Bergleute aus meinem Gedächtnis verschwinden. Das Nähere hoff ich einmal bei guter Muse aufzuzeichnen. Inzwischen sei nur als der glänzendste Tag der bezeichnet, wo wir morgens in den Bergwerken zu Clausthal siebenhundert Fuß unter der Erde die Erzgänge schimmern sahen und die Hämmer der einsamen Bergleute bei ihren Grubenlämpchen klopfen hörten, abends aber auf der felsenbesäeten himmelnahen Höhe des Brocken die Sonne untergehen sahen und dort im bretternen Haus übernachteten. Der mindest glänzende Tag dagegen war der, wo ich nach einer starken Tour mit Fieber und Schmerzen vom Scheitel bis zu den Zehen aufgewacht, verzweiflungsvoll mit Extrapost aus dem Harz hinauszureisen begann, dann aber, weil es sich gegen

Abend besserte und noch die schönsten Partien zurück waren, Halt machte, und am andern Morgen aufs neue den Wanderstab ergriff und das Bündelchen auf den Rücken nahm.

Mittwoch den 6. Juni kamen wir in Göttingen wieder zusammen. Hier wurde nach all den Naturgenüssen auch einmal wieder ein Trunk aus dem Born der Wissenschaft gethan, Kollegia frequentiert bei Ritter, Herbart, Gieseler, Lücke, der sich auch auf dem Sofa als einen geistvollen, lebendigen Mann offenbarte; ferner wurde die weltberühmte Bibliothek besucht und Heines gedacht.

Von Kassel eilten wir, nachdem wir die schöne Stadt, den schönen Schloßgarten, das schöne Lustschloß Wilhelmshöhe gesehen und eine Predigt gehört, weiter dem Rhein zu, zunächst gen Elberfeld ins Wupperthal, wo wir nach zwanzigstündiger Fahrt am Montag Abend, ich unter jämmerlichen Zahnschmerzen, ankamen.

Dienstag Mittag nach Düsseldorf am Rhein. Zwei Tage gefiel es mir in dieser freundlichen, reinlichen Stadt mit den lichten Straßen; am wohlsten aber war mir in den Sälen der Malerakademie, die ich mehrmals besuchte. Da sitzen in hohen hellen Sälen eines alten Schlosses die glücklichen Malerjünglinge im Sammtrock, Barett und altdeutschem Haar und malen nach Herzenslust, im einsamen begrasten Schloßhof rauschen klösterlich die blühenden Linden, und draußen fließt der goldene Rhein, drauf die Schifflein hin und herfahren und mit bunten Wimpeln grüßen.

Noch herrlicher aber thront weiter aufwärts und spiegelt sich im breiten Rhein die altertümliche Stadt Cöln, wohin ich in der Nacht von Donnerstag auf den Freitag mit dem Dampfschiff fuhr. Ungekränkt von den kirchlichen Wirren wanderte ich in der Sommerhitze in den engen, krummen Straßen mit den hohen, schmucken Häusern umher, pilgerte in die Kirchen, wo die Glocken groß und klein jede Viertelstunde bimmeln, und vor allem in den herrlichen Dom, der

leider Gottes Ruine geblieben ist, weil die Riesenarbeit zu groß wurde für das Zwergengeschlecht. Ein solcher Bund von Anmut und Würde, solche kunstreiche Zierlichkeit im kleinsten bei der Riesenmajestät des Ganzen ist wohl nicht zum zweitenmal zu finden. Winzig wie die Ameisen und doch großen Herzens und hocherhobenen Geistes wanderten wir in dem dämmernden Säulenwald des Kirchenschiffs umher und kletterten oben durch die steinernen Äste und Zweige, die zierlichen Blätter und Blumen am Dach, tief unter uns die Stadt mit dem Labyrint ihrer Gassen, und den silbernen Rhein und gen Bonn hinauf das blaue Siebengebirge. Das monumentenlustige Jahrhundert soll einmal einem großen, großen Toten, dem herrlichen Mittelalter ein Denkmal errichten und den Cölner Dom ausbauen. Jetzt haben seit fünfzehn Jahren fünfzig Steinmetzen jahraus jahrein alle Hände voll zu thun, um nur das alte zu erhalten.

Freitag den 14. Juni nachmittags bei immerfort prächtigem, nur zu heißem Wetter, nach Bonn gefahren, abermals auf dem Dampfschiff, der wohlfeilsten und angenehmsten Gelegenheit, in wunderschöner englischer Gesellschaft, auf die man jetzt überhaupt bei jedem Tritte stößt. Hier nun schon seit fünf Tagen mit Wurm der Freundschaft gepflegt, hospitiert bei Nitzsch, Sack, Fichte, Schlegel und anderen, Wein und Selterswasser getrunken, Ausflüge gemacht aufs Siebengebirge, geschwitzt und im Rhein gebadet, auf Denzel gewartet, der in der Nähe von Düsseldorf Bekannte besucht. Morgen Abend spätestens geht es weiter gen Koblenz.

Die eigentlich schöne Partie des Sehens hab ich nun noch vor mir; ist diese vollends genossen: dann mit Sturmeseile der Heimat zu, über Frankfurt, Heidelberg u. s. w. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten werd ich nun freilich nicht mehr kommen, was ich besonderer Verhältnisse und allgemeiner Gründe wegen bedaure; nicht einmal zum 29. werd' ich wohl eintreffen können, da ich doch in Heidelberg ein paar

Tage bleiben muß. Vielleicht könnt ich von Heidelberg aus über Karlsruh, Wildbad u. s. w. unmittelbar nach Teinach kommen. Auf den Fall, daß man mir in dieser oder andrer Hinsicht noch etwas zu schreiben hätte, werd' ich in Heidelberg auf der Post um den 28. herum nach Briefen fragen.

Und nun sei bis zum, so Gott will, fröhlichen Wiedersehen noch einmal alles, was ich je grüßte von Anfang bis zu Ende, herzlich durchgegrüßt. — Die lieben Mädchen bitte ich, mich bei der Zurückkunft nicht so dumm anzusehen, und mir zum Voraus im Geist das Gasthütchen abzuziehen, sowie auch ich ihnen zu thun bereit bin. Ich habe auf der ganzen Reise, solang sie war, immer einen Fuß ordentlich vor den andern gesetzt, und komme also nicht, wie sich die liebe Einfalt so gerne träumt, verwandelt zurück, höchstens das Gesicht von der Rheinsonne verbrannt und die Kleider etwas strapaziert.

Mit kindlicher Liebe unter Entschuldigung des Geschmiers

Ihr

gehorsamer Sohn

Karl.

Lehnsessel und Teppich von den Töchtern Stuttgarts nehm ich dankbar an, Feuerwerk und Kränze verbitt ich, und werde deswegen wahrscheinlich auf dem Fußweg hinten hereinkommen.

„Weiße und rote Rosen."

Lieder des Leids und der Liebe aus der Repetentenzeit 1840—1843.

Tübingen, 25. Jan. 1841.

Liebe Luise!

Zuvörderst also ersuche ich Dich, beiliegenden geringen Glückwunsch unverzüglich der lieben Mutter in meinem Namen zu Füßen zu legen. Es will eben mit steigenden Alter nimmer recht gehen; die Blumen der Fantasie verkümmern unter Bücherstaub, und die Hand, an den Spaten der Wissenschaft und das Schwert des Gedankens gewiesen, wird zu steif für die zierlichen Spiele der Muse. Ich will also mein Amt als Familienpoet feierlich an Eduard übertragen haben, der nun in die Blütenjahre der Fantasie eintritt, und es auch in dieser Beziehung hinter den Ohren hat.

Herzlichen Dank sodann für Deinen Brief, den ich mit seinem Ernst und Scherz in einem feinen Herzen bewahre. Was er Trübes ausspricht auf dem rosenfarbenen Papier, weiß ich wohl zu würdigen und fühle es mit, mag aber hier nicht tiefer hineingehen; wir wollen nicht, was jedes im Herzen Ernstes zu tragen und durchzuarbeiten hat, auch noch schwarz auf weiß uns vor Augen stellen und aufbewahren für kommende Tage, sondern auf diesen leichten Blättern soll sich nur das heitere Farbenspiel des Lebens abdrücken, und das sei der Humor davon, daß wir auch dem Ernst ein Lächeln abgewinnen. Das andere bleibt.

Digitized by Google

Das Laienbrevier von Schefer ist mir bekannt. Schefer ist eigentlich ein sanfter indischer Bramine voll süßer milder Weisheit, der liebeselig und allschmachtend in die Welt hineinlächelt, Gott in allem und alles in Gott sehen will, vor einer Blume kniet, weil er in ihrem Kelch die ganze Welt sieht und mit der ganzen Welt wieder spielt wie mit einer großen prächtigen Blume, deren blauer Kelch der Himmel ist; Leid und Freude, Gutes und Böses, Mensch und Gott zerfließt in eins, in einen Duft der Liebe. Hiemit hast Du, was Gutes und Schlimmes an dem Buch ist. Einzelne Stücke sind wunderschön, andere süßlich und butterweich; hinter einander lesen kann man es gar nicht, man verderbt sich den Magen dran, wie an einer süßen, luftigen Crême. Dazu ist die Sprache geschraubt und überzart. Ich hab mir auch einmal den Magen dran verdorben und mag seitdem nicht mehr daran. Ein Christenbrevier ist das Laienbrevier ohnedies nicht, weil es zu fromm ist, weil ihm alles Gott ist, das Gänseblümchen so gut wie die Sonne und ein Veilchen so gut als ein Menschenherz. Jetzt bin ich mit meiner Weisheit doch glücklich auf die letzte Seite gekommen.

Allen herzliche Grüße!

Dein

Karl.

Tübingen, 7. Juni 1841.

Liebe Luise!

Da du nun wieder in der gehörigen Zahl von zwei Briefen und zwar auf bescheidene, angenehme Weise aufgewartet hast, so will ich mich nicht länger entbrechen, etliches zu antworten.

Du machst übrigens zu viel Wesen von einer geringen Bemühung, schreibst namentlich, der Brief sei richtig aufgefaßt worden u. s. w., woraus ich fast schließen muß, er sei nicht richtig aufgefaßt worden, was mir leid wäre.

Ich weiß überhaupt nicht was ich will gegenwärtig. Die schönste Jahreszeit, Blumen in allen Gärten, Rosen, Jasmin und Kaiserkronen, selbst auf den Wiesen das Blumengras bis an die Brust, Lerchen des Morgens und Abends Nachtigallen, Sonnenregen und blauer Himmel abwechselnd nach Herzenslust, die angenehmste Muße für mich und die muntersten Freunde zur Gesellschaft — und doch kein rechtes Behagen, keine gründliche solide Heiterkeit, eine gewisse Öde im Herzen, während ich mir aus der Ferne goldene Berge versprochen von dieser Zeit, wo ich einmal recht mit schwellenden Segeln und flatternden Wimpeln dahinfahren würde, jeder Tag ein Sonntag, jede Stunde eine Schäferstunde, jeder Gedanke auffahrend mit Flügeln stolz und froh wie ein Adler. Es ist eben dumm, sich das Vergnügtsein aufzusparen wie ein Stück Kuchen, bis es altgebacken ist, statt frisch und frei hineinzubeißen in jede gute Stunde, in jede milde Minute, die vom Himmel fällt. Übrigens bitte ich mein Temperament zu berücksichtigen und mir nicht sogar noch in Briefen trübe Launen und fatale Gesichter vorzuwerfen und nachzuschmeißen.

Sehr freue ich mich für Papa, Mama und namentlich auch für euch Mädchen auf eure bevorstehende Vakanzreise. Nur Herz und Gedanken recht gründlich ausgelüftet und durchgesonnt! Lieber Gott, wenn man das ganze Jahr so angespannt war, von einer Wäsche zur andern, vom Strickstrumpf zur Grammaire und von der Küche in die Stube, so darf man doch, mein ich, mit Gottes Hilfe in der Rosenzeit auch ein bischen ins Elsaß gehen, im schattigen Schwarzwald Erdbeeren naschen und hoch auf dem Straßburger Münster sich französischen Wind mit dem Schleier spielen lassen. Papa möchte doch ja Straßburg nicht fahren lassen, du kannst ja mit deinem Französisch der Familie aushelfen.

Eduard danke ich herzlich für seinen Brief, dessen Nachrichten mir sehr interessant waren. Daß er hieher-

kommen will, freut mich recht, ich werde ihn Onkels ansagen und mich ihm soviel als möglich widmen. Er kann sich dann vorläufig im Stift eine Stube auswählen; in den Hörsälen hospitieren, in denen er einst Weisheit lernen wird; die Straßen grad und krumm besehen, in denen er bald mit Gesang und Sporenklang umhersteigen wird; die Blumenpfade aufsuchen in Thal und Gebirg, wo er, ein träumerischer Jüngling, schwelgen wird in Frühling und Natur, und die Biere erproben in den verschiedenen Kneipen, wo er einst die Bänke wiederfinden soll, die seine Brüder glattgesessen, und bei Gesang und Glase Bier auf die Tische schlagen, in die seine Brüder einst, ja auch sein lieber Vater in ihres Lebens schönsten Zeiten ihre Namen eingeschnitten. — Das andere setz ich natürlich voraus, das Schaffen und Solidsein u. s. w., aber ich möchte dem Jüngling gerne Lust und Begeisterung erwecken für das Schöne, was seiner wartet.

Und nun, da das Bächlein in Sand zerrinnt, mit herzlichen Grüßen Adieu!

Dein

Karl.

Weiße Rosen.*)

29. Aug. 1841.

Oft schaudert ich mit leichten Liedestönen
Zu rühren an dein schweres Todeslos;
Mit luftgem Wort ihn weichlich zu versöhnen,
Der Jammer schien mir viel zu grell und groß.

*) Die folgenden Gedichte sind dem Manuskript „Weiße und rote Rosen“ entnommen, wovon die „weißen Rosen“ auf das Grab der bei einer Fahrt mit den Eltern zerschmetterten Luise Kapff niedergelegt, die „roten Rosen“ um das Haupt ihrer jüngeren Schwester, unserer Mutter, gewunden sind. Manche Lieder dieser Sammlung, die hier natürlich nicht wieder abgedruckt wurden, stehen schon in „Blumen und Sterne“ und in andern Sammlungen. D. H.

Ich sah aufs neu die Todeswunde gähnen,
Dein schönes Aug, wie sichs auf ewig schloß,
Und grollend mit dem gräßlichen Geschicke
Zog krampfhaft sich das Herz in sich zurücke.

Oft scheut ich auch mit wilden Liebesklagen
Zu stören dir die süße Totenruh;
Dir grausam stets die Wunde neu zu schlagen,
Die sanft das Moos des Hügels decket zu;
Vom Arm des Herrn im Sturm davongetragen,
In Glorie standest eine Heilge du;
Ich konnte nichts, als mich in frommem Schweigen
Tiefschaudernd vor den ewgen Mächten beugen.

Und doch — der Mund floß immer wieder über
Vom tiefen Leid; ich sang, weil ich gemußt;
Mein armes Lied — es war in thränentrüber,
Verwaister Zeit noch meine einz'ge Lust;
Die Klage floß, je bitterer je lieber,
Es schwelgt in Weh die losgebundne Brust;
Nichts ist ja sonst mir, nichts von dir geblieben;
Drum schmerzlich muß ich diese Lieder lieben.

So nimm sie hin, ich kann nichts beßres geben,
Von meinem Herzblut hab' ich sie genährt;
Du hörst sie nicht im Tode, wie im Leben
Du nie von mir ein Liebeswort gehört;
Du brauchst sie nicht, dein Geist mag frei entschweben
Vom dumpfen Leid der Erde ungestört;
Die Stirne nur, die bleiche laß dir schmücken
Mit diesen weißen Rosen, die nicht drücken!

Sonette.

2.

1. Aug.

Man sagt, daß Ahnung dir ins Ohr geflüstert,
Als man zur schlimmen Reise sich verschwor;
Daß ungewohnt der Wehmut trüber Flor
Die heitre Stirn beim Abschied dir verdüstert.

Digitized by Google

Und hielt kein Engel, freundlich dir verschwistert,
Sein warnend Schwert dem Unglückspfade vor?
Und bäumten sich die Rosse nicht am Thor?
Umsonst, umsonst, kein Sandkorn hat geknistert.

O Jammer, daß nicht Gott noch Menschen hören
Den Engel, der da bange fleht und warnt,
Am Tage, dessen Losung ist: Zerstören!

Blind rasen hin mit ihrem süßen Raube
Die Schicksalsrosse, scheu, vom Feind umgarnt,
Und sterbend liegt die Schönheit in dem Staube!

10.

5. Aug.

Nun Trotz sei dir geboten, armes Leben:
Das Maß ist voll und hartgestählt die Brust;
Bring mir von heut an, was du bringen mußt;
Ich nehm es ohne Jubel, ohne Beben.

In einem Sommer hast du ausgegeben,
Was du mir schuldig warst an Leid und Lust;
Das Erdenwesen ist mir nun bewußt,
Und wenig Schätze denk ich noch zu heben.

Und willst du mich mit Wonnen wieder locken,
Schwebt sie vor mir, die meine Wonne war,
Und düster werd' ich in dem Schoß der Freude.

Und läutest du mir neue Trauerglocken,
Stellt sich ihr grauses Todesbild mir dar,
Und lächeln werd' ich zu dem sanftern Leide!

Hätt' ichs gewußt!

19. Aug.

Hätt' ich's gewußt, wie du so bald entschwunden
Auf ewig meinem Blick,
Wie hätt' ich ausgekauft der goldnen Stunden
Verrauschendes Geschick!

Digitized by Google

In deines Auges selgen Grund versunken
Hätt' ich mit durstigem Mund
Der Liebe Zauberbecher ausgetrunken
Bis auf den herben Grund!

Vom Morgen hätt' ich bis zum Abendsterne
An deiner Thür gelauscht,
Dir nachgeschlichen wär ich, wo von ferne
Dein holder Gang gerauscht!

So mancher Tag ach ohne dich vergangen!
Und warst so nah, mein Glück!
Nun rufen keine Thränen, kein Verlangen
Die goldne Zeit zurück!

Hätt' ich's gewußt, als mir zum letztenmale
In dunkler Linden Grün
So engelschön im goldnen Abendstrahle
Dein liebes Bild erschien!

Mit Flammenblicken hätt' ich zum Erblinden
Die liebliche Gestalt
Verfolgt, bis an den fernsten Wiesengründen
Des Kleides Saum entwallt!

Dann hätt' ich weinend mich ins Gras gestrecket,
Und deines Fußes Spur
Geküßt in Leid, bis Morgentau bedecket
Die mondbeglänzte Flur.

Ich wußt' es nicht; ich grüßte leicht und heiter
Dich im Vorübergehn;
Dann ging ich scherzend mit den Freunden weiter
Auf Nimmerwiedersehn!

Hätt' ich's gewußt!

Trauriges Genesen.

21. Aug.

Möchtest Herz, die Flügel schlagen
Neu in Jugendkraft,
Weil der Krankheit dumpfen Tagen
Sich der Leib entrafft?

Locken alte Liederweisen
Dich zur grünen Au?
Möchtest mit der Taube kreisen
Hoch im sonnigen Blau?

Armes Ding, vergeblich Ringen!
Zäh durchzuckt von Schmerz
Taumeln die gelähmten Schwingen
Wieder erdenwärts.

Herz, und hast du denn vergessen
Jenes tiefe Leid,
Das die Schwungkraft durchgefressen
Dir auf lange Zeit? —

Als ich lag in Fieberschauer
Ach, da hatt ich Ruh,
Kindermüde fiel der Trauer
Wundes Auge zu.

In der grünverhängten Kammer
Stillem Schattenreich
Ward mir auch der helle Jammer
Stille, schattenbleich.

Aber nun ich neu geboren
Tret ans Licht hervor —
Du empfängst mich unverloren,
Treuer Gram am Thor.

Sei's denn, schmerzliches Genesen,
Neugenesner Schmerz!
Stark zur Trauer, wie's gewesen,
Treu noch ist dies Herz!

Gern aufs neu dem alten Leide
Blick ich ins Gesicht,
Find ja süßre Augenweide
Doch auf Erden nicht!

„Wer reitet mit mir in den Tod?“

27. Aug.

Kein Retter fiel den Rossen in den Zaum,
Als sie dich wild zum Todesabhang rissen;
Kein Engel stand an deines Weges Saum,
Und bot den Arm dem holden Haupt zum Kissen;
Ein Augenblick, nur einer Handbreit Raum:
Im Rachen noch warst du dem Tod entrissen!
Umsonst, umsonst! in weiter weiter Welt
Kein Gott zu Haus, wenn dieses Kindlein fällt!

Digitized by Google

Als aber ich, von wildem Weh entfacht,
Mein totes Lieb, dir gestern zugetrunken,
Und grimmen Muts dann jagte durch die Nacht,
Scheu schnob das Roß, die Hufe hieben Funken,
Bis jählings auf der kecken Todesjagd
In tollem Sturz ich mit dem Roß gesunken:
Da ging die frechgeforderte Gefahr
Mir stolz vorbei und krümmte mir kein Haar.

Und bin denn ich des Lichts der Sonne wert
Du schuldlos Lamm, du hingewürgte Taube?
Mein sündig Haupt blieb heil und unversehrt,
Und blutend lag das deinige im Staube!
Ich jagt ihm nach, ich traf ihn Pferd an Pferd,
Den Räuber Tod mit seinem süßen Raube,
Ich warf ihm keck den Handschuh ins Gesicht;
Er wandte um und stellte sich mir nicht! —

O still, o still, du freches Menschenherz!
Hier gilts, in Demut an die Brust zu schlagen;
Nur reine Seelen will durch kurzen Schmerz
Der Arm des Herrn zur ew'gen Freude tragen;
Nur Kinder Gottes fahren himmelwärts
Auf Sturmesflügeln und in Flammenwagen;
Du aber sollst in Arbeit, Müh' und Not
Verdienen dir den heilgen Kampfpreis Tod!

Tübingen, 1. November 1841.

Liebe Eltern!

Ich wüßte eigentlich nicht schon wieder zu schreiben, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, über den festlichen Tag den wir gestern hier gefeiert, doch auch in der Kürze Rapport zu erstatten, da er in der Zeitung vielleicht nicht herzlich und glanzreich genug dargestellt wird. Die gute Stadt Tübingen hat sich gewaltig herausgebissen; die alte buklige Land-

jungfer ist nicht vergebens am 28. September bei der heitern, vornehmen Residenzdame in die Schule gegangen.*)

Wenn man es wagte, am Samstag Nachmittag durch die bukligen, schmutzigen, finstern Gassen zu steuern, so gewahrte man ein reges, inhaltschweres Treiben: Tübingen dekorierte. Nicht etwa die eleganten Straßen mit den Honoratiorenhäusern, wie die schöne Münzgasse, die prächtige neue Straße; nein, die Aristokraten dekorierten meist nicht, sondern der Tübinger Philister und Spießbürger; freilich meist mit gestohlenem Tannenreis, dessen ein großes Quantum, das zur Verzierung der Kirche und anderer öffentlicher Gebäude am Rathaus aufgehäuft gewesen, über Nacht abhanden gekommen war. Aber der Zweck heiligt das Mittel, und es war wirklich rührend anzuschauen, wie die finstern, altergebeugten, von Schmutz starrenden Häuser mit bunten Lappen und grünen Wischen so gut als möglich herausgeputzt wurden, oft ein Stock in viererlei Geschmack, je nach den vier Familien, die darin hausten; wie hier zwei uralte baufällige Eckhäuser, die sich einander schon lang freundlich entgegenneigten, durch eine zierliche, kaum zwei Ellen lange Guirlande zart miteinander verknüpft wurden, gleich zwei alten Jungfern, die einander in vergnügter Stunde wackelnd die Hände reichen, um auch noch ein Tänzchen zu wagen; oder wie dort ein patriotischer Bauer wenigstens durch ein an die Stallthür genageltes Kränzchen oder eine am Ladenfenster hinundherwehende Guirlande seinen guten Willen und Geschmack bewies. Die ganze Herrlichkeit machte auf die Stuttgarter Pracht hin ungefähr denselben komischwehmütigen Eindruck, wie die Lumpenherrlichkeit der armen Kinder, die am Maientag auch mit einem Rosenkränzchen auf dem bleichen Gesicht und einem gelbweißen Kleidchen um die magern

*) Bezieht sich auf die Nachfeier des 25jährigen Regierungsjubiläums König Wilhelms I.

Glieder bettelstolz und armselig hinter den reichen Kindern einherziehen.

Die Nacht deckte freundlich ihren Mantel über diese Geschichten, aber nur allzukurz; schon vor fünf Uhr morgens wurde man am Sonntag durch einen pöbelhaften Skandal mit Trompeten, Trommeln und Pöllern aus dem Schlaf gestört, was die Tagwache hieß nach dem Programm. Der Lärm wuchs mit dem Tag; gegen neun Uhr scholl dumpfes Getümmel vom Marktplatz her: Tübingen ordnete seinen Festzug. Dort standen in Schlachtordnung ungefähr dreißig Schneider in blau und grünen Uniformen und preußischen Hüten: die Bürgergarde; ihnen gegenüber ungefähr ebensoviele Kerls in Zivil mit Nagelbohrern und allerlei Fahnen: die Gewerke und Liederkränze; in der Mitte, fast sprachlos vor Stolz, vornehm gleichgiltig sich unterredend drei Generäle in Armeeuniform: die abgedankten Hauptleute; ringsum Kopf an Kopf auf Straßen, Fenstern, Dächern staunender Pöbel nebst Bauern vom Land, mit Maulsperre behaftet. — Plötzlich Pferdegedonner aus einem Seitengäßchen: 12 Metzger in Uniformen (Stadtreiterkorps) und ein scheckiger Hanswurst (Wappenherold) sprengten wie toll über den Markt aufs Rathaus, wo sie absaßen, und nach einer Viertelstunde banger Erwartung mit zwei uralten zerfetzten und vermoderten Fahnen wieder aus der Thür traten.

Die Glocken tönten, der Zug setzte sich in Bewegung und wälzte sich durchs festlich geschmückte Portal in die Kirche, wo sich auch die Uniformen des Gerichtshofs und die Talare der Professoren eingefunden hatten, mancher wohl zum erstenmal seit 25 Jahren, und wo man mit der unter solchen Umständen gewöhnlichen Andacht eine Jubelpredigt anhörte, die alles erfüllte, was man zu erwarten berechtigt war.

Die Pöller knallten wieder und geboten dem Redner Schweigen, noch eh die Predigt aus war; Musik erklang, und nun zog der gelehrte Teil des Publikums in die Aula,

wo der rector magnificus auf der Rednerbühne stand, Dr. Baur, stattlich mit seinem charaktervollen Kopf und gewaltiger Statur im violettsamtenen Talar mit goldner Ehrenkette, und eine schwungvolle, geharnischte, politisch und wissenschaftlich kühne und freisinnige, zum Teil zu schroffe und parteigängerische, im ganzen aber großartige und ergreifende Rede hielt „über die geschichtliche Bedeutung der letzten 25 Jahre."

Nachmittags Beamtenessen in der Traube; abends aber die Krone des Ganzen, das, wogegen selbst Stuttgart beschämt zurücktreten muß: Tübingen illuminierte, begünstigt von der heitersten Nacht und nur zu schönem Mondschein.

Billig ist hier voran das Stift zu nennen, das nicht nur von außen (Neckarseite), sondern auch von innen (Köpfe) reichlich illuminiert war. Da wegen der Feuersgefahr nur die Hälfte der Stiftler auf einmal hinausdurfte, während die andere innen Wache hielt, so belustigte sich die liebe Jugend lange damit, daß die, welche draußen auf dem Wörth das Stift ansahen, und die so aus den Fenstern hinüberschauten, einander gegenseitig unzählige Hoch zubrüllten, welches vergnüglich anzuhören. Vetter Albrecht hatte ein Transparent gemalt.

In der Stadt selbst waren nun alle nur halbwegs zugänglichen Gassen und Gäßchen illuminiert; daß die architektonischen Linien, welche durch die Lampen zu Tage kamen, nicht die reinsten waren, dafür konnten die Bewohner der Siebenhügelstadt nichts; ebensowenig dafür, daß die Witze mit den Transparenten nicht zum besten ausfielen, ein Schelm thut mehr als er kann. „Heil unsrem König Wilhelm!" war das simpelste und häufigste; schon verblümter: „Heil dem heutigen Tage!" spritzig: „Heil dem König und somit dem Volk!" bieder und gemütlich: „noch 25 Jahre!" das sublimste: „Gott mein Glaube, Wilhelm meine Liebe, Karl

meine Hoffnung!" Einer im Ammerthal hatte die Konradische Inschrift rezipiert: „Welcher Tag ist schöner, dieser oder jener?" aber seiner Weise das Datum weder von diesem, noch von jenem beigesetzt. — In Summa, man wogte lustig durcheinander, stieß sich, trat sich auf die Füße, buchstabierte hier, lachte dort; einiges war wirklich schön. Am besten gefiel mir das Rathaus, überhaupt das schönste Gebäude in Tübingen; es war nicht illuminiert, und starrte mit seiner finstern Masse und den zackigen Giebeln ernst und stumm auf den buntflimmernden Marktplatz herab, während in den höchsten Fenstern mit den altertümlichrunden Scheiben der Mond in blauem Glanz sich spiegelte. Ebenso großartig nahm sich die Kirche aus, groß, schwarz und still, nur die hohen Fenster des Chors vom Monde geisterhaft erleuchtet.

Genug; man verlief sich, und als man abends zehn Uhr mit festmüden Füßen sich nach Hause schlich, qualmten hie und da nur noch einige verlöschende Ämpelchen; Mond und Sterne hatten gewonnen Spiel, und lächelten kalt und trübselig auf die verrauchende Herrlichkeit.

Die Sache hat mich weiter geführt, als ich dachte; es ist spät geworden, der Brief kommt heute nicht mehr fort.

Daß man auch unter diesen Possen und Fratzen den Ernst des Tages doch herausfühlen, und überhaupt ernst bleiben konnte, versteht sich von selbst. Begierig bin ich nun auch über den Glanz des Festes in Stuttgart im allgemeinen, und über die, auf welche sein Glanz insbesondere zurückstrahlte, näheres zu hören. Prälat Köstlin ist wirklich zum Dr. theol., der Kronprinz zum Dr. phil., Schlayer nebst Herdegen zu DD. juris ernannt.

Heute morgen trat, nicht ohne einige Branntweinatmosphäre, mit vielen Grüßen meiner „hochverehrten Eltern" und einem Empfehlungsschreiben der lieben Mama vom 13. September Herr R. bei mir ein. Am meisten rührte mich unter seinen bekannten orientalischpathetischen Klagen

und Jeremiaden ein bisher von mir nicht gehörter Kraftausdruck: „daß jeder andere an seiner Stelle schon längst mit den Ketten von Zwiefalten rasseln würde.“

Unter herzlichen Grüßen an alle und in Erwartung baldiger guter Nachrichten — mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Tübingen, 14. Nov. 1841, Sonntag Nacht.

Liebes Lottchen!

Ich bin dir Antwort schuldig für drei schöne freundliche Briefe voll Liebe, die du mir seit vorigen Juli geschrieben hast. Ich war den Sommer über zu sehr in mich selbst versunken, als daß ich dir dafür gebührend hätte danken mögen, wußte auch nicht, was ich dir hätte schreiben sollen; zu klagen war ich zu stolz und verschlossen, und die gewöhnliche scherzhafte Weise konnte ich nicht finden. In diesen Tagen nun aber wollte ich dir auf deine letzte freundliche Mahnung hin schreiben, den alten verschütteten Brunnen wieder aufdecken und hervorquellen lassen, wie es käme, süß und bitter.

Da kommt heute Mittag R. P. zu mir, bleich und atemlos und sagt mir die furchtbare Geschichte von L. Ein Unglück kommt nie allein. Aber des Himmels Einsturz hätte ich eher vermutet, als daß es hier nun und so einschlagen würde. Nicht ohne Ahnung also hast du geschrieben: Gottlob, daß es nicht noch einen zweiten Monat giebt, der solch traurigen Klang hätte.

Es ist ein furchtbares wunderbares Ding um der Welt Lauf, und das Menschengeschick ernster, als mans im tändelnden Schlendrian des Alltaglebens sich träumen läßt. In hohlem Leichtsinn schlendert man seine Tage hin, und

unsichtbar folgt einem das Entsetzen auf den Fersen, bis es vortritt und einem ins Gesicht sieht, markerschütternd, herzversteinernd. In dumpfer, stumpfer Gleichgültigkeit geht man an einander vorüber, sagt sich mürrisch guten Morgen und schläfrig gute Nacht, bis über Nacht einmal der Tod sein grauses Werk vollbracht hat und das Morgenrot leuchtet in Thränen und Jammer.

Gern hätt ich dir einen heiteren Brief geschrieben, du hasts um mich verdient; aber der Mensch denkts und Gott lenkts, und was kann das arme Menschenherz weiter, als nachtönen, wenn auch zitternd, die Akkorde, die eine gewaltigere Hand in ihm anschlägt, und hoffen, daß auch die grellsten Mißtöne zur großen heiligen Harmonie der Welt gehören, und sich einst auflösen in seligen Wohlklang. Dies hab ich dies Jahr gelernt.

Und nun hab ich fast Mitternacht herangewacht. Die Worte stellen sich anders beim nüchternen Morgenlicht und werden kühler abgewogen, aber dein Brief war auch bei Nacht geschrieben, und zu solchen Dingen paßt die Stunde. Gute Nacht.

Mit brüderlicher Liebe

Dein

Karl.

Tübingen, 25. November 1841.

Liebe Luise!

Soeben kam ich bei Schnee und Regen nach Haus. Draußen stürmts und wirbelts, daß man weder Himmel noch Erde mehr sieht, ich habe daher, so früh es am Abend ist, die Läden geschlossen und das Licht angezündet, und will nun sehen, ob ich mir nicht den Trübsinn und die Verzweiflung, die solches Wetter mit sich bringt, wegschreiben und sie an dich los werden kann.

Deine letzten Briefe will ich nicht mehr zur Antwort

hervorsuchen; sie sind zu alt geworden; ich glaube, die Rosen blühten noch, als du mir das letztemal schriebst; indessen sind sie abgefallen, die Welt ist weitergerollt und man ist tiefer ins Leben hineingekommen.

O Welt, o Welt, du wunderbares Ding! muß ich abends vor mich hinsagen, halb lächelnd und halb seufzend, wenn ich in meine ärmliche Kammer eintrete, und wieder ein Tag vorbei ist, und ich mir das Leben betrachte, dieses rätselhafte Gemisch von Leid und Freude, von Haß und Liebe, von Wundern und von Langeweile, von Kleinigkeiten, die sich breit machen Tag für Tag und von Dingen, so ernst und gewaltig, daß man den Verstand drüber verlieren könnte, und doch geht man gleichgiltig drüber hin, und kaum gedacht, wächst das Gras der Alltäglichkeit drüber. Und dann ist mir wunderbar zu Mut mitten in diesem Weltwirrwarr und dieser Lebenshetze, wenn ich zurückdenke an die Zeit, als dieses Leben noch vor mir lag, hoffnungsreich und geheimnisvoll wie die Knospe einer wunderbaren Riesenblume, und immer wieder muß ich denken an etwas aus der tiefen Kindheit, das ich nicht vergesse; wie ich im ganz alten Haus oft Sommerabende lang einsam auf dem Altan saß hinter dem Haus als ein bleicher, stiller Knabe; im Hof und Gärtchen drunten war es schon dunkel, die winkligen Hintergebäude und Häusergiebel starrten geheimnisvoll in der Dämmerung, aber der Himmel war noch hell, und lichte rosige Wolkenstreifen schwammen selig durchs lichte Blau; und zu alledem klang eine Flöte allabendlich aus einem benachbarten Hinterhaus, und auf diesen Flötentönen wiegte federleicht und wunderselig sich die kleine Kinderseele in der Abenddämmerung, und sie klangen wie eine wunderbare Verheißung aus der Zukunft, aus dem Leben, das in der Ferne lag, märchenhaft und sonnenhell, sorgenlos und friedeselig. — Und dann muß ich noch einmal seufzen und noch einmal lächeln, und lege mich auf die Seite und schlafe ein.

Morgens ist einem dann wieder anders zu Mute, wenn man noch in der Dämmerung ans Fenster tritt und durstig die würzige Morgenluft atmet, und sich vom kühlen Morgenwind die Haare strählen läßt; der feuchte Dunst und Nebel, der aus der Erde dampft, weht das Menschenherz heimisch an, wie Mutterodem; mit den Raben möchte man auffliegen in die morgenroten Wolken, düsterfroh und freudigwild; komme was da kommen mag, denkt das stolze Herz, ich will noch hindurch, ich will das Menschengeschick durchkosten; es kann nichts kommen, was mir nicht beschieden ist, und also gut unter der Sonne; ist dieser Stolz nicht fromm und demütig?

Das sind so meine Morgengefühle und Abendgedanken, wenn der Odem der Erde mir durch die Saiten der Seele fährt; wers nicht empfunden hat, der verstehts nicht, und wers nicht versteht, der lächelt darüber oder zuckt mitleidig die Achseln, als über Sentimentalitäten; aber was soll ich schreiben, als was ich gerade vorrätig habe von solchen Herzensartikeln, wenns draußen nichts giebt, und ichs an niemand sonst hinreden kann, als an zwei Schwestern, die es einem nicht übel nehmen und zum voraus alles für Weisheit halten, was ein Bruder schreibt.

Und wie treibst denn du es um in diesen grauen Tagen? Immer noch morgens als die Erste auf, die Zeitung gründlich gelesen, dann den Vormittag in der Küche verrührt oder Nähzeug verstochen, Minute um Minute; nach Tisch droben im kalten, dumpfigen Stübchen an die Grammaire gesessen, oder mit Papa spazierengegangen durch den sonnevergoldeten Kot? Abends die Kinder kommandiert, und nach dem Nachtessen sogleich auf französisch Abschied genommen, und mit gewichtigen Tritten die Treppe hinauf aus der Ferne Gutnacht gestampft?

Französisch, hör ich, leset ihr die Corinna von der berühmtesten, geistreichsten und widerwärtigsten französischen

Dame, Madame de Stael, goutiert ihr sie? Wird auch wieder Kranz gelebt und etwas Deutsches gelesen?

Ich lerne gegenwärtig wieder englisch und lese Pelham by Bulwer.

Schreiben könnt ihr mir immer, was ihr wollt, wie es kommt; nur ganz aus dem Herzen, wir sind ja unter uns. — Meinet Ihr, ich habe nicht auch manchmal das Bedürfnis, ein freundliches Wort zu hören von einer Seele, auch zwischen der Zeit? Mama hält immer her; ihre Briefchen sind mir das liebe Hausbrot, das man nie satt wird, und nie vermissen kann; Papas Briefe eine seltene mit Andacht genossene Festspeise; dazwischen manchmal ein gleichgültiger Brief von einem Freund, an dem man sich den Magen auch nicht gerade überfüllt; ihr seht also, es ist wohl noch Platz für ein gemütliches Vesperbrot, zwischen Licht genossen in der gedankenvollen Abenddämmerung; ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Äpfel in silbernen Schalen, also ein schönes Vesper, sagt Salamo. Ohnedies ist Briefschreiben recht eigentlich ein Geschäft für Jungfrauen, und ein Bruder blamiert sich, wenn er nicht auf einen eigenen Brief immer zwei von Schwestern kommen läßt.

Ohnedies hab ich jetzt wieder einen großen geschrieben, wie ich sehe; das Blatt ist voll, also genug für diesmal. Adieu.

Dein

Karl.

Tübingen, 10. Dezember 1841.

Liebe Luise!

Herzlichen Dank für deinen Brief. Er ist mir lieb und bitter gewesen; wie er in Liebe und Vertrauen geschrieben ist, so hab ich ihn auch aufgenommen. Was du zu tragen hast, fühl ich wohl; bedenke übrigens, daß jedes sein Teil hat, das eine so, das andre anders und daß man auch von

Dornen Rosen brechen kann und von Disteln sich Trauben ziehen.

Frühe Todesgedanken hat wohl jedes etwas tiefere Gemüt und warum wären sie nicht gut an ihrem Ort? Nur unterjochen darf man sich von ihnen nicht lassen, sondern muß fortfahren zu leben so frei und edel als es geht, und sein Leben so teuer als möglich verkaufen, soviel Gewinn als möglich ziehen aus den verrauschenden Tagen. Wenn man sieht, wie so manches gesunde, makellose, blühende Leben über Nacht hinsinkt, so fällt einem die Last, die man selber trägt, gegenüber dem gewaltigen Geschick, dem alle unterthan sind, wahrhaftig nicht mehr so schwer ins Gewicht.

Es wäre noch viel darüber zu sagen; ich verspare es auf ein andermal, denn ich bin in Eile.

Daß man mich alten Menschen noch einmal beschenken will, der das Recht dazu mit den Kinderschuhen schon so lange zertreten hat, hat mich sehr gerührt. Auch soll nicht verleugnet werden, daß ein Ölmalapparat mich wenigstens vor einigen Jahren hoch beglückt hätte; noch in der letzten Zeit habe ich mehr als billig und erlaubt, gemalt und geschmiert, und meine Konfirmationsfarbenschachtel mit allen Farben, dem Grün der Hoffnung und dem Weiß der Unschuld, dem Rot der Liebe und dem Blau der Treue, dem Braun des Glaubens, dem Gold der Freude und dem Violett der Trauer völlig aufgebraucht, so daß ich selbst mit dem Gedanken umging, mir eine ditto neue zu kaufen. Die Sache nun aber ins Große zu treiben und ins Ölfach hinüberzuspielen, könnte ich nur dann zugeben, wenn es weder mit großen Kosten, noch mit viel Umständen verbunden wäre. Auf der einen Seite hat es zwar viel Lockendes, förmlich und eigentlich in den edlen Malerorden einzutreten, auf der andern Seite fürchte ich fast, ich bin zu alt, um trotz allem Genie und Fleiß mich noch an die glänzende Reihe

der großen Meister, eines Rafael, Titian und Correggio würdig anzuschließen.

Wie gesagt, Freude würde mirs wohl machen und ganz weggeworfen wäre es nicht, aber die Freude darf nicht teuer erkauft sein, und jedenfalls bin ich vollkommen vergnügt und zufrieden, auch wenn es ganz unterbleibt. Teurer als die andern will ich nichts. Lächeln muß ich immerhin, daß Karl noch einmal eine Farbenschachtel bekommen soll. Weiter kann ich nichts sagen. Einen Gruß an Lotte. Lebewohl.

Dein

Karl.

Anastasius Grün kenn ich, du hast ihn richtig beurteilt.

Im Spätherbst.

12. Dez.

Was irrt dort über die Haide
Für ein bleiches, verlorenes Kind
Im grauen, zerrissenen Kleide,
Die Haare langflatternd im Wind?

Eine Dornenkrone umschattet
Das edle verhärmte Gesicht,
Barfuß, zum Tode ermattet,
Doch ruhet und rastet sie nicht.

Sie singt so tiefklagende Weisen
In Sturm und in Nebel hinaus,
Die schwarzen Raben umkreisen
Sie krächzend in Jammer und Graus.

Das ist die verwaisete Liebe,
Der alles und alles geraubt;
Sie hat kein Dach, wo sie bliebe,
Hat keinen Stein für ihr Haupt.

Digitized by Google

„Und mußt ich im Sommer auch klagen,
Und weint ich die Augen mir wund,
Ich konnte den Jammer doch tragen
In der Wälder kühlschattigen Grund.

Doch der Sturm hat die Wälder entlaubet,
Auf nackender, stürmischer Höh
Irrt Liebe, der Heimat beraubet,
Gescheucht wie ein zitterndes Reh.

Und sah ich den Frühling auch welken,
Und fiel auch die Rose mir ab,
Doch schmückt ich im Sommer mit Nelken,
Im Herbste mit Astern ihr Grab.

Doch der Sturm hat die Gärten zerpflücket,
Nun stehet die Erde so kahl,
Nicht ein Totenkränzchen mehr schmücket
Der Welt ödeinsamen Saal!“

So singet im aschgrauen Kleide
Das bleiche verhärmte Kind,
Ein Spätrot fährt über die Heide,
Und klagend sauset der Wind!

Als wir zürnten.

(An Christian.)

1.

17. Dez. 1841.

O nein, o laß uns Friede halten
Wir haben teuer ihn erkauft;
Ein holdes Haupt ist drum zerspalten,
Mit edlem Blut ist er getauft;
Die nieden einst im Land der Mängel
Die Herzen drohte zu entzwein,
Soll nun ein selger Friedensengel,
Der Engel unsres Bundes sein!

2.

18. Dez. 1841.

Ja nun hab ich erst dich ganz,
Erst dich doppelt lieb,
Weil von ihr ein Widerglanz
Mir in dir verblieb —

Streichl' ich oft die Locken dein
In Gedanken tief,
Ists als ob ein Heilgenschein
Um die Stirn dir lief.

Das ist deine Lieb zu ihr,
Die dein Haupt umschwebt,
Eine sanfte Glorie dir
Um das Antlitz webt. —

In dein treues Auge tief
Tauch ich oft den Blick:
Ists als ob mir drinnen schlief,
Ein versunknes Glück.

Das ist, weil ihr süßes Bild
Dir im Herzen ruht,
Und dir Blicke engelmild
Aus dem Auge thut. —

Wenn wir oft beisammen sind,
Du und ich allein,
Nimmt ein Friede himmlischlind
Mir die Seele ein.

Mitten unter uns ist ja
Dann ihr holder Geist,
Der geflügelt, selignah
Unser Haupt umkreist.

Schlummerlied.

18. Dez.

Ja, so liebliche Geberde
War zu schön für diese Erde;
Ach an diesem Felsengrund
Stieß mein zartes
Lichtgeartes
Elfenkind sich toteswund!

Liebchen komm, mit Liebserbarmen
Trag ich dich auf weichen Armen
In mein Herz zur Ruhe ein,
Sanftgeleget,
Wohlgepfleget
Soll dir da dein Bette sein!

Schlafe, schlaf auf weichen Kissen
Holdes Haupt, so arg zerrissen
Alle Angst und Jammer aus;
Sanft mit leisen
Schlummerweisen
Geht die Liebe durch das Haus.

Kränze seien mild gewunden
Um die grausen Todeswunden,
Rosen weich und Lilien lind:
Vor der Kammer
Wacht der Jammer
Schlafe, schlaf', mein blasses Kind!

Abgethan!

Sommer 1842.

Und so wär auch dies durchkostet,
Und so wär auch dies verdaut,
Auch der neuste Schmerz verrostet,
Auch der jüngste Gram ergraut.
Her denn, Welt, mit neuen Nüssen,
Bitter oder süß — nur zu,
Wenn der letzte Zahn zerbissen,
Hat die arme Seele Ruh.

Einverstanden!

1842.

Spiele nur mit Donnerschlägen,
Meines Lebens Grundakkord!
Wirf mir Stürme nur entgegen,
Komm ich anders nicht zum Port.
Seis im Lichte, seis durch Nächte,
Seis durch Freuden oder Schmerz:
Führet mich nur deine Rechte,
Geht's nur, Vater, dir ans Herz!

Im Gras.

14. Juli 1842.

Im hohen Grase jüngst ich lag
Am klaren Sommernachmittag.

Die Hände wühlten gedankenlos
Im weichen Gras, im würzgen Moos.

Die Augen waren lichtestrunken
Ins tiefe Himmelblau versunken.

Ich dachte dies, ich dachte das,
Ein leises Lüftchen spielt' im Gras,

Ein leises Lüftchen spielt' im Baum
Und zog vorüber wie im Traum.

Ein Wölkchen zog am Himmel hin,
Zerflockte im Vorüberziehn.

Ein Vöglein flog, es flog sein Schatten
Vorüber auf besonnten Matten.

Ein Glöcklein weinte hinterm Wald
Und ausgeweint verklang es bald.

Ein Bienchen summte mir ums Ohr
Und summend sich im Feld verlor.

Ich dachte dies, ich dachte das,
Ich dacht' — ich wußte selbst nicht was.

Da plötzlich durch den Sinn mir schoß,
Wie ich da lag so lang und groß,

Wie ich da lag, so schwarz und lang
Auf kühler Erd am Wiesenhang,

Daß ich genau im grünen Gras
Die Länge mir zum Sarge maß,

Die Länge mir zur Totenbahr,
Mir ward zu Mute wunderbar.

Ich dachte dies, ich dachte das,
Ein leises Lüftchen spielt im Gras.

Ein leises Lüftchen spielt' im Baum
Und zog vorüber wie im Traum.

Mutter und Schwester.

2. Nov. 1842.

Nun Kind, leg an dein schwarz Gewand
Und laß uns gehn allbeid,
Nun Kind, schling um dein schwarzes Band,
Denn du mußt tragen Leid
Um deine tote Schwester.

Ach muß ich tragen schwarz Gewand,
Ich armes junges Blut,
Nun tragen die Mädchen grüne Band
Und Rosen auf dem Hut,
Wohl um die schönen Maien.

Nun komm, mein Kind, spazieren gehn
Vors Thor wohl eine Stund,
Die Sonne scheint so warm und schön,
Die Augen sind mir wund
Um deine tote Schwester.

Ach Mutterlein, ist Schwester tot,
So ist sie ein Engel jetzund,
O schau nur die Sonne so goldenrot,
O schau nur die Leute, so bunt,
Wohl um die schönen Maien.

Nun Kind, nun laß uns linkwärts gehn,
Wohl an der alten Mauer,
Da scheint die Sonue so still und schön,
Da laß uns wandeln in Trauer
Um deine tote Schwester.

Ach Mutter warum links abseit?
Es macht der Weg mir Grauen,
Und rechtwärts gehn so fröhliche Leut
Im Sonnenschein auf der Auen
Wohl um die schönen Maien.

Sie gingen doch durchs finstre Thor
Wohl hin an der alten Mauer
Wie Schatten, in schwarzem Krepp und Flor,
In schwarzer tiefer Trauer
Wohl um die tote Schwester.

Und der dies Lied gesungen heut
Der hatte die Schwester lieb,
Er sah ihnen nach an der Mauer weit
Und wandelte still und trüb
Wohl in die schönen Maien.

Digitized by Google

Ermutigung.

31. Dez. 1842.

Auf, noch einmal zu den Waffen,
Die ich feig schon von mir warf,
Blutend will ich auf mich raffen,
Weil dies Herz noch schlagen darf.

Einmal noch will ich entfalten
Das zerfetzte Schlachtpanier;
Mit den Zähnen will ich's halten,
Wenn der Arm zerschossen mir.

Trinken will ich aus den Scherben
Noch den goldnen Lebenswein,
Auf der Bresche will ich sterben,
Sank das letzte Bollwerk ein.

Tübingen, 7. November 1842.

Liebe Lotte!

Jetzt ists aber genug! ich weiß mich kaum zu fassen. Zwei weiße von Mama, ein ditto kleines feines von Hannchen, einen himmelblauen von dir, von Theodor zwei zarte rosenrote und soeben von Luise einen paillegelben — all dieß zumal wie Blumen auf mich herabgeregnet — ich bin so etwas nicht gewohnt und da mir auch hier einige angenehme Kleinigkeiten passierten, so steh ich verblüfft da, und erwarte nach allem bisherigen, daß mir nächstens aus der Luft von Osten oder Westen wieder eine tüchtige Ohrfeige an den Kopf fliegen wird. — Es fällt mir dabei ein altes Geschichtchen ein. Im ganz alten Haus, als Mama noch eine blutjunge Frau war, etwa in eurem Alter, und etwas leichtsinniger als jetzt, schüttelte sie einmal eines schönen Morgens zwei Händevoll Rosenblätter, die von den Blumentöpfen abgefallen waren, zum Fenster hinaus, die sich als

ein holder Blütenregen mild und sanft auf den Scheitel eines untenstehenden Packknechts von Onkel Gottlieb herniedersenkten. Der Mann wußte sich aber in seinem unvorhergesehenen Glück nicht so recht zu benehmen und des Segens war ihm zuviel, weshalb er ungeschickt nur in einer tüchtigen Ladung von Hagel- und Kreuzdonnerwettern seinem Dank Luft zu machen wußte. Mama schloß errötend das Fenster, und mir grub sich die Begebenheit als die erste tragische Erfahrung von dem Undank, welcher der Welt Lohn ist, tief in mein weiches Kinderherz. — Es scheint sich überhaupt der Familie eine krankhafte Briefseligkeit und galopierende Schreibsucht bemächtigt zu haben, und ich, das erkläre ich feierlich, ich thu da nicht mit, sowenig als bei den miserablen Gesellschaftsspielen. Sich da hinzusetzen einen grauen Nachmittag lang, und parfümiertes Briefpapier vor sich zu legen, mit dem verzweifelten Vorsatz, einen schönen Brief zu schreiben um jeden Preis, und die andern womöglich noch zu überbieten auf der freundschaftlichen Hetzjagd nach Witzchen und Gefühlchen — nein für solche Stilübungen bin ich zu alt und zu ernst, zu stolz und zu streng; dergleichen Bestrebungen hab ich mir an den Sohlen abgelaufen, lang eh die Gänse geboren waren, mit deren Federn ihr jetzt schreibet. Überhaupt bin ich jetzt nach zwölf Tagen Tübinger Luft schon nicht mehr der sanfte Hausmichel, der halbe Tagelang zu euren Füßen saß und an eurem Antlitz hing, und unglücklich war ganz ernstlich, Eure schönen Augen, sanften Nasen und liebe Lippen nicht zu treffen mit dem Bleistift; aus dem sanftseligen Stumpfsinn, aus der absoluten Gedanken- und Charakterlosigkeit, in welche unwiederbringlich in jeder Vakanz eure süße Nähe den Geist einlullt, hat er sich wieder zusammengerafft; Sturmhut in der Stirn, den Mantel umgeschlagen, Schwert unterm Arm, steht er draußen auf der Feldwacht, weit, weit, wohin ihr nicht denkt, und singt vor sich hin, während ihr im warmen Käm-

merlein Kleider nähet und Bulwer leset, und Tagundnachtblümlesthee trinkt;

Es regnet und es schneit,
Es geht ein kuhler Wind,
Jetzt schlafen alle Leut,
Und alle Burgerskind!

singt er in den Novembersturm hinaus. So und jetzt, nachdem ich durch obige Grobheiten mich selbst sicher gestellt habe, nicht in die mir allzunaheliegende Weichheit und Schönseligkeit zu verfallen, und euch gezeigt habe, wie stolz mich eure Liebe macht, will ich dir erst herzlich und brüderlich für deinen lieben Brief danken. Dich und deine Briefe hab ich natürlich nicht gemeint mit obiger Predigt; dich und Luise hab ich in dieser Hinsicht, wenigstens mir gegenüber, schon gezogen. Und obgleich dein Brief sanft und blau ist, wie deine Augen, so ist er doch liebenswürdig genug hingesudelt, daß man sieht, er kommt einfach aus dem Herzen, „nachts zehn Uhr." Nur hast du immer noch zu viel, ich will nicht sagen Liebe zu mir, denn die kann ich wohl brauchen, aber zu viel schwesterliche Anbetung für Dinge, die nicht da sind. Luise ist in der Beziehung besonnener, und auch ich gegenüber von euch. Es blamiert dies teils dich und mich vor Unbefangenen, teils muß es mir nachher um so schmerzlicher sein, wenn dir einmal die Augen aufgehen und du einen schöneren Abgott gefunden hast, und ich natürlich im Preise sinke.

Mama, Luisen, Hannchen laß ich inzwischen herzlich für ihre Briefe danken, und werde allen mit der Zeit antworten. Hannchen hat mich ganz in Erstaunen gesetzt. Diesen mutwilligen Humor, diese Reife des Stils hätte ich bei der kleinen Person nicht erwartet. Aber man siehts ihr an; Spott und Laune spielen um diese schmalgeschnittenen Lippen, und hinter dieser hochgewölbten Stirn hat viel Hirn Platz. Luisens war, wie ich sie von ihr mag: harmloser Scherz im Vordergrund, der Ernst dahinter angedeutet. Sie ist brav.

Papas einzechter Stiefel folgt hier mit Dank zurück. Ich habe mir gestern mein Hühneraug ausschneiden lassen. — So möge er denn hinwandern, der redliche, einzechte, breiten bequemen Formats. Ich möchte ihn wandeln sehen über die Berge, der lieben Heimat zu, einsam, biedern Schritts, ohne auszuschweifen links oder rechts; ich möchte dabei sein, wenn er im obern Öhrn im traulichen roten Kasten sich wieder neben seinen Kameraden stellt und verschnaufend ihm erzählt von den Abenteuern seiner Wanderschaft.

Nun Adieu. Laßt mich meine Prahlereien nicht entgelten, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding, das meine öfter letzteres. Hie und da ein Blättchen aus der Stimmung des Augenblicks hingeworfen, ist mir so lieb.

Papa möchte so gütig sein, sich gelegentlich bei Hory nach Repetent Franks Adresse zu erkundigen und sie mir zukommen zu lassen.

Nun ja, so ziemlich! — Möcht ihn auch gelesen haben. — Feder bravo; ich war ja gleich dafür! — Platz u. s. w. gut! Dies noch Antworten auf einige Punkte in deinem Brief.

Herzliche Grüße an alle.

Dein

Karl.

Tübingen, 12. November 1842.

Liebe Luise!

Soeben komm ich heim vom Spaziergang, „bespritzt mit jedes Bodens Unterschied,“ der eine Stunde im Umkreis zu finden ist, ganze Herzogtümer von Kot an den Füßen, dreimal vom Regen durchnäßt, und dreimal von Wind und Sonne getrocknet. In den Thälern bin ich umhergewatet,

und habe mich gesättigt im feuchten Duft des schmelzenden Schnees; auf die Berge bin ich geklettert mitten hinein in die dicken, warmen, dunstigen Regenwolken, die nah und schwer sich am Boden hinwälzten, und der laue Thauwind wühlte mir im Haar „und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges.“ Dann wieder ein plötzlicher Sonnenblick über die herbstliche Landschaft hin. „Vorbei sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken teilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbeständige Sonne. Rötlich fließt der Strom des Berges im Thale hin.“ — Jetzt ists Abend und still. Der Mond wandelt am hellblauen Himmel durch zerrissenes lichtes Gewölk; im Westen brennt noch ein orangegelber Streif Abendröte fort, vor dem bereits wieder kolossale schwarzviolette Wolkenmassen sich auftürmen. Ich bin matt und abgeschlagen — gerade noch gut genug, um dir zu schreiben.

Liebe Luise, wässert dir nicht auch der Mund nach solchen zarten Naturgenüssen? Beim Abendstern seis geschworen: sie wären dir gesund! Das Französischparlieren ist schon recht. Aber statt immerdar nur in der Grammaire zu blättern, solltest du auch mehr in dem großen Buch der Natur blättern, das vier Kapitel hat, die vier Jahreszeiten benannt, und 365 Blätter, Tage geheißen; statt auswendig zu lernen, wie jeder Monat auf französisch heißt, solltest du dich mehr darauf legen, wie jeder auf deutsch aussieht, schmeckt und riecht; statt dir dein Waschwasser immer schon den Tag vorher abends um 6 Uhr durch deine kleinen Sklavinnen ins Zimmer zu kommandieren, wo es dann natürlich am andern Morgen abgestanden ist, solltest du mehr frische würzige Luft trinken, und dich waschen lassen vom Morgenwind und Abendwind.

Daß du dich nicht mehr vor den Wettern fürchtest, ist schön, aber wenn du dich dafür vor der Luft fürchtest, so hast du deinen Lohn dahin; daß du nicht mehr vor jeder

Straßengosse zagend stille stehst und jedes Straßenbüble schmeichelnd bittest, dir nichts zu thun, ist edel und kühn, aber was ist dir das nütze, wenn du dafür Wochenlang gar nicht aus dem Hause gehst? und das Straßenpflaster so wenig kennst, wie ein Sultanstöchterlein? Doch du wirst das Näschen rümpfen, und die stolzgeschwungenen Lippen aufwerfen und denken: was soll denn die ganze Predigt? Tappt mir da der Mensch mit kotigen Stiefeln auf dem glatten Postpapier herum und schreit mich an, als hätt ich nichts nötiger, als ein Flurschüz oder Felduntergänger zu werden; statt sich zierlich und galant zu meinen Füßen niederzulassen, und eine anständige und gebildete Conversation zu arrangieren.

Ich sage zur Entschuldigung nur: wenn der Pudel aus dem Wasser kommt, so schüttelt er sich, und denkt nicht dran, daß er der Dame das Kleid damit bespritzt. War übrigens gut gemeint.

Auf der andern Seite nehm ich dich mir gegenwärtig zum Muster. Mein Ideal ist nämlich jetzt früh aufzustehen, und wärs auch nur um sechs Uhr. Ich denke dadurch nicht nur mehr Leben, sondern auch eine ganz neue Art von Leben zu profitieren. Die übrigen Tageszeiten kenn ich zur Genüge, den trockenen, prosaischen Vormittag, den satten, abgestandenen Nachmittag, den Abend, wo es wieder besser wird, draußen dunkel und innen hell, licht im Zimmer und im Kopf, warm im Ofen und im Herzen; die Nacht endlich, die du nicht kennst, vous, qui vous couchez à neuf heures, die Nacht mit ihrer Champagnerstimmung, wo, wenn alle Leut schlafen, und man mutterseelenallein beim Lämpchen sitzt, Phantasie und Gedanken erst ihre rechten Tänze beginnen, und einem zwischen elf und zwölf Dinge einfallen, von denen man sich den Tag über nichts träumen läßt. Jetzt möcht ich auch noch den Morgen erleben, die heilige dämmernde Frühe, wo die Seele frischgebadet wie ein Schwan,

weißgekleidet wie eine Priesterin heraustritt in die graue Morgendämmerung, noch halb träumerisch, und doch göttlichklar und stark zu jedem frommen Werk und mit unentweihten Lippen aus dem Becher des Morgenrots den ersten würzigen Schaum des Tages abschöpft. Immer bist du mir als eine solche Priesterin der Aurora erschienen, wenn du mit aufgewickeltem Haar, im ehrwürdigen Morgenhalstuch fromm und fröhlich die Treppe herabstiegst, und bist auch deswegen im ganzen so brav, ein frommes Kind des Morgenlands. — Freilich ist die Sache bei mir bis jetzt noch Ideal, denn jeden Morgen, wenn mich der Bediente weckt, denk ich: du bist heut noch nicht würdig, noch nicht gesammelt genug, dieses neue Leben zu beginnen, laß heute den alten Adam vollends recht ausschnarchen, dem morgigen Tag sei es aufgespart, das holde, das große Glück!

Deinen Brief hab ich schon gelobt: Daß du zufrieden bist mit den kleinen Brosamen von Lust, die einem im kargen Winter zwischen Schnee und Eis gestreut werden. Bis das große, volle, goldene Glück kommt, von dem die Sage geht, muß man eben mit der kleinen Münze verlieb nehmen, die einem die Tage zuwerfen. Kann man doch oft an einem armen Bröckchen Glück sich so erfreuen, daß man wieder an das ganze glaubt; kann doch oft am trüben Novembertag unverhofft und unscheinbar im grauen Werktagskleid das Glück an einem vorüberstreifen, und im vorbeigehn einen so göttlichen Blick einem ins Herz werfen, daß man wieder wochenlang zu zehren hat. Connaissez vous ces choses là?

Wegen der Kränzchenlektüre weiß ich euch leider nicht zu raten; ich lese nur noch das Größte und Beste, was zu gut ist, um es in Thee einzubrocken, und woran sich hellblonde Seelen und bleichsüchtige, ewiggrüne Schönheiten unwiederbringlich den Magen verderben müßten.

Hiemit, da nun die Hälfte meiner Schuld abgetragen

ist und ich wieder hinaussehe, ist Erlaubnis erteilt, mir wieder zu schreiben.

Herzliche Grüße an alle. Gutnacht!

Dein

Karl.

Tübingen, März 1843.

Liebes Lottchen!

Einmal muß es sein: durch Albrecht hast du mich wieder mahnen lassen; dazu kommen jetzt die letzten bösen Zeiten des Halbjahrs, wo ich weniger als je Zeit habe — so will ich eben in den sauren Apfel beißen und wieder so einen Pflichtbrief schreiben auf Prachtpapier. Hättest du gewartet auf einen Augenblick der Begeisterung, auf eine Schäferstunde der Rührung, so hättest du etwas Besseres bekommen.

Und was soll ich schreiben? Die Mutter sagt, ihr habet auf eine lange Epistel gewartet aus Gelegenheit jener Brautschaft. Wieso das? Einmal muß ich gestehen, daß mir überhaupt von Brautschaften zu sprechen so altgebacken, fraubasenmäßig, großblumigkattunen scheint, daß sich das höchstens für ältere, wohlwollende Leute, meinetwegen für naseweise und zartmitfühlende Mädchenherzen, auf keine Weise aber für einen gesunden jungen Herrn schickt. Haben sich einmal mit Gottes Hilfe zwei arme Seelen zusammengefunden, so gönnt ihnen ihr Glück und mischet euch nicht drein; sie kanns nur genieren und euch ists langweilig.

Ich bin noch nicht über die „Mondscheinträume" weg. Ich bin noch nicht erhabendenkend genug, um mit kühler Berechnung oder als ein gehorsames, gutmütiges Kind herzugehen und irgend einer edlen Seele meine Hand hinzureichen, zu der mich nicht jener süße Zauber hinzieht, den man durch keine Bravheit und Gescheitheit erzwingen kann. Nein, ich

wills nur gestehen, ich mache größere Ansprüche; es muß ein Stückchen Engel sein, was mir gefallen soll, und dieses Engelhafte kann mir durch kein Englisch des gebildetsten Frauenzimmers ersetzt werden. Sie darf zwar gescheiter, denn das ist nicht hochgeschworen, aber nicht gelehrter sein, als ich, vielmehr meinetwegen noch ein bißchen ein Kindskopf, ich bin oft auch noch einer; aber jung, schlank und schön wie eine Maienrose, edel von außen und innen, unschuldig wie eine Taube und stolz wie eine Prinzessin. Darnach könnt ihr euch richten, das ist mein Geschmack, und will sichs so nicht machen, so thuts ja auch nichts. Dann sag ich mit meiner edlen Schwester es muß ja nicht sein, oder mit Shakespeare: this must not be! und ich denke, ich kann mich am Ende auch zur Rolle eines Onkels bequemen: in meinen Stuben ist es dann gut, ich habe schöne Bilder und Bücher und mache mich bei dem jungen Volk der Neffen und Nichten durch splendide Geschenke und edle Gastfreundschaft beliebt. Onkel Gottlieb schwebt mir dabei als Ideal vor — Blumen halt ich mir auch, eine kleine Orangerie oder gar einen Garten, Hund, Katze, Vögel, wenn nicht gar ein Pferd.

Ich möchte übrigens eher weinen, als lachen.

Gestern die Wunderkinder Milanollo mit ihrem göttlichen Geigenspiel gehört und beklatscht, neben dem Fürsten von Hechingen, der mit einem Hofstaat von etwa dreißig Personen dazugekommen war und jedesmal mit vor Entzücken halb gebrochener Stimme das Bravo angab, während die studierende Jugend die armen Kinder mit ihrem Beifallsdonner auf furchterregende Weise überschüttete. Jetzt glaub ich an die Seelen, die in Geigen verzaubert wohnen, nach Hoffmann.

Heute den ersten Veilchenstrauß gerochen und an jungem Wiesengrün Aug und Herz gelabt.

Was leset ihr Lieben jetzt? Thomas Thyrnau von

Frau von Paalzow, Verfasserin von „Gott wie köstlich"? Ich bekomme diese Moderomane nie, weil man sich überall so drum reißt, bleibe bei meinem Goethe, Shakespeare, Tieck u. s. w., lese jetzt wieder die Flegeljahre. Das beste von Jean Paul, Seelenbalsam, Herzenspflaster!

Von Kerner ein andermal, er ist eine dunkle, duftende Nachtviole, um die ein grauer Trauermantel und ein buntlustiges Pfauenaug wechselnd gaukeln.

Wie geht es mit Chamisso? Du wirst dich nicht recht in ihn finden können. Wenn ihr ihn nicht ausdrücklich gewünscht hättet, hätt ich ihn euch nicht gegeben. Ich habe schon sehr viel gebildete Damen gesprochen, die ihn nicht leiden können. Denn er ist ein herber, durch und durch männlicher Geist, der Schattenseite des Lebens mit festem Blick und düsterer Lust zugewendet. Aber ich habe sie lieb, diese Herbe und Strenge; denn das Grausen ist in der Welt, darum darf man auch davon singen und sagen; ich habe sie lieb, diese dunklen Erzählungen, die in furchtbar ruhigem Schritt gemessen, wie ein Totenmarsch, einem Dinge vorführen, bei denen das Blut zu Eis wird; ich habe sie lieb, diese tiefe gründliche Wehmut über den Ernst des Lebens und über die Eitelkeit aller Dinge, über die verrauschten Jahre und die verklungenen Freuden und die grauen Haare und den düsteren Winter des Alters, wie sie in den schlichten schönen Liedern klingt. Ich habe ihn lieb, den gutmütigen Spott, der lächelnd sich die bittre Thräne aus dem Auge wischt und männlich gute Miene macht zum bösen Spiel und so treuherzig in allem Jammer über fremde und eigene Narrheit lacht. In rauher Schale ein edler Geist und eine treue Seele — damit wollte ich mich und meinen Adalbert von Chamisso ein wenig gerechtfertigt haben, wenns nötig wäre.

Und nun in Erwiderung der französischen Artigkeiten, womit du mich so zierlich zu traktieren pflegst, erlaube ich

mir, meine englische Schwester, dir meine Gefühle auf englisch vorzutragen.

Doubt thou, the stars are fire,
Doubt, that the sun doth move,
Doubt, truth to be a liar,
But never doubt my love!

Hamlet.

Zweifle an der Sterne Klarheit,
Zweifle an der Sonne Licht,
Zweifl ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

Charles.

Tübingen, 22. August 1843.

Liebe Lotte!

Nur damit ihr nicht vergeblich wartet und um dir für deine lieben Briefe zu danken, hab ich wieder Wasser in die vertrocknete Tinte geschüttet und die eingedorrte Feder in die zitternde, abgemagerte Hand genommen.

Als ich die Hoffnung aussprach, euch in Hochdorf zu besuchen, meinte ich einesteils, ihr werdet noch länger dort sein, als bis nächsten Montag; andernteils wußte ich nicht, daß es mit meiner Genesung so gar langsam vorwärtsgehen würde. Nun aber bin ich, obgleich mir eigentlich nichts mehr fehlt, noch so liederlich, daß es meine größte That ist, an einem sonnigen Abend ein Stündchen über den Wörth zu schleichen und vor mich hinzusummen:

Um die Ernte wohlgemut,
Wohlgemut,
Schnitterinnen singen;
Aber ach mir krankem Blut,
Mir krankem Blut,
Will nichts mehr gelingen!

Digitized by Google

Schleiche so durchs Wiesenthal,
So durchs Thal,
Wie im Traum verloren —

Unter solchen Umständen würde ich also eine miserable Figur in den fröhlichen Räumen des Hochdorfer Pfarrhauses spielen, und muß, so sehr ich mich darauf gefreut hatte, namentlich mit Lang einen Besuch dort abzustatten, Herrn Pfarrers für Ihre gütige Einladung herzlich danken.

Du darfst übrigens in deinem zärtlichen Schwesterherzen kein allzugroßes Mitleid mit mir haben, denn ich werde aufs beste verhätschelt und habe es eigentlich besser als in gesunden Tagen. In der That hätte ich nicht geglaubt, daß ich mich in die süße Niederträchtigkeit, holde Weichheit und göttliche Faulheit des Rekonvaleszentenlebens noch so gut finden könnte.

Halbe Tage lang am offenen Fenster zu sitzen, mich von Sommerlüftchen anwehen zu lassen und im Sonnenschein hinzubrüten, wie ein junges Hühnchen, ohne etwas zu denken und zu wollen; kaum daß hie und da ein träumerisch Gefühlchen mir durch die Seele fährt, wie ein Mittagswindchen durch einen sonnigen Akazienbaum, oder ein leises Jauchzen aus alten Kindertagen mir im Herzen auklingt, wie ein Saitenton aus fernen Gärten herüber; dazwischen ein gebratenes Täubchen oder Göckelchen zu zerlegen und ein süßes Kompotchen zu kosten, das mir die Tante schickt, oder meine Freunde aus der Post kommen lassen; dann wieder in einem Bändchen Gedichte zu blättern, oder mich mit dem kindisch gewordenen Herzen in einen Roman zu vertiefen wie ein sechzehnjähriger Knabe — das sind Leiden, die sich aushalten lassen.

An Gesellschaft aller Art fehlt es auch nicht. Zuerst hatte ich Theodor, den vielgeübten, angenehmen Krankenwärter; dann voran die Repetenten. Lang ist der vernünf-

tige besorgte Onkel, der mich aufs freundschaftlichste in der Zucht hält und mich zankt, wenn ich zu schnell trinke; Christian kommt in der Abenddämmerung und verhandelt zärtere Sachen; Spitzer raucht neben mir eine Cigarre zum Fenster hinaus und macht joviale Bemerkungen; Schelling liebkost mich und streichelt mir das Haar wie einem Kind; ein anderer macht den Arzt, fühlt mir den Puls und läßt mich die Zunge herausstrecken; und noch einer hat's nicht unterlassen, als geistlicher Arzt um mein Seelenheil bekümmert, mir förmliche geistliche Krankenbesuche zu machen, christliche Sprüche zu sagen und statt des Maler Nolten das neue Gesangbuch neben das Bett zu legen.

Sodann andere Freunde: Albrecht besucht mich täglich und bringt mir Bilderbücher; Albert, der zu Haus so sehr verkannte, macht mir die aufopferndsten Besuche in voller Galla; und so fort noch viele; und wer mich nicht besuchen kann und darf, der läßt mir wenigstens auf Mittelwegen seine zarte Teilnahme kundthun, so daß es mir bis ins innerste Herzchen hinein wohlthut.

Alle diese Lieblichkeiten schreibe ich dir nur, um deine teilnehmende Seele recht gründlich zu trösten und dich aufzumuntern, den Rest eurer goldenen Tage in Hochdorf vollends fröhlich zu genießen.

Sehr leid that es mir, daß ich nicht mittelbar wenigstens durch den Thomas von Thyrnau zu eurer Unterhaltung beitragen konnte; ich habe es nicht vergessen und einmal mitten aus der Fieberhitze heraus den Lang aufs Museum geschickt; das Buch ist immer noch nicht zurück und kommt vor 14 Tagen noch nicht an mich. Dagegen hab ich den Hyperion, nach dem Marie fragen ließ, zufällig an demselben Tag noch geschenkt bekommen und werde ihn, sowie ihn ein Freund ausgelesen, ihr schicken.

Daß die Tübinger Herren in Niedernau so leis gewesen, ist nicht recht; Albrechts Erzählungen lauteten viel patenter.

Mit Tanzen hätt ich freilich nicht einmal soviel geleistet als Albrecht.

Und nun adieu; die Feder versagt und das Papier ist aus. Herzliche Grüße an Luise, die Bäschen und Paul; ehrerbietige Empfehlungen an Herrn Pfarrers.

Dein

Karl.

30. Nov. Andreas- und Bußtag 1843.

Liebe Luise!

Dein Briefchen hat mich gerührt, erfreut und betrübt.

Gerührt, weil ich daraus dein altes treues Luisenherz, deine redliche Schwesterliebe sehe, die auch über eigene Leiden fremde noch zu Herzen nimmt und gut und freundlich bleibt auch gegen einen finstern und unfreundlichen Gesellen.

Erfreut, weil solche Teilnahme wohlthut, auch wo sie nicht helfen kann, und bis zum Lächeln erfreut, weil mich dieses dein Kommen daran erinnerte, wie auch Christian manchmal mit einem Brief zu mir kam, wenn er etwas auf dem Herzen hatte, was nicht mit leichten Worten Aug in Auge abgemacht werden konnte.

Betrübt, weil du darin sagst, du siehest mir nicht mehr so nahe wie sonst, was natürlich nur meine Schuld sein kann und auch insofern wahr ist, als mein überhaupt durch Verschiedenes seit längerer Zeit etwas verdüstertes und verbittertes Herz sich mehr in sich zurückgezogen und meine mehrfach verwundete Liebe sich auch da, wo sie wohl sich herauslassen dürfte und sollte, ein schweigsames und mürrisches Wesen angewöhnt hat. Darf ich meine Liebe da nicht aussprechen und anbringen, wo ich am liebsten möchte, spricht das trotzige Herz, so soll auch sonst niemand was davon haben! Später wird's vielleicht wieder schöner.

Betrübt hat mich aber dein Brief namentlich auch des-

wegen, weil ich leider, wie die Sachen jetzt stehen, auf deine teilnehmende Anfrage nichts Bestimmtes sagen kann und darf, dir so wenig als der Mama und der Lotte, die mich auch freundlich darum gebeten haben, — weil mich mein Wort bindet und weil es auch jetzt nichts helfen könnte.

Daß Liebe dabei im Spiel ist, versteht sich; daß mich kein Mensch beleidigt hat, versichere ich dich; daß die traurige Geschichte jedenfalls nun bald zur Entscheidung kommt, hoffe ich; daß diese Entscheidung eine andere sein wird, als das Herz wünscht, die ich übrigens längst voraussah und selbst gutheißen muß, fürchte ich; und daß dabei auf keines Menschen Ehre, weder auf die meine, noch auf die eines Freundes der geringste Makel fällt, tröstet mich. Wie gesagt, später wird's vielleicht wieder einmal schöner!

Indes nochmals Dank für deine Liebe, die besten Wünsche für dein Wohl, Verzeihung für meine Schuld und guten Appetit zum Mittagessen!

Dein

Karl.

Weißröschen und Rotröschen.

Dezbr. 1843.

Zwei Röslein hab ich blühen sehn
In dieser guten Stadt,
Und muß doch leer von hinnen gehn
Ohn eines Rösleins Blatt;
Kein rotes und kein weißes!

Sie blühten beid' an einem Stil,
Allbeid' an einem Strauch;
Mir brachten beide Wonne viel
Und viel des Leides auch:
Das rote und das weiße!

Das eine weiß, als wie der Tod;
Ach allzu, allzu bleich!
Das andre blühend, rosenrot;
Ach allzu wonnereich!
Ein rotes und ein weißes!

Als ich das weiße pflücken sollt,
Mirs in der Hand zerfiel;
Als ich das rote knicken wollt,
Da wollt es nicht vom Stiel.
Kein weißes und kein rotes.

Als ich das weiße todeswund
Sein Köpfchen neigen sah,
Wünscht ich mich fern viel hundert Stund
Und mußte bleiben da;
Wohl trotz dem weißen Röschen.

Als ich das rot' in holdem Schein
Sah wonniglich erblühn:
Ich sprach: hier möcht ich ewig sein!
Und muß nun ferne ziehn;
Wohl trotz dem roten Röschen!

Fahr' wohl du weiße Rose süß,
Du weiße Rose bleich!
Du blühst in Gottes Paradies
Und ew'gem Freudenreich!
Fahr' wohl, du weiße Rose!

Fahr wohl, du rote Rose hold!
Du sollst im Erdengrün,
In Maienluft und Sonnengold
Noch lange fröhlich blühn!
Fahr' wohl du rote Rose!

Wohl blüht mir noch manch Röslein weiß
Bis an den bleichen Tod;
Auch blüht vielleicht am dürren Reis
Mir noch ein Röschen rot.
Ein rotes und ein weißes.

Doch nimmer ein so himmelrein's
Wie's weiße das verblüht:
Doch nimmer eins so holden Scheins
Wie's rote, das da glüht!
Kein rotes und kein weißes!

Liebeswunder.

11. Dez. 1843.

Mein Herr und Gott, ich habe dich gescholten,
Als frech mein Gram trieb mit dem Glauben Spott,
Als meine Augen wild zum Himmel rollten,
Und in die Lüfte fragten: wo ist Gott? —
Du hast mir nicht nach meinem Thun vergolten,
Du bliebst getreu, du meiner Kindheit Gott:
Du ließest über Bitten und Verstehen
Aus Grab und Tod mir neue Wonne gehen.

Mein Heiland, der du einst zu Hilfe liefest
Mit sanftem Tritt in jeder Erdennot,
Und in die wilde Totenklage riefest:
Das Kindlein schlummert nur, es ist nicht tot!
Und mild das Mägdlein bei der Hand ergriffest,
Und wiedergabst den Seinen frisch und rot:
Du hast auch mich in Grabesnacht und Grauen
Dein Liebeswunder selig lassen schauen!

Und selger Engel du, um den mein Sehnen
Gen Himmel stieg und an der Hölle Thor,
Den ich mit meines Grames tiefsten Tönen
Aus Grabesnacht und Himmelslicht beschwor,
Nur einmal noch zu schaun durch meine Thränen
Dein selig Bild im irdschen Nebelflor,
Du hast dich hold zu meinem Flehn geneiget,
Und mir dein Engelsantlitz neu gezeiget! —

Denn weil ich saß in meinem Gram verschlossen,
In finstrer Nacht, einsam und thränenblind,
Hat leise sich, von Engelshand begossen,
Ein Rosenkelch entfaltet, süß und lind,
Und vor mir steht von Jugendreiz umflossen,
Verjüngt und frisch mein längst begraben Kind,
Und lächelnd führt der Engelschwester Segen
Ihr Ebenbild auf Erden mir entgegen.

Mein Herr und Gott, ich will dich fröhlich loben
Und bleiben unter deinem Schirm und Schild;
Mein Himmelsarzt, ich will nach solchen Proben
Auf ewig ruhn an deinem Herzen mild.
Mein Engel du im selgen Himmel droben
Ich will dich lieben hier im irdschen Bild;
Mein Rosenkind, ich will auf ewig dienen
Dem Engel, der in dir mir neu erschienen! —

II.

Von Haus und Amt.

Digitized by Google

Auf dem Diakonat Böblingen.

1844—1849.

„Im Februar 1844 trat ich die Stelle eines Helfers in Böblingen an, wo mir Gott während voller fünf Jahre, die ich auf diesem Posten zubrachte, abermals ein Gedächtnis seiner Treue gestiftet und viel Segen in Amt und Haus beschert hat. Im Herbst 1844 verband ich mich mit Sofie, Tochter des inzwischen verstorbenen Obertribunalrats Kapff in Tübingen, mit welcher mich Gott auf Wegen, in denen ich ebenso seinen verwundenden Ernst als seine heilende Liebe erkennen mußte, zusammengeführt und in der er mir ein Herz ohne Falsch, voll lauterer hingebender Liebe, einen echten Schmuck und süßen Trost meines Lebens geschenkt hat. Sie und drei Kindlein, die ich mitbringe, empfehle ich der Liebe dieser werten Gemeinde. Ein schmerzlicher Verlust traf unser Familienleben nicht lang vor dem Abschied von Böblingen durch den Hingang der Mutter meiner lieben Frau, die in vollem Sinn auch die meine war, einer durch Geist, Charakter und Schicksale ausgezeichneten Christin."

(Aus dem bei der Amtseinführung in Stuttgart mitgeteilten „Lebenslauf" Karl Geroks.)

An Schwester Lotte.

Zu ihrem Hochzeitstag.

Juni 1844.

Und so lebe denn wohl, du sanfte Taube von Stuttgart;
  Schwinge dich fröhlichen Flugs hin in dein neu Paradies!

Aber noch Einen Blick, noch Einen Gang durch die Heimat,
  Wo du als Kindlein gespielt, wo du als Jungfrau geblüht.

Einen Gang noch durchs Haus, das du vom Keller zum Dache
  Emsig mit dienstbarem Sinn ohne Ermüden durchwallt;

Das du nun nimmer durchwallst, mit unhörbarem Tritt wie ein Engel,
  Immer die erste am Werk, immer die letzte zur Ruh!

Und nun die Treppe hinab! Da grünet das Gärtchen, die Rosen
  Schwellen in Knospen bereits, aber du pflückst sie nicht mehr.

Treten wir nun aus dem Haus, da stehen die Straßen, die Läden,
  Wo du mit sittsamem Tritt ach! wie so oftmals erschienst.

„Fräulein Gerok ist da!“ Wie erheiterten sich die Gesichter
  Vor dem sanftlächelnden Mund, vor dem Vergißmeinnichtblick.

Wer wird fürs halbe Land nun die Kommissionen besorgen,
  Liebevoll dienstbar, wie du? Klug und geschmackvoll, wie du?

Nun an der Kirche vorbei, wo der Nachmittagspredigt des Bruders
  Einst du den Beifall so oft freundlich im Schlafe genickt.

Durch den Kanzleihof dann: o selige Tage der Kindheit,
  Wo du im fröhlichen Schwarm immer die fröhlichste warst;

Wo wie das Abendrot dir die Wangen im Spiele erglühten
  Und wie der Abendstern fröhlich dein Auge geglänzt,

Wenn der Federball flog durch die blauen, sonnigen Lüfte,
  Oder „Eins, zwei, drei für mich“ hell an der Ecke verklang.

Alle sind sie zerstreut, erlöst, aus dem Spiele getreten;
  Aber nicht allen fiel lieblich, wie deines, ihr Los.

Nun, ihr Träume, fahrt wohl! — Dort leuchtet durch grüne Kastanien
  Hell mit der funkelnden goldenen Krone das Schloß.

Denkst du der Stunde annoch, der stolzesten Stunde des Lebens,
Wo du im marmornen Saal standst vor der fürstlichen Braut?
Wo sie huldreich zu dir sich in freundlichen Worten geneiget;
Wahrlich du selber bist ja heute die Fürstin, die Braut.
Aber der Bräutigam harrt, der wackre; es scharren die Rosse
Und zum Scheiden sind schon Kelche und Augen gefüllt.
Lottle Gerok leb wohl! Du heißest Frau Helferin Lang nun,
Warst ja die Helferin doch liebend im Hause schon lang.
Zeuch denn fröhlich dahin! Ich weiß ein Pärchen im Kreise:
Gerne zög es wie ihr heut in die Welt noch hinaus.
Glückliche Reise, mein Kind! Es fliegen durch Thäler und Wälder
Blumenstreuend vor euch liebende Genien hin. —
Und so lebe denn wohl, du sanfte Taube von Stuttgart,
Schwinge dich fröhlichen Flugs hin in dein neu Paradies!

Böblingen, 4. Sept. 1844.

Gute Luise!

Du mußt nicht meinen, daß ich irgend etwas vergesse: einen Brief, oder eine älteste Schwester, oder alte Zeiten, oder Vater und Mutter, oder Stuttgart, oder Houwalds Märchen, oder das Bildchen, das ich im Sommer 1830 mit dir an ein oberes Fenster anpappte in meinem damaligen Stübchen, oder irgend sonst etwas; vielmehr trag ich noch ganz das alte Herz und die alte Liebe im Busen, wenn ich sie auch nicht allen auf einmal zeigen kann, sondern jetzt über dem Söpherle die andern notwendig ein bißchen negligieren muß. Das wäre ein schlechter Bräutigam, dessen Liebe zu seiner Braut nicht ein wenig beleidigend wäre für andere Leut.

Aber wie gesagt, wie ich einmal einen alten Hauptmann beim Glas Wein treuherzig erklären hörte, während er seinen Schnurrbart strich: er habe Religion so gut als ein anderer, mache übrigens keinen Gebrauch davon — so und mit noch

besserem Recht kann ich dich meiner Bruderliebe versichern, ob ich gleich nicht immer Gebrauch davon machen kann.

So kam ich inzwischen auch nicht dazu, dir einmal wieder zu schreiben nach alter Weise; aber heute komm ich dazu. Ob's die dankbare Erinnerung ist an die letzten vergnügten Tage in Stuttgart, was mich heute dazu bringt; — oder der September, mein Lieblingsmonat, der stille, klare, sonnigheitre, mit dem friedlichen Sonnenschein auf den abgemähten Feldern, mit den goldenen Sonnenblumen, den purpurnen Dahlien und den rosenfarbnen Herbstrosen, die in der blauen Luft sich wiegen, ob's das ist, was mir das Herz heut aufthut; — oder ob „das Haus" dran schuldig ist, das ich mir endlich vom Guste Faber entlehnt hab und das, obgleich ein wenig hausbacken, doch manche Saite der Erinnerung an unser Haus lieblich anklingen läßt — genug ich hab eben die Feder in die Hand genommen, um dir dieses Brieflein zu schreiben.

Es ist wieder recht nett gewesen in unserem Haus; die Stuben, die Gesichter, das Gärtchen hat mir wohlgefallen. Außer dem Kaffee des Morgens, der mir, wie ich offen gestehen mußte, viel zu klar, zu schön, zu goldenhell war, ist das Essen vortrefflich gewesen: gute Sachen und gut gekocht: Bohnen, Blumenkohl, gelbe Rüben mit Brockelerbsen, lauter Leibessen von mir; von den Beilagen, Zugemüsen und Nachtischen nichts zu sagen.

Überhaupt Luise, wenn ich mir das Stuttgart wieder so ansehe und bedenke: mit unserem Haus, dem jetzigen, dem alten und dem ganz alten, mit seinem ehrwürdigen, dicken Stadtkirchenturm und dessen großer Glocke, wie mit seiner freundlichen Spitalkirche und deren wohlbekanntem Geläute, mit seiner hellen Königs- und schmucken Neckarstraße, mit seinen schönen Anlagen und reizenden Spaziergängen, mit seinen schattigen Alleen und seinem stillen Feuersee; mit den goldgrünen Weinbergen seiner Eßlingersteige und den edlen

Digitized by Google

Tannen seines Bopserwaldes, mit seinem Hory*) und seiner Jungfer Kiliane,*) mit seiner traulichen und heimlichen Nebeldecke endlich, gewoben aus den Blumendüften der Gärten und Balkone, wie aus den mephitischen Dünsten des Nesenbachs, aus den Bratendüften manches glücklichen Herds wie aus den Seufzern, die mancher trübseligen Bodenkammer entsteigen — wenn ich mir dieses alte, gute, heimische, freundliche Stuttgart so ansehe und bedenke, von welchem der Dichter Hölderlin singt:

Siehe mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort leuchtend ihr priesterlich Haupt!
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in die seligen purpurnen Wolken empor.
Sei uns hold, dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der Heimat,
Glückliches Stuttgart! nimm freundlich den Fremdling mir auf!

dann, Luise, denk ich: Glücklich, wer nicht hinausziehen muß aus den heimischen Mauern, aus dem Schatten des väterlichen Dachs, weder nach Sulz noch nach Böblingen, sondern bleiben darf unter guten Leuten, bei Eltern und Geschwistern, in der süßen Gewohnheit des vorigen Daseins! —

Unserer guten Magd bitte ich beiliegendes geringe Zeichen meiner Dankbarkeit für ihre ebenso gediegenen als anspruchslosen Dienste zu überreichen; ich hab's neulich in der Eile des Abschieds vergessen.

Für die Sauerwasserkrüge, die ich hier vorfand, der Frau Dekanin meinen gefühltesten Dank!

Wenn ein Brief von Theodor kommt, bitte ich auch um Mitteilung desselben.

Sollte Söpherles Bild durch eure Hände gehen, so bitte ich, wenn ihr's genug gesehen, mir's nebst eurem Urteil bald zu übermachen, damit ich's auch noch ein wenig genießen kann, weil ich's nachher der Mutter abgeben muß.

*) Meßner und Büglerin. D. H.

Tausend Sachen, die ich Vater und Mutter fragen wollte, hab ich vergessen, Dinge, die zu weitläufig zum Schreiben sind.

Wenn Eduard den Novalis für Lottchen beim Griesinger nicht bekommen hat, so kann er ihn bei Ullrich haben, der gegenwärtig alles zu halbem Preise verkauft.

So und jetzt will ich ein Stückchen Brot zum Vesper essen und dann bei dem milden goldenen Abend meinen täglichen Spaziergang machen, der hier schon zum Sprichwort geworden und vertrockneten Philisterseelen unbegreiflich, ein Ärgernis und eine Thorheit ist.

Ich hoffe, du werdest dich um diese Stunde auch erheben und mit Vater, Mutter und etlichen Schwestern um den Feuersee herumwandeln. Darum adieu!

Herzliche Grüße an alle! In treuer Liebe

Dein

ältester Freund und Bruder.

An Helfer Wurm in Heidenheim.

Böblingen, 13. Febr. 1847.

Lieber Christiern!

Dein Gruß zu meinem Geburtstag hat mich gar freundlich überrascht. Es ist mir immer angenehm, möchte ich mit Louis Philipp sagen, bei dieser Gelegenheit das diplomatische Korps um mich versammelt zu sehen und seine Wünsche entgegenzunehmen. Unter allen auswärtigen Mächten aber und ihren Vertretern steht billig mein Christiern voran als diejenige Macht, von der ich nun seit mehr als zwölf Jahren immer nur aufrichtige Versicherungen ihrer Freundschaft empfangen habe und mit welcher ich eine entente cordiale pflege, welche, stärker als die englisch-französische, weder durch eine spanische noch durch eine sonstige Heiratsgeschichte, trotz des oft sehr lebhaften Notenwechsels, einen Stoß erlitten hat.

Das Verdienst davon gebührt dir und deiner treuen Seele, und daß ich diese gefunden und erprobt habe, das ist ein Gewinn, der mir auch mit manchem Wunderlichen, das wir zusammen getrieben, mit mancher edlen Stunde, die wir zusammen verträumt, mit manchen unnötigen Schmerzen, die wir einander gemacht, nicht zu teuer erkauft scheint. Du siehst, ich kann auch reflektieren über die alten Zeiten und um so besser, je mehr sie in den Hintergrund treten und sich die Nebel abklären zum Licht.

Für deine Teilnahme an unseres guten Vaters Tod sagen wir dir von Herzen Dank. Friede seiner Asche! Ich hab ihn in der kurzen Zeit, daß ich zu seinen Kindern gehörte, herzlich liebgewonnen. Meine Schwiegermutter wird, wenn die Angelegenheiten in Tübingen bereinigt sind, ohne Zweifel hieher ziehen, da ihre Böblinger Kinder ihres Herzens besondere Lieblinge sind. — Dann, wenn jenes Haus in der Neckargasse, wenn jener Garten im Ammerthal, am holländischen Kanal, mit den vier schwarzen ragenden Tannen verkauft ist und in fremden Händen, dann hab ich eigentlich gar keine Heimat mehr im lieben Tübingen, und abermals gilt's den herben Abschiedsgruß:

Ihr Berg und o ihr Thäler habt ade!
Was ich hier fand, wo find ich's wieder je!
Lebt wohl; ich sag euch Lebewohl mit Weh!

Bei diesem Zitat aus den Memorabilien fällt mir ein, daß ich neulich im Stift Dörtenbachs treffliche historiographische Leistungen voll trockenen gesunden Humors mit großem Genuß gelesen habe. Um so schnöder ist es von dir, daß du den Griffel der Klio unverrichteter Dinge wieder niedergelegt hast.

Damit meine schriftstellerische Laufbahn noch großartiger werde, wird nun auf Stirms Verlangen nächstens auch ein ganz exzellenter, höchst origineller, sehr gründlicher und unendlich langer Synodalaufsatz von mir in den „Studien der

Württb. Geistlichkeit“ erscheinen. Dies nur zu vorläufigem avis, um die Aufmerksamkeit indessen darauf hinzulenken.

So müssen wir eben suchen, mit unsern schwachen Kräften wenigstens einigermaßen für die theologische Wissenschaft das zu leisten, was der auch mir unvergeßliche Hermann Rossel leider blos versprechen, aber nicht vollenden durfte.

Zu meiner litterarischen Ehrenrettung bemerke ich noch, daß der neuliche geographische Schnitzer von mir blos Schreib- und nicht Denkfehler war. Ich weiß durch längere geographische Studien wohl, daß Mergentheim nördlich (auf der Landkarte oben), Heidenheim östlich (auf der Karte rechts), Tettnang südlich (unten auf der Karte), Freudenstadt aber und auch Sulz westlich (linker Hand) liegen in Württemberg. Noch viel möcht ich plaudern, aber das Papier ist aus und eine Predigt muß heut noch gemacht werden. Daher nur noch herzliche Grüße vom Böblinger Diakonathaus ans Heidenheimer, und wenn du mir einmal wieder eine rechte Freude machen willst, so schick mir wieder so ein liebes Brieflein mit so einem freundlichen, hoffnungsgrünen Siegel.

Dein

Karl Gerok.

Ode
an Schwager Lang.
(An Briefes Statt.)

Vivat der König Rex!
Vivat der Helfer Lang von Göppingen!
Vivat die Frau Helferin, seine Gemahlin,
Deren Sohn, unser Kronprinz!

Heil dir Lang, Schwager, Mensch, Edler,
Daß du still und groß
Als ein Weiser
Jahrelang
Arbeitetest, duldetest,
Fremden Glücks
Immer mehr als des eignen froh:
Hinfort wirst du
Helfer in Göppingen! —
Heil dir, Lotte, Schwester, Dulderin,
Taube von Stuttgart,

Digitized by Google

In Felsritzen des Schwarzwalds
Drei Jahre lang
Verscheucht nistend,
Aber doch immer das sanfte Köpfchen
Sehnsuchtskrank
Gen Stuttgart gewendet:
Hinfort darfst du dich aufschwingen,
Mit fröhlichen Flügeln
Gen Osten fliegen,
Im Filsthal nisten.
Hinfort wirst du
Helferin von Göppingen.

Heil dir Dampfschnaubende,
Windbeflügelte,
Sturmatmende,
Länderverbindende,
Zeitersparende
Eisenbahn!
Du führest von Stuttgart
Über Plochingen
Nach Göppingen:
Führe du oft
Schnell und sicher und wohlbehalten
Und wohlfeil
Unsre lieben Stuttgarter
Zu unsern lieben
Göppingern,
Unsre lieben Göppinger
Zu unsern lieben
Stuttgartern.

Hohenstaufen!
Du König unter den Bergen,
Du Kaisergrab! —
Hohenstaufen,
Du Adlernest,
Drauf die Adler horsteten,
Die ihre königlichen Flügel
Weltgebietend ausspannten
Vom nordseeumspülten
Friesenland
Bis hinab zu Siziliens
Sonnebeglänzter
Felsenstirn! —
Hohenstaufen,
Wenn ich dein gedenke,
So wird mir das Herz
Groß und kühn,
So schwillt mir der Busen
Von Sehnsucht und Wehmut; —
Hohenstaufen,
Deine heiligen Zinnen
Ich habe sie noch nie bestiegen,
Dein königliches Haupt
Ich hab es von Ferne nur gesehn:
Aber nun
Gedenk ich dich bald,
Vielleicht diesen Herbst noch
Im lieblichen September
Oder sonst, so Gott will,
Von Göppingen aus
Mit meinem lieben Schwager,
Rüstig zu besteigen.
Dann werden wir droben stehn,
Im Abendrot
Zwei hehre Jünglingsgestalten,
Wie Konradin und Friedrich,
Und werden in Weltgedanken seufzen
Und schnaufen.

Und wer sind jene,
Die zwo holden Frauenbilder,
Die auf moosigem Felsblock
Schwesterlich sitzen?
Sind das minnigliche Herzogskinder,
Kaiserinnen
Aus alter Zeit?
Ist's Irene, die schöne Griechin,
Die süße Hohenstaufenbraut?
Und ihrer Gespielinnen eine
Von Schwabens Burgen,

Ein rosig blühendes, blondgescheiteltes
Herzogstöchterlein? —
Nein, die Helferin von Göppingen ist's
Und ihre Schwägerin,
Die Helferin von Böblingen,
Haben ihre Eheherrn
Heraufbegleitet
Und schwärmen mit ihnen auf der Höhe
Bei Brot und schäumendem Bier.

Fantasie, Schwärmerin!
Und du Schmeichlerin Hoffnung:
Wohin traget ihr
Auf Zauberfittigen
Die ahnende Seele
Eines Helfers?

Aber ist's auch noch in weitem Feld:
Dieses und andres
Sollte doch, so Gott will,
Unter den gegebnen Aspekten
Und blinkenden Hoffnungssternen
Zu erleben sein.
Und so schließ ich meine Ode,
Welche unversehens, unwiderstehlich
Dem ungewohnten
Zu prosaischem Brief nur eingetauchten
Gänsekiel entquoll.
Gegrüßt sind mir,
Ihr gottgeliebten, glücklichen Leutchen,
Ihr und euer blauäugiger, flachshaariger
Ernst von Schwaben,
Von mir und meiner Hausfrau
Und meinem adlernasigen, schelmenäugigen
Gustav von Schweden.
Schreib auch, Paul,
Und sei nicht so schnöd,
Blos mit Professoren zu korrespondieren,
Helfer aber und Schwäger
Zu verachten.

Heil dir, Paul,
Hinfort wirst du
Edler Helfer in Göppingen!
Heil dir, Lottchen,
Hinfort wirst du,
Göppingens edle Helferin!

Böblingen, 4. Mai 1847.

Euer

Karl.

Böblingen, 14. Mai 1847.

Teuerste Eltern!

Daß es sich mit der Vaihinger Zusammenkunft nicht schicken will, thut uns armen Landpomeranzen bitter weh; von Tag zu Tag haben wir in diesen paradiesischen Maitagen gehofft und geharret auf das Wörtlein: Kommet!

Nicht nur um unseretwillen hätte es uns gefreut, — sondern besonders auch um Ihretwillen, liebe Eltern!

Wie paradiesisch muß jetzt der Blütengarten sein zwischen Stuttgart und Vaihingen, da wir schon hier im öden Böblingen gestern auf einem Spaziergang nicht aus dem Entzücken herauskamen! Wie erquickend müßte Ihnen, liebe Mama, ein Fährtlein, wie labend Ihnen, lieber Papa, ein Gänglein oder Fährtlein durch dieses Paradies von Duft und Glanz, in dieser himmlischen Balsamluft sein! Wir können uns deswegen noch nicht von der Hoffnung trennen, daß doch vielleicht in der nächsten Woche, ehe die Tage gar zu heiß werden, sich noch ein Nachmittäglein werde ausfindig machen lassen, und wir bitten recht herzlich: ist's möglich, so thun Sie's um Ihret- und um unseretwillen, auch wenn Auditors nicht mitkommen könnten, was wir aber doch hoffen.

In dieser Woche ist Böblingen Heil widerfahren: unser in Ehrfurcht geliebter König ist durch unsere Mauern gekommen, und die Familie Gerok hat wiederum wie sonst schon oft das Glück gehabt, diesmal in meiner Person von den Strahlen königlicher Huld angeleuchtet zu werden.

Am Morgen des 12. Mai zwischen 6 und 7 Uhr war die denkwürdige Stunde. Die geistlichen und weltlichen, königlichen und städtischen Beamten standen, etwa 25 Mann stark, in voller Uniform vor der Post in Parade. Als der König anfuhr und hielt, um umzuspannen, stürzte der Stadtschultheiß — leider war Onkel Rapp, der für sich dieses Amt in Anspruch genommen, mit seiner Meinung nicht durchgedrungen — an den Wagen, um mit Rücksicht auf die neuesten Ereignisse dem König unsern Abscheu, Glückwunsch, Dank und Ergebenheit zu bezeugen. Da geschah das Unerwartete und Ungewöhnliche. Während der Stadtschultheiß aus voller Brust hustete und mit beiden Armen agierte, schlug die Majestät das Spritzleder zurück und stieg aus, um sich

uns etliche Minuten lang vertraulicher zu widmen. Der König hatte nicht, wie ich mir vorgestellt, eine Krone auf dem Haupt, sondern eine Kappe, wahrscheinlich wegen der Reise, warmen Paletot, Hände in den Taschen.

Nachdem er dem Stadtschultheiß gedankt, trat er sogleich auf den Dekan, Stadtpfarrer Rapp, zu, fragte ihn, ob die Stimmung hier gut sei, und sprach zu ihm in bewegtem, fast heftigem Ton ernste, eindringliche, gesalbte Worte über den Ernst der Zeiten und die Pflicht des Geistlichen, darauf hinzuwirken, daß man sie „mit Demut und Mut“ ertrage. Während dieser Ansprache wußte ich, der ich hart neben dem Dekan stand und an den dieselbe mitgerichtet war, meiner Stellung, Miene und Augen einen solchen Ausdruck von treuer Loyalität, patriotischem Mitgefühl, geistlicher Salbung und kindlichem Zutrauen zu geben, daß nun der König, nachdem er geendet, sich mit sichtbarer Huld zu mir wandte und die denkwürdigen Worte sprach: „Wie lange sind Sie hier, Herr Helfer?“ Überrascht, angedonnert von diesem unerwarteten Glück wußte ich dieses (wie lang ich hier sei) im Augenblick um keinen Preis; aber eingedenk der Regel, daß man in solchen Fällen nur frech und frei irgend etwas antworten solle, ob wahr oder nicht, antwortete ich unverweilt und unerschrocken die schönen Worte:

„Drei Jahre, Majestät!“

Eine Antwort, durch deren Rundung und Bündigkeit der König sichtlich befriedigt war, und die auch, wie ich nachher bei wiedergekehrter Besinnung fand, der Wahrheit ziemlich nahe kam.

Worauf Se. Majestät noch einiges Allgemeine fragte, und nachdem er etwa fünf Minuten wie ein Vater unter seinen Kindern unter uns umhergewandelt, begleitet von unserm donnernden Hoch wieder abfuhr.

Dies war meine erste Unterredung mit unserem in Ehrfurcht geliebten Landesvater.

Digitized by Google

Einem oberflächlichen Beobachter könnte nun dieselbe gewöhnlich und unbedeutend erscheinen; aber dem tiefer Blickenden wird ihr Bedeutendes, Erfreuliches und Erhebendes nicht entgehen. Ich bitte dabei namentlich drei Punkte ins Auge zu fassen:

1. Den bezaubernden Ton der Huld und Gnade, womit die Frage des Königs gesprochen ward.

2. Die Unwürdigkeit der Person, an welche sie gerichtet war. Um mich standen glänzende Notabilitäten, Oberamtmann, Oberamtsrichter, Oberamtsarzt, Abgeordneter, der mit Militärmedaillen bedeckte Revierförster u. s. w., mit keinem von diesen sprach der König ein Wort, außer daß er den Oberamtmann etwas Amtliches fragte; an mich, einen geringen Helfer, wandte er sich, kannte mich als Helfer ungefragt, nannte mich Herr Helfer! —

3. Den Inhalt der Frage. Sein ganzes Herz war mit landesväterlichen, allgemeinen Gedanken und Sorgen erfüllt; alles, was er sonst sprach, bezog sich auf die gegenwärtige Not und Teurung und die Maßregeln deshalb, und nun mitten hinein dieses ganz persönliche Interesse für mich, für die Zeit meines hiesigen Aufenthalts!

Kein Wunder, daß ich glücklich und begeistert heimkehrte, und daß, während der Onkel gar nicht sehr erbaut war, sondern, wie es scheint, des Königs Anrede an ihn als eine Art Rüffel auffaßte — ich der lieben Sofie, die alles verschlafen, triumphierend die mir widerfahrene Ehre erzählte und den ganzen Tag in einem Nachglanz von Entzücken schwamm. — Der König kann hinfort auf mich rechnen!

Weiteres Wichtige über diese Szene wäre nur mündlich, in Vaihingen etwa, mitzuteilen.

Noch durch ein anderes Glück wurde dieser 12. Mai verherrlicht. Während des Mittagessens entflog durch ein auffahrendes Fenster der Kanarienvogel; barhaupt und ohne Halstuch bei brennender Mittaghitze, den Käfig in der Hand,

jagte ich mich $1\frac{1}{2}$ Stunden lang mit ihm durch Gärten, Äcker und Straßen der Stadt, von Baum zu Baum, von Zaun zu Zaun, von Haus zu Haus, unter lebhafter Teilnahme und zahlreicher Begleitung nicht nur der Gassenjugend, sondern auch der erwachsenen Einwohnerschaft, die mir von Fenstern aus verschiedene gute Räte gab und bei diesem Anlaß aufs neue ihre Anhänglichkeit kundthat. Endlich wurde der Vagabund in Dinkelackers Hof auf einem Bierwagen von einem Hausknecht gefangen und mit Verlust des Schwanzes, der unter jämmerlichem Gilfen des Malefikanten dem Fänger in der Hand blieb — und wieder nachwachsen wird, mir wohlbehalten wieder eingehändigt.

Nächsten Sonntag Nachmittag haben wir unser Bibel- und Missionsfest, wobei zwei Stuttgarter Prediger, Hofacker und Haakh, als Gastredner auftreten; wie schön wäre es, wenn der liebe Papa Zeit und Lust hätte, mitzukommen.

Überhaupt aber wird die Vaihinger Zusammenkunft überflüssig und uns zehnfach ersetzt, wenn die liebe Mama, begleitet von ein paar Mädchen und womöglich vom lieben Vater, in der nächsten Zeit versprochenermaßen auf ein paar Tägchen hieherkommt und bei uns ausruht; um so mehr, da uns im Sommer diesmal kein längerer Besuch zufallen soll. Wir bitten recht herzlich um diese große, längstverheißene Freude!! Bestimmt man uns den Tag, so können wir nach Vaihingen entgegenkommen; bis dorthin fahren Sie in einer Drotschke und von dort aus mit uns. Bitte! bitte!

Unser Bubele, das sich des Frühlings freut wie ein Füllen, ist heute Abend etwas mauderig; doch hoffen wir, es werde nicht von Bedeutung sein.

Unter unsern herzlichsten Grüßen mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer
Karl.

Unser theologischer Nachwuchs.*)

(Auszug aus einer Arbeit vom Nov. 1847.)

Die Jugend ist die Hoffnung der Zukunft. Die Hoffnung der evangelischen Kirche ruht zum großen Teil auf den Schultern unserer theologischen Jugend. Und je ernster auf der einen Seite von Tag zu Tag die Aufgaben werden, welche der evangelischen Kirche in den religiös-sozialen Kämpfen der Gegenwart zuwachsen, und je großartiger auf der andern Seite die Idee von sich selbst, welche ihr nach langer Selbstvergessenheit wieder aufgegangen ist und an deren Wahrung und Ausprägung in Bekenntnis, Kultus, Verfassung, innerer und äußerer Mission sie mit neuem Feuer jetzt eben Hand anlegt, umso mehr bedürfen wir eines tüchtigen theologischen Nachwuchses, einer theologischen Jugend, welche Kopf und Herz mitbringt für die Kirche.

Aber wo nicht am ersten, so doch am zweiten, am Herzen für die Kirche scheint es unserer theologischen Jugend von heutzutage gewaltig zu fehlen, zumal in unserem evangelischen Württemberg und ganz besonders in unserm altehrwürdigen evangelischen Seminar, weiland dem Stolz der württembergischen nicht nur, sondern der deutschen evangelischen Kirche, das die schöne für die Popularität der Anstalt wie für die Kirchlichkeit des Landes gleich bezeichnende Devise trug: Claustrum hoc cum patria statque caditque sua. (Dies Kloster steht und fällt mit seinem Vaterlande.)

Der Geist der Verneinung hat ja bekanntlich in diesem Seminar seit einem Dezennium gar üppigen Boden für seinen Samen gefunden. Der Konflikt, in welchen die Theologie mit der Kirche und tiefer die Philosophie mit der Theologie geraten ist, konzentriert sich am lebhaftesten in den Köpfen

*) Abgedruckt in Stirm, Studien der evang. Geistlichkeit Württembergs, Band XX, H. 1. D. H.

einer entzündbaren Jugend, und auf welcher Seite im Durchschnitt diese Jugend stehen wird, daß sie massenweise zur Fahne des neuen, des negativen, des radikalen Prinzips schwören wird, schon weil es das neue, negative und radikale ist, dies läßt sich ohne viel Psychologie im voraus weissagen.

So ist es denn in der That dahin gekommen, daß unsre theologische Lehranstalt den Frommen zum Schrecken und den Kirchlichen zum Ärgernis geworden ist. Jene auflösende Spekulation und zerfressende Kritik, die vor zwölf Jahren aus einer dieser Klosterzellen den Hauptschlag gethan, der die Theologie erschütterte, hat seitdem als lebendige Tradition in seinen Mauern sich fortgepflanzt und weiterentwickelt; sie hat in einigen ausgezeichneten Köpfen jenem bahnbrechenden Führer Nachfolger herangezogen, die in der Litteratur und auf dem Katheder sein Werk fortsetzen; sie ist auch für den Mittelschlag und für die Masse die breitgetretene Straße geworden, auf welcher „der gemächliche Troß bequem einherzieht hinter des Fürsten Einzug".

Da hausen denn in jenen Zellen des alten Augustinerklosters mit ihren theologischen Namen, in den Wänden eines „Bethlehem" und „Zion", eines „Eisleben" und einer „Wartburg", die radikalsten Gedanken der modernen Wissenschaft, und wie es bei einer von ihrem Gegenstand erfüllten Jugend zu gehen pflegt: was in den offiziellen Ausarbeitungen wissenschaftlich gesagt wird, kursiert im geselligen Gespräch als kleine Münze in Witz- und Schlagwort; was hinterm Pult gelesen, gedacht und geschrieben wird, das bildet auch außer der Studierzeit das Pathos des jugendlichen Geistes.

Vor fünfzehn und zwanzig Jahren waren es politische und patriotische Ideen, in welche auch die theologische Jugend ihr überflüssiges Feuer ergoß; seit aber dieser „böse Geist" teils gründlich ausgefegt, teils in sich selbst erloschen ist, haben sich die reformatorischen Jugendgelüste aufs Feld der Wissenschaft geworfen, und während man früher mit den

Einrichtungen dieser Welt gespannt war, ist man jetzt mit dem Jenseits zerfallen, während man damals politische Gesetzbücher kritisierte, annulliert man jetzt biblische Bücher und stößt Apostel vom Thron.

So ist es denn nicht zu leugnen, daß, während man es formell zu einer Geriebenheit des Geistes, zu einer kritischen Fertigkeit, zu einer Bekanntschaft mit theologischen und philosophischeu Resultaten, zu einem Schritthalten mit dem Zeitgeist gebracht hat, welches den, der nur ein paar Jahre von jenem Fokus der Weisheit entfernt war, mit Schrecken erkennen läßt, wie schnell inzwischen sein Standpunkt veraltet ist; daß, während unsre theologische Jugend von der Universität einen trefflich geschulten Kopf mitbringt, sie zu einem großen Teil ihre theologische Bildungsschule verläßt ohne Herz für die Kirche und für das kirchliche Amt, ja sogar ans Predigtamt herantritt, zerfallen mit der Bibel, die sie predigen, mit dem Bekenntnis, auf das sie sich verpflichten, mit dem Christentum, dem sie ihr Leben weihen soll"— als mit lauter Formen des Bewußtseins, die der moderne Geist längst überwunden hat.

Dies das Resultat. Die Aussichten, die sich hieraus für die Kirche ergeben, lassen sich nach den Ausführungen des Verfassers kurz dahin zusammenfassen: entweder entsagt der wissenschaftlich gebildete Theolog dem Kirchendienst und Strauß (Glaubenslehre II, S. 626) behält Recht, daß „nur noch religiös gebildete Idioten und theologische Autodidakten, die Vorsteher und Sprecher der Pietistenstunden, die Geistlichen der Zukunft sind". Zwar hat schon manchmal auch aus Schusterwerkstätten und Konventikelstuben ein verjüngender Lebenshauch die Kirche durchströmt. Aber schade wäre es, wenn die hehre Theologie zum Saturn würde, der seine eigenen Kinder frißt, und die theologische Jugend zum Orest, der seine Mutter Kirche mordet. Oder die Kirche bekommt an ihren Theologen Volksverführer, die ihre Doktrin ins Leben einführen und die Kirche, der sie dienen, untergraben. Oder die Theologen werden Heuchler, den Mietlingsgrundsatz: Weß Brot

Digitized by Google

ich esse, deß Lied ich singe, auf den heiligsten Beruf anwendend. Oder endlich: unsere Theologen bekehren sich, sie werden aus feurigen Jüngern der Weisheit dieser Welt ihre ebenso entschiedenen Gegner. Trotz manchem schönen Beispiel dieser Art: solche Fälle sind selten, und betrübend bleibt es, wenn einer nur durch Verneinung dessen, was er gelernt hat für sein Amt, tüchtig werden soll für sein Amt, wie man bei so mancher Investitur aus dem Munde des Eingeführten zu hören bekommt, er müsse seine Universitätsjahre als verlorene ansehen.

In einem zweiten Abschnitt „Vorschläge und Bedenken" wird jede Beschränkung ebenso der Lehr- wie der Studienfreiheit entschieden abgewiesen. Der dritte Abschnitt enthält „Rat und Trost".

Also der Rat. Vor allem keine Reaktionsmaßregeln, keine geistigen Kordone und Grenzsperren, die ja von den Seuchen doch übersprungen werden! Keine Proskriptionen irgend einer wissenschaftlichen Richtung, die ja nur Märtyrer hervorrufen! Lasset die Jugend spekulieren und kritisieren! Lasset sie Hegel und Schleiermacher — doch die sind ja längst ad acta gelegt! —, lasset sie Strauß und Feuerbach studieren! Und das alles lieber gründlich als oberflächlich!

Nicht auf negativem, sondern auf positivem Weg ist einzuwirken. Aber Letzteres nicht materiell, sodaß irgend eine theologische Richtung, irgend ein wissenschaftlicher Standpunkt als solcher protegiert und bevorzugt würde, sondern formell, indem gewisse Regionen der Theologie, gewisse Fächer des Studiums, die jetzt nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, während doch in ihnen der positive Schwerpunkt der Theologie liegt, mehr in ihre rechte Stellung gerückt und so ein harmonisches Verhältnis in den theologischen Studien hergestellt wird. Von da aus wird sich dann die materielle Einwirkung von selber machen. — Die Fächer, für die wir ein Wort einlegen möchten, sind namentlich exegetische, historische und praktische Theologie.

In der Exegese herrscht zwar heutzutage bei unserer

lieben theologischen Jugend die Einseitigkeit nicht mehr vor, welche uns vor zehn und fünfzehn Jahren gefährlich war, nämlich Paulus und Johannes schlechtweg zu Hegelianern und Schleiermacherianern zu machen, die biblischen Schriftsteller ins Prokrustesbett eines modernen philosophischen oder dogmatischen Systems zu spannen. Man steht seit Strauß mit der Bibel nicht mehr auf so harmlosem Fuß; man sieht sie sich historisch und kritisch an. Aber damit ist nur ein anderes Extrem eingetreten. Während man damals das moderne Bewußtsein unmittelbar in die heilige Schrift hineinlegte, läßt man jetzt beide so weit als möglich auseinanderfallen; während man damals die biblischen Schriftsteller zu Philosophen machte, macht man sie jetzt zu bornierten Idioten und gedankenlosen Köpfen; während man damals sich über die Differenzen der biblischen Lehrtypen durch eine oft oberflächliche Harmonistik hinwegsetzte, sucht man jetzt seinen Triumph darin, Widersprüche, und zwar wo möglich unauflösliche, zwischen den biblischen Schriftstellern aufzufinden, nach dem Grundsatz: Divide et impera! Während man damals nur den spekulativen Äther aus der Schrift herausdestillierte, betrachtet man sie jetzt als einen Kadaver, daran man kaltblütig seine Übungen mit dem kritischen Seziermesser macht; während man damals eine Exegese ohne Kritik hatte, hat man jetzt eine Kritik ohne Exegese. „Zu erfahren, ob ein Brief von Paulus sei oder nicht, ist dem Wißbegierigen jetziger Zeit wichtiger, als ihn zu lesen; die Widersprüche in Geschichtsdaten bedeutungsvoller, als die goldnen Worte der Evangelien“ . . . .

Man halte also die künftigen Diener am Wort zur Exegese an; und zwar nicht blos zu jener oberflächlichen, welche die Schriftsteller geschwind nach Hauptrichtungen rubriziert, sondern zu einer gründlichen, die sich in die lebensvollen biblischen Grundgedanken vertieft; nicht bloß zu jener kalt-objektiven, welche dem Schriftsteller zum voraus feind-

lich gegenübersteht und ihn hinstellt je schlimmer desto besser, sondern zu einer liebevollen, geistreichen Exegese, die im Buchstaben den Geist zu finden, aus dem Stein das Feuer zu schlagen und an diesem Feuer sich selbst zu entzünden weiß; nicht nur historisch-grammatische, die natürlich immer die Grundlage bleiben muß, sondern auch religiös-praktische Exegese. Was gilts, wenn der junge Mann seine Bibel besser kennt, wird er sie lieben, und wenn er sie liebt, wird er sie durch die Kritik sich nicht so leicht entleiden lassen! —

Fürs zweite: Kirchengeschichte! Dogmengeschichte! Historische Studien in der Theologie! Aber nicht jene vornehmen, wo man ganze Richtungen mit einem Schlagwort abmacht, sondern jene demütigen, die sich vor allem treulich und redlich auch ins Detail versenken mögen; nicht jene abstrakten, die den Geist ganzer Jahrhunderte gefaßt zu haben meinen, wenn sie ihn in eine dünne philosophische Formel gebannt, sondern die konkreten, die auch das Geschichtliche in der Geschichte, Blut und Nerv, Charakter und Leben aufzufassen wissen. Wie selten hat einer von uns auch nur eine patristische Schrift, die Klementinen, ein Cur deus homo? und dergleichen gelesen! Ja, was noch schlimmer: welche vornehme Ignoranz in Betreff unsrer symbolischen Bücher! Eine genauere Kenntnisnahme von den letztern, eine Geschichte ihrer Entstehnng, eine Vergleichung ihres Inhalts sollte wahrlich keinem evangelischen Theologen erlassen werden!

Kein besseres Gegengewicht gegen einseitige philosophische Abstraktionen und leichtfertig absprechende Kritik, als gründliche Geschichtsstudien! Gewiß, der junge Kritiker wird Respekt bekommen vor dem Christentum, wenn er die Ahnenreihe seiner Heroen, die Annalen seiner Kämpfe und Siege genauer ansieht; er wird mißtrauischer werden gegen seine nagelneue Weisheit, wenn er findet, wie die Kirche schon manch andern Strauß siegreich bestanden hat, schon durch manch andres Feuer und manch andern Bach hindurch-

gegangen ist, als durch die von heutzutag, nach der Verheißung: So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden!

Und nun laßt ihn hervorragende Gestalten der Kirchengeschichte herausgreifen: einen Athanasius, Gregor, Augustin; führt ihn in merkwürdigere Perioden spezieller ein, ob nicht Charaktere kräftiger auf ihn wirken als Kategorien, Handlungen ihn lebendiger anregen als Systeme! Nehmen wir nur die Reformationsperiode. Eine Spezialgeschichte der Reformation ist unseres Gedenkens auf unsrer Universität nie gelesen worden. Und doch wie instruktiv einerseits, wie anregend anderseits wäre eine solche, geistreich behandelt, für den jungen evangelischen Theologen, zumal in den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart. Hier haben wir ein zweites Urchristentum. Dieselben geistigen Mächte, die vor achtzehnhundert Jahren die Welt reformiert, haben vor dreihundert Jahren das verweltlichte Christentum reformiert. Hier steht abermals auf der einen Seite ein verknöchertes Judentum, auf der andern ein leichtfertiges Heidentum, und zwischen beiden springt frisch und kräftig, verjüngt und verjüngend, der lautere Brunnquell des Evangeliums hervor. Und, was nicht gering anzuschlagen, hier haben wir konkrete, geschichtlich nahe Gestalten, die keine Kritik wegdemonstrieren kann; hier haben wir Thaten und Handlungen, die in keinen Mythus sich auflösen lassen. Eine solche markige Gestalt, in einem glücklichen Augenblick mit jugendlicher Begeisterung erfaßt, hat schon oft einem ganzen Leben seine geistige Richtung gegeben. — Und dieses geschichtliche Moment ist wieder speziell ein nationales. Hundeshagen hat uns erst neulich wieder kräftig daran erinnert, (Der deutsche Protestantismus), daß die Reformation durch und durch eine deutsche That ist. Unsre jungen Theologen in ihrem philo-

sophischen Kosmopolitismus dürfen wohl wieder stolz darauf werden, daß sie deutsche Theologen sind, daß es der deutsche Geist ist, der als sein edelstes Werk die Reformation hingestellt hat. Gewiß, sie werden ein wärmeres Herz bekommen für ihre Kirche, für deren Vorzüge und Gebrechen, wenn sie sie nicht bloß als ein Machwerk der Theologen, sondern als eine That des deutschen Volkes auffassen. — Und ans allgemeine nationale möge sich das Provinzielle anschließen. Was bringen wir württembergischen Theologen von unsrer württembergischen Kirchengeschichte für Kenntnisse ins Amt außer ein paar trivialen allgemeinen Daten? Was wissen wir außer den Namen von unsern Brenz und Schnepf, von unsern Andreä und Osiander, von unsern Oetinger und Bengel? Wollen wir unsre Kirche organisieren und weiter bauen: es muß auf historischem Grund und Boden geschehen. Wollen wir unserm Volk, unsrer Jugend wieder ein Herz machen für die Kirche, für den Gustav-Adolf-Verein u. dergl.: wir müssen anknüpfen an den geschichtlichen, an den nationalen, an den provinziellen Boden; wir müssen ihnen sagen können: Sehet, das haben württembergische Fürsten und Männer, das haben eure Väter für den evangelischen Glauben gethan und gelitten; das ist in Urach und das in Reutlingen, das in Ulm und das in Heilbronn, das in Tübingen und das in Stuttgart geschehen in jenen denkwürdigen Tagen. — Also mehr Geschichte; Kirchengeschichte; Reformationsgeschichte; württembergische acta ecclesiastica!

Dies führt uns auf den dritten Punkt: die praktische Vorbildung. Nicht sowohl die homiletische und katechetische Vorbildung ist hier gemeint; für diese ist verhältnismäßig trefflich gesorgt, wiewohl auch hiefür bei mehr Zeit mehr geschehen könnte. Wie fruchtbar wäre z. B. eine Geschichte der Kanzelberedsamkeit mit Beispielen; von Chrysostomus und Ambrosius bis auf Krummacher und Lacordaire! — Aber wie viel hat der Geistliche im Amt noch zu thun

außer Predigt und Kinderlehre, und steht ohne Vorbildung ratlos da. Wir sollen Schule halten und Schulen inspizieren, und unter dreißig haben kaum fünf Pädagogik gehört. Wir sollen die Kirche vertreten beim Staat und der Gemeinde und dem Staat und der Gemeinde an die Hand gehen durch Schreibereien, Tabellen und Berichte, und wissen von Kirchengesetzen und Kirchenrecht fast nichts, als die Namen jener drei Theorien gelehrten Angedenkens: Episkopal-, Konsistorial- und Presbyterialsystem. Wir sollen eingehen auf die geistlichen Bedürfnisse unsrer Beichtkinder und mit ihnen reden am Krankenbett und bei der Beichtanmeldung, und kennen doch nicht die religiöse Sprache unsers Volks, wissen nichts von jenen volkstümlichen Tröstern, die vom Urgroßvater her auf ihren Simsen und Kästen liegen, von Schmolk und Hiller, von Arndt und Starke, von Hahn und Oetinger, von Scriver und Müller, als daß sie obskure Leute sind, weil sie keine Philosophie studiert, keine Kritik verstanden und keine Dogmatik geschrieben. Wir sollen unser Votum abgeben in Angelegenheiten des Kultus, und wissen nichts von Liturgik und Hymnologie, sind Ignoranten im Spruchbuch und Gesangbuch.

Es ist wahr: zu allem Detail ist auf der Universität weder Ort noch Zeit; in dem allem macht erst Übung den Meister; der Vikar kann sich da einschulen bei dem Pfarrer, und der Pfarrer hat fortzulernen und fortzustudieren, so lang der Geist frisch bleibt; aber wie viel weiter könnte man in der Praxis kommen, wie viel schneller sich zurechtfinden, wie manchen Mißgriff und Beschämung sich ersparen, wenn man von der Universität nur auch einen Überblick, einige leitende Ideen mitbekäme in die Praxis. Die Männer sind da; es fehlt nur an Zeit; ergo censeo quinquennium esse restituendum (Deshalb fordre ich die Wiedereinrichtung einer fünfjährigen Studienzeit) . . . .

Mehr als Vorlesungen auf der einen und mehr als

Klostergesetze auf der andern Seite wirken bei der Jugend Persönlichkeiten. Mehr als Systeme richten Charaktere, mehr als Bücher richten Männer aus: Männer, die mit Gelehrsamkeit Charakter, mit der Schärfe der Wissenschaft Wärme des Herzens, mit der Überlegenheit des Geistes liebreiche Humanität verbinden. Wo Propheten sind, scharfe, feurige Eliasgeister und milde tiefe Elisaseelen, da werden auch Prophetenkinder sich sammeln.

Wenn irgendwo es gilt, daß die lebendige Persönlichkeit es ist, welche lebendig auf Personen wirkt, welche ihr geistiges Leben durch geistigen Rapport auf ihre Umgebung verpflanzt und gleichgestimmte Kreise um sich zieht: so gilt es gegenüber der Jugend. Wer läßt sich so gern imponieren durch das Imposante, wer ist so begeisterungsfähig, so bereit, Schulen und Parteien zu bilden, als unsre liebe plebs academica (akademische Jugend)? — Also Männer! Charaktere! . . .

Für uns Jüngere sei hier nur Steudel erwähnt. Mein Studium fiel in seine letzte Zeit. Sein wissenschaftlicher Standpunkt war damals ganz unpopulär, seine Vorlesungen waren sehr dünn bevölkert; über die Schwerfälligkeit seiner Auffassung und seines Ausdrucks machte jedermann sich lustig; selbst seine gründliche Gelehrsamkeit und seine oft treffenden Gedanken wurden wenig anerkannt; und doch — wenn man seine Bücher ungenießbar, seine Vorlesungen entbehrlich fand: wer von uns hatte nicht Ehrfurcht vor dem Mann? Vor diesem unbestechlichen Wahrheitssinn, dem es, fern von Systemmacherei und Sektenstifterei, um nichts zu thun war, als um Wahrheit, und wärens auch nur Bruchstücke einer Wahrheit, dabei Herz und Kopf sich beruhigen könne; vor diesem redlichen Eifer, der in jeden Satz und in jedes Wort sein ganzes Herz legte; vor dieser väterlichen Teilnahme und Besorgtheit für die Jugend; vor dieser männlichen Geradheit, die, mochte sie rechts oder links, oben oder unten anstoßen, freimütig in die Schranken trat für das als

recht Erkannte? — Gewiß Hunderte, die laut ihn bespöttelten, gaben ihm im Herzen die Ehre; und die damals nicht wußten, was sie an ihm hatten, habens hinterdrein mit Dank und Beschämung erkannt. . . .

Endlich zum Rat noch einen Trost.

Auch künftig werden wir, wenn wir eine theologische Promotion am Schluß ihrer Studien mustern, hauptsächlich dreierlei Leute vor uns haben:

1. Solche, die durch ihr theologisches Studium mit der Theologie zerfallen sind; die, vielleicht zu den glänzendsten Köpfen gehörig, entweder durch ihre wissenschaftliche Überzeugung oder durch irgend ein besonderes Talent, das sie in sich erkannt, eine Lebensrichtung, die sich in ihnen ausgebildet, sich selbst auf eine andre als die kirchliche Laufbahn hingewiesen sehen. Was wird die Kirche ihnen gegenüber thun? — Sie wird sagen: Ziehet hin im Frieden! Wir halten euch nicht: denn wir wollen freie Diener; wir verdammen euch nicht: denn ihr habt kein Klostergelübde gebrochen; wir brauchen euch nicht: denn allen Respekt vor euerm Talent, aber der Geist ist an kein Individuum gebunden; wir fürchten euch nicht: denn lieber ein offener Feind, als ein falscher Freund; wir stehen Euch nicht im Wege, denn wir wissen wohl: es sind mancherlei Gaben und vielerlei Ämter und allerlei Kräfte. Die Mutter Kirche hat euch mit ihren Küchlein ausgebrütet; es hat sich herausgestellt, daß ihr andre Vögel, daß ihr Wasservögel seid. Wohlan denn, so gehet aufs Wasser! Werdet, wozu euch der Genius treibt, Dichter oder Mathematiker, Oberregierungsräte oder Zeitungsredaktoren, Philologen oder Professoren der Ästhetik, Generäle oder Diplomaten; denn auch heute noch kann ja dies alles aus einem württembergischen Magister werden. Schwimmet, so gut ihr könnt, und behaltet womöglich ein wenig Pietät im Herzen gegen die Mutter, unter deren treuen Flügeln ihr flügge worden seid. Und hiemit Gott befohlen!

Digitized by Google

2. Ein andres Häuflein wird dastehen: die sind ebenso entschieden für, als jene wider. Sie fühlen sich mit dem Glauben der Kirche im Einklang; sie sind bereit, auf Bibel und Symbol zu schwören; sie brennen schon vor freudigem Pastoraleifer. — Schön, ihr seid der Benjamin unter den Söhnen! Ist euch der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen fremd geblieben? gut! Habt ihr ihn überwunden? noch besser! Wir nehmen euern Handschlag an, aber auf Hoffnung. Euer Bekenntnis, jetzt noch mehr oder weniger Buchstabenbekenntnis, muß ein Herzensbekenntnis — und wenns das jetzt schon ist, so muß es ein Lebensbekenntnis werden, praktisch sich abklären, bewähren und bethätigen. Übung macht erst den Meister; darum seid bescheiden und besonnen! Meinet ja nicht, euern Glauben durch Unwissenschaftlichkeit und euern Eifer durch Ketzerrichterei beweisen zu müssen! Haltet euch ja nicht für berufen, sogleich den Propheten- und Richterstab zu schwingen in ungewaschener Hand! Sondern wie es Dienern und wie es Anfängern geziemt, demütig gehet hin an euer Tagwerk in den Weinberg des Herrn!

3. Eine dritte Schar endlich, und das die größte, wird vom Studium herkommen mit geteiltem Herzen. Sie haben guten Willen, aber sie fühlen sich innerlich noch nicht fertig; sie treten zur Kirche heran nicht ohne Ehrfurcht, aber in Kopf und Herzen sitzen noch allerlei philosophische Zweifel und kritische Bedenken. — Nun immer heran auch ihr; seid willkommen auf Hoffnung! Die Kirche verzweifelt nicht an euch, verzweifelt ihr nicht an der Kirche! Ihr sollt ja noch nicht Meister sein, ihr habt ja noch nicht ausgelernt. Auf die Lehrjahre der Universität kommen die Wanderjahre, und zwar lange Wanderjahre des Vikariats; von der hohen Schule der Wissenschaft gehts in die niedere Schule des Lebens, und es fragt sich, in welcher von beiden mehr zu lernen ist. So steige denn herab, Freund, von deiner akade-

mischen Höhe. Du trittst nun aus deiner Studentengenossenschaft in das Kollegium des Klerus; wirst der Gehilfe vielleicht eines ehrwürdigen, im Glauben und im Dienst der Kirche grau gewordenen Knechts Gottes; wirst der Genosse von Männern, die ihre volle Manneskraft der Arbeit am Reiche Gottes widmen. Das wird den studentischen Übermut dämpfen und dir vorläufig Respekt einflößen vor dem Amt, das die Versöhnung predigt.

Du trittst auf die Kanzel im Dienst am Wort. Und da steht denn auf der einen Seite vor dir die Gemeinde mit ihrem uralten Christenglauben als eine heilige imponierende Macht, gegen die du doch nicht so ohne weiteres deine Weisheit von gestern her wirst ins Feld führen wollen; da steht auf der andern Seite vor dir das Wort Gottes und erschließt dir, während du vielleicht anfangs ungern daran gehst und nur gezwungen darüber sinnst und predigst, allmählich Tiefen der Weisheit und Kräfte des Lebens, von denen du zuvor keine Ahnung gehabt und vor deren unmittelbarer Gewalt ein gutes Teil deiner kritischen Zweifel sein Gewicht verliert.

Du trittst in die Schule und sollst die Kleinen lehren. Da nützt dich deine hohe Weisheit nichts; da gilts einfältig zu werden mit den Einfältigen; da werden dir Spruchbuch, Katechismus und Konfirmationsbüchlein wichtige Bücher, Lehrbücher werden, die, obwohl weder im kristallhellen Fluß Schleiermacherscher Dialektik, noch im ehernen Guß Hegelscher Architektonik sich darstellend, dennoch dir die christliche Wahrheit als ein Ganzes zeigen, als ein System, nicht nur reich an Inhalt, sondern auch zusammenhängend, harmonisch, geschlossen in der Form.

Du trittst unter die Gemeinde hinein als Seelsorger, sollst die Irrenden ermahnen, die Fragenden beraten, die Leidenden trösten; da hilft dir kein Strauß und Feuerbach; aber Bibel, Spruchbuch und Gesangbuch, Arndt und Hiller und wie sie alle heißen, die alten Tröster, die du mit

unendlicher Verachtung einst angesehen, weil sie keine Philosophen gewesen, und in denen du nun Mark des Lebens und Salz der Wahrheit findest.

Du kommst in Berührung mit Erweckten, mit Gemeinschaften, und sollst ihnen gegenüber deinen Mann stellen als Diener und Vertreter der Kirche. Wer weiß, ob dich nicht so ein Stiller im Lande mit seinem ruhig heitern Antlitz, so ein Stundenhalter mit seinen klugen Augen und seiner volkstümlichen Herzensberedsamkeit ins Gedränge bringt samt all deiner Schulweisheit.

Du sollst ratend, helfend eingreifen ins soziale Leben; für die Armen mitsorgen, die Verwahrlosten mitberaten, die dämonischen Gelüste des Proletariats bändigen helfen. Da wirst du einsehen, daß das Christentum nicht nur Wissen ist, sondern Leben; daß zum Theologen nicht nur Kopf gehört, sondern auch Herz; daß die wilden Mächte der Zeit und die drohenden Geister der Zukunft durch keine philosophische Formel können gebannt werden, sondern — wenn irgend — allein durch den Zauber evangelischer Liebe und den Mut evangelischen Glaubens.

Du trittst selbst in die Schule der Erfahrung; der Ernst des Lebens wird Bedürfnisse in dir zum Bewußtsein und Kräfte in dir zur Reife bringen, die im fröhlichen Leichtsinn und idealistischen Hochgefühl des Jünglings geschlummert.

Und nun unter all diesen Aufgaben und Einflüssen — gieb acht, ob es nicht auch bei dir zu dem schönen Pastoralbekenntnis eines großen Amtsvorfahrs kommen wird, der auch von der hohen Schule aus in die Zucht des heiligen Geistes kam und nach kräftigen Irrtümern erst die Gotteskraft christlicher Wahrheit erfuhr: Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben; gieb acht, ob nicht auch dir, wie jenem großen Theologen

des Urchristentums, der ein echter Spekulativer und zugleich der innigste Christ war, die Wahrheit, die du als Abstraktum einst in blauer Luft gesucht, sich mehr und mehr konzentrieren wird in der lebendigen Person dessen, der da spricht: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben!

Nicht als müßtest du darum alle deine Universitätswissenschaft als Ballast über Bord werfen und alle deine Jugendideale als sündliche Träume verläugnen. Nein, eine Revision derselben wird sich von selbst ergeben, Retraktationen werden nicht ausbleiben; aber was daran wahr und echt ist, das wird auch die Probe des Lebens halten, dafür darfst und sollst du einstehen, das sollst du als deine Gabe und Opfer der Kirche und dem Herrn der Kirche zu Dienst stellen. Denn jedes von beiden hat sein Recht, und eins muß am andern sich erproben und korrigieren: die Idee und die Praxis, das Wissen und das Leben.

Das ist der Gesichtspunkt, unter den wir unsre theologische Jugend stellen möchten, um ihre Zustände ebenso gegen Überschätzung als gegen Mißachtung zu sichern: der Gesichtspunkt der Entwicklung. Und dieser Gesichtspunkt ist nicht etwa ein Notbehelf, hervorgesucht für die Verlegenheiten der Gegenwart, sondern es ist ein natürlicher und notwendiger, der immer gegolten hat und gelten wird für die Einzelnen in der Kirche wie für die Kirche im ganzen. Unsre Väter und Großväter, die vor sechzig Jahren mit Rousseau schwärmten, vor fünfzig mit Kant kritisierten, vor vierzig mit Fichte und Schelling spekulierten, sind auch nicht bei der Weisheit ihrer Jugend stehen geblieben. Und so wirds bleiben, so lange der Theologe ein Mensch ist, der sich entwickelt. Es ist gleich gesagt, und es hat auch wohlverstanden seine volle Wahrheit: Die Kirche will zu ihrem Dienst ganze Leute. Aber wann bin ich denn ganz? Dann wahrlich nicht, wenn ich einen Teil meines Wesens,

heiße er Vernunft oder Gemüt, Kopf oder Herz, wegwerfe, um mit dem Rest desto ungestörter in behaglicher Einseitigkeit hausen zu können; dann nicht, wenn ich auf irgend einer Station meiner Entwicklung sage: Punktum! bis hieher und nicht weiter! — sondern dann, wenn ich mich ganz, mit allen gottverliehenen Gaben meines Geistes, mit allen Seiten meines Wesens, so weit und so lang meine Kraft reicht, dem Dienste der Wahrheit nnd Gerechtigkeit, dem Dienste des Reiches Gottes ergebe.

Eben darum aber findet der Begriff der Entwicklung nicht nur auf unsre Jugend, sondern auch auf uns Ältere seine Anwendung. Hoffen wir von unsrer Jugend, daß sie alt werde, so darf sie von uns erwarten, daß wir jung bleiben; daß wir nicht mit dem letzten Examen der Wissenschaft den Abschied geben, um uns in behaglicher inertia pastoralis (pastoraler Trägheit) einzupuppen und alles, was Neues über die Berge herüberklingt, komme es vom Neckar oder von der Spree, entweder träge zu ignorieren oder zelotisch zu verdammen, eben weil es neu klingt. Auch auf dem ewigen Grunde, der da heißet Christus, giebt es eine Fortentwicklung, für den Einzelnen wie für die Kirche. Und wenn die Kirche sich fortentwickelt, so darf der Einzelne nicht zurückbleiben, oder er fällt ab als totes Glied; und wenn die Einzelnen stehen bleiben, so wird auch in der Kirche das Leben stocken. — Darum laßt uns in Demut trachten, daß wir immer völliger werden und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus.

Aber auch für die mit der Kirche jetzt verfeindete Spekulation und Kritik nehmen wir den Begriff der Entwicklung in Anspruch. Wir können in der tausendjährigen Arbeit des philosophischen Geistes nicht eine plan- und fruchtlose Sisyphusarbeit, in den mühsamen Gängen einer redlichen Kritik weder lauter verbotene, noch lauter Irrwege sehen. Wir bekennen uns noch zu dem Glauben, daß der denkende

Geist sich demselben Ziel zu entwickle, an welchem der religiöse ausruht, und wir glauben, Spuren einer solchen Entwicklung sind gerade im jetzigen Moment nicht zu verkennen. Oder ringt nicht eben jetzt die Spekulation sichtlich nach einem Prinzip, in welchem die Einseitigkeit des vorigen philosophischen Stadiums überwunden sei, in welchem neben dem Denken auch das Sein, neben dem Wissen das Wollen, neben dem theoretischen der ethische Geist zu seinem Recht komme? Und die Kritik — abgesehen von der tollgewordenen eines Bruno Bauer —, die wirklich wissenschaftliche Kritik, wird sie nicht, wo noch so viel historisches Dunkel aufzuhellen ist, wo noch fast alljährlich neue Bruchsteine teils von ihr selbst, teils von der Gegenseite zu Tage gefördert werden, darauf verzichten müssen, jetzt schon ihr Resultat abzuschließen, und sich genügen lassen müssen an dem Ruhm, in Gemeinschaft mit den Gegnern Bausteine zuzurichten zu einem künftig zu vollendenden Bau?

Also Entwicklung hüben und drüben! — Freilich geht solche Entwicklung weder im einzelnen noch im ganzen immer friedlich und regelmäßig vor sich, wie die Entwicklung der Pflanze von der Knospe zur Blüte, von der Blüte zur Frucht. Denn was wir meinen, ist eine Entwicklung im Reiche der Freiheit, im Reiche des Geistes; ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem, was von oben, und dem, was von unten her ist. Da können Momente eintreten, wo der Kampf ein verzweifelter, wo die Entwicklung zur lebensgefährlichen Krisis wird, und daß ein solcher Moment jetzt ist: wer will es leugnen? — In solchen Epochen kostet denn auch im einzelnen der Kampf manches Opfer. Nicht alle ringen sich zum Frieden durch; es giebt Überläufer zum Feinde; es giebt Flüchtlinge, die sich dem Kampf entziehen; es giebt Tote, die geistig zu Grunde gehen; es giebt Verwundete, welche Narben an der Seele davon tragen, die nie mehr ganz heilen, welche beim redlichen Ringen den Wider-

haken des Zweifels lebenslang nicht mehr los werden, wie man einen Knochensplitter, eine Kugel lebenslang im Fleische tragen kann. — Das ist nun nicht zu ändern. Auch die Schlachten des Geistes gehen ohne Wunden und ohne Verlust an Mannschaft nicht ab. Daß unsre Generation gerade darunter zu leiden hat, das ist unser Zoll, den wir unserm Jahrhundert entrichten müssen, eine geistige Zeitplage, wie es materielle Zeitplagen waren, wenn unsre Väter vor zweihundert Jahren in den Jammer des dreißigjährigen Krieges, vor vierhundert Jahren in die Schrecken des schwarzen Todes hineingeboren waren. Die Kirche aber im ganzen muß das ertragen im demütigen Bewußtsein, daß sie dermalen nicht die triumphierende ist, sondern die streitende, nicht auf Herrlichkeit, sondern auf Kreuz- und Knechtsgestalt angewiesen. Sie muß es ertragen im Rückblick auf den Ausspruch ihres Herrn und Meisters: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! und im Hinausblick auf das große Ziel, daß das Reich Gottes komme.

Denn der Kampfpreis, den es gilt, ist ja nichts Geringeres, als jene Reichskleinodien, die im Reich Christi der Welt ein für allemal geschenkt sind, die aber von jedem Individuum und jedem Geschlecht erst ausdrücklich errungen und mit den Gedanken und Irrtümern, Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeiten immer aufs neue wieder vermittelt werden müssen: die ewigen Heilsgüter Wahrheit, Freiheit, Friede!

Böblingen, 3. März 1848.

Liebe Eltern!

Die neugeschenkte Preßfreiheit glaube ich nicht besser benützen zu können, als indem ich Ihnen einen recht aufrichtigen Brief schreibe.

Vorerst also unsern nochmaligen herzlichen Dank für den freundlichen Besuch, der uns so seelenvergnügte Tage gemacht.

So weh es uns that, daß Sie, liebe Mutter, nicht mitkommen konnten, so mußten wir uns doch bei dem stürmischen Wetter darüber freuen; wir hoffen nun, daß Sie am Ostermontag mit der gesamten Familie Ihren Sohn Eduard hier werden predigen hören.

Im übrigen wird uns dieser jüngste Besuch des lieben Vaters und der beiden Schwestern besonders merkwürdig und unvergeßlich bleiben durch die gewaltigen Weltbegebenheiten, deren erste Kunde uns hier am abendlichen Tisch erschütterte und den beiden Jungfrauen den Appetit zum Nachtessen zerschlug. Die Ansichten der Dinge haben sich doch vorerst etwas weniger düster gestaltet. Was mir gefällt, ist einerseits die Ordnung des Volks dort am Herd der Revolution und andrerseits der Fortschritt der Regierungen, die Bewegung vorwärts hier bei uns; so könnten am Ende, so Gott will, die Schäden der Zeit durch Reform statt durch Revolution geheilt werden und das 19. Jahrhundert den Ruhm haben, auf edlerem, unblutigerem Wege zu erkämpfen, was das 18. im Wahnsinn seines letzten Jahrzehnts durch Blutströme meinte erkaufen zu müssen: Menschenrecht und Völkerglück.

Und wie? wenn namentlich unser liebes Deutschland — darin stimme ich ganz mit Fritz überein, wie auch die Klugen unglaubig die Köpfe schütteln, — wieder ein Volk würde bei dieser Gelegenheit, wenn wir einen deutschen Reichstag bekämen statt des heillosen Bundestags und der alte Barbarossa erwachte? — Der deutsche Michel als ein Engel Michael wieder unter den Völkern stände, streitbar und herrlich? — Soviel Jugend und Poesie und Patriotismus und meinetwegen Dummheit hab ich noch im Herzen, daß mir bei solchen Hoffnungen das Herz aufgeht und das Blut wallt.

Freilich das alles kann auch anders kommen oder erst kommen nach Stürmen, deren Ende wir nicht mehr sehen. In Paris, wo man nach den neuesten Zeitungsnachrichten

meinen sollte, daß lauter edelste Seelen, Timoleone und Aristidesse in schwarzen Fräcken oder blauen Blusen umherlaufen, mit der dreifarbigen Kokarde im Knopfloch, kann die jakobinische Bestie oder der napoleonische Ehrgeiz ans Ruder kommen, und dann adieu Weltfrieden! In Deutschland, wo seit ein paar Tagen die Völker so eine kräftige und die Fürsten so eine milde Sprache reden, kann's da und dort zu einem feindlichen Stoß kommen, von dem zähnefletschenden Ungeheuer des Kommunismus nicht zu reden, das jetzt wieder neue Gelüste bekommen wird; — überhaupt wer will nach dem, was seit acht Tagen geschehen, nur auf acht Tage hinaus prophezeien! — Unser Trost bleibt: Ein Gott ist's, der die Sonne lenket! — Und so hoch der Himmel ist über der Erde, so hoch sind seine Gedanken über unseren Gedanken und seine Wege über unseren Wegen.

Fabers haben am gestrigen Wochenmarkt Lebensmittel im Vorrat gekauft, weil er behauptet, in vier Tagen sei der Franzos von Straßburg in Böblingen und dann schlagen Eier und Butter auf.

Das muß ich doch auch noch sagen: giebt's eine ergreifendere, rührendere Szene in der Geschichte der vorigen Woche, als die edle, dreimal unglückliche Witwe von Orleans mit ihren Kindern in der Deputiertenkammer? —

Jetzt bin ich aber so ins Politisieren hineingekommen, daß ich mich ganz schäme. Und doch habe ich Ihnen beiden noch zu danken für die lieben Briefe; habe Fritzen zu gratulieren zu Lorbeeren und Rosen, die ihm in der Zukunft winken.

In die Stuttgarter Luft ein wenig hineinzuschmecken und Weltgeschicke zu riechen, gelüstet mich freilich gar sehr; vielleicht reicht's einmal bald in einem Tag hin und her.

Brüderlein und Schwesterlein dahier sind gottlob wohl und lieb. Ersterer hat immer noch Heimweh nach seinen Lederhöschen und fragt alle Morgen: schlafet d'Stuttgarter

im Gaststüble? — Letztere übt sich seit heut Nacht im Papasagen. Sofie dankt noch besonders für den herrlichen Küchengruß und bittet um Verzeihung wegen der Weinkrüge, die bei nächster Gelegenheit folgen. Großmutter, die gestern und heut bei einer Wäsche treulich beigestanden, grüßt mit uns herzlich.

Mit kindlicher Liebe

Ihr

gehorsamer

Karl.

Böblingen, 8. Sept. 1848.

Lieber Paul!

Deine lieben runden Buchstaben bringen uns allemal schon auf der Briefadresse Heiterkeit und schön Wetter ins Haus und haben auch diesmal wieder große Freude gemacht.

Für deine nachsichtige Aufnahme meiner akademischen Stilübung und die gnädige Strafe bedank ich mich schönstens. Das Ding ist so unschuldig, daß von den verschiedensten Seiten Belobungen an mich einlaufen, z. B. von Feuerlein eine zugleich mit einer vom Schwager Kapff. Die meisten Leser versichern mich übrigens mit lachendem Munde, es habe ihnen „viel Spaß" gemacht; so Hauber von Tübingen und Landerer, der sich mir auf dem Schaichhof als den „älteren Nachwux" (per Druckfehler steht im Stirm — wuchs) präsentierte. Auf der ganzen Universität und auch im Stift befindet sich übrigens, wie mich dein Heinrich neulich versicherte, kein einziges Exemplar. Nun — transeat cum ceteris!

Auf den Schaichhof hätte ich dich natürlich vor allen eingeladen, wenn ich nicht der weiten Entfernung wegen einen Korb für mehr als gewiß gehalten hätte. Es war wirklich schön; Schmid zwar nicht gut als Präsident, aber

lieb als Mensch; ich spürte mich abermals von stärkender Kirchenluft angeweht. Ohne Händel konnte es freilich, wie du aus den Zeitungsberichten gesehen hast, auch dort nicht ganz abgehen.

Hofacker habe ich dort zum letztenmal gesehen und gehört; den andern Tag legte er sich aufs Totenbett. Ein schmerzlicherer Verlust als der seine konnte nicht nur die Stuttgarter, sondern die württembergische Kirche gegenwärtig kaum treffen; seine Leichenfeier war gewiß die großartigste in Stuttgart seit einem Menschenalter; für mich (ich war dabei) wieder einmal ein rechter Bußtag; denn gegen so einen Mann ist und bleibt eben unsereins ein Tropf.

In voriger Woche hatten wir die Freude, meinen Vater als Visitator hier zu sehen. Ich kann ihm ganz unparteiisch das Zeugnis geben, daß er sich brav gehalten und dem goldenen Kreuz Ehre gemacht hat. Er hat in der Kirche, wo er einen Diözesangottesdienst veranstaltete, sowie namentlich in den Schulen eine Würde und eine Lebendigkeit entfaltet, wie sie hier seit Menschengedenken an Prälaten unerhört war. Ein Beweis seiner Energie ist auch das, daß er, als er nach fünf heißen Schlachttagen siegreich von hier abgezogen, uns beide Geistliche förmlich erkrankt, den Dekan an Ruhranfällen, mich an einer Augenentzündung, auf der Wahlstatt zurückließ.

Schon deswegen hätt ich auf eure Versammlungen in dieser Woche nicht kommen können; erst seit gestern bin ich wieder auf dem Strumpf. Wenn übrigens Vater Härlin, den ich herzlich grüße, seine Vertrauensmänner wieder einmal nach Eßlingen oder in die Nähe einladen will, so bin ich wo immer möglich dabei. Auf die Resultate eurer Voller Versammlung bin ich recht begierig. — In der Politik möchte ich mich gern auch einmal wieder bei dir Rats erholen. Was wird uns der 5. September in der Paulskirche für Früchte tragen! — Groß aber und schön und notwendig war er. —

Wie steht's in der Familie? Bei uns gottlob gut; besonders entwickelt sich die Tochter gegenwärtig prächtig und glänzt noch recht auf dem Herzensthron, bevor sie ihn abtreten soll. — Grüße mein Lottchen, Freund, und sei samt ihr und ihren Söhnen herzlich gegrüßt vom Böblinger Ehepaar.

Dein

Karl Gerok.

Aus einem Brief vom Jahr 1877.

— — „Es kommt mir dabei wieder ins Gedächtnis, wie ich als Böblinger Helfer ein Erbauungsbuch „Die heiligen Berge" im Kopf hatte, worin ich vom Ararat bis Himmelfahrtsberg an der Hand der betreffenden Bibelabschnitte Alten und Neuen Testaments eine Geschichte der Offenbarung in Bibelstunden geben wollte.*) Ohne Zwang wär's wohl nicht abgegangen und so blieb's besser unausgeführt, da meine Versetzung in ein geschäftsvolleres Amt dazwischen kam. Für die poetische Behandlung in den Palmblättern eignete sich dieser Stoff besser."

Böblingen, 30. Sept. 1848.

Lieber Paul und liebes Lottchen!

Ihr verzeihet's uns gewiß, daß wir Euch im Jammer und in der Unruh der letzten Tage noch nicht besonders von unserem schweren Leid benachrichtigt haben. — In diesem Augenblick erhalten wir Eure lieben teilnehmenden Briefe, die uns innig wohlgethan haben. Solches freundliche Mitgefühl und die Erinnerung an alles, was uns die liebe Mutter bis in die letzten Tage ihres Lebens gewesen, sind für jetzt unser einziger menschlicher Trost.

Wie unendlich viel wir an dieser Mutter gehabt, wie sie durch ihre immer hilfreiche, immer liebevolle Nähe unser

*) Die Anfänge des betr. Manuskripts liegen noch vor. D. H.

ganzes Leben, das innere wie das äußere, gestützt, erheitert, bereichert hat, das fühlen wir nun erst recht bitter, da wir sie nicht mehr haben. — Wer sie nicht als die unermüdet sorgende, rastlos thätige, sich selbst völlig vergessende und aufopfernde Mutter und Großmutter gekannt hat, der hat sie von ihrer schönsten Seite nicht gekannt. Ihr ganzer reicher Geist, ihr starkes kreuzgewohntes Herz, ihr rastloser Thätigkeitstrieb, ihr Denken und Lieben ging völlig auf in diesen mütterlichen Pflichten, Sorgen und Freuden. — Wir hatten oft gewünscht, um ihret- und um unseretwillen, daß sie weniger thäte; aber sie konnte nicht ruhen, sie wollte keine Stunde für sich selber leben; als hätte sie's geahnt, daß ihrer reichen Liebe nur noch so eine karge Frist zugemessen sei. — Und doch — weder uns, noch soviel wir wissen ihr, kam bei ihrem so außerordentlich kräftigen Alter auch nur eine Ahnung eines so schnellen Abschieds. Erst in den letzten acht Tagen ihres Lebens zehrte die furchtbare Macht der Krankheit ihre Kräfte so sichtlich auf, daß sie vor unsern weinenden Augen jeden Tag um ein volles Jahr älter wurde; und in diesen acht jammervollen Tagen uns um sie zu ängsten, sie mit der zärtlichsten Sorge, mit stündlich abnehmender Hoffnung zu warten und zu pflegen und am Ende weinend und betend um ihr sanftes, schmerzloses Sterbebett zu stehen, — das war alles, was wir von den großen Schulden unserer Liebe und Dankbarkeit, für die wir noch viele Jahre uns gegönnt glaubten, abtragen konnten. Mir besonders thut's bitter weh, daß ich ihr, die mich wie einen leiblichen Sohn ins Herz geschlossen, meine Liebe und Verehrung nicht genug mit der That bewiesen.

Die liebe Sofie leidet natürlich körperlich und gemütlich doppelt. Gott wolle Eure Wünsche und unsere Gebete erhören und ihr in der heißen Stunde, der sie entgegengeht, mit seiner Allmacht und Liebe doppelt nahe sein! — Die Kinder sind gottlob wohl und vergnügt; nicht einmal der

Bube zeigt eine Spur von Gefühl für seine Großmutter, die so unendlich viel an ihm gethan. Er freute sich wie auf ein Fest, mit auf den Kirchhof fahren und der Großmutter einen Kranz ins Grab werfen zu dürfen. —

Mit meinem Besuch bei Euch ist's nun freilich für diesmal aus; vorm Jahr um diese Zeit waren wir so fröhlich bei Euch — und nun! — Die Aussicht auf Stuttgart, obgleich jetzt, wo Böblingen uns vollends verödet ist, doppelt erwünscht, hat beim Wegzug der lieben Eltern, beim Verlust der lieben Tübinger Mutter, bei den bösen Gestaltungen der Welthändel den alten Zauber auch fast ganz für mich verloren. So geht's, jahrelang müht man sich ab mit einem Wunsch, verspricht sich Paradiese von seiner Erfüllung, und am Ende, wenn er gewährt wird, so ist's wie mit einem Schmetterling, den man gefangen: der Farbenstaub ist von den Flügeln; wie mit dem Regenbogen, in den man hineinläuft: in der Nähe sind's auch graue Wassertropfen wie die andern. —

Aber Paul! was macht dein Heinrich für Streiche! Der anerkannte Held und Beherrscher der Reutlinger Volksversammlung! Ist das nur das Ende der Studentenstreiche gewesen? oder ist's der Anfang einer ernsten politischen Laufbahn? — Wenn du den in die Kur nähmest und herumbrächtest: das wäre die Krone deiner pädagogischen und politischen Verdienste, denn ich halte was auf den Mann nach Kopf und Herz. — Du hast natürlich den Bericht über ihn in der Süddeutschen Politischen vom 27. September gelesen. — Und wie nett, daß gleich in der folgenden Nummer dein Theodor als gelegentlicher Beschwichtiger Rauischer Freischaren auftritt! — Das ist Balsam auf die Wunde! —

Ich habe neulich auch ein wenig in die Politik hineingepfuscht, wobei ich dich als ironisch schmunzelnden Kritiker hätte hinter mir stehen haben mögen; ich habe nämlich auf Verlangen — so übel meine Stimmung dazu paßte — am 27. September zum Fest der Fahnenweihe eine Rede mit

möglichster schwarzrotgoldner, konservativliberaler Begeisterung gehalten, die denn auch wirklich — so weit ist man hier in der Politik zurück — Anklang gefunden hat. Ich lege sie dir gelegentlich vor.

Nun genug; es that mir wohl, einmal wieder das Herz gegen Euch auszuleeren und mich im Gespräch zu vergessen. Gott erhalte Euch gesund mit Euren lieben Kindern! Meine Sofie, der ich das Schreiben nicht erlaubte, dankt mit mir herzlich Euch beiden, besonders dir Lottchen, für Eure lieben Briefe. Wir grüßen Euch tausendmal!

Euer

Karl.

Der Engelsbesuch.

(Nach 7 Jahren.)

Okt. 1848.

Ist's möglich, und nach sieben Jahren blutet
Die kaumvernarbte Wunde noch einmal,
Und aus dem langverschloßnen Herzen flutet
Frisch jener Strom von Liebeslust und Qual?
Von jenem lieben Geisteshauch umwittert,
Der einst die Jünglingsseele mir durchzittert,
Wird noch einmal das Mannesherz erschüttert?
— Stiegst du herab aus jenen goldnen Sphären,
O selger Geist, für die du nun gereift?
Bist aus der Engel schwesterlichen Chören
Du irren Flugs zu uns herabgeschweift?
Wie aus der Tauben frohgesellten Flügen,
Die hoch im blauen sonnigen Azur
Melodischen Klangs die Silbenschwingen wiegen,
Sich Eine wohl auf Augenblicke nur
Herniedersenkt und wie ein Harfenklang
Am niedern Hirtendach vorüberrauscht,
Und, kaum erlauscht,
Den reinen Flug schon wieder aufwärts schwang?

Ja selger Geist, du stiegst zu uns hernieder,
Ich fühlte deinen holden Seelenkuß,
Ich fühlte deinen tiefen Zaubergruß,
Den langentbehrten, halbvergeßnen wieder.
Das glaubt ich nicht, daß mir so wohl auf Erden,
Wo schon der Jugend holdes Zauberland
In Dunst und Nebel hinter mir verschwand
In dieser Zeiten Drangsal und Beschwerden,
Daß mir so wohl noch einmal sollte werden.
In dein' und unsrer Mutter Sterbekammer
Da standen wir in tiefem Seelenjammer;
Wie ein zerstoßen Rohr, wie ein verglimmend Docht
So wankte hin und her das edle Leben,
Wir aber standen hilflos da mit Beben,
Von naher Majestät des Todes unterjocht,
Mit lautem Schluchzen, stillem Händefalten,
Und fühlten schon die liebe Hand erkalten,
Und fühlten schon die müden Pulse stocken,
Und trockneten vom Todesschweiß die Locken;
So standen wir in jammervoller Runde,
Gesellt zu einem stillen Thränenbunde,
Ums Sterbebett — ach eine bittre Stunde!

Doch Eins stand unter uns, wir sahn es nicht,
Dort wo noch Raum war zu des Bettes Füßen;
Nicht mochte unsern thränendunklen Augen
Der wonnigliche Himmelsanblick taugen;
Doch sie, die Sterbende, die Halbverklärte,
Schon halb entrückt dem Nebelflor der Erde,
Sie hat's geschaut, wir sahn sie deutlich grüßen,
Wir sahn gleich eines Engels Angesicht
Ihr Antlitz leuchten und ein sanftes Licht
Sich um die blassen Leidenszüge gießen,
Sie hat's geschaut und winkt' in selger Ruh
Dem lichten Gast mit leuchtenden Augen zu —
Und der warst du!

Dich sah sie zu des Bettes Füßen stehn,
Sie sah ihr unvergeßlich Schmerzenskind,
Nicht wie sie dich gesehn, von Thränen blind,
In ihres Lebens herbsten Jammerstunden,
Das holde Haupt entstellt von Todeswunden, —
Nein engelschön,
Schön, wie dich nie ein sterblich Auge sah,
Standst du vor ihren brechenden Blicken da.
Und wie sie so ihr Schmerzenskind erblickt,
Da ward ihr treues Mutterherz entzückt
Und sanft auf Engelsarmen uns entrückt.

Du nahmst sie mit, sie flog mit dir empor
Zum selgen Chor,
Wir aber sahen einsam und verwaist
In Thränen nach dem heißgeliebten Geist.

In Thränen wohl, doch so, daß wundersam
Ein wonnig Weh uns mächtig überkam,
Daß, wie der Mutter teures Bild entschwunden,
Dein holder Geist sich neu mit uns verbunden,
Daß deines flüchtigen Besuches Spur
Uns deines Wesens eigenste Tinktur
Wie Rosenduft aus fernem Paradies
Unnennbar schmerzlich und unnennbar süß
Berauschend in der Seele hinterließ.

O dürfte sich die Seele in den Bronnen
Versenken dieser schaurigsüßen Wonnen;
Doch eisern ist die Zeit, ich muß zurück
In dieser Erde wechselvoll Geschick;
Ich soll noch essen irdisch Thränenbrot,
Durch Sorgen, Mühen, Arbeit, Lust und Not
„Verdienen erst den selgen Kampfpreis: Tod.“ *)

Sei's drum; auch ich will mein Geschick erfüllen
Nach Gottes Willen,

*) S. S. 243. D. H.

Bis ich darf heim in Frieden fahren
Zu jenen stillen Scharen,
Die vor mir waren.

Doch Eines bitt ich, wenn, die mir verborgen,
Auch mir die Stunde kommt heut oder morgen,
Da ich nach Tagen oder Jahren
In braunen oder grauen Haaren
Darf heim zu meinen Vätern fahren,
Dann selger Engel, liebe Schwester Braut,
Dann tritt auch mir in meiner letzten Pein
Ans bange Bett, ins dunkle Kämmerlein,
Daß dich mein brechend Auge schaut;
Dann, selger Engel, neige voll Erbarmen
Dein leuchtend Antlitz nieder auf mich Armen,
Und küß die Seele mir vom blassen Mund,
Und führ mich ein ins stille Geisterrund,
In euren ernsten wunderbaren Bund!

Ersatz.

(Nach der Mutter Tod.)

Nov. 1848.

Schwester und Vater und Mutter, der Jugend holde Begleiter,
Alle nun sind sie dahin, öde das fröhliche Haus!
Neige, verwaistes Kind, an meinen Busen das Köpfchen;
Schwester- und Elternlieb klopfet da drinnen für dich.

Schwester und Vater und Mutter und wer mir einst lieb von den Deinen,
Alle nun sind sie dahin, keins mir geblieben als du!
Laß mich, geliebtes Kind, in dein leuchtendes Auge nur schauen:
Schwester und Eltern zumal blicken mich freundlich draus an!

An Helfer Wurm.

Böblingen, 15. November 1848.

Christian!

Auf die Gefahr hin, daß du mir's für einen Anachronismus oder Reaktionsversuch erklärst, kann ich nicht unter-

lassen, dir heute zum 15. November einen Freundesgruß zuzusenden. Ich seh eigentlich nicht ein, warum uns in Freud und Leid der Mund gegeneinander verschlossen sein soll. Sollen die „Errungenschaften" der neuen Zeit schuld daran sein? aber zu ihnen gehört ja vornan Einigkeit! — Oder sollen die Sorgen der bösen Zeit uns verstummen machen? aber um so wohler thut ein Freundeswort! Oder verachtest du mich, weil ich samt meinem Vater im Beobachter gekommen bin? Aber du bist dafür im Brenzthaler Boten gestanden. — Oder hältst du mich für einen dunkelroten? — Aber du solltest nur meine schwarzrotgoldene Fahnenweihrede an Königs Geburtstag gehört haben!— Oder hab ich dir etwas gethan? — Aber du hast mir schon viel vergeben!

Kurzum du magst wollen oder nicht, einen herzlichen Glückwunsch und treugemeinten Gruß mußt du dir gefallen lassen. Hab ich dich doch auch vorigen Januar von Göppingen aus wieder nicht sehen dürfen!

Inzwischen ist bei uns hier tiefe Trauer eingekehrt; daß unsre gute treue Mutter uns überraschend schnell mitten aus ihrer rüstigen Thätigkeit heraus durch ein bösartiges Nervenfieber entrissen worden ist, wirst du erfahren haben. Wir haben die treueste, aufopferndste Mutter an ihr verloren, einen reichen Geist und ein starkes Herz. Wenn ich zurückblicke, was über dieses Leben für Stürme und Wetter ergangen sind, dann ist mir ihre bis ans Ende unermüdliche Liebe doppelt ehrwürdig, ihr Gedächtnis doppelt heilig, aber auch die Ruhe, zu der dieses stürmemüde Haupt ohne allen Kampf und Schmerz eingehen durfte, doppelt zum Dank. — Sie hat dich immer hochgehalten und lieb gehabt. — Von allen jenen Bewohnern des Hauses in der Neckargasse, die uns vor 6 und 8 Jahren so lieb und teuer oder so wichtig und interessant waren, ist nun niemand mehr übrig als meine Sophie! —

Von Luise K. sind bei dieser Veranlassung eine Menge

traurigkostbarer Reliquien in meine Hand gekommen, die mir allen Schmerz und alle Gefühle jener Zeit im Herzen wieder mit einer Gewalt aufgewühlt haben, die ich gar nicht mehr für möglich gehalten hätte

„Nenn Einen Namen — und in Lieb und Leide
Drück ich die Hand dir wieder. — Denk daran!“

doch ich weiß nicht, ob du noch daran denken magst. — Jetzt mach nur jedenfalls, daß du nach Tübingen kommst als Helfer. Es würde mich königlich freuen. Dann hätt ich doch auch wieder jemand im lieben Tübingen, den ich besuchen könnte. Wenn du willst, so kriegst du's gewiß, und warum solltest du nicht wollen?

Ich will noch einmal einen Versuch auf ein Stuttgarter Helferat versuchen; aber mit sehr bescheidener Hoffnung, auch nicht mehr mit der früheren feurigen Sehnsucht, da meine Eltern nicht mehr dort sind, und da man überhaupt in dieser bösen Zeit sich auf nichts mehr recht freuen kann.

Eine Freude ist uns mitten in unsrer Trübsal vom Himmel bescheert worden; es ist nämlich Anfangs Oktober ein Karl Gerok II hier angekommen und somit das Kleeblatt voll. — Und nun, Christian, nochmals Glück und Segen zum heutigen Tage! Bleib ein klein wenig der alte Christian und sei mit deiner lieben Frau von uns herzlich gegrüßt.

Dein

Karl.

Böblingen, 7. März 1849.

Lieber Paul!

Auf Eure neulichen lieben Briefe muß ich schon wieder ein paar Worte antworten, zunächst um Lottchen zu sagen, daß ich den Humboldschen Briefwechsel nicht besitze; ich habe nur drei Briefwechsel: den von Schiller und Goethe (für Litteraturgeschichte interessant), von Bettina (für Freunde genialer Überschwenglichkeit, Gemüts- und Naturschwärmerei)

und von Rahel (Berliner Bildung, Geistreichigkeit und Zerrissenheit). Steht alles zu Dienst, wird aber für vorliegenden Zweck nichts taugen.

Eure uneigennützige, durch und durch edle Mitfreude wissen wir um so höher zu schätzen, da wir aus deinem Brief sehen, wie Eure Stellung so manches Unangenehme hat. Glaubet's nur, daß es mir eine tiefe Demütigung und ein wahrer Dorn an der Rose ist, bei Erfüllung meiner Wünsche Euch nicht so gestellt zu sehen, wie es Euch von rechtswegen gehörte und wie wir es Euch so von Herzen wünschten und gönnten.

Ich meinesteils sehe meiner neuen Stellung durchaus nicht mit so sanguinischen Hoffnungen entgegen, wie vielleicht noch vor fünf Jahren. Der Druck der Zeit, der Ernst der reiferen Jahre, die Bangigkeit, die gerade dann oft eintritt, wenn ein langersehntes Ziel erreicht ist, streift viel vom goldnen Dufte weg, der mir sonst über meinem Stuttgart lag. Gott gebe seinen Segen ins neue Haus und seine Kraft zum neuen Amt, sonst ist kein Heil dabei.

Das neue Haus ist nun also gefunden und so ausgesucht, daß wir Jahraus Jahrein Gäste haben können, ohne im Platz irgend geniert zu sein. Acht Zimmer bei Kaminfeger Eberhard oben in der Gymnasiumstraße mit prächtiger Aussicht bis auf den Rosenstein hinab; freilich kostet's gerade meinen Hauszins mit 350 fl. Aber „gut logiert, ist halb gelebt". Also:

„Wollt Ihr in unsrem Himmel mit uns leben:
So oft Ihr kommt, er soll Euch offen sein!

In Wahrheit, Ihr habt viel nachzuholen, viel wett zu machen; es muß jetzt ganz anders kommen! Das ist jetzt hauptsächlich unser Glück und unser Stolz, nicht mehr geflohen und gemieden zu sein, sondern einige Anziehungskraft zu entfalten, wenn auch nicht um unseretwillen.

Fürs erste also seid Ihr zur Investitur, Sonntag Mise-

ricordias, mit Euren Söhnen feurigst und feierlichst eingeladen. Die Konfirmation ist ja bei Euch und darf bei Euch jedenfalls diesmal nicht an diesem Sonntag sein und dürfte Euch nimmermehr, auch wenn sie wäre, vom Kommen abhalten. Sofort muß dann im Sommer jedenfalls ein mehrwöchiger Sejour bei uns gemacht werden.

Das ist heute der fünfte Brief, den ich schreibe; Hand und Kopf versagt den Dienst; unter tausend herzlichen Grüßen an Euch alle vier von uns fünf

Euer

Karl.

An Helfer Wurm.

Böblingen, 23. März 1849.

Lieber Christian!

Ich kann mein Böblingen nicht verlassen und mein Haus dahier nicht bestellen, ohne dir mit ein paar Linien wenigstens für deinen lieben köstlichen Brief zu danken, womit du mich vorigen Winter erfreut, erquickt und veredelt hast. Ich konnte es nicht unterlassen, denselben auch an Lang zu seiner Erbauung mitzuteilen.

Bleib mir auch künftig treu und gut; der Christian, den ich nun schon so manches Jahr kenne und der mir immer derselbe geblieben und immer mehr geworden ist vom schwarzen Täßchen an vor 15 Jahren bis zu diesem jüngsten Brief. Vielleicht wenn ich in Stuttgart bin, kommen wir auch leiblich eher zusammen, als bisher. — Gratulieren darfst mir nicht mehr. Von meinem Böblingen nehm ich doch nicht mit so leichtem Herzen Abschied, wie ich geglaubt hätte. Ich lasse immer ein Stück Leben, wohl auch den Rest meiner Jugend hier. Wie weit von jenem Abend an, als du hier vor fünf Jahren mit mir auf meinem grünen Sofa gesessen und dann auf deinem Schwarzschimmel heimgeritten bist — bis zum heutigen Tag! Wieviel Segen hab

ich hier erfahren; „ich hatte nicht mehr denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden," möchte ich beim Blick auf mein Familienhäuflein sagen. Manche ernste Erfahrung auch hab ich gemacht; manche Seifenblase ist zerplatzt; ein Jüngling kam, ein Mann geht.

Meiner neuen oder vielmehr alten Heimat blick ich zwar mit dankbarer Freude, aber auch mit ernstem Sinn entgegen; auf was kann man sich in dieser bösen Zeit freuen! wo kann man im Frieden wohnen und wirken! Gott gebe, daß ich wenigstens ein bischen etwas nutz werde, was bisher eigentlich nicht sonderlich der Fall war.

Doch du wirst denken, ich übe mich schon auf die Abschiedspredigt und doch ist's bis dahin noch drei Wochen. — Daß du um Tübingen dich nicht gemeldet hast, schließe ich daraus, daß, wie man sagt, dein Vetter Pressel eifriger und hoffnungsvoller Bewerber ist. — Daß wir homiletische Mitarbeiter sind, habe ich neulich aus Palmers Kasualreden, die ich mir kommen ließ, mit Vergnügen ersehen. Daß die ehrwürdigen Studien der württembergischen Geistlichkeit an meinen Aufsätzen infolge eines verderbten Magens eines kläglichen Todes verblichen sind, wirst du mit Teilnahme gelesen haben.

Und nun — meine Zeit ist karg; drum leb wohl und bleib mir gut. Von Herzen

Dein

Karl Gerok.

An der Hospital- und Stiftskirche in Stuttgart.

Beim Amtsantritt als Diakonus an der Hospitalkirche.

22. April 1849.

— „Und nun, nach einem Abschied von meiner bisherigen Gemeinde, der mir nicht leicht ward, weil sie mich und ich sie lieb gehabt, sehe ich durch Gottes Gnade einen alten Herzenswunsch erfüllt und mich zurückgeführt in meine liebe Vaterstadt. Das ist, so Gott will, meine letzte Lebensstation, auf welcher ich aushalten will im Dienste des Herrn und seiner Kirche, so lange Leib und Seele zusammenhalten. Wohl nicht ohne Bangen trete ich im Hinblick auf die große Verantwortung des Berufs und auf den schweren Ernst der Zeit und auf meine schwache Kraft diesen neuen Posten an; aber es ermutigt mich soviel Wohlwollen, das mir aus der Mitte der Gemeinde vom Vater her entgegenkommt; es ermutigt mich der edle Kreis würdiger Amtsbrüder, an den ich mich anschließen darf und aus welchem ein besonders verehrter Freund und Amtsgenosse in dieser feierlichen Stunde mir zur Seite steht, und es ermutigt mich über alles der Aufblick zu dem treuen Gott und Heiland, der mich ohne alles Verdienst bis hieher so gnädig gebracht hat, der auch fernerhin meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist und

dem ich mich heut aufs neue ergebe mit dem Bekenntnis des Dankes und der Hoffnung: Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Nach seinem väterlichen Liebesrat hat er mich bis hieher geleitet; zu seinem Dienst hat er mich mit Ehren angenommen; eine größere Ehre suche ich auch ferner nicht, denn die, als ein treuer Haushalter erfunden zu werden in seinem Dienst, und wenn man einst an meinem Grab auch nur den kleinsten Teil sagen kann von dem, was da draußen an dieser Kirchenmauer als wohlverdiente Grabschrift eines hochbegnadigten Predigers dieser Gemeinde steht,*) so habe ich nicht umsonst gelebt. Das ist meiner Wünsche höchstes Ziel, dazu helfe mir Gott in Gnaden.

Eins, Herr, wünsch ich mir hienieden:
Deinen Geist und deinen Frieden,
Und den Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich dich geliebet habe." Amen.
(A. Knapp.)

Stuttgart, 18. Juni 1849.

L. L.

(Lieber Lang! Liebes Lottchen! Liebe Leute!)

Ihr werdet denken, ich habe mir schon einen rechten Residenzstolz angeschnallt, daß ich vor lauter Stuttgarter Herrlichkeit an keine Göppinger Leute mehr denke. Aber es ist fürwahr weniger die Stuttgarter Herrlichkeit, als die Stuttgarter Knechtschaft, was mich bis auf diese Stunde noch nicht zum Schreiben kommen ließ. Der Karren ist bei mir bereits im vollen Zug. Mit etwa hundert Anstandsbesuchen bin ich noch nicht einmal ganz fertig; dazu kommen täglich Krankenbesuche und laufende Geschäfte aller Art, so daß ich außer dem Studieren noch keine Stunde ruhig auf meiner

*) Grabdenkmal von M. Georg Konrad Rieger, † als Dekan und Stadtpfarrer an der Hospitalkirche 1743. A. d. H.

Stube war. Auch hofften wir bis jetzt immer, Euch mit den Kindern per Dampf geschwind zu besuchen, morgens hinaus, abends herein; aber teils schickte es bei uns sich noch nicht, teils wußten wir nicht, ob wir Euch geschickt kommen. Mit Ende Juni fangen hier die Schulvakanzen an, da kann ich eher ausschnaufen, weil der Konfirmandenunterricht und die wöchentlichen vier Schulstunden ausgesetzt werden; vielleicht ließe sich da einmal ein Tägchen finden, etwa mit Schwager Künkelen, der 14 Tage vor der Hochzeit in Ludwigsburg eintrifft, vorausgesetzt, daß du Lottchen bis dahin noch nicht in der Prälatur bist. Gebet uns einen Wink. — Ferner vorausgesetzt, daß einem bis dahin keine Flinten- oder Kanonenkugeln um den Kopf fliegen. — Liebe Zeit! — oder vielmehr böse Zeit! — Ist's denn wahr, daß Eure Bürgerwehr auch entwaffnet ist? — Nun die Antwort wird der Merkur bringen. Hier sehnt sich nachgerade der ruhige Bürger nach dem Belagerungszustand wie nach dem Anbruch der goldenen Zeit, und den preußischen Soldatenhelm würde man als „Helm des Heils" begrüßen. Es ist traurig genug, aber es ist so, und es geht mir nächstens auch so. Der Rumpf ohne Haupt, die Nationalversammlung, hat sich jetzt ganz in unserer Nachbarschaft, im ehemaligen Landseeschen Reithaus angesiedelt; am Samstag wurde es eingeweiht und das Hochschreien donnerte mir in die Ohren, während ich eine Predigt über „den verlorenen Sohn" studierte. Das Haupt ohne Rumpf, die Regentschaft, hat, nachdem sie an verschiedenen Hausthüren vergeblich geklopft, endlich in der Paulinenstraße eine Residenz gefunden, wo sie Generale und Reichsverweser absetzt, Armeen aus der Erde stampft und abends auf dem Balkon sich zeigt.

Papa ist allbereits ein ganzer Politicus geworden, besucht regelmäßig die Klubversammlungen und Vorberatungen der Rechten auf dem obern Museum, setzt sich über alle wichtigen Kammerfragen längere oder kürzere Reden auf, die

aber nicht immer gehalten werden, macht mit Schlagworten, wie mit der „sogenannten“ Deputation, eine Art Furore, und ist ein spezieller Freund von Mehring. Bei Tisch, wo er uns die neuesten Neuigkeiten bringt, hab ich ihm schon oft statt meiner dich Paul als gewiegten Politiker zum Tischgenossen gewünscht. Heute wird in der Kammer eine Hauptschlacht geschlagen werden: Anerkennung oder Nichtanerkennung der Nationalversammlung. Eine scharfe preußische Note soll eingelaufen sein: wenn Württemberg gegen die Regentschaft nicht einschreite, so werde Preußen sich die Freiheit nehmen. — Römer wolle deß- und anderetwegen zurücktreten. — Doch wie dumm, Euch mit politischen Neuigkeiten zu unterhalten, die morgen entweder alt oder erlogen sind.

Zeitpredigten werden gegenwärtig hier viele gehört. Ich selbst habe mich auf die Kanzelpolitik noch nicht eingelassen, teils weil ich von einem Neuling es für naseweis hielte, teils weil mich noch kein Text dazu nötigte, teils weil ich glaube, die Leute kommen in die Kirche, um die Zeitung zu vergessen, nicht um sie auch da wieder zu hören.

Aber nun ist der Brief lang genug; er ist wie die Zeit verworren und unerquicklich. Lebet wohl und gesund; gebe Gott, daß wir uns bald fröhlich sehen. Von uns beiden tausend herzliche Grüße!

Euer

Karl.

Nachschrift: Soeben nachmittags 1 ½ werden alle Zugänge zum Reithaussitzungslokal der Nationalversammlung von Militär besetzt; General Miller in der Mitte; auch Bürgerwehr wird zusammengetrommelt und geblasen in Gemeinschaft mit dem Militär; die Nationalversammlung wollte um 3 Uhr Sitzung halten. — Großer Zulauf von Neugierigen, aber noch keine Spur von Freischaren oder Barrikaden. Stuttgart ist ruhig.

3 Uhr. Eine Anzahl Abgeordneter von der Nationalversammlung erscheinen soeben in der Nähe des Reithauses, werden vom Pöbel mit Hoch, vom Militär mit gespanntem Hahn empfangen; ziehen ab, um sich im Hotel Marquardt zu sammeln. Militärzimmerleute zerstören die Sitzungseinrichtungen im Reithaus. Die Abgeordneten sollen innerhalb 24 Stunden das Land räumen. Die württembergische Kammer sitzt noch.

---

18. Oktober 1850: Bekomme eine Anfrage wegen der Abgeordnetenstelle in Böblingen. (Notiz im Amtskalender.)

Prälat Gerok an seinen Sohn.

Ludwigsburg, den 20. Okt. 1850.

Lieber Karl!

Diesen Abend beehrte mich Oberhofprediger v. Grüneisen mit einem Besuche, und, nachdem wir verschiedenes besprochen hatten, kam endlich auch die Rede auf die noch nicht besetzte Stelle eines Direktors des homiletischen Seminars in Heidelberg. Da sagte mir nun Gr., daß Ullmann ihn ersucht habe, bei dir anzufragen, ob du nicht Lust hättest, die Professur der Homiletik und die Direktion des Seminars zu übernehmen, wenn sie dir angetragen würde. Das zuvor von dem früheren Direktor Rothe zugleich übernommene Fach der Dogmatik und Exegese, wenn ich nicht irre, sei bereits dem vormaligen Repetenten Schöberlein (ob ich den rechten Namen nenne, wirst du besser wissen) übertragen. Ich, wie aus den Wolken gefallen, jedoch hocherfreut darüber, daß man deiner auf so ehrenvolle Weise gedenkt, erwiderte, du werdest ohne Zweifel auf eine solche Anfrage erwidern, daß du die erforderlichen Studien zu einer Professur der Homiletik nicht gemacht habest und die entschiedene Tüchtigkeit zur

Leitung des Seminars dir nicht zutrauen könnest. Darauf Gr.: Der bescheidene Mann ziehe immer seine Tüchtigkeit in Zweifel, deine Predigten geben davon Zeugnis, daß es dir nicht so ganz am Studium fehle, und auf deine Abhandlungen in der nun eingegangenen theologischen Zeitschrift, deren eine dem streng Wissenschaftlichen, die andere dem Praktischen zugewendet sei, habe er selbst den Dr. Ullmann hingewiesen. Ich soll einmal vorläufig mit dir über die Sache sprechen. Ich: ob die äußeren Bedingungen so wenig vorteilhaft seien, daß die Stelle bisher mehrmals abgelehnt worden sei? Er: Rothe habe 2000 fl. gehabt, vielleicht auch freie Wohnung im Seminargebäude; die Kollegiengelder werden wenig betragen. Wenn übrigens die Regierung einen tüchtigen Mann wolle, so müsse sie das Genügende bieten. Deinen Rücktritt ins Vaterland könntest du dir ja immer vorbehalten. Eine Hauptfrage werde die sein, ob du dich in deiner Stellung zu den Seminaristen nicht beengt fühlen würdest. Ich: in dieser Hinsicht meine ich, würdest du wohl das rechte Benehmen zu finden wissen.

Ich säume nun nicht, dich, mein Lieber, von der Sache, die, wie sich von selbst versteht, noch geheim behandelt werden muß, in Kenntnis zu setzen. Mir kam sogleich in den Sinn, ob das nicht ein Wink von oben sei, dich von einer Lage und von einer Geschäftslast zurückzuziehen, die deine Gesundheit ernstlich zu bedrohen scheint? Und ob nicht gerade diese Studien, in die du dich leicht einarbeiten könntest (nur würde ich dann mir ein halbes Jahr freie Zeit dazu ausbedingen), die liebsten und erquickendsten sein müßten? Dann das herrliche, nah gelegene, eine halbe Tagreise nur von St. und L. entfernte Heidelberg; die treffliche theologische Fakultät, Ullmann, Umbreit namentlich. Freilich für jeden Fall Rücktritt ins Vaterland. Die Sache ist reifer Überlegung wert. Möge Gott dich das Rechte und das, was der Förderung seines Reiches am besten dient, finden lassen!

Der lieben Mutter sage, daß ich bereits das Heimweh nach ihr habe und daß mir schon zwei Unfälle begegnet seien, indem ich mir a) mit der Thüre, die aus dem Gange führt, eigenhändig eine tüchtige Beule an den Kopf gestoßen, und dann b) auf einem Spaziergange mit Hannchen nach der Abendkirche von gewaltigem Sturm und Regenguß überfallen worden sei.

Unter den herzlichsten Grüßen an die liebe Mutter, deine liebe Frau und Kinder und an Pauline

Dein

treuer Vater

Gerok.

Deine Schwestern sind stolz und hocherfreut auf und über den künftigen Professor und Direktor.

Am Jahresfest eines Frauenvereins.

(Paulinenverein zu Bekleidung armer Landleute.)

Okt. 1850.

Lassen Sie mich, geehrte Freundinnen, zur Feier unseres heutigen Jahrestags ein Wort aus Gottes Wort an Sie richten. Wir halten's ja schon bei unseren gewöhnlichen wöchentlichen Zusammenkünften nach dem Spruch des Dichters:

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort;

und würzen unsere Arbeit gern mit der besten Rede, mit einer Betrachtung aus Gottes Wort. So soll denn Gottes Wort auch heute die Würze sein unserer festlichen Zusammenkunft und uns allen zur Ermunterung werden das Wort des Apostels Paulus, Gal. 6, 9: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Nicht müde werden im Gutesthun — das ist meine Bitte heut im Namen des Herrn an unseren Verein, und ich glaube, diese Bitte ist am Platz. Der Versuchung zum Müdewerden im Guten giebt's in unserer Zeit leider genug. Es ist in den letzten paar Jahren soviel Großes angefangen und nicht vollendet, soviel Schönes gehofft und nicht erreicht worden, es scheint bis auf den heutigen Tag so ein böser Stern zu walten über dem Beginnen der Menschen und das Schlechte so übermächtig zu sein in allen Gebieten des Lebens, daß es nicht zu verwundern ist, wenn auch die Guten und Wohlmeinenden da und dort müde werden, wenn manches feurige Herz kalt, mancher beredte Mund stumm, manche fleißige Hand matt, mancher kräftige Geist mutlos werden und hinter sich gehen will mit dem Seufzer: es ist ja doch Mühe und Arbeit verloren in dieser bösen Zeit, an diesem verkehrten Geschlecht! — Und wie im großen, so kann's auch im kleinen gehen. Unser Verein hat zwar das schöne Vorrecht jedes stillen, bescheidenen Werkes, daß er unberührt bleibt von den Wechselfällen der Zeit; Arme, sagt der Herr, habt ihr allezeit bei euch. Die Nackten zu kleiden und die Blöße der Armen zu decken, das ist ein Werk christlicher Liebe, das von den Tagen der Jüngerin Tabea an bis auf diese Stunde seine Stätte gefunden hat zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Verhältnissen, und das bestehen wird, so lang es auf Erden eine Armut giebt und ein Christentum. Aber dennoch, meine Freundinnen, können auch bei einem Werk, wie das unserige ist, Anwandlungen von Ermattung im ganzen oder bei einzelnen eintreten, wo die Ermahnung am Platz ist: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Schon die Gewohnheit übt eine einschläfernde Macht. So lang die Sache neu, die Personen neu, pflegt auch der Eifer frisch zu sein, aber allmählich tritt so leicht der tote Gewohnheitsdienst an die Stelle der ersten Liebe und Begeisterung, aus dem

jugendlich sprudelnden Quell wird ein seichter Bach, der Miene macht, als wollte er im Sande verrinnen. — Dazu kommen niederschlagende Erfahrungen, die auch bei einem Werk, wie das unserige ist, nicht ganz ausbleiben können. Man sieht sich da und dort mit Undank belohnt; man kann beim besten Willen nicht soviel thun, als man möchte; man muß sich selber bei allem, was man thut, mit Wehmut sagen: Was ist das unter so viele? man möchte in Stunden der Verzagtheit die Hand oft ganz vom Pfluge ziehen. Was sodann gleichfalls hin und wieder uns könnte müde machen im Guten, das sind kleine Mißverständnisse, leichte Empfindlichkeiten — und wären's auch nur flüchtige Wölklein, die an der strahlenden Sonnenscheibe der Liebe und am heitern Himmel der Eintracht vorüberziehen, die aber dem Gang der Welt nach hin und wieder vorkommen können in einem Kreis, der eben, wir wollen's in Demut bekennen, aus Menschen besteht, aus Frauen zumal, diesen zartbesaiteten, leichtverstimmten Wesen, von denen ein großer Schriftsteller und tiefer Herzenskenner nach einer langen Lobrede, die er ihnen gehalten, sagt (Jean Paul): Überhaupt sind sie so weich, so milde, so teilnehmend, so fein, so liebevoll und liebenswürdig, daß es mir gar nicht in den Kopf will, warum sie — einander selbst nicht recht leiden können. Ferne sei's von mir, dieses Wort auf unseren Kreis anwenden zu wollen, denn ich kann mir wahrlich nicht denken, daß wir bei einem Werk der allgemeinen Menschenliebe, das er betreibt, je vergessen könnten die brüderliche, schwesterliche Liebe im eigenen Kreis; nur andeuten wollte ich eine Klippe, vor der auch wir uns als christlicher Schwesternverein zu hüten haben im Aufsehen auf den Herrn, damit wir nicht müde und verdrossen werden. — Wenn dann überdies solche Persönlichkeiten, die durch ihr Wort oder Beispiel, ihren Eifer oder ihre Erfahrung, ihre Würde oder ihre Geistesgaben auf den ganzen Kreis belebend, kräftigend, zusammenhaltend einwirkten, diesem Kreis entzogen

werden, so kann auch ein solcher Verlust eine Lücke machen, darunter auf einen Augenblick das Ganze leidet und stockt.

Genug, meine verehrten Freundinnen, um anzudeuten, wie auch wir nie sicher werden dürfen, wie auch wir alle Ursache haben, uns selber an einem Jahrestag wie der heutige zu ermuntern und zu ermahnen: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden. Glauben Sie ja nicht, daß ich deshalb wirklich fürchte, unser teurer gesegneter Verein, oder auch nur eines in diesem Verein sei wirklich müde oder könnte müde werden. Nein, ich weiß: viele unter uns, ja die meisten hängen an unserem Werke mit solcher Liebe und sind mit Herz und Seele so darein verwachsen, daß sie erst mit ihrem Leben es aufgeben möchten. Zumal bei unserer diesmaligen Jahresfeier ist so manches, was uns Mut und Freudigkeit, Lust und Liebe zu unserem Werke erhöhen muß, daß wir gerade jetzt weniger als irgend einmal, seit der Verein besteht, müde werden können und dürfen. Das ist vor allem der sichtbare Segen des Herrn, dessen wir uns im verflossenen Jahr erfreuen durften.

Wem haben wir dafür zu danken? Wir danken unseren lieben Mitarbeiterinnen allen, die auch in diesem Jahr nicht müde geworden sind, ihre Zeit und Kraft unserem Werke zu widmen, wir danken allen Gönnern und Freunden, die auch in diesem Jahr uns mit ihren Gaben nicht vergessen haben, wir danken unsrer unermüdeten Vorsteherin, die gerade in diesem Jahr durch ihre mutige, uneigennützige Thätigkeit uns eine reiche Quelle außerordentlicher Einnahmen eröffnet hat. Wir danken unserer erhabenen Beschützerin, unserer geliebten und verehrten Königin, die auch in diesem Jahr uns samt ihren königlichen und kaiserlichen Töchtern so manchen Beweis der Huld und Gnade, so manche reiche Unterstützung zugewandt hat und uns mit ihrer eigenen königlichen Hand das schöne Beispiel emsigen Fleißes demütiger Arbeit gegeben hat. Aber vor allen und über allen danken wir unserem himm-

lischen Schutzherrn, unserem treuen Gott, der zu unserem Werke durch seinen Segen sich so sichtbarlich bekannt hat bis auf diesen Tag. Und darum, weil wir so einen treuen Gott, so einen mächtigen Schutzherrn, so einen reichen Schatzmeister im Himmel haben, und gerade im letzten Jahr gehabt haben, so lasset uns die Hand nicht vom Pfluge ziehen; lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Zumal zu diesem Segen Gottes so kräftige Ermunterungen kommen, die uns in neuester Zeit erst zu teil geworden. Der Geist der rettenden Liebe ist in dieser Zeit der Not neu erwacht in der Christenheit, davon kann Stuttgart im Jahre 1850 sagen. Uns allen sind noch im frischen Gedächtnis jene schönen Tage des Kirchentags und Kongresses für innere Mission, wo in dieser unserer Stadt die edelsten Männer, die treuesten Arbeiter, die beredtesten Zeugen aus allen Landen sich zusammenfanden, um zu beraten, um sich und uns zu ermuntern zum Werke christlichen Erbarmens. Wie ein Frühlingswind, wie ein Pfingstwehen, erschütternd und belebend, beugend und erhebend ist jenes Fest durch unsere Stadt hingegangen; sollte nicht auch in diesem Saal, auch in unseren Herzen etwas zu spüren sein von den Nachwirkungen jenes Pfingstgeistes? sollte es nicht unseren Eifer beleben, wenn wir denken: unser Verein ist auch ein Zweiglein, und zwar ein recht grünes frisches Zweiglein am großen Friedensbaum der inneren Mission, der seine breiten Äste über alle Lande schützend und segnend ausstreckt in den Stürmen und Gewittern dieser Zeit? Ja weil wir einen solchen Haufen von Zeugen um uns haben, weil durch Wort und Vorbild teurer Gottesmänner der Herr so sichtbar in diesen Tagen auch uns in seinen Dienst gerufen, so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Umsomehr da die Not der Zeit uns so dringend dazu aufruft. Noch lastet über unserem Volk eine böse schwere Zeit, nicht blos an den fernen Grenzen unseres deutschen

Vaterlandes, sondern auch rings um uns in unserem vielfach verarmten müden Volk. Der Winter steht wieder vor der Thür. Tausende von Armen, zitternde Alte, darbende Kranke, frierende Kindlein strecken uns bittend ihre Hand entgegen und blicken sehnsuchtsvoll nach unseren Vorräten. Wir wollen uns freuen, daß wir helfen können, daß wir wenigstens da und dort können Freude einlegen in der Hütte eines Dürftigen. Ja, weil noch so viel Not ist um und um, weil es so süß ist für ein Menschenherz, für ein Christenherz, Thränen zu trocknen und Seufzer zu stillen, so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden.

Und endlich ein Grund, der für alle gilt bei einem Christenherzen: der Herr verlangts. Sein Gebot ists: Brich dem Hungrigen dein Brot und so du einen Nackten siehst, so kleide ihn. Seine Mahnung ists: Was ihr gethan habt dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Seine Verheißung ists: Zu seiner Zeit werdet ihr auch ernten ohne Aufhören. Darum wer ein Herz hat für den Herrn, der wird auch eine Hand haben für die Brüder heut und immerdar. Wer seinen Heiland liebt, der wird auch gerne fortarbeiten auf des Herrn Wort, an des Herrn Werk, der wird denken: sei ich der erste im Verein oder der letzte, habe ich Ehre davon oder keine, ernte ich Dank oder Undank, genug, der Herr wills, der Herr lohnts. Darum weil wir ja doch alle gewiß in des Herrn Dienste hier stehen, um des Herrn willen hier arbeiten, und nicht aus irgend einem selbstsüchtigen Grund — o so lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn so wahr des Herrn Wort gilt, zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Dazu gieb du selbst deinen Segen, o Herr Jesu, du König der Liebe, du Heiland der Armen! Wir danken dir für allen Segen, den du bisher auf unser geringes Werk gelegt. Wir bitten dich, laß auch ferner deinen Segen ruhn

auf unserer Arbeit. Segne alle Gönner und Wohlthäter unseres Vereins und laß uns auch ferner offene Herzen und Hände bei ihnen finden. Segne unsere Zusammenkünfte und gieb uns so oft wir beisammen sind, zu unseren Arbeiten und Beratungen deinen Geist, den Geist des herzlichen Erbarmens, der schwesterlichen Eintracht, der selbstverleugnenden Demut, der christlichen Weisheit, der unermüdeten Geduld, des unverdrossenen Eifers für dein Reich. Segne unsere Gaben an den Empfängern und hilf, daß sie nicht nur die leibliche Blöße decken, sondern auch das geistige Auge der Armen emporlenken in Dank und Vertrauen zu dir, dem großen Armenfreund. Segne, o du reicher Herr und Gott, auch die, an denen wir nichts thun können mit unserer schwachen Kraft und unseren armen Mitteln. Steure dem Jammer und der Not, der Sünde und dem Verderben unter unserem armen Volk, hilf deinem Volk und segne dein Erbe. Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe!

Amen.

Aus dem Tagebuch der Sommerreise.

Göppingen und Baiersbronn.

Mai 1851.

Montag 12. Nachmittag 2 Uhr auf der Eisenbahn nach Göppingen. Spät mit Paul noch unter düsterem Regenhimmel und blühenden Bäumen im Schloßgarten spazieren; in der untern Gaststube mit Todesverachtung geschlafen.

Dienstag 13. Morgens kalt, trüb, regnerisch; angemalt im Kinderbuch (Bettelmann im Abendrot und Postknecht im Sommerfeld). Nachmittags mit Papa, Lang und Lottchen im Bartenbacher Bierkeller. Prächtig blühende Apfelbäume unter kaltem, grauem Regenhimmel. Abends Papa auf die Eisenbahn begleitet; mit Lang nach Holzheim zu. Himmel will sich ein wenig aufhellen.

Mittwoch 14. Morgens angemalt (Regenbogenkind und Zapfenstreich bei Gaslicht). Vor Tisch im Gärtchen gedämmert bei Sonnenschein; Schnecken beobachtet. Nachmittags trüb, Briefe geschrieben, angemalt. Abends 5 bei rauhem, trübem Wetter nach Heiningen, trauliches, sokratisches Stündchen in Pfarrers Studierstube. Im Heimweg wundervolles Abendpurpurgold, im Vordergrund rosenrote Blütenbäume, im Hintergrund Neuffen und Rechberg im goldenen Duft. Homiletische Gespräche; Herz aufgegangen.

Donnerstag 15. Morgens 7 Uhr mit Paul auf den Hohenstaufen; halbbedeckter Himmel, bedeckte Stimmung. Vom Stauffen auf Rechberg. Romantische Phantasie über den Verkehr zwischen Stauffen und Rechberg in der Minnesängerzeit, besonders durch das Fichtenwäldchen. Mittags beim Scheiden vom Rechberg Sonnenblick über die Landschaft; den „Sturz" hinuntergesprungen.

Freitag 16. Vormittags angemalt (im Domhof wird es düster); nachmittags mit Paul und Lottchen den lieblichsten Ausflug der ganzen Vakanz: Gang nach Adelberg.

Der Himmel wird blau, die Sonne scheint zum erstenmal maienwarm. Weg durch das romantische Thälchen hinter Rechberghausen. Oben in Adelberg liebe bestellte Gesellschaft, Kaffee im Rößle, Bier im Pfarrgarten mit wundervoller Aussicht auf Rechberg, Hohenstaufen, Stuifen u. s. w. im Abendsonnenschein. — Uraltes Adelberger Klosterkirchlein mit einem Nachtmahl von Zeitbloom (herrliche Köpfe) und alten historischen Wandbildern, die Stiftung des Klosters betreffend (darunter eins, wie anno 1188 drei Hohenstaufische Edelknaben ihrem Präzeptor auf der Dobelwiese bei Adelberg die Augen ausstechen), steinerner Christus in Gethsemaneh. — Heimweg friedlich und lieblich.

Montag 19. Wieder Regen — morgens in Pauls Stube Gelzer über Goethe gelesen. Um 8 Uhr den Reiseprediger Werner im untern Hausöhrn des Frauenstifts ge-

hört, urchristlich, katakombenmäßig, ungefähr hundert Zuhörer, meist Landvolk. Gut gesprochen über: „Das Mahl für alle Völker auf dem Berg Zion."

Dann bei Regen längs der Fils durchs grüne Wiesenthal nach Faurndau, mein liebes Kirchlein und den malenden Amtsverweser Colb wieder zu sehen. Freundliche Bewirtung durch ihn und seine Schwester. Mittagessen in Göppingen, dann Abschied und Fahrt nach Ludwigsburg.

Dienstag 20. Abends 4 Uhr nach Stuttgart, in der Eile Weib und Kind, Haus und Amt begrüßt und abends 9 mit Pauline und Marie auf dem Eilwagen nach Freudenstadt. Fahren unter strömendem Regen ab. Morgens 6 bei schönem Sonnenschein in Freudenstadt, Schnee auf Dächern. Kaffee getrunken. Karl Pf. holt uns mit seinem Gefährt und einem Mecklenburger Schimmel, der 1849 blessiert zurückgeblieben, ab ins Pfarrhaus nach Baiersbronn.

Mittwoch 21. Den ganzen Tag strömender Regen, demungeachtet fühlen wir uns im Pfarrhaus sogleich wohl und behaglich.

Freitag 23. Nach Allerheiligen. Morgens 7 mit Karl und Albrecht nach Bulbach in die Glashütte gefahren. Glas blasen sehen. Dann zu Fuß ins Gebirge. In der Waldhütte Gabelfrühstück. Um 11 Uhr drunten in Allerheiligen beim köstlichen Förster Mittermayer. Vor Tisch die schönen Kloster- und Kirchenräume gesehen, gezeichnet. — An die Wasserfälle herrlicher Weg oben hin durch den Lindengang. Stefanushütte, Teufelskanzel. Viel neue Anlagen. Um halb 3 unterm Försterhaus Kaffee. Preußisches junges Ehepaar mit ihrem lustigen Kutscher. Um halb 4 machen wir uns auf den Rückweg. Förster giebt uns einen Knaben mit, der uns einen bessern Fußpfad zeigt. Kaum hat er uns verlassen, so verirren wir uns großartig, geraten in eine sündflutartige Felsblockwüste, wo wir auf Händen und Füßen dachgäh eine halbe Stunde hinaufklettern. Karl

klemmt seine Nase, ich meinen Fuß in Steinspalten. Endlich finden wir uns oben am Steinmäuerchen glücklich heraus, werfen uns bei heißem Sonnenschein wollustvoll ins Haidekraut, blicken ins goldduftige Elsaß hinüber, der Rhein weithin als ein schnurgerader silberner Faden gestreckt. Straßburger Münster, wohlbekannt von vorm Jahr, deutlich emporragend. — Hinabweg nach Bulbach durch Tannenwald, zuletzt warmer Regen mit herrlich kontrastierendem Sonnenschein auf die frischgrünen Bäume und Wiesen, Regenbogen über den Glashütten. — Besehen die Glasmagazine, kaufen Kleinigkeiten für die Damen. — Lustige Heimfahrt bei schön bewölktem Abendhimmel mit den muntern Braunen.

Montag 26. Vormittags das Pfarrhaus vollends gemalt. Um 9 Uhr abends besteige ich in Freudenstadt den Eilwagen nach Stuttgart. Rückblick wehmütig heiter auf die entschwundenen Tage und Freunde, ähnlich wie ihn eine abgeschiedene Seele auf die zurückgelegte Lebensreise und entschwundenen Lebensfreuden haben muß. Nagold um Mitternacht, am Marktbrunnen Augen und Lippen genetzt. — Böblingen in der Frühe erinnerungsvoll umgeschaut. Stuttgart morgens 6 glücklich angekommen. Blumen im Zimmer.

28. Oktober: Ich werde zum Stiftsdiakonus ernannt. (Notiz aus dem Amtskalender.)

Aus einem Brief ins Ausland an einen Geistlichen.

Im März 1852.

— Ich darf wohl sagen, daß ich bei meinen Sachen, deren Unbedeutendheit ich übrigens selbst am besten erkenne, nicht sowohl diesem oder jenem Muster, als vielmehr dem praktischen Bedürfnis, wie ich es erkenne, und meinem innern

Trieb folge, vermöge dessen ich unbeschadet dem Einen, was not ist, zu dem, was schön ist, mich allezeit hingezogen gefühlt habe; und mich zu der in den Augen mancher unserer Frommen allerdings ketzerischen Ansicht bekenne, daß etwas schön und doch zugleich christlich sein könne, ja daß der, welcher uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, zugleich auch das Urbild alles Schönen sei. Der Herr segne Sie reichlich in Amt und Haus, und halte die Brüder im Norden und Süden verbunden in seinem Dienste durch das Band des Friedens, wie geschrieben steht: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist; und es sind mancherlei Ämter, aber es ist Ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allen!

---

27. Juli 1852 werde ich zum Oberhelfer und Amtsdekan ernannt. (Notiz aus dem Amtskalender.)

Stuttgart, 5. August 1852.

Hochwürdige, Hochverehrte Amtsbrüder!

Wenn ich vor kurzem erst veranlaßt war, für die Dauer der mir übertragenen Dekanatsverweserei Ihre gütige Nachsicht und Ihr freundliches Zutrauen mir zu erbitten, so habe ich nun, früher als ich ahnen konnte, Ursache bekommen, diese Bitte doppelt dringend und angelegentlich zu wiederholen, nachdem mir durch Königl. Entschließung vom 27. v. M. mit dem ersten hiesigen Stiftsdiakonat — ohne mein Begehren wie ohne mein Verdienst — zugleich das Dekanat für die Amtsdiözese Stuttgart übertragen worden ist.

Nur mit halbem Mut und schwerem Herzen könnte ich in dieses neue Verhältnis eintreten, dürfte ich nicht hoffen,

Sie werden mich mit brüderlicher — daß ich nicht sage väterlicher — Nachsicht in Ihrer Mitte aufnehmen.

Dieser Nachsicht fühle ich mich ganz besonders bedürftig im Hinblick auf meinen trefflichen Amtsvorgänger. Daß ich Ihnen unsern von mir wie von Ihnen verehrten Oettinger nicht ersetzen kann und nie ersetzen werde, weiß ich so gut als Sie. Ich wollte, er hätte können bei seiner Erhöhung seinen Mantel auf mich fallen lassen.

Ihrer Nachsicht bedarf ich ferner in Betracht meiner Jugend, die mich zu den meisten von Ihnen in das Verhältnis des unerfahrenen Schülers zum erfahrungsreichen Meister setzt. Darf ich mir auch in dieser Beziehung 1 Tim. 4, 12 zum Troste zueignen und auf die Zeit hoffen, die dem Gebrechen zu großer Jugend, wenn es eines ist, nur allzuschnell abhilft, so muß ich ferner Ihre Nachsicht ansprechen in Betreff der doppelten Amtslast, die mir auferlegt ist. Schon mein hiesiges Predigt- und Seelsorgamt erfordert die volle Kraft eines Mannes, und ich werde meine Zeit dehnen müssen wie Gold, um in Stadt und Amt zugleich auch nur annähernd meine Pflicht zu erfüllen.

Wenn ich übrigens hierüber Sie und mich mit dem Versprechen beruhigen wollte, wenigstens mein Möglichstes zu thun und, obgleich nur meine halbe Zeit, doch mein ganzes Herz zum Dienst der Diözese mitzubringen, so bleibt mir zuletzt immer das Gefühl meiner vielfachen Schwachheit und Unzulänglichkeit zurück, teils was persönliche Begabung, teils was amtliche Wissenschaft und Übung betrifft, und in diesem lebhaften Gefühl bitte ich Sie, verehrte Amtsbrüder, recht herzlich und dringend um Ihre freundliche Nachsicht jetzt und künftig.

Was ich als Beibringen in unsere Verbindung mitnehme, ist nichts als der redliche Wille gewissenhafter Pflichterfüllung im Aufsehen auf den Herrn, dessen Dienst die Freude meines Lebens ist, und das Vertrauen auf Ihn,

dessen Kraft sich in den Schwachen mächtig erweist und dessen Segen ich in meiner bisherigen Amts- und Lebensführung schon reichlich über alles Verdienst habe erfahren dürfen.

In diesem redlichen Pastoralsinn, dem Herrn und seiner Gemeinde zu dienen, und in diesem evangelischen Vertrauen auf den Segen und die Gnade von oben weiß ich mich mit Ihnen, verehrte Amtsbrüder, auf Einem Grund und Boden, soweit ich auch an Jahren und Erfahrung hinter Ihnen zurückstehen mag. Und daraufhin bitte ich Sie: nehmen Sie mich nicht nur mit brüderlicher Nachsicht, sondern auch mit offenem Zutrauen in Ihre Mitte auf; mit dem Zutrauen, daß es mein redliches Bestreben sein wird, dem Herrn und seinem Reich und somit Ihnen und Ihren Gemeinden, Ihren Kirchen und Schulen, Ihrem amtlichen und persönlichen Wohl nach Kräften zu dienen; wie auch ich der Zuversicht bin, es werde mir aus der Verbindung mit Ihnen mancherlei Erfrischung, Stärkung und geistlicher Segen erwachsen.

Indem ich Sie in diesem Sinn um Ihre brüderliche Liebe und Handreichung bitte, darf ich vielleicht zur Empfehlung meiner Bitte gegen einige unter Ihnen noch meines Vaters gedenken, der vor 20 Jahren denselben Dienst unter Ihnen antrat, zu dem nun ich berufen bin, und der heute noch der dadurch angeknüpften wohlthuenden Verbindungen von Herzen sich erfreut.

Der Herr unser Gott segne Sie und Ihre Familien und Gemeinden wie mit dem leiblichen Segen, den er nun wieder so reichlich über unsere Markungen ausgeschüttet hat, so und allermeist mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum. Er mache uns, einen jeden in seinem Teil, je mehr und mehr zu Hirten nach seinem Herzen und zu gewissenhaften Haushaltern über seine Geheimnisse, eingedenk des apostolischen Worts, darin unser

aller Amtsinstruktion enthalten ist, 1. Kor. 4, 2: Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.

In aufrichtiger Hochachtung und ehrerbietiger Liebe

Euer Hochwürden

gehorsamster Diener und treuverbundener Amtsbruder
Amtsdekan Gerok.

Festlied

zum 19. Aug. 1852.

(Zur Hochzeitsfeier von Stadtpf. Osiander mit Pauline Gerok.)

Ehrerbietig dargebracht vom alten Leiermann.

Kennt ihr den Namen, der im goldnen Lichte
Herüberstrahlt aus alter Zeiten Nacht;
Den Namen, dessen Württembergs Geschichte
Seit drei Jahrhunderten mit Stolz gedacht;
Den Namen, dem in würdigem Gedichte
Kein Schiller noch den Lorbeer dargebracht;
Der reiner klingt als Cäsar, Alexander
Und Hannibal, — den Namen Osiander?

Kennst du, o loses Volk beim Hochzeitmahle,
Andreas Osianders Tiefsinn nicht?
Sahst nie zu Tübingen im Aulasaale
Des Lukas bärtig Kanzlerangesicht?
Weißt nichts von jenem Hauptoriginale,
Deß Leben ein heroisches Gedicht,
Der Doktor, Kommandant, Prälat, Gesandter,
Geheimerat: Johannes Osiander?

„Kein Dalberg da?“ frug sonst beim Kaiserfeste
Der Herold, eh ein Ritterschlag geschah;
Weil dies Geschlecht im deutschen Reich das beste,
Das man zuerst für jede Ehr ersah;

Jetzo, wenn tafeln theologsche Gäste,
Soll's heißen: „Ist kein Osiander da?“
Setzt friedlich euch zu Tische nacheinander,
Doch stets den ersten Stuhl dem Osiander!

Sie sind noch da, noch schießen reiche Saaten
Am alten Stamm von jungen Lorbeern an;
Wer kennet nicht den Witz von Ulms Prälaten:
Nathanael, den deutschen Lucian?
Wer nicht den Ernst in Worten und in Thaten
Von Göppingens ehrwürdigem Dekan?
Doch all die edlen Namen miteinander
Verschwinden heut vor Ludwig Osiander!

Louis Osiander, welcher andre Namen
Ist würdig, diesem zugesellt zu sein?
Wen spann ich in des Liedes goldnen Rahmen
Mit ihm als Königin des Festes ein?
Ich mustre diesen holden Kranz von Damen,
Und manche denket still: ich sag nicht nein;
Doch weiß ich Einen Namen nur, der schiene
Des seinen wert: der Name heißt Pauline!

Pauline — leuchtet nicht bei diesem Tone
Des Württembergers Aug in frohem Glanz?
Ist nicht Pauline auf dem Königsthrone
Der Armen Hort, die Mutter ihres Lands?
Doch nicht von einer goldnen Königskrone
Ich singe heut von einem Myrthenkranz;
Die Königin des Festes, der ich diene,
Ihr wißt, ist eine andere Pauline!

Pauline Gerok ist's, die Wohlbekannte,
Der heute Ihr die Myrthenkrone wobt;
Die häusliche, die treue, vielgewandte,
In jedem Marthadienste längst erprobt;

Dem Mann geht's wohl, der sie die Seine nannte,
Doch liebt sie's nicht, daß man so laut sie lobt.
Seht Ihr sie dort mit bräutlich froher Miene?
Das ist die Königin des Fests: Pauline!

So segne Gott denn Ludwig und Paulinen!
Die Namen sind nun gleich den Herzen eins,
Wie Ros' und Lorbeer miteinander grünen,
Wie um die Ulme wächst das Laub des Weins;
Und wie die Sonn Euch heut den Pfad beschienen,
So freut Euch immer ihres goldnen Scheins,
Lang lebt und liebt und grünt und blüht selbander
Pauline Gerok, Ludwig Osiander!

An Dekan Wurm in Heidenheim.

Stuttgart, 6. Mai 1853.

Lieber Christiern!

Jetzo bist du schon auf deinem Frühlingsfeldzug begriffen, ich schnüre mein Gepäck, um gleichfalls, wenn unsere Konfirmandenkommunion nächsten Sonntag vorüber ist, einen Einfall in die Fildergrafschaft zu unternehmen (vorigen Herbst hab ich noch ein wenig rekognosziert, d. h. zwei Nachvisitationen gehalten, die mir Dettinger übrig gelassen); und zu dem Allernotwendigsten, was vorher noch abgethan werden muß, gehört eine Antwort an dich, die mir längst auf dem Herzen liegt und in den Fingern zuckt, aber durch ein ununterbrochenes Gedräng von Geschäften bisher immer wieder vereitelt wurde. Es geht mir mit diesem Geschäftsgetümmel nachgerade wie jenem Landmann, der zuerst nach London kam und auf dem Trottoir wartend die Leute an sich vorübergehen ließ; als ihn nach einer halben Stunde einer fragte, warum er denn immer noch dastehe, antwortete er, er wolle nur warten, bis die Leute sich verlaufen haben, die wahrscheinlich einem Spektakel in der Nähe nachliefen, worauf er belehrt ward, daß er bis zur Mitternacht so warten

könnte, sintemal das der ganz ordinäre Londoner Straßenverkehr sei. Anfangs meinte ich hier auch, wenn sich das Geschäftsgedräng ein paar Tage oder Wochen lang recht gehäuft hatte, es müssen nun auch wieder ein paar Tage oder Wochen zum Ausschnaufen kommen; bin aber nun belehrt, daß ein hiesiger Pfarrer nicht ausschnaufen darf, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann, es sei denn er liege krank im Bett, wie ich dies Frühjahr ein Vierteljahr lang, teils vor, teils nach deinem Brief, oder er gehe auf vier Wochen so weit weg, daß man ihn nicht sieht, sei's ins Filsthal oder ins Brenzthal oder über den Bodensee, was ich heuer und künftig, so Gott will, im Juli zu thun gedenke.

Nun aber fürs erste genug von mir und zu meiner Entschuldigung; vor allem sei dir jetzt für deinen lieben, echten Christiansbrief gedankt; er war eine edle That von dir, für mich und meine liebe Frau eine wahre Wohlthat; er kam wie ein weiches, säuselndes Lüftchen aus einem lieben, wohlbekannten Thal, oder wie ein traulicher Glockenklang aus heimatlichen Bergen, und ließ uns in dein schönes Amts- und Familienleben gar liebliche Blicke hineinthun. Möchte wohl auch einmal persönlich unter deinem Dach eintreten, wie ich im Geiste manchmal bei dir bin; denke mir's gar lieblich, blumig, sonnig und sinnig wie einst in deinem netten Repetentenstübchen, wenn man auch nicht mehr gerad auf dem Boden liegt. Auch fürs Dekanatamt, zu dem ich so unvermutet gekommen bin, möcht ich mich von dir als einem gewiegten Veteranen und von jeher gesalbteren Haupt instruieren lassen. Besonders ist mir jetzo bang aufs Rechnen bei den Schulvisitationen, was immer eine meiner schwächeren Seiten war; auch könntest du mir wohl eine Blumenlese deiner gewiß immer sinnvollen und lieblichen Schuldiktate zukommen lassen. Wie du in musica auskommst, ist mir weniger ausgemacht, da mir deine dießfallsigen Leistungen von Tübingen her nicht mehr genau erinnerlich sind. Kurz,

Stoff zu einer Konferenz in Süßen ist allerdings in Fülle vorhanden und sowie ich wieder nach Göppingen komme, versuchen wir deshalb bei dir eine Bestellung, so manche auch schon fehlgeschlagen.

Soviel Gutes hier beisammen ist, namentlich auch in unserem Stiftspfarrhaus (ich nehme natürlich meine Etage bescheidentlich aus), so hat man doch, schon des ewigen Geschäftsgetriebs halber, viel weniger voneinander, als ihr draußen meinet. Auf unseren Freund M. als Kollegen freue ich mich. Jene Richtung der Theologie aber, vor der du das Kreuz machst, ist mir ebenso unsympathisch wie dir. Fremde Ansichten kann ich ehren, Borniertheiten ertragen, einen edlen Kern auch in bitterer Schale anerkennen, aber den Hochmut haß ich und das stachliche, widerborstige Wesen meid ich. Dies sei übrigens nicht gegen Personen, sondern nur gegen Prinzipien gesagt.

Jetzt geht das Papier zu Ende und ich hätte dir noch viel zu sagen. Will mir zum Amt oft der Atem ausgehen, so werd ich zu Haus desto sanfter gebettet von meiner lieben Sofie, der deshalb in deinem ganzen lieben Brief doch das Schlußwort am liebsten war und am schönsten schien: Gott mache dich ihr bald ganz gesund! In zwei Kinderpärchen: Gustav und Sofie, Christof und Thekla, seh ich meine Unarten und meiner Frau Tugenden verjüngt heraufblühen und fühle an ihren immer teurern Hosen und Schulbüchern mit Schrecken, wie alt ich werde. Du und deine liebe Frau Dekanin seid von uns beiden herzlich gegrüßt; Gott erhalte sie dir und dich ihr gesund (bist ja auch krank gewesen) und lasse mich auch einmal wieder dein liebes Haupt oder doch deine liebe Hand auf einer Briefadresse sehen:

„Und da duftet's, wie vor Alters,
Da wir noch um Liebe litten,
Und die Saiten unsres Psalters
Mit dem Morgenstrahle stritten."

singt irgendwo der alte Goethe. In diesen Tagen vor zehn Jahren auf dem grünen Felsen! Grüße deinen Helfer! Gott behüte dich!

Dein

Karl Gerok.

---

14. Dezember 1853 das Vaterunser in Morgen- und Abendgebeten für eine Woche herausgegeben. (Notiz aus dem Amtskalender.)

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 28. Febr. 1855.

Lieber Freund!

In dankbarem Andenken so mancher litterarischen Gabe, mit der du mich seit dem Austausch unsrer Knabengedichte erfreut hast, erlaube ich mir, dir meine homiletischen Produkte, soweit sie erschienen sind, zu übersenden. Fortsetzung folgt.

Ihre Schwachheit kenn ich wohl und fühle sie doppelt bei der Beschäftigung mit dem Druck. Aber man ließ mir keine Ruhe, und wenn ich einerseits gern noch ein lustrum gewartet hätte, um dann vielleicht etwas gediegeneres zu liefern, so mußte ich mir auf der andern Seite sagen: wer weiß ob du in fünf Jahren noch da bist um zu predigen, oder ob dann noch Leute da sind, die dich hören und lesen mögen? Auch hab ich in diesem Jahr ja nunmehr das Schwabenalter erreicht und darf deshalb selbst als Schwabe nicht mehr hoffen, noch viel gescheiter zu werden. Also in Gottes Namen.

Ich bin verlangend, auch einmal wieder etwas von dir zu hören oder zu sehen. Bei mir steht's im Hause dermalen Gottlob gut; und der Amtskarren, immer gehörig beladen, geht im alten Geleise fort.

Herzlich grüßend, in Eile

Dein treuer Freund

K. Gerok.

Stoßseufzer

nach mehreren mißlungenen Predigten.

19. März 1855.

Der Geist des Herrn ist fern von mir gewichen,
Der Gnade Freudenglanz ist mir verblichen;
Wo ich einst flog, da komm ich jetzt geschlichen;
Jedwede Arbeit wird mir durchgestrichen:
Der Geist des Herrn ist fern von mir gewichen!

1855, Aug. 14.—16.: In Darmstadt zum Missionsfest; Sofie, Papa, Mama, Eduard begleiten mich. (Notiz aus dem Amtskalender.)

Mit einem Trinkglas,

einer leidenden Freundin (Schwester Luise).

Nicht zu lautem Freudenmahle,
Nicht zu Pracht und Herrlichkeit,
Nicht zu festlichem Pokale
Sei dir dieses Glas geweiht.

Nein, an friedlich stiller Stätte
Im vertrauten Kämmerlein
Möcht es treulich dir am Bette
Tag und Nacht ein Tröster sein.

Und so oft die Lippe kostet
Von des Labebechers Rand,
Denk an Liebe, die nicht rostet,
An ein ewig Seelenband.

All der Erde Zaubersäfte
Hat der Liebe heiß Gebet,
All des Himmels Wunderkräfte
In dies Glas herabgefleht,

Daß die Freundin dran gesunde,
Daß mit lieblicher Gewalt
Bald von frisch genes'nem Munde
Wieder ihr Gesang erschallt.

Doch indeß das Herz zu stillen
Mög ein Engelsknabe hold
Dir mit Himmelstranke füllen
Eines bessern Bechers Gold;

Drin der Herr zur Seelenlabe
Selbst gemischt die rechte Kost:
Seines Geistes Gottesgabe,
Seines Friedens Himmelstrost.

An Ottilie Wildermuth.

Stuttgart, 22. Dez. 1855.

Liebe Ottilie!

(Mit dem ersten Band Predigten.)

Wenn unsereinem ein lieber Freund und Gartenbesitzer manchmal eine Freude macht mit einer köstlichen Sendung edlen Obstes und herrlicher Trauben, die auf seinem Grund und Boden gewachsen, und wir möchten ihm zum Zeichen unsrer Dankbarkeit eine kleine Gegengabe schicken, so ists uns oft eine rechte Verlegenheit, daß wir keinen Obstgarten und Weinberg haben, wo so hübsche Früchte wachsen, sondern daß wir mit irgend einem langweiligen Gebäck, als da sind Zuckerseelen oder Huzelbrot, wie mans eben bei uns haben kann, unsre Verehrung bezeugen müssen.

Gerade so geht mirs, nachdem du meine liebe Frau und mich seit Jahren mit so manchen edlen, saftigen und süßen Früchten lieblicher Poesie und gesunder Lebensweisheit — teils umsonst, teils um unser Geld — erfreut und erquickt und erbaut hast, und ich dir nun zum Dank diesen steifen Lederband mit seinen trockenen Blättern übersenden soll.

Ich tröste mich nur mit dem einen: ein Schelm giebts besser als ers hat; und mit dem andern: der höchstgebildete Geist ist immer auch der mildeste und nachsichtigste, und mit dem dritten: daß du dich in deiner letzten Vorrede selbst zu einer Kollegin von uns Pfarrern erklärt hast.

Dir und deinem lieben Herrn Gemahl, dem ich zu seiner Standeserhöhung herzlich gratuliere, meine und meiner lieben Sofie besten Grüße. Gott schenke Euch mit Euern lieben Kindern vergnügte Feiertage und ein gesegnetes Neujahr!

Mit alter Freundschaft

Dein

aufrichtiger Vetter

K. Gerok.

Digitized by Google

An den Jugendfreund Rektor Köstlin.

Stuttgart, 14. März 1856.

Lieber Freund!

Kaum traute ich meinen Augen, als ich meinen „Paulus im Sturm", der so demütig und unscheinbar von mir ausgegangen war, in so stattlicher Gestalt mit schönen Lettern in Großfolio wieder bei mir eintreten sah. Hätt' selber nicht geglaubt, daß sich die acht Verslein im Druck so sauber ausnehmen würden. Wollte ich auch über diese freundschaftlichen Gewaltstreiche böse werden, so könnte ich es doch nicht, teils weil mir die wahrhaft brüderliche Teilnahme, die du mir auch hierin erzeigt, innig wohlthut; teils weil mir dein günstiges kritisches Urteil einigermaßen schmeichelt; teils weil der Spaß, so wie du ihn eingeleitet, unschuldig ist und nicht viel auf sich hat. So stell ich mich denn mit dieser unverschuldeten Autorschaft unter das Uhlandsche: „Singe wem Gesang gegeben": „Kann mans nicht in Bücher binden, gieb ein fliegend Blatt den Winden."

Am Ende könnte man freilich ein Büchlein binden von solchen Blättern, die einem allmählich aufwachsen, ich meinerseits habe inzwischen nie daran gedacht, das größere Publikum mit meinen poetischen Produkten zu behelligen, da ich mir wohl bewußt bin, daß sie weder nach Form noch nach Inhalt originell sind und neue Saiten anschlagen. Mit herzlichem Dank nehm ichs aber an, wenn du mir erlaubst, dir in alter Weise zur Recension mitzuteilen, was mir erheblicher erscheint, und also freundschaftlicher handelst als E. Geibel, der in der Allgem. Zeitung wiederholt angekündigt, er könne die Unmassen von Gedichtsammlungen, die ihm fortwährend zur Kritik übersandt werden, hinfort nicht mehr brauchen.

Es hat sich mir namentlich von religiösen Gedichten und biblischen Poesien gruppenweise ein Häuflein seit einigen

Jahren angesammelt, wozu auch der „Paulus“ gehört, der vielleicht das beste und frischeste ist. Diese schick ich dir gern und bitte dich, mir ganz gelegentlich und nach Bequemlichkeit dein Urteil darüber zu sagen. Der Anstand ist nur der, daß ich so wenig Zeit habe, die Sachen auch nur für dich ab- und ins Reine zu schreiben.

Ich habe eine Gruppe „heilige Berge“, sieben Alttestamentliche, sieben Neutestamentliche.

Ebenso „heilige Wasser“, hievon sind etwa sieben im ganzen fertig, wozu der Paulus gehört. Ferner: „heilige Zeiten“ und „heilige Worte“. Vielleicht gelingt mirs, dir mit diesem von jeder Sorte für diesmal eine Nummer zu schicken, sowie ich jedenfalls einen Spaß beilege, den ich mir vor ein paar Jahren erlaubt habe, an Albert Knapp zu schicken.*)

Daß dirs dabei am Ende nur nicht geht, wie Goethes Zauberlehrling: „Welch entsetzliches Gewässer!“ „Die ich rief, die Geister werd ich nun nicht los.“

Nun Adieu indessen. Herzliche Grüße und Dank! Gesegnete Feiertage! Schick mir auch die Druckerrechnung!

Dein

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 2. April 1856.

Lieber Freund!

Abermals bin ich dir in vielfachem Betracht zu recht herzlichem Danke verpflichtet. Einem Freund im Geldpech auszuhelfen, ist schön, und auch dazu hast du dich ja neulich hergegeben (N.B. der Kameralier hat zwar allerdings das Fruchtgeld noch nicht, aber wenigstens die übrige Besoldung geschickt). Noch schöner ist es, freundlich unter Freundes Dach einkehren, in sein Hauswesen hineingucken,

*) Abgedruckt in „Auf einsamen Gängen“. D. H.

in sein Salzfaß eintunken und ihn durch etliche Stunden traulichen Zusammenseins erquicken. Auch diese große Freude hast du mir gemacht, eine umsogrößere, da ich, so unglaublich es klingt, hier geistig ziemlich isoliert lebe, und da ich trotz so mancher freundlichen Einladung bisher immer noch nicht dazukam, in deiner Neckarburg einzusprechen, wobei ich zu meiner Entschuldigung nur das sagen kann, daß es bei meiner Geschäftsüberladung oft über ein Vierteljahr ansteht, bis ich nur auf ein paar Stunden zu den Meinigen nach Ludwigsburg abkomme, daß mir namentlich die Sommermonate durch die Dekanatsvisitationen fast ganz geraubt werden, daß ich aber den redlichsten Vorsatz habe, heuer einmal zu deiner Thür hereinzutreten. Am schönsten aber und wahre Freundschaft ists, auch an den Bestrebungen, Beschäftigungen, Spielen des Freundes so eingehenden und lebendigen Anteil zu nehmen, wie du trotz all deiner Geschäftsüberbürdung an meinen Reimen gethan und noch thun willst. Ich will mich dadurch keineswegs verleiten lassen, mich dieser Produktlein zu überheben; aber erfrischend und ermunternd wirkt immer eine solche Teilnahme, — solltens auch zuletzt bloße Spiele bleiben — zumal da ich auch in diesem Betracht ganz isoliert bin. Deine speziellere Kritik war mir sehr interessant und verpflichtet mich zu besonderem Dank. Ich bemerke dazu folgendes:

1) Dein Wink in Betreff einfacher Versmaße ist sehr beherzigenswert. Der Meister, der durch den Gehalt imponiert, wird allerdings in der Form immer einfacher werden. — Kirchenlieder und lyrische Produkte im religiösen Gebiet (geistliche Lieder) werden a priori einfachere Versmaße verlangen. — Etwas mehr Manigfaltigkeit in der Form wird man der lyrischepischen Gattung (Balladen und Romanzen) zugeben müssen, die in gewisser Art malt. Vergleiche Schillers und Goethes Balladen. Dieser Gattung nähern sich im biblischen Stil Produkte wie mein Paulus

im Sturm, Elias auf Horeb, Moses auf Nebo u. a., daher ihnen das bewegtere Versmaß zugutkommen möchte. Im übrigen werd ich mir deinen Rat hinters Ohr schreiben.

2) Was entlehnte Versmaße betrifft, so hab ich die Bergpredigt ausdrücklich und mit Fleiß nach Uhlands Knab vom Berge komponiert, wie unsre alten Liederdichter einst Volksweisen ihren geistlichen Liedern unterlegten; daß dir übrigens dieses Stücklein gefällt, freut mich, da es mir aus heitrem Geist besonders mühelos entflossen ist. Bei „Zion" schwebten mir nicht die „edlen Grafen, Herrn und Ritter", sondern das Original dieses prachtvollen Versmaßes, Goethes „der Gott und die Bajadere" vor und ich glaubte, der feierlich melancholische Refrain könnte für meinen Zweck passen; möglich, daß es nicht so herausgekommen ist, wie ichs im Sinne gehabt.

3) Deine speziellen Wortemendationen werd ich bei nochmaliger Durchsicht gewissenhaft erwägen und womöglich benützen.

4) Heiter war mirs, bei dem „Römerschifflein gut" auch meinerseits zu erfahren, wie die Ausleger häufig geistvoller und tiefsinniger sind, als der Autor selbst. Ich hatte das „gut" allerdings als Adjektiv genommen und glaubte zu dem etwas balladenartigen Ton des Gedichts gehe diese Wortstellung in ihrer altertümlichen Weise wohl an; — nachträglich acceptiere ich übrigens deine Konstruktion.

5) Interessant ist mirs auch, wie ganz anders solche Produkte von andern taxiert und loziert werden, als vom Autor, der am wenigsten Urteil hat. Ich hatte z. B. den Paulus auch entschieden über Golgatha gestellt, ebenso Zion über Mara u. s. w.

6) Deiner Erlaubnis gemäß schicke ich hier dir wieder acht Piecen, wie sie eben daliegen, unabgeschrieben zu. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich sie besonders deswegen gern ab-

geschrieben, weil einem dabei leicht noch Härten, Trivialitäten u. s. w. ins Auge fallen, die man früher nicht bemerkt, oder wo man sie früher schon bemerkt, einem eine glücklichere Wendung zur guten Stunde einfällt. Übrigens brauch ich mich ja auch im Neglige vor dir nicht zu genieren. Kommts einmal zum Druck, so gebrauch ich die Abschriften deiner Scholaren mit Dank und wichs ihnen dafür einen Dubel, dir aber sechs Freiexemplare weiter. Im ganzen fürcht ich, wirst du finden, daß nun mein Fäßchen anfängt kuhnig zu laufen; ich glaub, das Bessere hast du schon gehabt. — Etwa sechs Stücklein hab ich noch in petto, und noch ungefähr sechs müßten dazukommen um den Cyklus, den ich im Sinn habe, vollzumachen.

Deine Vorrede zu den Katechismen habe ich mit Genuß und Beifall gelesen. Ich habe daraus nicht nur historisch mir Neues und Interessantes gelernt und excerpiert, sondern bin auch mit deiner irenischen Tendenz aus voller Seele einverstanden. Zu den heutigen ultrareaktionären Tendenzen und ultrakonfessionellen Strömungen, wo die Lutheraner so unlutherisch wühlen, klingt freilich die schöne und unbefangene Irenik deiner Vorrede wie eine Stimme aus einer andern Welt, und sollte dein Buch jetzt ans Licht treten, so müßte dein Vorwort eine entschiedener apologetische, ja gegen den Ultrakonfessionalismus polemische Färbung erhalten. Ich bin aber der guten Zuversicht, die Saiten, die man jetzt so hoch spannt, werden entweder reißen oder kluger Weise von selbst nachgelassen werden. — Dann kommt vielleicht deinem Buch doch noch der günstige Tag. Schade, wenn dieses gediegene Pfund nicht wuchern sollte.

Christians Brief folgt mit herzlichem Dank zurück. Am Sonntag war er ein paar Stunden hier, aber nur über die Nachmittagskirche; meine Frau sah ihn vom Fenster.

Wenn du auf Kerners Handschrift, die du ja vielfach besitzest, keinen Wert legst, so bitte ich mir sein Verschen

in originali zu den Akten des Paulinenvereins wieder aus; im andern Fall schicke mir eine Abschrift.

Nun aber zum Schluß! Du siehst, ich kann, wenn's drauf und dran kommt, am End auch einen großen Brief schreiben — a propos: mit meiner Handschrift hast du ganz recht, ich habe das beim Druck der Predigten vielfach erfahren.

Nochmals herzlichen Dank für alles: Besuch, Brief, Kritik u. s. f. Meine Frau grüßt mit mir herzlich dich und die deine und bittet dich mit mir wiederholt, vorkommenden Falls unser Haus immer als ein offenstehendes Absteigequartier zu betrachten und dabei mit uns nicht streng abzurechnen.

Dein

treuer Freund

Karl Gerok.

An Schwager Lang.

Stuttgart, 24. April 1856.

L. L.

Hier Eures lieben Bäbeles Sparkassenschein! Wie gehts Euch Lieben? Wir sind fortwährend von stiller Dankbarkeit durchdrungen für Eure große Liebe, gerade als wäre Sofie schon seit acht Tagen bei Euch. Ihrer lebhaften Meinung, das liebe Lottchen bedürfe Schonung, und sie selber eine völlige Dorfstille zu ihrer Erholung, konnte ich am Ende nicht mehr widersprechen. Am 6. Mai wird sie wahrscheinlich vorerst nach Baiersbronn und acht Tage darauf von dort nach Oberndorf abgehen. Gott gebe seinen Segen dazu; für jetzt stehts gottlob recht ordentlich.

Paul was sagst du denn zu Rümelin? Wer hätte geahnt, als er anno 36 in Prokurators Uniform beim Kaffee auf dem Ulmerstübchen im Stift die Honneurs machte, daß er einst in einer Ministersuniform stecken würde! Er trägt sein Unglück mit der ruhignoblen Pomade, die ihn jederzeit

auszeichnete, nimmts übrigens im Stillen sehr ernst. Daß er seinem Posten gewachsen ist, wie wenige, ist gar keine Frage; er ist der vollkommene Staatsmann, so daß ich seit Jahr und Tag oft staunen mußte über das, was er in seinem Kopf hat, dazu, was eine Hauptsache ist, ein durch und durch edler Charakter und unabhängig in der Gesinnung, wiewohl, was ich ihm gar nicht übel nehme, politisch allmählich ziemlich weiter rechts gerückt, als von 1848—50. Kaum war er als Kammervizepräsident durch ein Souper gefeiert; neulich wurde ihm und der Frau Staatsrätin zu Ehren ein eleganter Thee für die Herrn und Damen des Kränzchens bei Christof Schwab gegeben; nun werden wir ihn selbst im Kränzchen mit einem Abendessen honorieren müssen. Die heurige Promotionszusammenkunft wird er nun nicht, wie beabsichtigt war, ausschreiben können, besuchen dagegen muß er sie natürlich. Seine Kompromotionalen haben überhaupt jetzt, denke ich, doch einen kleinen Stein im Brett, z. B. wenn sie Dekane werden wollen.

Wetter prachtvoll! Leset auch „Soll und Haben." Famos! Herzliche Grüße von allen an alle.

Nach alter Leier

Euer

treuer

Karl.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 28. April 1856.

Lieber Freund!

Im Vertrauen auf deine Langmut und mit herzlichem Dank auch für deinen letzten freundlichen und eingehenden Brief schicke ich dir hier abermals acht Poesien, mit deren Rücksendung es keine Eile hat. (Auch das Kernersche Armengedicht liegt bei.) Daß ich diesmal etwas länger wartete, hat seinen Grund nicht nur in gehäuften Geschäften, sondern

auch darin, daß ich dir den Magen mit diesen Süßigkeiten nicht verderben wollte, auf die einen, wie Ed. Mörike irgendwo in einem Gedichte sagt, oft recht nach einem tüchtigen prosaischen Rettich gelüstet.

Daß es mit Eurem Brastberger nunmehr vorangeht, freut mich herzlich. — Vor ein paar Tagen schickte mir Prälat Zimmermann eine Nummer des Litteraturblatts der Darmstädter Kirchenzeitung mit einer sehr gutmütigen, wenn auch nicht gerade sehr eindringenden Recension meiner Predigten, die über Gebühr herausgestrichen werden.

Rümelin trägt seine neue Würde und Bürde mit der ihm von jeher eigenen nobeln Ruhe, nimmt übrigens sein Amt, wie billig, sehr ernst. Bei seinem grundgescheiten Kopf, seinem staatsmännischen Talent, seiner umfassenden Bildung und seinem durch und durch nobeln und humanen Charakter hoffe ich von seiner Stellung soviel Gutes für Kirche und Schule, als unter unsern äußern und innern Verhältnissen billiger Weise zu erwarten ist.

Wie dereinst die deutschen Kaiser
Prüften ihrer Adler Flug,
Pflückten ihre Lorbeerreiser
Erstmals auf 'nem Römerzug,

so wird auch seine erste Waffenprobe die Ordnung der Verhältnisse zum Papst sein und er arbeitet gegenwärtig eine Instruktion für den in besonderer Mission nach Rom gehenden württembergischen Gesandten in Wien, Herrn v. Ow, aus.

Da will ich doch noch lieber eine Predigt machen oder eine Kirchen- und Schulvisitation auf den Fildern halten.

Unter herzlichen Grüßen an dich und deine liebe Frau

Dein

treuer Freund

Karl Gerok.

An seine Gattin.

Stuttgart, 13. Mai 1856. Pfingstdienstag morgens 1/2 9 Uhr.

Liebste Sofie!

Es hat mich herzlich verlangt, dir einmal schreiben, deinen lieben Brief beantworten und nach deinem Befinden mich erkundigen zu können, wozu ich heute zwischen zwei Visitationstage hinein wenigstens ein halbes Stündchen unter vielen Geschäften erübrigen kann.

Sosehr uns die gute Nachricht von deiner glücklichen Ankunft erfreut hat, so leid war es uns, aus deinem folgenden Brief an Pauline zu vernehmen, daß es dir weniger gut war, was freilich bei dem schlechten Wetter nicht zu verwundern. Da es nun endlich gottlob milder geworden, so hoffe ich, werde Luft, Natur, Ruhe, freundlicher Umgang und in dem allem Gottes Gnade endlich auch ihre Heilkraft an dir entfalten und Kraft und Gesundheit sich allmählich wieder einstellen. Pflege dich nur recht an Geist und Leib; Gott wird gewiß seinen Segen dazu geben.

Die Schachtel wirst du längst empfangen haben. Es war gerade noch Zeit, sie statt zum Boten am Donnerstag früh auf die Post zu tragen, wo sie gegen ein niedliches Porto von 23 Kreuzer nebst Frachtbrief angenommen wurde.

Sonst steht hier gottlob alles gut. Der Bügeltag ging ganz fromm und feierlich vorüber; ich versammelte die Bügelfrauen bei Tisch um mich und nachher bat sich jede bei mir Audienz in meinem Zimmer aus, die eine um eine Predigt zu überreichen, die andere wegen einer Eingabe um eine Unterstützung.

Aus dem Ludwigsburger Liederfest wurde für mich und die Buben nichts, da ich gestern morgen in Degerloch Kirchenvisitation und nachmittags hier zu trauen und zu taufen hatte. Dagegen haben mich gestern morgen die drei größern Kinder fast bis Degerloch begleitet und Christof war sodann den ganzen Tag zu Kriegsrats eingeladen. Gustav

hat sich bei diesem Morgenspaziergang eine kleine Erkältung geholt und spielt deshalb heut früh im Bett ganz behaglich mit seinen Soldaten. Ich hoffe, er kann heut mittag wieder in die Schule. Über einen der nächsten Sonntage dürfen die Buben, vielleicht auch Sofiele, nach Ludwigsburg. Da auf diese Weise niemand von uns dem Ludwigsburger Ehrentag eine Ehre erweisen konnte, so habe ich der Kindsfrau auf dringende Einladung ihrer Schwester und ihres Bruders erlaubt, hinauszugehen. Sie war kaum so keck, durch die Kinder schüchtern deshalb anfragen zu lassen, da sie meinte, es sei dir nicht recht; ich glaubte es aber als Aufmunterung gestatten zu sollen, nur mit der Erklärung, daß Ricke deshalb auf einen ähnlichen Ausflug nicht auch Anspruch machen dürfe.

In dieser Woche ist Konfirmandenanmeldung, und da ich auf morgen (Mittwoch) und Freitag Visitationen angesagt habe, so will die liebe Johanna so gut sein, an diesen beiden Tagen die Honneurs zu machen. Ich hoffe, sie wird deine Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Leutseligkeit wenigstens insoweit ersetzen, als hier überhaupt ein Ersatz möglich ist.

Heute früh will ich Spargeln für die Oberndorfer kaufen lassen und mit dem Boten hinaufschicken, den nächsten Brief an dich werden wir wohl schon nach Oberndorf adressieren müssen. Vielleicht schreibst du uns darüber ein Wort. Die Kinder hoffen, du habest ihre drei Briefe glücklich erhalten.

Ich eile, diesen Brief noch auf den Eilwagen zu bringen, mit dem du vor acht Tagen abgereist bist. Sei tausendmal von uns allen gegrüßt und geküßt und denke nicht an die Lücke, die deine Abwesenheit in unsrem Haus und Herzen macht, sondern nur an deine Gesundheit. (Nächste Woche bin ich von Sonntag abend bis Mittwoch in Plieningen, zum erstenmal auch über nacht aus.) Auch deinen lieben Gastfreunden die herzlichsten Grüße! Gott befohlen!

In treuer Liebe

Dein Karl.

Stuttgart, 24. Mai 1856.

Liebste Sofie!

Tausend Dank für deinen lieben Brief, der soeben, Samstag morgen, ankommt, und mir das trübe Regenwetter zu lauter Sonnenschein verklärt. Er hätte gar nicht geschickter kommen können; fürs erste, weil wir nachgerade mit Sehnsucht wieder auf ein Schreiben warteten; fürs zweite, weil ich heut gerade Zeit habe, ihn auf der Stelle zu beantworten; ich habe nämlich, ganz müd von fünf Visitationstagen, Montag, Dienstag, Mittwoch in Plieningen, Donnerstag und Freitag in Bothnang — dazu noch so oft ich abends heimkam Krankenbesuch, Privatkommunion oder auch Beerdigung — auf Kapffs Zuspruch die morgige Predigt abgegeben und schaffe nun daheim das nötigste weg.

Gott sei Dank, daß es dir allmählig besser geht; es ist mir ganz wohl, dich nun bei den lieben Geschwistern zu wissen, wo man auch gemütlich eine gute Rückwand und Hintergrund hat. Gott vergelt ihnen ihre Liebe. Laß dir nur Milch und Honig, Gartengrün und Sonnenschein, Essen und Trinken, Schlaf und Gespräch und alle Herrlichkeiten dieses lieben Thales und Hauses recht schmecken, grüße auch von mir den Ort, den man mir als dem Hauptstifter zu Ehren „Karlsruhe" genannt hat.

Aber was hast du für einen betrübten Geburtstag gefeiert! Diese Beschreibung hat mich fast bis zu Thränen gerührt. Es ist mir recht beugend, daß ich mit meinen Sendungen trotz aller Mühe bei diesem schwerfälligen Postgang immer zu spät komme. Kind und Gesind hier hat sich auf dein Wohlsein morgens eine dicke Eierchokolade herrlich schmecken lassen; mittags gabs prächtige Spargeln; abends begleiteten mich die drei ältern Kinder nach Degerloch beim schönsten Wetter, von wo ich noch nach Plieningen pilgerte.

Hier bei uns stehts gottlob gut, Thekla schläft noch,

morgens nach acht Uhr, indem sie gestern, weil ich früh fortmußte, zu bald aufwachte und aufstand. So oft ich von einer Visitation komme, springt sie mir von Paulinens Füßen, wo sie gewöhnlich im Gastzimmer am Nähtisch sitzt, voll Freuden entgegen, verstummt aber dann plötzlich wie in getäuschter Erwartung und fragt kleinlaut: wann kommt die Mama? Heute darf sie wieder zu Elise, wohin sie lieber geht, seit sie zu Hause keine Mama hat. Die drei älteren sind heute nachmittag zu Tante Ricke und morgen auf den ganzen Tag nach Ludwigsburg eingeladen, wohin sie sich ungeheuer freuen.

Der Fall des lieben Papa hat mich auch recht erschreckt, ich war gerade nicht hier und hab ihn auch seitdem nicht gesehen; vielleicht kann ich heut nachmittag trotz Samstag auf ein paar Stunden hinaus, da mirs anders nie möglich ist. Gestern abend empfieng Vetter Brecht das Nachtmahl; er wird wenige Tage mehr leben, erkundigte sich aber noch gestern, wie dirs im Schwarzwald gehe. — Frau Revisor Mann ist auch gestorben; ein paar andre Beerdigungen mußte ich abgeben, weil ich fort war. — Bei solchen Geschäften und Bestellungen in meiner Abwesenheit vermisse ich meine liebe Amtsgenossin, die Frau Dekanin ganz besonders. Die Konfirmanden haben sich noch auf 58 erhöht; du wirst einige Baugerüste, Tempelhallen, Dankmonumente und babylonische Türme von Zuckerhüten, Seifentafeln, Kaffeepaketen und Chokoladedominos antreffen.

In der nächsten Woche werde ich, so Gott will, Montag, Dienstag, Mittwoch in Feuerbach visitieren, von wo ich abends allemal wieder heimkomme. Freitag und Samstag bin ich in Mußberg angesagt. Auch die drauffolgende Woche, wo du deine Zurückkunft beabsichtigst, bin ich leider bereits für Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag nach Sielmingen und Bonlanden bestellt und komme erst am Donnerstag abend heim. Mein Vorschlag wäre deshalb: du

kommst frühestens am Freitag den 6. Juni, sonst wäre ich ja nicht einmal zu deinem Empfang vorhanden. In der Woche drauf macht man dann mit der Vaihinger Visitation den Schluß und wird bei dieser Gelegenheit — etwa am Mittwoch, wenn der Himmel günstig ist, — dein Besuch und unsre Zusammenkunft im Möhringer Pfarrhaus mit Kindern, Droschke, Schachteln und aller Pracht und Feierlichkeit einer Dekansvisitation aus guter alter Zeit ausgeführt. — Hier nur ein kleines Spargelgemüslein, da ihr das andere nicht allein genossen. Ihr müsset eben recht Pfannkuchen dazu essen, — sowie ein kleines Taschengeld für dich. Gott mit Euch und uns!

Unter tausend herzlichen Grüßen von allen an alle in treuer Liebe

Dein

Karl.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 25. Mai 1856.

Lieber Freund!

Ich stecke wieder gewaltig in deiner Schuld durch deine reichen Sendungen, nämlich:

1) Drei liebe Briefe, die alle, namentlich der mittlere, reich an wertvollen Bemerkungen und trefflichen Winken sind. Ich werde sie mir wohl zu nutz machen, habs auch schon gethan teilweise; z. B. wegen des fatalen Bronne hatt ich auf „Bronnen“ und „Wonnen“ rekurriert, wie du mir selbst anrätst. Wegen des „flügelsträubend“ schlag ich, da ich das Bild nicht fahren lassen mag, vor: „Wie ein Aar, dem Bad entschwebend, Freudig sein Gefieder sträubt, Und, empor zur Sonne schwebend, Silberfunken um sich stäubt.“ — Anderes später.

2) Durch interessante Mitteilungen. Theobalds Lieder atmen einen frischen, oft kecken, immer lieblichen Humor. Ist auch die Form meines Erachtens weder immer korrekt,

noch besonders originell, so spricht doch aus allem etwas ursprüngliches, ein wirklich poetisches Gemüt.

3) Die „drei Worte“*) nehmen sich in deinen schönen Lettern auf dem guten Papier ganz stattlich aus; ich danke dir dafür recht herzlich, sowie für die Exemplare von Kerners Gruß, mit denen ich unseren Vereinsfrauen große Freude mache.

Im Übrigen will ich mit Gegenwärtigem meine Briefschuld an dich nicht abtragen, und kann es auch nicht, da ich seit drei Wochen und noch auf drei Wochen ganz überlenkt und überladen bin, sondern dieser Wisch soll mehr nur ein Empfangs- und Schuldschein sein.

Es folgen daher auch von Poesien nur drei Piecen; drei oder vier andere sind auf dem Papier, aber noch nicht aus dem ersten Konzept abgeschrieben, drei etwa stecken mir vorerst noch im Kopf.

Ob ich so bald dazukomme, eine Veröffentlichung zu wagen, weiß ich in der That noch nicht; es müßte ein ganz besonderer Anstoß kommen, da ich mich mit Gedichten möglicherweise viel eher blamiere, als mit Predigten, über die ich doch vorher ein ermutigendes Urteil des Publikums hatte. Jedenfalls aber ist mir deine freundliche und eingehende Kritik vom größten Wert und ich bitte dich, darin nicht müde zu werden.

Herzlich würde es mich freuen, wenn ich dich in deiner Vakanz auch nur kurz sehen und sprechen könnte. Tisch und Bett stehen für dich jedenfalls und jederzeit mit Freuden bereit.

Genug für diesmal. Mit herzlichstem Dank und freundlichstem Gruß, in Eile,

Dein

treuer Freund

Karl Gerok.

---

*) Im Nürtinger Wochenblatt waren unter dem Titel: „Drei Worte vom See Genezareth“ die drei Lieder: „Es ist der Herr“, „Hast du mich lieb“, „Er stirbet nicht“ durch den Freund gedruckt worden. D. H.

An denselben.

Stuttgart, 19. Juni 1856.

Lieber Freund!

Mein und meiner Frau herzlichster Glückwunsch zum neugebornen Knäblein ist bisher nur durch meine fast beständige Abwesenheit auf Visitationen zurückgehalten worden. Gott segne mit den Häuptern deiner Lieben auch dieses jüngste Blondköpfchen und mische ihm aus seines Vaters Geist und seiner Mutter Gemüt ein glückliches temperamentum für die Lebensreise.

Die Poesie ist bei mir im Amtsgetrieb der letzten Wochen unter Schulschriften, Pfarrberichten und Visitationsakten völlig verkümmert und erstickt, und ich habe nach den Erfahrungen der letzten Jahre vor Herbst keine Hoffnung, in dieser Beziehung wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Sobald ich wieder auf einem solchen sitze und ein Liedlein pfeife, bin ich so frei, es dir mitzuteilen.

Das „ewige Kleeblatt“ mußte ich neulich unsrem Departementschef, als er es im Kränzchen aus der Tasche zog, aus den Händen winden und bis auf weiteres konfiszieren.

Gestern speiste dieser Staatsmensch und Staatsmann mit sämtlichen Ministern zu Ehren der preußischen Majestät an der königlichen Tafel. Bin begierig auf seine Unterredung mit dem König von Preußen, den er letztmals als Mitglied der Kaiserdeputation in Berlin gesprochen und dem er damals auf die Frage: „wo liegt denn Nürtingen?“ die kolossale welthistorische Antwort gab: „zwischen dem Hohenstaufen und Hohenzollern.“

Anfangs Juli hoffe ich auf etwa 14 Tage Luft und Wasser des Bodensees zu genießen, die mir am besten zusagen. Wann und wo sehen wir uns bald wieder?

Unter den herzlichsten Grüßen von uns beiden an dich und deine liebe Frau

Dein Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, Martini 1856.

Mein lieber Freund!

Ich habe dir wieder für so reichliche und wertvolle Sendungen zu danken, daß ich bei großem Geschäftsdrang es nur ungenügend thun und nur den Schaum davon abschöpfen kann. Vor allem

1) herzlichen Dank für die erste Lieferung des trefflichen Brastberger; es ist recht passend, daß Ihr ihm auch in Format und Druck das ehrwürdige altertümliche Gewand gelassen habt. Vorrede und einen Teil des Lebenslaufs hab ich schon mit Genuß gelesen, aufs weitere freu ich mich. In der zweiten Auflage meines Predigtbuchs werde ich ihn jedenfalls in der Vorrede am betreffenden Ort einrangieren, und, find ich den Rang, auch im zweiten Band ihn einmal zitieren. Respekt vor solchen homiletischen Erzvätern!

2) Wegen meiner Gedichte hab ich Greiner-Ötinger noch keine bestimmte Zusage für bevorstehende Weihnachten gegeben, sondern mir drei Wochen Frist vorbehalten, um das Ganze noch durchzusehen und drauf anzusehen, obs überhaupt ans Licht darf. Anders als K. G. würd ich mich auf dem Titel nicht nennen. Der neueste Kritikus, dessen Bemerkungen du mir mitteilst und dem ich sehr dankbar bin, hat einige ganz nette Amendements gestellt. Wer ists? Alles was mir der Art von dir und durch dich zugekommen, werde ich jedenfalls gewissenhaft und soweit möglich benützen, auch dir vielleicht noch einige Nachzügler zur Ansicht mitteilen.

Für die Abschriften bin ich dir sehr dankbar; käms zum Druck, so wären sie mir sehr willkommen; andernfalls schick ich sie zurück. Und nun für diesmal Adieu!

Mit herzlichen Grüßen und tausend Dank

Dein

Karl Gerok.

Digitized by Google

An denselben.

Stuttgart, 3. Dez. 1856.

Lieber Freund!

Statt dir recht herzlich zu danken und eingehend zu antworten auf deine letzten reichen Sendungen, worin mich namentlich das Geburtstagsgedicht an deine liebe Frau recht herzlich angesprochen hat, das ein rechtes Haus- und Gelegenheitsgedicht ist: innig, frisch, fromm und fröhlich — komm ich diesmal nur im Sturm mit einigen Bitten und Fragen, die ich mir sobald als möglich zu beantworten bitte, da Greiner mein Liederbüchlein augenblicklich drucken will.

1) Sei so gut und lies geschwind und kritisier mir beifolgende sechs Nummern und sag mir, ob sie brauchbar sind, besonders die zwei odenartigen Gedichte, welche die heiligen Berge und heiligen Wasser hätten einleiten sollen. Freilich gehen sie aus einem ganz andern Ton, als alle andern Lieder, und sind sehr lang. Soll ich sie lieber weglassen?

2) Weißt du mir keinen Titel? Lieder sinds eigentlich nicht, wenigstens nicht alle. Biblische Gedichte klingt mir teils zu prosaisch, teils zu vielversprechend für das kleine Bändchen. Wäre Harfenklänge nicht zu pretiös? Ich würde dann in ein paar einleitenden Strofen den Ausdruck motivieren und interpretieren.

3) Hat Julius Cäsar den Titel: pater patriae bekommen? Ich setze dann statt des trivialen und vielleicht nicht ganz historisch richtigen: „Umjauchzt vom Dank des Vaterlands" das prägnantere: „Nennt Vater sich des Vaterlands."

4) kommt dir die Ordnung passend vor: a) heilige Worte, b) heilige Zeiten, c) heilige Berge, d) heilige Wasser?

5) Soll ich das ganze nicht lieber noch bleiben lassen; ich habe mehr Sorge dabei, als wenn ich zum erstenmal auf die Kanzel stiege. Jetzt ists noch Zeit zurückzugehen; am Samstag fängt der Druck an.

Verzeih meine Eile bei großem Gedräng und schick mir die Beilagen baldmöglichst zurück.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 4. Dez. 1856.

Lieber Freund!

Statt der etwas verbrauchten und süßlichen Harfenklänge schlage ich vor den Titel „Palmblätter", und nachstehende Strofen zur Einleitung.

Grüßend in Eile

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 22 Dez. 1856.

Lieber Freund!

Endlich bin ich in den Stand gesetzt, dir als Zeichen meiner herzlichen Dankbarkeit für deine viele freundschaftliche Mühe und ersprießliche Teilnahme einige Exemplare der Palmblätter zu übersenden, wie sie mir eben, gebunden und broschiert, vom Buchbinder zukommen. Vielleicht bestimmst du ein Paar davon für die beiden freundlichen Kritiker und Korrektoren: Hausmann und Rooschüz. Ich hätte gute Lust gehabt, dich beim Worte zu nehmen und dich die Schmach der Sache mittragen zu lassen, indem ich dir das Büchlein förmlich dediziert hätte, allein einenteils wollte sich dies zu der Zueignung, die in den Einleitungsstrofen verborgen liegt, nicht schicken, anderenteils fürchtete ich, die von mir gewünschte und gehoffte Anonymität vor dem größeren Publikum dadurch zu alterieren. Diese meine Hoffnung ist mir nun freilich durch den Böllerschuß, mit welchem im Staats-

anzeiger ein vom Verleger bestellter Ankündigungsartikel herausplatzte, sehr unangenehm vereitelt worden. Ich muß die gute Absicht anerkennen, schäme mich aber darüber ungeheuer und gehe seitdem nur bei Nacht aus. Daß meinen Gedichten Logik nachgewiesen wird, ist gut, aber schlimm! Im übrigen bemerke ich, daß ich eure sämtlichen Ausstellungen genau erwogen habe, und wo sie mir gegründet erschienen, Varianten eintreten ließ; ob immer glückliche, weiß ich nicht.

Nun in Gottes Namen mag das Kindlein durchs Land laufen! Fänd' es nur überall halbsoviel Nachsicht, als bei dir, so sollte es getrost ziehen.

Nimm nochmals meinen herzlichsten Dank für die treuen Bruderdienste, die du mir in diesem Jahr erwiesen; ihr Wert bleibt sich im Grund gleich, wenn du mich auch schließlich zu einem dummen Streich verführt haben solltest. Von Rechtswegen müßte ich dir auch um einen Gulden Briefmarken beilegen, wenn ich gerade welche da hätte, denn du hast um meinetwillen schwer Briefporto ausgelegt.

Dir, deiner lieben Frau und deinen lieben Kindern wünsche ich von ganzem Herzen vergnügte und gesegnete Feiertage.

Mit alter Freundschaft

Dein

Karl Gerok.

Noch was; meinst du, Justinus lache mich nicht aus, wenn ich ihm das Büchlein sende? Er hat mich diesen Sommer ein paarmal mit liebenswürdiger Gutmütigkeit über meine „schönen frommen Verslein" geneckt.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 16 Januar 1857.

Lieber Freund!

Über meine Gedichte kommen mir nun auch da und dorther Stimmen zu.

Justinus Kerner hat sehr freundlich gedankt und namentlich „die Knaben alle" gelobt wegen „innerer Wahrheit" und „herrlicher Diktion."

Christian Wurm erklärt gleichfalls „die Knaben" sowie die zwei Oden (die ihn an Hölderlin erinnern) für seine Lieblinge; ich bin dir deshalb dankbar, daß du letztere mir nicht hinausdekretiertest, wie ich erwartet hatte.

Ottilie Wildermuth fühlte sich besonders von Moriah angesprochen, weil ihr kürzlich ein Kind gestorben.

Kuhn in Reutlingen hat an einen Buchhändler, der als ihm befreundet, ihm das Büchlein wixte, einen netten Brief geschrieben, worin er die Berglieder als die „schwungvollsten" entschieden voranstellt, die Wasserlieder hie und da „mager" findet. Übrigens sagt er, auch meine Predigten seien explizierte Lieder, das nämliche behauptet Christian, es muß also etwas dran sein.

Albert Knapp nannte die Gedichte mündlich „geist- und seelenvoll" und erbot sich, ihrer bei Gelegenheit freundlich zu erwähnen.

Im ganzen liegt nun die Sache hinter mir und rührt mich wenig mehr an. Die Freude des Produzierens ist und bleibt bei derartigen Geschäften immer das beste und schönste, was von Lob oder Tadel hintennachkommt, muß man mit in Kauf nehmen. Ich werde abgerufen. Nochmals Dank für alles und herzliche Grüße an deine liebe Frau. Schreibe bald wieder und rechne nie mit mir ab wegen der Antwort.

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 27. Februar 1857.

Lieber Freund!

Abermals habe ich dir für zwei sehr gehaltreiche Briefe zu danken. Wenn meine Antworten spät kommen und ver-

hältnismäßig kurz ausfallen, so hat dies nie einen andern Grund, als meine Geschäftsüberhäufung, und wenn ich dir neulich einmal alles, was du mir geliehen, in Masse zurückschickte, nachdem ich übrigens das Betreffende gelesen, so war die Ursache dieselbe. Es mußte ein Berg von Schulden und Retardaten abgetragen und abgeschafft werden, worunter auch dieser. Wollte ich ein wenig aufräumen, so mußte ichs in Bausch und Bogen nehmen. Als Mehl hier Stadtdekan wurde und eine große Geschäftslast überkam, sagte ihm Klaiber: „Nehmen Sie nur an ihrem Schreibtisch den Kapuzinergrundsatz an, keine Nachtherberge zu geben, dann geht's." So weit bring ich's nun lange nicht, alle Abende aufgeschafft zu haben, aber umsomehr muß wenigstens alle 14 Tage oder vier Wochen eine Art von Exekutionsverfahren eingeleitet und summarischer Prozeß gemacht werden. Wie du es machst, neben deinen wahrlich nicht kleinen Geschäften in Schule und Haus noch diese lebhafte Korrespondenz nach allen Seiten hin zu bestreiten, — solches Erkenntnis ist mir zu hoch und tief und kann es nicht begreifen.

Was du mir von Süskinds Ende schreibst, war mir und seinen hiesigen Stiftsbekannten neu, interessant und schmerzlich. Der arme Freund hat ja noch sehr Schweres durchzumachen gehabt, scheint aber auch geistlich recht durchgeläutert und ausgezeitigt zu sein. Eine anima candida im lautersten Sinn war er von jeher und mir als ein rechter Nathanael ohne Falsch immer lieb und wert.

Was das Experimentieren in Liturgie und Kirchenzucht betrifft, so ist es wie du sagst: die Sache ist an und für sich schön und gut, aber wir könnens nicht brauchen und am allerwenigsten wollen wirs uns oktroyren lassen, vollends nicht von durch und durch abstrakten Kirchendoktrinären und Scholastikern, die am Schreibtisch ideale Dome konstruieren, während draußen ihre realen Kirchen leer stehen, und die,

wie Grüneisen trefflich sagt, vorher in ihre leeren Kirchenbänke Subjekte schaffen mögen, ehe sie unsern Schwäbischen Subjektivismus anklagen.

Deinen Namen unter den Ausschußmitgliedern des christlichen Kunstvereins wirst du nächstens in allen Blättern gedruckt lesen. Schade, daß auch dieses schöne Unternehmen jetzt die Ungunst der allgemeinen Stimmung in etwas wird mittragen müssen. So las ich in der Allgemeinen Zeitung jüngst einen hämischen Artikel über die Anstrengungen des Berliner Hauptvereins. Doch glaub ich, wird sich die Sache bei uns wenigstens langsam und im Kleinen Bahn brechen, denn sie hat, wo sichs um Beratung von Landstadt- und Dorfgemeinden handelt, ihre praktische Seite. Nur müsset Ihr den Schein vermeiden, als trätet Ihr als Behörde auf.

Für die Mitteilung der Kritiken von Freund Georg und Fritz danke ich herzlich; beide haben mich in ihrer Art erfreut und interessiert. Freund Georgs freundliche Beurteilung der „Knaben alle“ schlage ich umso höher an, da er selber poetischer Vater ist und da er im übrigen, wenn er will, scharfe kritische Zähne weisen kann.

Dem Reutlinger Freund gebe ich, wie gesagt, im ganzen recht, wenn er die Wasserlieder unter die Berglieder stellt, dies thun auch andere. Doch glaubte ich, Jordan, See Tiberias, Siloah, Kidron, Paulus im Sturm zu den gelungeneren Piecen zählen zu dürfen. Seine Warnung vor Manier und allzuwilliger Produktivität werde ich mir gesagt sein lassen und habe sie mir so ziemlich selbst schon gesagt.

Die Buchhändler fangen allerdings an, freundlich zu werden. Steinkopf und Ad. Liesching haben mir neuerdings ihren Verlag empfohlen. Ich bin übrigens fest entschlossen meine homiletischen Publikationen mit dem zweiten Band Predigten definitiv abzuschließen. Das poetische Brünnlein wird ohnehin nicht mehr zu reichlich fließen, ja es scheint, seit es nicht mehr wie die Jahre herein in unbeschrieener

Verborgenheit rieseln kann, ganz auszubleiben. — Was Manier betrifft, so glaub ich, daß ich beim Predigen auf dem Weg war, in eine solche hineinzugeraten. Seit Jahr und Tag ist mir übrigens mein Stiftsprediger Kapff mit seiner unendlich einfachen und kunstlosen, und doch so wirksamen Predigtweise ein heilsames Korrektiv, so daß ich mich meiner oft architektonisch gegliederten Dispositionen zu schämen anfange und mir gereimte Themata und Partitionen nur noch höchst selten erlaube. Nur praktisch und dabei textgemäß! ist mein Hauptaugenmerk; dafür aber, daß ich ohne Mitwirkung der Phantasie nicht ganz auskomme, kann ich nichts.

Herrn Musterlehrer Hartmann bitte ich für die freundliche und nette Art, wie er von meinen Predigten Notiz genommen, meinen aufrichtigen Dank zu sagen. Mit seiner Erlaubnis behalt ich das Blättchen. Stockmayers wohlwollende Anzeige hat mir Greiner zugeschickt. — Hier ein Heft Predigten.

Unter herzlichen Grüßen an dich und deine liebe Frau von uns beiden

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 15. April 1857.

Lieber Freund!

Um das Letzte zum Ersten zu machen, so danke ich dir vor allem für den gestern abend erhaltenen Brief und beginne mit den Iustiniana. Des lieben blinden Sängers letztes Lied hat mich innig gerührt und erquickt. Es ist so tief und schön empfunden, so menschlich wahr und kindlichfromm gedacht und dabei im Ausdruck so fließend und anmutsvoll, daß ichs zu den schönsten Liedern zähle, die Kerner je gemacht. Wills Gott, so folgen ihm noch

manche nach. Der alte Goethe hat in seinen letzten Jahren in einem Brief an seine gleichalte fromme Jugendfreundin, Gräfin Stollberg, die ihn vor seinem Ende noch bekehren wollte, denselben Gedanken in seiner ruhigbehaglichen Weise prosaisch ausgesprochen, aber Kerners Strofen sind unendlich wärmer, lieblicher und herzlicher. Was den darin enthaltenen Gedanken betrifft, so wiegt derselbe alle Beweise für die Unsterblichkeit im Grund weit auf, und ist, abgesehen von der positiven Offenbarung, das Einzige, was uns übers Jenseits beruhigen kann.

Endlich habe ich dir für den nun glücklich vollendeten Brastberger meinen herzlichsten Dank zu sagen, und freue mich, den ehrwürdigen Alten nun unter meinen Hausgöttern und Kastenheiligen aufzustellen und mich manchmal an seiner immer noch jungen Kraft zu erquicken. Ihr habt Euch durch das „Daß" und „Wie" dieser Publikation ein entschiedenes Verdienst erworben, was ja auch der materielle Erfolg des Unternehmens bereits bestätigt. Vivat sequens!

In politicis stehe ich allerdings im ganzen etwas weiter links, d. h. mehr im Zentrum als du, der du so ziemlich die äußerste Rechte einnimmst; daß übrigens unser Parlamentarismus und Konstitutionalismus sich mehr und mehr auslebt, ist auch meine Anschauung; ich wäre für eine im eigentlichen Sinn ständische Repräsentation, d. h. gegenüber von Demokratie und unumschränkter Monarchie für eine Aristokratie im guten Sinn.

Über das Konkordat, das in ein paar Wochen im Regierungsblatt veröffentlicht werden soll, hat uns Rümelin einige vertrauliche Mitteilungen gemacht. Mir scheinen die Konzessionen gegen die Kurie im Ganzen billig und gemäßigt; bedeutender, und bedenklicher zum Teil, gewisse Konsequenzen, die nunmehr auch für die evangelische Landeskirche und ihre freiere Stellung zur Staatsregierung gezogen werden sollen, und die zwar in der Theorie schön lauten, aber in der

Praxis Haken haben werden. — Deines Freunds Schubert in München Selbstbiographie lese ich gegenwärtig mit Erbauung.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 27. April 1857.

Hochverehrte Frau!

Unter Bezeugung meines herzlichsten Dankes für Ihre gütige und wohlthuende Zuschrift beeile ich mich Ihnen zu melden, daß neben der Totenfestpredigt nun auch die heurige Osterpredigt Ihrem Wunsche gemäß für den zweiten Band bereits in Reih und Glied gestellt ist und Ihnen sonach in reinlicherem Habit als das erstemal demnächst aufwarten wird. Je seltener ich, besonders in neuerer Zeit, wo mir unter vielfachem Geschäftsgedräng die Sammlung zur Vorbereitung aufs predigen so sehr erschwert ist, nach gehaltener Predigt von dem Kritikus in der eigenen Brust ein belobendes Zeugnis erhalte, um so dankbarer bin ich für einen freundlichen Wink von kompetenter Seite, wenn vielleicht dieser oder jener Vortrag eher als andere gewirkt hat und zur Aufnahme in die gedruckte Sammlung geeignet erscheint, wobei ich für den zweiten Band nur durch die einzige Rücksicht beschränkt bin, daß nicht dieselben Texte wie im ersten behandelt werden sollen.

Bei Herausgabe des ersten Jahrgangs konnten die damals frisch gehaltenen Predigten nicht eingereiht werden, weil der Druck und die Ausgabe der einzelnen Bogen dem Lauf des Kirchenjahrs um einen Schritt voran war, weshalb der schon damals von unbekannter Seite mir ausgedrückte Wunsch nach Veröffentlichung der Predigt auf 25. Trinitatis nicht erfüllt werden konnte.

Übrigens wiederhole ich, hochverehrte Frau: Sie legen bei dem Guten, was Sie meinen Arbeiten nachsagen, eben Ihren eigenen Reichtum in das, was Sie lesen und hören. „Den Weisen ist gut predigen" und auf einem reingestimmten Instrument ist gut spielen, und wenn wir Schwaben eigentlich die hohe Verstandesbildung der Berlinerin in Ihnen fürchten sollten, so ist durch soviel Herzensgüte und Gemütsinnigkeit derselben in diesem Fall ihr Stachel genommen.

Er, der beiden, dem Verstand und Gemüt, die reichste Nahrung und die reinste Befriedigung beut, der Herr sei ferner mit Ihnen und lege Ihnen seine Friedensgaben täglich neu in Geist und Herz.

Meine liebe Frau empfiehlt sich mit mir aufs ehrerbietigste.

Mit inniger Verehrung

Ihr

gehorsamster

Karl Gerok.

An dieselbe.

Stuttgart, 21. August 1857.

Hochverehrte Frau!

Mit der schmerzlichsten Überraschung und innigsten Teilnahme haben wir gestern die Nachricht von dem schweren Verlust erhalten, der Sie so unerwartet betroffen hat. Ward mir auch nicht das Glück, Ihrer verewigten Frau Mutter im Leben nahe zu kommen, so verehrte ich sie tief schon als die Mutter einer solchen Tochter, und ich darf wohl hinzusetzen: solcher Kinder, — und wie mich so manche Ihrer Äußerungen in das schöne Verhältnis herzlicher Liebe und Eintracht hineinblicken ließ, das alle Glieder Ihres von Gott so vielfach begnadigten Hauses miteinander verbindet, so kann ich samt meiner lieben Frau den schmerzlichen Riß, den dieses

Scheiden in Ihren Familienkreis gemacht, recht tief mitfühlen, mitfühlen insbesondere den Schmerz Ihres kindlichen Herzens, der teuren Mutter in den letzten Stunden nicht haben nahe sein zu dürfen.

Ich weiß, hochverehrte teure Frau, wie schwach und ohnmächtig gegenüber einem so großen, heiligen Leid Menschenwort und Menschentrost ist, und ich glaube, es gehört zu der Ehrfurcht, die wir den Heimsuchungen des Herrn schuldig sind, daß wir den von ihm Betrübten mit unsern menschlichen Tröstungen nicht zudringlich nahen; aber ich weiß auch nach so vielen Beweisen Ihres unverdienten Wohlwollens, daß Sie diesen unwillkürlichen Erguß innigster Teilnahme freundlich aufnehmen, und weiß ferner, daß Sie längst schon die Quelle gesucht und gefunden haben, die allein den rechten Trost giebt in jedem Leid: Gott und den Vater unsres Herrn Jesu Christi, den Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes.

Er wolle Ihnen im Geiste nahe sein in diesen Tagen, da Sie eines liebreichen Beistandes und stärkenden Umgangs so sehr bedürfen: Er wolle Ihnen in Ihrer schmerzlichen Vereinsamung an die Seite geben jene drei tröstenden Engel, von denen der Apostel schreibt: nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. — Der Glaube an die alles wohlmachende Weisheit unsres himmlischen Vaters, die Liebe, welche nimmer aufhört auch zwischen denen die daheim sind und die noch hienieden wallen, und die Hoffnung auf ein seliges Wiederfinden im Vaterhaus —, diese drei, längst schon Ihre Begleiter auf ernsten Lebenswegen, sie werden auch auf dem dunklen Pfad, den der Herr jetzt mit Ihnen geht, ihre göttliche Kraft nicht verleugnen.

Und so schließe ich mit einem innigen und getrosten: Gott sei mit Ihnen; Er stärke Sie an Geist und Körper und lasse Ihre so schmerzlich unterbrochene Kur doch nicht ungesegnet bleiben für Ihr leibliches Befinden; Er sei allen den

Ihrigen nahe und insbesondere des ehrwürdigen Vaters Stab und Stütze für alle Zukunft.

Meine liebe Frau, die sich gottlob samt uns allen wohl befindet, empfiehlt sich Ihnen mit mir aufs herzlichste und ehrerbietigste.

Mit innigster Verehrung

Ihr

dankbar ergebener

Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 9. Sept. 1857.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für deine zwei lieben Briefe und insbesondere für Übersendung der Anzeige meiner Palmblätter im Schulwochenblatt, mit welcher du dem Verleger den Rang abgelaufen hast.

Darf ich dich wohl bitten, da ich jetzt und noch auf sechs Wochen vor Geschäften gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht, Herrn Musterlehrer Hartmann vorerst in meinem Namen recht freundlichen Dank zu sagen für die wohlwollende und nette Weise, in welcher er des Büchleins gedacht und demselben auch in die Schulstube ein kleines Pförtlein geöffnet hat. Ich würde es für das größte Lob halten, das ich aber noch nicht verdient zu haben glaube, wenn man sagen könnte, meine Sachen taugen für die Jugend. Goethe sagt irgendwo: für die Jugend zu schreiben, scheine das Leichteste und sei das Schwerste.

Gott behüt euch! In rasender Eile

Dein

Karl Gerok.

Dem wackern Sohn A. Reuß
zu seinem Hochzeitstag.
(1857.)

Mit einem uralten Familienbesteck (aus einem Halbdutzend, wovon jedes Kind des Hauses eins bekommt).

Das Besteck spricht:

Wir stammen unsrer 6 Geschwister
Von einem edlen Ahnenpaar,
Wo eine Kapsel heiligdüster
Die Wiege unsrer Kindheit war.

Doch wie von sechs geliebten Kindern
Eins um das andre zieht hinaus,
So muß auch unsre Zahl sich mindern,
Denn jedem Kind folgt eins ins Haus.

So wo des Schwarzwalds Tannen sausen, —
Zu Vaihingen so beim Grafenschloß, —
So nun im Thal von Dettenhausen —
Dient eins von uns als Hausgenoß.

Wie einst in alten Ritterzeiten
Ein Vater seinen Sohn bewehrt,
Wollt er auf Abenteuer reiten,
Mit scharfem Speer und gutem Schwert —

So nimm auch du die blanke Klinge
Und nimm den dreigezackten Speer;
Und scheint die Waffe dir geringe,
Doch ist sie gut, doch wiegt sie schwer.

Zwar sollst du nicht in Blut sie tauchen
Das Marmorheft und diesen Stahl:
Nein nur beim Friedensfest sie brauchen
Zum Taufschmaus und Geburtstagsmahl.

Und schenkt man sonst nicht gern ein Messer,
Dieweils die Lieb zerschneiden soll,
So meint es diese Gabe besser,
Erbaulicher Bedeutung voll.

Denn gleichwie mit des Messers Schneide
Die Gabel treu zusammenschafft,
So wirken Mann und Frau, allbeide
Zusammen in der Liebe Kraft.

Und wie du weißt, daß unsersgleichen
Noch fünfe rings im Lande sind,
So soll ein Band der Liebe reichen
Von einem zu dem andern Kind.

Und sitzen Schwestern, sitzen Brüder
An Einem Tisch einmal im Jahr:
So passen sechs Bestecke wieder
Und auch sechs Herzen auf ein Haar.

So bleibt ihr brüderlich geschlossen
Ein freundlicher Geschwisterkreis,
Wohl eingedenk, daß Ihr entsprossen
Von einem alten, edlen Reis,

Wohl eingedenk, daß Alle Reiser
Von jenem alten, edlen Stamm,
Der einst von Karl, dem großen Kaiser,
Den Wappenbrief zu Lohn bekam.

(Die Familie Reuß hat einen Wappenbrief von Karl V.)

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 9. Jan. 1858.

Hochwohlgeborene, Hochverehrte Frau!

Ist es nicht zu kühn, wenn ich Sie bitte, das beifolgende Buch als ein geringes Zeichen meiner unveränderten dankbaren Verehrung aus meinen Händen gütig anzunehmen? Ich weiß wohl, daß ich Ihnen damit nichts biete, als was Sie schon haben, aber es ist überhaupt viel leichter, von Ihnen zu empfangen, als Ihnen zu geben, und doch hätte ich so gern wenigstens den guten Willen gezeigt, Ihnen Freude zu machen.

Möchten Sie mit den Ihrigen den im Rückblick auf das vergangene Jahr Ihnen gewiß diesmal doppelt wehmütigen Jahreswechsel unter Gottes gnädiger Durchhilfe glücklich überstanden haben und in diesem Winter, der bei uns wie in Berlin so viele Krankheiten, bis in die höchsten Regionen der Gesellschaft hinauf, im Gefolge hat, samt Ihrem verehrungswürdigen Herrn Vater sich eines erträglichen Befindens erfreuen.

Oftmals gedenk ich jetzt, wenn von unsern Stiftskirchentürmen der abendliche Posaunenchoral herniedertönt, mit Wehmut daran, wie auch Sie von Ihrem nun verlassenen Söller aus sich am Anblick dieser Türme und am trostvollen Klang dieser Töne erfreut haben, und kann den Wunsch nicht unterdrücken, Sie früher oder später auf kurz oder lang wieder zu den Unsrigen zählen zu dürfen. Der Herr wirds versehn; Er lasse Ihnen und den Ihrigen von außen und innen viel Licht und Heil im neuangetretenen Jahre zufließen!

Meine liebe Frau, die sich samt den Kindern gottlob wohl befindet, empfiehlt sich Ihnen mit mir aufs angelegenste; Fräulein K., die uns durch ihren letzten freundlichen

Besuch eine große Freude gemacht, und die doch wohl noch bei Ihnen weilt, bitten wir aufs schönste zu grüßen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr

dankbar ergebener

Karl Gerok.

Die von Ihnen so freundlich protegierte Predigt auf 25. Trin. habe ich zum guten Schluß auf den 27. Trin. eingereiht.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 12. März 1858.

Lieber Freund!

Deinen letzten mir besonders werten Brief hätte ich längst gern beantwortet, wäre ich nur unter allem Geschäftsgedräng immer so geistesfrisch und schreibfertig wie du.

Recht ansprechend war mir das Bild, das du von deinem seligen Schwager Binder entwirfst. Auch ich habe von einigen flüchtigen Begegnungen mit ihm, solang er noch in Wangen war, einen ungemein freundlichen Eindruck im Gedächtnis. Dieser Typus von Geistlichen, schlicht und anspruchslos bei innerer Gediegenheit, menschlichheiter und freundlich bei ungeheuchelter Gottesfurcht, geistesfrisch und unbefangen bei entschieden kirchlichem Standpunkt, wird in gegenwärtiger Generation, wo Trübseligkeit, Verbissenheit, Verschrobenheit soviel gesundes Leben in der Kirche verschlingen und soviel Geistliche ungenießbar machen, immer seltener und immer kostbarer.

Auch was du über den Hingang alter guter Stuttgarter Persönlichkeiten sagst, wie Bürgermeister Binder, Finanzrat Faber u. a., — denen neuerdings Rektor Kieser sich zugesellt hat, ist mir aus der Seele gesprochen. Mir schwebt auch im geistlichen Amt hier als die alte gute Zeit immer

die vor, wo neben einem Dann, Klemm, Hoffmann unsre lieben Väter hier amteten. Es war immerhin weniger kirchliches Leben als heutzutag, aber es war auch weniger geistlicher Luxus, und es war insbesondere viel mehr aufrichtige Kollegialität und herzliches Zusammenhalten unter den Geistlichen als jetzt, wo jeder so ziemlich seinen eigenen Weg geht.

Du fragst, ob ich nichts mehr produziere. Gleich Uhland auf den Lorbeeren auszuruhen, habe ich allerdings kein Recht, da ich keine Lorbeeren habe, und so sind ein Dutzend Nummern seit Jahr und Tag wieder entstanden, die etwa bei einer neuen Auflage der Palmblätter, wozu mir Greiner für den Lauf oder das Ende dieses Jahres Aussicht macht, in eine der vier Rubriken eingeschaltet werden können. Es sind zwei Nummern zu den heiligen Bergen, drei zu den heiligen Worten und sieben bis acht zu den heiligen Zeiten. Bei den heiligen Wassern habe ich einigen Stücken durch Einschaltung von Versen, die bei der Eile der ersten Redaktion in der Feder geblieben, nach Malerart etwas mehr Farbe zu geben und Licht aufzusetzen gesucht. Ich lasse aber nichts auslaufen, ohne daß du es deiner Kritik unterzogen hast und bin deswegen so frei, dir vorläufig einmal einige Piecen zu übersenden. Schone sie nicht im mindesten. Die Feile fehlt überall noch.

Das Lied, welches du „Karfreitagslied" nennst, wäre als solches auch nach meinem Urteil schwach und stände ungeheuer tief unter dem gewaltigen Gegenstand. Es ist aber „Karwoche" überschrieben, und ist ebenso Naturlied wie geistliches Lied, indem es das mir wenigstens von Kindauf zauberhafte Ineinanderspielen von Vorfrühlingswonne, Passionstrauer und Osterfreude ausdrücken soll. Vergleiche Mörikes freilich unendlich zauberduftigere „Karwoche", die mir zum Glück nicht präsent war, als ich meine Verse machte, sonst wären diese unterblieben.

Und nun für diesmal Gott befohlen, und fort mit dem Brief, der schon über Nacht daliegt.

Dein

treuer Freund

Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 23. März 1858.

Hochverehrte Frau!

Lange habe ich gezögert, teils freiwillig, um nicht lästig zu fallen, teils unfreiwillig im Gedräng unaufhörlicher Geschäfte; aber länger kann ich doch nicht warten, Ihnen für Ihr gütiges Schreiben, für diese köstlichen Blätter, an deren Inhalt wir uns wieder und wieder erquickt haben, den innigsten und gerührtesten Dank zu sagen. Wie freundlich haben Sie meiner gerade an meinem Geburtstage gedacht! Wie liebreich wissen Sie in mein Denken und Leben, Singen und Sagen einzugehen und meinen geringen Gaben durch dieses zarte Verständnis, durch dieses feine Nachempfinden in meinen eigenen Augen erst einigen Wert zu verleihen! Wie wohlthuend ist es für uns, daß Ihre Gedanken neben soviel Liebem, das Sie umgiebt, neben soviel Interessantem, das sich um Sie bewegt, doch auch noch teilnehmend bei uns verweilen, in unseren bescheidenen häuslichen Räumen, wie in unseren ehrwürdigen Kirchenhallen, in unseren stillen Straßen, wie an unseren lieben Bergen, deren Gipfel jetzt, von Schnee und Eis befreit, in der Frühlingssonne wieder rötlich strahlen! Und wie rührend vollends blicken mich diese Briefblätter an mit ihrer festen, zierlichen Schrift, wenn ich mir sage: sie sind unter körperlichen Leiden, mit angegriffenem Kopf, sie sind mit der linken Hand geschrieben, da die rechte noch immer den Dienst versagt! — Nehmen Sie, verehrteste Frau, für Ihre große Güte nochmals den innigsten Dank

von mir und meiner lieben Frau, die sich durch Ihr wohlwollendes Andenken auch in ihrem Teil geehrt und beglückt fühlt.

Ihre Segenswünsche für eine fröhliche Feier meines Geburtstags haben sich insoweit bewahrheitet, daß ich diesen Tag als Rekonvalescent von einer heftigen Halsentzündung, mit welcher ich der herrschenden Grippe auch meinerseits noch hatte Tribut zahlen müssen, recht dankbar und vergnüglich daheim im Kreise meiner Lieben zubringen durfte. Inzwischen habe ich mich gottlob längst vollständig erholt und gehe meinem Amt in allen Teilen wieder nach. Meinen lieben Vater hatte ich diesen Winter längere Zeit als werten Gast im Hause, da derselbe einer außerordentlichen Synode in Angelegenheiten der Kirchenverfassung anzuwohnen hatte. Der liebe Prälat Kapff wirkt unermüdet wie immer in die Nähe und in die Ferne, nach oben und unten, ins Große und im Kleinen, und hat sich diesen Winter nicht einmal Zeit genommen, krank zu werden, ungeachtet das Siechtum, das bei der ganzen Geistlichkeit umlief, auch an seiner Studierstubenthür anklopfte.

Sie in Berlin haben festliche Tage verlebt, deren Widerhall auch zu uns gedrungen ist. Unter den Zuschauern beim hochzeitlichen Einzug getrauten wir uns zwar Sie selbst nicht ganz bestimmt, desto gewisser aber das muntere Gesicht von Fräulein K. an irgend einem Fenster unter den Linden uns zu denken. Mit eigentümlicher Rührung wird wohl auch Ihr ehrwürdiger Herr Vater, der nun schon die dritte Generation Ihres Königsgeschlechts für die Krone reif sieht und schon dem Großvater des künftigen Thronfolgers im Leben und Sterben nahestand, das hochzeitliche Paar begrüßt haben. Wir Evangelische im Süden haben uns, abgesehen von persönlichen Sympathien für die allen Berichten nach liebenswürdige und vielversprechende Persönlichkeit der Neuvermählten, im Interesse der evange-

lischen Kirche dieses Bündnisses der beiden evangelischen Großmächte recht herzlich gefreut, umsomehr da wir unsrer eigenen kirchlichen Zukunft im Hinblick auf unser Konkordat mit Rom und auf allerlei bedenkliche Konstellationen nicht eben mit der frohesten Zuversicht entgegensehen. Der Herr wirds versehen! — Die Karwoche steht vor der Thür; möchte sie Ihnen, verehrteste Frau, recht viel Trost und Segen von oben bringen für Geist und Herz. Mir fehlt etwas, daß ich Sie mir nicht mehr unter unserer versammelten Stiftskirchengemeinde denken darf. Gottlob, daß es eine unsichtbare Kirche giebt, in welcher sich die verbunden fühlen, die Christum lieb haben und von seinem Geiste berührt sind, ob sie ihren Kirchenstuhl im Dom zu Berlin haben oder über der Fürstengruft in Stuttgart.

Wann und wie wir Sie persönlich wieder begrüßen dürfen, wollen wir nun ruhig erwarten. Keinenfalls werden wohl die Reize des Tiergartens und die Schönheiten des Kreuzbergs Sie den Sommer über in Berlin fesseln, Sie werden Ihrer und Ihres Herrn Vaters Gesundheit irgend eine Kurreise schuldig sein; wohin sie auch gehe, nach Süden oder nach Westen, in ein Gebirgsthal oder an ein Seegestade, Gott gebe seinen Segen dazu!

Unter unsern herzlichsten Grüßen und Empfehlungen und nochmaligem Dank für Ihr gütiges Schreiben verbleibe ich für immer mit inniger Verehrung

Ihr

dankbar ergebener

Karl Gerok.

Stuttgart, 7. April 1858.

Lieber Paul!

Wie schmerzlich wir durch die Nachricht von dem Verlust eures lieben Kindleins überrascht worden sind, hat euch

die liebe Sofie schon geschrieben. Es war uns bis daher ein wahrer Herzenstrost, euch und besonders dem lieben Lottchen den Sulzer Aufenthalt durch das Dasein und Heranwachsen dieses lieblichen Kindes erheitert und versüßt zu wissen, und nun hat Gott es so ganz anders gefügt, und abermals ein schweres Opfer und eine schmerzliche Verleugnung auferlegt. Er wird freilich auch dabei seine Friedensgedanken haben und wird tragen helfen, was er auferlegt, aber es muß eben durchgekostet und durchgekämpft sein, und da fühlen wir recht schmerzlich im Geiste die Öde mit, welche das Vermissen eines so lieben Wesens im Haus und Herzen zurückläßt. Gottlob, daß du gerade jetzt durchs Amt weniger von Haus abgerufen bist und dem lieben Lottchen mehr zur Seite stehen kannst. Beiliegende Verse, die vorm Jahr in der bösen Scharlachfieberzeit im Blick auf ein entschlafenes Mädchen und seine trostlose Mutter entstanden, aber im Pul geblieben sind, passen zwar nicht auf euren Fall und können, wie überhaupt Menschenwort, den Schmerz, der sein Recht haben will, nicht bannen, doch lege ich sie fürs liebe Lottchen bei; vielleicht klingt wenigstens ein oder der andere Ton wohlthuend bei ihr an.*)

Du hast eine schwere Karwoche gehabt; bist du auch gesund geblieben? Christian Wurm liegt am Nervenfieber totkrank; Fritz Köstlin lag am Gliederweh hart darnieder; ich war diesen Winter so krank, wie noch nie außer der Tübinger Repetentenzeit; es ist ein ernstes Jahr; und wie viel Todesfälle in der näheren oder entfernteren Bekanntschaft und Verwandtschaft, namentlich für uns hier!

Am Gründonnerstag und nachher am Ostermontag hatten wir die Freude, euren Ernst bei uns zu sehen; er war ungemein nett, lieb, blühend und heiter, und nahm am Montag an der Feierlichkeit des Osterhasenlegens im Freien

*) Es ist das Gedicht: Das Mägdlein schläft. D. H.

auf einem stillen Rasenplätzchen, das wir in den Weinbergen erforscht, freundlichen Anteil.

Rümelin läßt grüßen. Für ihn könnte der Sommer heiß werden, seine Haltung hat übrigens an Festigkeit und Ruhe durchaus nicht verloren. Mir, der ich gottlob kein Konkordat zu verfechten oder anzufechten habe, dämmert für den Sommer die ferne Hoffnung einer stillen Sabbatwoche in einem grünen Schwarzwaldthal; könnet ihr mich nicht brauchen, so klopf ich in Oberndorf an, und wenns dort nichts ist, so quartier ich mich in der Mitte zwischen beiden, in Aistaig, ein, oder im Murgthal. Doch — der Mensch denkts und Gott lenkts; vorher muß noch mancher Papierbogen verschrieben, manche Filderschule visitiert sein. Grüßet die lieben Oberndorfer, sowie auch meinen Freund Kalchreuter; vor allem eure lieben Kinder. Gott sei mit euch!

Von Herzen

Euer

treuer Bruder

Karl Gerok.

Rektor Köstlin.

Stuttgart, 10. April 1858. Nachmittags 3 Uhr.

Lieber Freund!

Du hast mich durch deine letzten zwei Sendungen, insbesondere durch deinen reichhaltigen Brief vom Ostermontag recht herzlich erfreut und mir den gewohnten persönlichen Ostermontagsbesuch dadurch soviel möglich ersetzt. Wenn ich aber bedenke, wie schwer krank du warst, wie angegriffen du jetzt noch sein mußt, und wie viel Rückstände bei deiner lebhaften amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit jetzt wegzuarbeiten sein werden, so muß ichs fast für einen Raub an dir halten, daß du mir so viel Zeit, Kraft, Papier, Geist, Gemüt und Anteil schon wieder gewidmet hast. Nochmals

und umsomehr den herzlichsten Dank dafür. Ich beantworte in der Eile das Einzelne punktweise.

1) Deine Krankheitsgeschichte und pathologische Schilderung des Gliederwehs werde ich mir für meine seelsorgerliche, nach Umständen auch homiletische Praxis wohl merken. Es muß das ein wahres „Peinleiden in der Flamme“ sein (Luk. 16, 24).

2) Dein Zigarrenröhrchengedicht ist ästhetisch und moralisch gleich liebenswürdig: ich habe nicht leicht ein Gelegenheitsgedicht gelesen, das mir so wohlgefallen und wohlgethan hätte. Die Form erinnert an ähnliches von Hans Sachs, Goethe, E. Mörike (Turmhahn u. a.), J. Kerner (an Gg. Jäger) und ist diesen Vorgängern ebenbürtig. Dabei ist aber das Gedicht wieder ganz individuell und insofern originell. Das Schönste dran ist aber der liebenswürdige Humor, der durch Thränen lächelt, sein selbst halb heiter, halb wehmütig spottet und ans scheinbar Kleine und Geringfügige eine ganze Lebensgeschichte und Weltanschauung ungekünstelt anknüpft. Halte das Gedicht ja in Ehren, es ist unter deinen vielen hübschen Gelegenheitsgedichten, die für deine Angehörigen und Freunde einst eine poetische Lebens- und Familienkronik bilden werden, eine Perle. Daß dir gerade als Rekonvalescenten die poetische Ader so lieblich fließt, würde mich wundern, wenn ich nicht im nämlichen Fall wäre, indem im Stadium der Genesung mein Gemüt am weichsten, mein Geist am frischesten ist, ähnlich wie morgens beim Aufwachen, daher ich die meisten meiner Gedichte dem Krankenbett oder wenigstens der Krankenstube verdanke, wobei freilich auch das Fernsein der Amtslast in Betracht kommt.

3) Die tötliche Erkrankung des lieben Christian habe ich schon hier mit großem Schmerz erfahren. Gott erhalte ihn der Kirche und den Seinen! Ich halte ihn für einen der edelsten Menschen, die ich kenne und für einen unserer trefflichsten Geistlichen.

4) Die von mir dir mitgeteilten Reformatorenbilder Stöbers scheinst du mir zu unbarmherzig zu kritisieren. Mir kams vor, es seien, bei guter Form, namentlich gute Gedanken drin. Ich bekam sie von Greiner, dem ich die letzte Korrektur besorgte und dachte beschämt: „da ist jetzt mehr Mark drin als in deinen paar Lutherliedern, die sich bloß in Allegorien bewegen.“ (Siehe meine heutige poetische Sendung.) Die „Symbola“ enthalten auch nach meinem Urteil unter manchem teils Trivialem, teils Absonderlichem doch einzelne Goldkörner geistreicher Gedanken und Perlen echter Mystik. Je mehr ich an meinen eigenen Sachen den Abmangel der Originalität spüre, umsomehr schätze ich sie an anderen. A. Knapps Farbenpracht und Phantasieschwung reißt mich immer wieder hin und beschämt mich tief; neuerdings habe ich geistliche Gedichte vom Professor Joh. Peter Lange in Bonn gelesen, voll von Geist, Tiefsinn und einzelnen poetischen Schönheiten; hast du einmal Zeit und Lust, so schick ich dir das Büchlein. Oder ich leg es dir lieber gleich bei als Ballast.

5) Für die liebevolle Kritik der drei carmina dank ich dir aufrichtig und bemerke noch folgendes dazu:

a. Der Paulus auf dem Areopag schien mir ein notwendiges Seitenstück zu dem Paulus im Sturm. Hier trat er der römischen Weltmacht, dort tritt er der griechischen Kunst und Wissenschaft gegenüber. Daß ich mit Schillers Göttern Griechenlands in Konflikt kam, wurde mir erst hintendrein klar, während es ursprünglich blos auf eine poetische Paraphrase von Apostelg. 17 abgesehen war. Lebten die beiden Olympier von Weimar noch, so hätte mir diese Nummer, sowie die Palmblätter überhaupt, vielleicht ein vernichtendes Xenion eingetragen, deren ja auch sonst sehr unbedeutende Personen, wie ein Magister Dyk und Manse gewürdigt wurden. Ich muß mich eben gegenüber Schiller damit trösten, daß ich wenigstens die gute Sache, wenn auch schlecht, verteidige,

während er für die schlechte Sache gut gesprochen in seinem prächtigen Gedicht. Daß mich inzwischen in den zwei letzten Versen einer gewisse Wehmut um die heitere Götterwelt Griechenlands einigermaßen erfaßt hat, will ich nicht ganz leugnen, wenn auch der Ernst der christlichen Weltanschauung zuletzt siegreich wieder hervortritt. Aber das Griechische Heidentum schlechtweg wie den Negerfetischismus zu behandeln ist doch weder poetisch noch religionsphilosophisch erlaubt. Ich glaube eher, daß ichs vielleicht noch zu niedrig dargestellt habe. Die „schöne Cypris" möchte ich als Ausdruck eines ironischen Mitleids aufrecht erhalten.

b. Daß du des Jairus Töchterlein so freundlich aufgenommen und gleich bei dem Verlust, den der liebe Klemm erlitten und an dem ich herzlichen Anteil nehme, praktisch verwendet hast, freut mich. Auch meiner Schwester Lotte in Sulz hatte ich auf dein günstiges Urteil hin eine Abschrift geschickt am nämlichen Tag, an dessen Abend ich die gedruckten Prachtexemplare erhielt. Weitere Exemplare wollte ich mir nicht ausbitten, da ich, außer im nächsten Kreis und bei besonderen Veranlassungen, keinen Gebrauch davon machen mag. Entstanden ist das Lied vor $1\frac{1}{2}$ Jahren während der hiesigen Scharlachepidemie, wo ich in Trauerhäusern und und an Kindergräbern herzzerreißende Szenen erlebte. Einem öffentlichen Gebrauch bei Begräbnissen wird schon Vers zwei entgegenstehen.

c. Zu dieser einfacheren und populäreren Sorte rechne ich auch das Sonntagslied. Da du mir selber früher die einfachen Versmaße empfohlen, so habe ich mich derselben neuerdings öfter bedient.

6) Hiemit erhältst du weitere 9 Nummern zur freundlichen Einsicht und Durchsicht, womit es aber gar keine Eile hat, mach dirs ganz bequem damit. Ebensoviel ungefähr habe ich noch in petto, da mir der Vorrat unter den Händen noch etwas gewachsen ist.

7) Nun aber genug! Du siehst, ich lerne von dir auch große Briefe schreiben; daher nur noch

8) herzliche Grüße und die besten Wünsche für fortdauernde und zunehmende Gesundheit!

Gott sei mit euch!

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 7. Juli 1858.

Lieber Freund!

Seit vielen Wochen weiß ich nichts von dir, hoffe aber, du seiest, gestärkt und erquickt durch deine Frühlingsvakanz, in Haus und Amt zurückgekehrt — dies wird mir durch das von dir unter Kreuzband soeben angekommene Nürtinger Wochenblatt mit dem schönen Aufruf fürs Marbacher Schillerhaus bestätigt — und habest den bösen Feind vom Winter her nun völlig überwunden.

Ich gedenke nach nunmehr absolvierten Visitationsstrapazen in nächster Woche auf 14 Tage oder etwas mehr nach Sulz und Oberndorf zu gehen — und statt zu Friedrichshafen im Bodensee diesmal im Neckarstrom und Tannenduft zu baden, auch mich des Umgangs mit ein paar wackern Schwägern und Schwestern zu erfreuen. Meine liebe Sofie wird mich begleiten. Ist's denn nicht möglich, daß ich in diesem Jahr noch mit Dampfkraft zu dir kommen kann? Ich kann mir's nicht verzeihen, daß ich den edlen Christian in seinem Heidenheim nie besucht, sondern mich und ihn immer auf die Eisenbahn vertröstet habe.

Eine Photographie von ihm, wie sie zu Hunderten verbreitet werden, sehr gut getroffen in seiner letzten Lebensperiode, hast du gewiß auch in deinem Hause hängen. Seine Witwe schickte mir eine mit einem Brief, der mich mit neuer Hochachtung und Liebe auch gegen sie erfüllte. Dazu erhielt

ich meine ganze Korrespondenz mit ihm bis ins Jahr 1833 zurück, kleine Zeichnungen, Malereien, Papierschnizel treulich aufbewahrt, von seiner Hand an mich adressiert, mit dem Beisatz: „versiegelt zu übergeben“. Schauernd erbrach ich das Packet, wehmütig durchlief ich die Blätter, die ein verlebtes Vierteljahrhundert mit seinem Lieb und Leid, Irren und Streben mir wieder an der Seele vorüberführten, und legte die Reliquien aus der Hand mit dem Seufzer: have pia anima, du warst besser als ich!

Auch die nun gedruckten funeralia waren eine Bußpredigt für mich. So im geistlichen Amt aufgegangen, so tief geliebt und verehrt zu sein, wie er, kann ich mich nun und nimmermehr rühmen. Schade daß die Leichenredner sich nicht etwas mehr konzentriert haben und daß nicht die letzte Redaktion manches Überflüssige, Wiederholungen und dergl. beseitigt und so ein klareres, reineres, harmonischeres Bild hergestellt hat. Die Überfülle des Gesprochenen muß am Begräbnistag erdrückend gewirkt haben und wirkt noch im Lesen ermüdend.

Viel Genuß hat mir in diesen Tagen Gustav Schwabs Leben von Klüpfel gewährt. Es ist zwar nüchtern, selbst trocken geschrieben, und geht namentlich auf Schwabs poetische Charakteristik nirgends ein; aber der teure, herrliche Mann trat mir doch aus dem Buch wieder recht lieb und lebendig entgegen und manches, namentlich aus seiner Jugend, war mir neu und interessant. Ein solcher Mann und sein Haus als Mittelpunkt und Sammelplatz für alle edleren Bestrebungen in der Litteratur fehlt uns nun hier ganz. Wir haben im Kränzchen schon manchmal darüber geklagt und trotz allen Guten und Trefflichen, die da sind, keinen gefunden, bei dem Kopf und Herz, Amt und Persönlichkeit, Haus und Hausfrau, Küche und Keller so glücklich zu diesem Zweck zusammenträfe. Du mit deinem köstlichen Humor, mit deinen ausgebreiteten persönlichen und littera-

rischen Verbindungen, mit deiner trefflichen Hauswirtin u. s. w. würdest, wenn du hier wärst, viele Eigenschaften zu dieser schönen Mission vereinigen.

Jedenfalls bist du mir, was Schwab so vielen war, der poetische Beichtvater und litterarische Geburtshelfer, und dies führt mich auf unsere laufenden poetisch-kritischen Verhandlungen. Auch für schärfere Kritiken, wie deine letzte war, bin ich dir herzlich dankbar und muß mich nur wundern, wie du bei deinem strengen Urteil über einen Lange und Stöber an mir noch ein gutes Haar finden magst. Bei dem durchaus gesunden, einfachen, kernhaften, kirchlich volkstümlichen Standpunkt, den du vertrittst, ist mir dein Urteil von unschätzbarem Wert, und verdienten Tadel will ich viel lieber geschrieben von Freundeshand, als gedruckt aus dem Mund eines hochmütigen Rezensenten vernehmen. Soviel pro praeterito et futuro im allgemeinen. Im einzelnen bemerke ich noch:

1) Die zwei Lutherlieder lasse ich auf deine Rezension hin ohne Weiteres fallen, schon aus dem ästhetischen Grund, weil sie allegorisieren und dabei schielen, statt eines markigen Lebensbildes nur zwei- und dreifach reflektierte allegorische Spiegelbilder geben, auch ihrem Gegenstand nach unter den Titel orientalischer „Palmblätter" nicht passen. Um den Dr. Martinus ist mir's nur insofern leid, als ich mit ihm gern gezeigt hätte, daß ich trotz allem andern ein guter Lutheraner bin. Und zu dem Junker Georg bemerke ich nur, daß ich das Lied: „Zu Brandenburg einst waltet" gar nicht kenne, vielmehr dies Versmaß mir selber komponiert habe, nach Analogie des „Paulus im Sturm" und des „heiligen Abend". — Den echten Martinus würde ich, da du ihn frisch und klar findest (obgleich er auch occidentalisch ist), gern beibehalten.

2) „Wer nicht wider uns ist" gebe ich nicht so gern Preis, denn hier hab ich wirklich aus dem Herzen gesungen. Parteimann bin ich keiner, Händel such ich keine, mache mir sogar

oft Vorwürfe, daß ich zu friedfertig, lammfromm und zu wenig frei von Menschenfurcht bin. — Auch ist mein theologischer Standpunkt durchaus nicht der indifferentistische oder lichtfreundliche oder rationalistische. — Ferner ist das Lied nicht zu Ehren der „Allianz“ gesungen, die mir in der Idee ganz wohl gefällt, aber in der Praxis unpraktisch erscheint.

Dagegen gesteh ich, daß mir gegenüber dem Hengstenberg-Stahl-Kliefothschen exklusiven Lutheranismus schon manchmal das Herz warm geworden ist, und daß ich von diesen gemachten Repristinationen das Heil der Kirche nicht erwarte; gestehe ferner, daß mir überhaupt der heillose Parteigeist und das wuchernde Sektenwesen in unserer Kirche ein Greuel ist; gestehe weiter, daß mir von den allerverschiedensten Seiten auch schon persönlich widrig begegnet worden ist und es insofern allerdings bei mir hieß: facit indignatio versum.

Wenn aber doch der Text, auf den sich das Lied bezieht, ein biblischer, und der Gedanke, den es ausspricht, ein wahrer, und der Schaden, den es beklagt, vorhanden ist, sollten darin diese harmlosen und friedfertigen Verse nicht eine Berechtigung finden, zumal das ganze übrige Büchlein Zeugnis giebt, daß ich ein positiver, biblisch-evangelischer Christ bin? Ist nicht diese Expektoration (allerdings rhetorische und nicht lyrische oder epische Poesie) einfach ein Seitenstück zu dem: „Ich habe euch noch viel zu sagen“ — das du unbeanstandet passieren ließest? Inzwischen werde ich mir die Sache noch weiter ansehen, wenn's einmal drauf ankommt.

Lässest du die Berge Gilboa passieren? oder hab ich mich im Versmaß vergriffen, das etwas Altertümliches, Kurzgehacktes, nach Art der nordischen Skaldenlieder haben sollte, wie ich's auch im Original und in dem ähnlichen Lied der Deborah finde?

Digitized by Google

Hier noch einiges zur gelegentlichen Durchsicht. Kannst du mir einmal ohne Gefahr für deine Gesundheit wieder einen Brief schreiben, so machst du mir eine große Freude. Deine Briefe sind mir immer eine Geisteserfrischung und Herzenswaide. Grüße deine liebe Frau und sei herzlich gegrüßt von uns! Gott behüt!

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 3. September 1858.

Lieber Freund!

Zum letztenmal plag ich dich hier noch mit einer poetischen Sendung und bitte dich, so es dir möglich wäre, vielleicht über den Sonntag die mitfolgenden sechs Nummern auf den Druck anzusehen und einzelne Härten, Schwächen und Schnitzer anzustreichen, sowie auch etwaige Bedenken gegen ganze Nummern auszusprechen. Greiner möchte in der nächsten oder übernächsten Woche beginnen. Die Nachtgedanken mit Rücksicht auf das von dir Geäußerte noch einmal kritisch anzusehen, hab ich bisher keine Zeit gehabt, werde es aber thun. Vorerst bin ich noch für Aufnahme, 1) weil sie nicht erdichtet, sondern — wiederholt — erlebt sind; 2) weil ich nicht besser scheinen will, als ich bin; 3) weil ich meine, sie finden ihr Korrektiv und Gegengewicht im Geiste der ganzen Sammlung; ja glaube, 4) der Standpunkt positiven Glaubens, den die Lieder sonst einhalten, bekomme sogar eine weitere Beglaubigung, wenn auch der Zweifel als überwundenes Moment nicht ganz fehlt.

Noch lege ich, um nichts hinter deinem Rücken zu thun, einige Verbesserungen und Einschaltungen zu den Nummern der ersten Auflage bei und bemerke schließlich, daß ich mir völlig bewußt bin, wie das Vergriffensein der ersten Auflage zum allergeringsten Teil vom Werte der Lieder, sondern

fast durchweg von der Bekanntschaft der Leute mit meiner Person und meinen Predigten — besonders in hiesiger Stadt — herkommt, außerdem sogar von Kolportage, die ich mir künftig aufs strengste verbeten habe.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein

Karl Gerok.

Herbst 1858. Weimar.

30. Sept. Morgens 11 Uhr bei schwülem Gewitterhimmel mit Rümelin ab nach Bruchsal, Heidelberg, Frankfurt.

1. Oktober. Morgens 6 ¾ Uhr ab nach Eisenach und wegen Regens weiter nach Weimar. Dort abends 4 ¾ Uhr angekommen und im Erbprinzen abgestiegen. Himmel hellt sich ziemlich auf; gehen noch durch die Straßen. Goethes Haus! edel! Schillers Haus klein, rührend! Goethe-Schillergruppe am Theater göttlich! In den Park! Stern! Ilm fließt durchs Wiesenthal unter hohen alten Buchenalleen, ernst, würdig, reizend. Goethes Gartenhaus! Stimme von oben, verhallend: „Was suchen Sie, meine Herrn?“ (Walter v. Goethe.) Hofkonditorei. Brief an Schöll abgegeben. Kommt noch abends, holt uns zum Thee zu seiner Frau, Schwägerin, Kindern.

2. Oktober, Samstag, welcher der herrlichste war. Morgens 8 Uhr vom Bedienten auf Schölls Bestellung in Goethes Haus geführt. Treppe mit Statuen. Allerheiligstes durch eine Hinterpforte heimlich geöffnet: Goethes Studierzimmer, Schlaf- und Sterbezimmer. (Bett, Kleiderschrank, Sessel, in dem er starb!) Blick in den stillen grünen Garten. Die Empfangszimmer mit etwas von seinen Sammlungen. Die süßesten Stunden meines Reiselebens. Nachher auf dem Markt flaniert. Schöll kommt, zeigt uns das Schloß mit den Dichterzimmern, Park mit Borkenhaus, Römisches Haus,

Goethes Hausgarten u. s. w.; Schillers Haus, — nimmt uns zu Tisch, wo wir Frorieps treffen. Abends Spaziergang in die Erholung (Musäus).

3. Oktober, Sonntag. Freundliches Wetter. 9—11 Uhr Stadtkirche, Herders Kanzel (Herders Gesangbuch erbaut uns). 11—1½ Uhr mit Schöll nach Tiefurt (Corona Schröters Bild, Goethes herrliche Apollobüste). Mittagessen im Erbprinzen. Nachmittags mit Schöll nach Belvedere. Abends ich allein in warmer Nacht im Park an Goethes Gartenhaus vorüber. Abends im Gasthof Berliner Schulräte.

4. Oktober, Montag. Lieblicher, sonniger Morgen. Schwärme allein im Stern bei Goethes Gartenhaus und lese seine Lieder. Sofort Bibliothek gesehen. Herrliche Büste des jugendlichen Goethe und schönes Bild von Karl August. Besuch bei Frorieps im Gartensalon. Nachmittags fahren wir mit Schölls nach Ettersburg in den stillen schönen Park. 6—11 Uhr zum Thee bei Frorieps.

5. Oktober. Morgens 8 Uhr mit den jungen Schölls nach Jena gefahren. Wetter erst hell und warm, dann trüb und rauh. Nachmittags auf den Fuchsturm und nach Ziegenhain. Gewitter. Heimfahrt bei Nacht und Regen. Komet. Thee bei Schölls.

6. Oktober. Heiter, kühl, windig. Morgens noch einmal im Park. Charlotte v. Steins Haus und Goethes Gartenhaus gezeichnet, dann Fürstengruft. Abschiedsbesuche bei Frorieps und Schölls. Nach Tisch in der Berliner Nationalzeitung den Untergang des Dampfschiffs Austria gelesen; zu Tod erschrocken wegen Theodors! Von 4¼ Uhr ab nach Eisenach, wo wir 6½ Uhr ankommen. Träume die ganze Nacht von Schiffbrand und Schiffbruch.

7. Oktober. Logiere im Halbmond. Schön Wetter. Morgens Wartburg und durchs Annenthal, Drachenschlucht. 3 Uhr ab nach Frankfurt. Reisen mit einem alten hessischen Freiherrn, der uns von Goethe erzählt. Über Heidelberg heim.

Weimar, 4. Oktober 1858.

Liebste Sofie!

Ich benütze eine freie Viertelstunde, die wir zwischen einer soeben mit Hofrat Schölls vollbrachten Spazierfahrt nach Ettersburg und einem bevorstehenden ästhetischen Thee bei Geheimrat v. Frorieps haben, um dir wenigstens in aller Eile ein Briefchen zu schreiben und ein Lebenszeichen zu geben. Es ist uns bisher gottlob in jeder Beziehung vortrefflich gegangen und wir haben auf dem klassischen Boden, wo Schiller und Goethe gelebt und gestorben, unvergeßliche Stunden zugebracht und Silberblicke unseres Lebens genossen. Daß ich in Gesellschaft eines Staatsrats reise, der übrigens für mich nichts ist, als mein Kompromotional Rümelin, kommt mir sehr zu gut, denn es sind mir dadurch Thüren geöffnet, die sonst ordinären Reisenden, wie ich für meine Person einer bin, sich in Jahrzehnten nicht aufthun. Auch bewegen wir uns fortwährend in der besten Gesellschaft, namentlich widmet sich uns Hofrat Schöll von morgens bis abends mit der liebenswürdigsten Aufopferung. Morgen gedenken wir die Universität Jena zu besuchen, am Mittwoch nach Eisenach zu gehen, am Donnerstag, nachdem wir die Wartburg besucht, noch Frankfurt zu erreichen und am Freitag Abend, so Gott will, — doch nicht ganz unwiderruflich — in der Heimat wieder einzutreffen. Am liebsten würde ich sogleich in Ludwigsburg absteigen, und bitte dich, mich daselbst anzusagen. Dürfte ich dann hoffen, dich am Samstag oder Sonntag draußen zu begrüßen? Oder soll ich inkognito in Stuttgart geschwind einsprechen? Hättet ihr euch zur Münchener Reise doch noch entschlossen, so mache ich mit tausend Freuden euern Reisekavalier; im andern Fall nehme ich mit Dank die Erlaubnis der lieben Eltern an, die paar Vakanztage in Ludwigsburg im Kreise der Geschwister vollends zu verdämmern. — Das Wetter hatten wir inzwischen ganz

lieblich, seit heute wahrhaft prachtvoll. Erzählen will ich erst mündlich.

Ich hoffe zu Gott, ihr seid wohl und vergnügt und die Kinder, insbesondere die Buben geben sich Mühe in ihrer Vakanz, deine und des lieben Großpapas Zufriedenheit zu erwerben. Für jetzt aber genug. Die herzlichsten Grüße an alle! Gott segne und behüte euch! In treuer Liebe und großer Eile

Dein

Karl.

Rektor Köstlin.

Stuttgart, 9. Dez. 1858.

Lieber Freund!

Diesmal habe ich auf deine freundschaftliche Nachsicht arg hineingehaust, indem ich dir auf zwei so teilnehmende Briefe seit vier bis acht Wochen Antwort schuldig geblieben bin. Auf die Beileidsbriefe in Betreff meines armen lieben Theodor zu antworten, war mir bisher physisch und moralisch unmöglich: physisch wegen der Menge bei so wenig Zeit, moralisch weil michs immer noch sehr angreift, von diesem entsetzlichen Geschick zu reden. Du hast meinen lieben Bruder von Kind auf gekannt und lieb gehabt; ich wollte, du hättest ihn noch einmal bei seinem letzten Besuch gesehen. Er war durchaus geläutert, gediegen, liebenswürdig, männlich geworden. Der brausende Most hatte sich zum edlen Wein abgeklärt. Sein Äußeres war ernst, etwas leidend, und machte manchmal fast einen wehmütigen Eindruck auf uns. Es war, als ob bei aller Freude des Wiedersehens, die er und wir genossen, und bei aller fröhlichen Hoffnung, die er in sich trug, bald dem Vaterland ganz wieder anzugehören, oft ein Schatten trüber Ahnung ihn umschwebte. Aber er ging mutig und getrost weg, gezogen von der Liebe zu Weib und Kind, mit besonderem Vertrauen zu diesem

Schiff und diesem Kapitän. Noch am Tag vor seiner Abreise wurde er unwohl und mußte zu Bett, aber er ließ sich nicht abhalten, abzureisen, um die Hoffnungen seiner Frau nicht zu täuschen. Mein Bruder Eduard begleitete ihn bis Hamburg. Wie bei diesem Unglück alles zusammentraf, es recht furchtbar zu machen, so traf auch bei meinem lieben Bruder soviel scheinbar Zufälliges zusammen, um ihn gerade in diese Unglücksfahrt zu verflechten, daß wir immer wieder sagen: es mußte so sein, es war ihm so bestimmt! Es ist mir eigen, daß auch auf sein ganzes einst so fröhliches Leben dieses furchtbare Ende mir nun einen Schatten rückwärts wirft. Oft muß ich mir ihn als mutigen Jüngling, als fröhlichen Knaben, als munterblühendes Kind wieder denken, wie auch du ihn zuerst gekannt hast, und immer schwebt dann über dem Haupte des Kindes, des Knaben und Jünglings wie ein schwarzer Unglücksvogel die Weissagung: So mußt du einst enden! Der Glaube an eine heilige, weise und gütige göttliche Vorsehung hält freilich am Ende auch gegen solch einen furchtbaren Stoß Stand, aber es kostet einen Kampf. Meine lieben Eltern tragens gottlob mit christlicher Fassung und sind bis jetzt von Gott sichtlich gestärkt worden. Behalte den Dahingeschiedenen in einem freundlichen Gedächtnis!

Mein neuester geistiger Genuß (während ich bis gestern fünf Tage lang an einem Flußfieber im Bett lag, wobei ich anfangs an Gliederweh dachte, nachher aber wenigstens mit freiem Kopf etwas nicht Amtliches lesen konnte, was mir als Gesundem nie zu teil wird), sind Schleiermachers Briefe gewesen, ein wahres stärkendes Seelenbad für mich, da Schleiermacher der Mann ist, der von meiner Universitätszeit her bis heute, so sehr er verketzert wird, sittlich und theologisch am tiefsten auf mich gewirkt hat. Dein Mann ist er glaub ich nicht. Schelling und er vertragen sich auch nicht gut nebeneinander.

Und jetzt übergebe ich dir die Palmblättchen in ihrer neuen Gestalt. In den Blättern für litterarische Unterhaltung, die dem Christlichen sonst nicht besonders hold sind, kam neulich eine wohlwollende und anerkennende Recension der ersten Auflage. Nur werde ich wegen des in dem Gedicht „Sind das die Knaben alle?" enthaltenen „Ausfalls auf die Philosophen" getadelt, ganz ähnlich wie früher einmal in der Frauenzeitung wegen desselben Gedichts, darum, daß ich die Poesie und die Poeten nicht als gleichberechtigt mit dem Christentum und Christus anerkenne.

Dir und den Deinigen wünsche ich von Herzen einen gesegneten Eintritt ins neue Jahr, das, wenns Gottes Wille ist, minder streng an uns und den Unsrigen vorübergehen möge, als dieses ablaufende, dessen Aschied ich schwer nehme, schwerer als je einen Jahresschluß. Für deine Gesundheit tröstet mich das, daß du dich nun hoffentlich schonst und in acht nimmst. Es wäre gar hübsch, wenn uns der liebe Gott noch eine Weile beisammen ließe. Nun Gott befohlen!

Von Herzen

Dein

Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 28. Dez. 1858.

Lieber Freund!

Ich muß dir doch vor Jahresschluß noch für deine letzten Sendungen danken. Zunächst für deinen Brief nebst Kritik über die Palmblätter. So wert mir ein Lob aus deinem Munde ist, so finde ich jederzeit nicht minder liebenswürdig und dankenswert deinen Tadel, seis daß du als Kritiker im höhern Stil Tendenz und Gedanken coram nimmst, oder daß du als Präzeptor der klassischen Philologie Grammatikalschnitzer korrigierst.

Um mit dem letzteren diesmal anzufangen, so erlaube ich mir zu bemerken:

„Ob deines Bruders Fehle“ getraue ich mir gleichwohl gegen jedermänniglich zu verfechten, sintemal α) „ob“ = „über“ meines Wissens gut deutsch, namentlich lutherisch-biblischdeutsch, β) „Fehle“ in meinem Vers nicht accus. plur., sondern Dativ singularis ist.

c) Das Anakolut: „Eure Lieben sind nicht wiederkommen“, das ich in diesem Vers leicht hätte vermeiden können, schien mir nicht bloß erlaubt, sondern sogar poetisch prägnant; ich glaube der Genius der deutschen Sprache ist hierin verwandter mit dem geflügelteren griechischen, als mit dem logischeinherschreitenden lateinischen. Interessant ist mir, daß du mir solche Anakolute auch in den Predigten aufmutzest, es kann ganz wohl sein, daß ich sie mir da auch ganz unbewußt erlaube und würde sie vom rhetorischen wie vom poetischen Standpunkt aus verteidigen; indes ist mir kein einzelner Fall präsent, den du im Auge hast, sonst würde ich mir ihn noch speziell darauf ansehen.

Daß du aber in die Anklage gegen „Sind das die Knaben alle?“ teilweise mit einstimmst, frappiert mich. Von einer Verdammung von Philosophie und Poesie ist ja nicht die Rede. Weder die Parallele mit Isais übrigen Söhnen, noch die Ausdrücke in den einzelnen bezüglichen Versen deuten auf so etwas hin. Der Gedanke des Gedichts ist nur, wie du selbst sagst: vor Christo (und dem Christentum) muß jede irdische Größe (auch die höchsten geistigen Mächte, Poesie und Philosophie) sich beugen. Oder populärer ausgedrückt: weder Poesie, noch Philosophie, noch eine andere menschliche Potenz macht selig. — Daß es auch eine christliche Philosophie und Poesie giebt, erkenn ich natürlich an, aber dann ist eben das, was sie zur christlichen, also erbaulichen, tröstlichen, heiligenden, beseligenden macht, nicht das Poetische an sich, sondern das Christliche daran.

— Aber das find ich treffend von dir bemerkt, daß auffallenderweise die Naturforscher, Seefahrer, Telegraphisten und Lokomotivführer noch am glimpflichsten wegkommen mit dem: „Zieht aufrecht hin!“ Es ist mir das selbst schon früher aufgefallen und ich habe drüber lächeln müssen, da mir nach meiner persönlichen Sympathie nichts ferner liegt als das Gebiet der Realien und materiellen Interessen. — Grad aber deswegen, weil sich der Ausdruck ganz unabsichtlich so gemacht hat und weil doch eigentlich bloß im Ausdruck und nicht im Gedanken eine Bevorzugung liegt, ließ ichs passieren.

Mit den Freiexemplaren ists wie du sagst; — 25 hab ich bekommen, 8 mußte ich bis jetzt noch dazu kaufen und noch bin ich mit Austeilen nicht fertig. (Honorar erhielt ich vom Verleger das erstemal 100, das zweitemal 125 fl., wovon jedesmal der „Zehnte“ sogleich an einen Armenverein abgegeben wurde.)

Das Lied über meinen lieben Bruder*) gedruckt in eurem Wochenblatt zu lesen, hat mich überrascht und ich danke dir für die Ehre, die du ihm damit so freundlich erwiesen. Man wird freilich bei der Aufschrift, die es nun erhalten hat, das Spezifische gerade dieses schrecklichen Falls, wo Feuer und Wasser so gräßlich zusammenwirkten, nicht im Lied angedeutet finden. Ich konnte für den Zweck der Palmblätter nicht spezieller eingehen. Was mir in den sechs Wochen nach der Jammerkunde von schmerzlichen und tröstlichen Gedanken über das Ende unseres Theodor durch die Seele ging, hab ich für die Eltern und Geschwister zu seinem Andenken in ein paar Dutzend Sonetten niedergelegt. Vielleicht magst du sie später einmal lesen, da du seiner so liebreich gedenkst. Gegenwärtig hab ich sie nicht in Händen und Abschrift besitz ich keine.

*) „Das Meer giebt seine Toten wieder“. D. H.

Möge der Thomas mit seiner gewaltigen Christtagsfreude in deinem Haus glücklich vorübergegangen sein! Meine Frau läßt der deinigen zum Troste sagen, daß sie jedesmal mehr als 50 Christtagsgaben zu rüsten und zu geben habe; aber freilich werden 40 davon nicht im Haus verabreicht, sondern durch Dienstboten und Kinder ausgetragen, was die Unruhe sehr reduziert.

In alter Freundschaft

Dein

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 9. Febr. 1859.

Lieber Freund!

So sehr mich sonst deine Handschrift auf einer Briefadresse an mich freut, gestern war sie mir doch ein Schrecken, denn sie mahnte mich außer dem neuangekommenen an drei unbeantwortete Briefe von dir, dazu an zwei ganz besonders inhaltsreiche und wohlthuende. Ich kann mich nur mit meiner grenzenlos zersplitterten Zeit entschuldigen, wozu neuerdings noch kommt, daß ich mich von Gotthard Viktor Lechler in Leipzig, der für das große J. P. Langesche Bibelwerk die Apostelgeschichte übernommen hat, dran kriegen ließ, ihm die homiletische Bearbeitung, welche sich abschnittweis an die exegetische, historische und dogmatische Betrachtung anschließt, abzunehmen, was mir jede freie Stunde fast wegnimmt, weil die homiletische Litteratur dabei berücksichtigt werden soll. Sonst wäre mir eine recht lebhafte, Geist und Herz anregende Korrespondenz, wie ich sie gerade mit dir vor allen andern führen könnte, ein Hauptgenuß. Ich nehme nun deine Briefe vor und antworte, soweit in Kürze möglich, Punkt für Punkt.

I. Brief vom 31. Dez. v. J.

1) Ulm, Ulmerheimweh, Ulmerköpfe u. s. w. Ich

begreife vollkommen deine Vorliebe für diese altehrwürdige Stadt und ihr einziges Münster. So eine alte Stadt ist eigentlich erst eine Stadt (Eßlingen, Ulm, Heilbronn, Reutlingen u. a.), wogegen unser Stuttgart merkwürdig arm, kahl, modest, modern sich ausnimmt. Ich selber, so oft ich an den Bodensee reiste, habe jedesmal in Ulm Halt gemacht und den nächsten Zug erwartet, um eine Wallfahrt ins und ums Münster und sodann ohne Ziel und Zweck durch die mittelalterlichen Straßen zu machen. — Wie stolz und anhänglich muß vollends ein geborenes Ulmer Bürgerkind sein!

2) Palmblätter betreffend. a) Den Trauerbrief von Frau O. habe ich bald nach deinem prophetischen Schreiben mit besonderer Rührung und Wehmut gelesen. Es freut mich herzlich, wenn mein Heimwehlied ihr in den letzten Tagen noch ein wohlthuender und zusagender Klang gewesen. Solche Wirkungen schlage ich höher an, als alles Lob vom ästhetischen Standpunkt, wie es denn auch oft gerade die ästhetisch unbedeutenderen Lieder sind, die erbaulich am meisten wirken. — Sonsther (von Frauen namentlich) sind mir bis jetzt als solche Nummern (von den neuen), die sie besonders angesprochen haben, schriftlich und mündlich genannt worden: Heimweh, Trauerstunden, das letzte Stündlein, Kindergottesdienst, Bethesda, ein Abend, das Meer giebt seine Toten.

b) „Zieht aufrecht hin" mag eine Reminiscenz sein, aber nicht an Römer, von dessen bezüglichem Diktum ich nichts wußte, sondern an die Widmungsstrophe in Gustav Schwabs Gedichten (ursprüngliche Ausgabe) an Ludwig Uhland: „Mich laß es immerhin gestehen, daß ich dein ältster Schüler bin, Will den in mir die Nachwelt sehen, so zieht mein Schatten aufrecht hin!" —

c) „Damit sie nicht im Zorne schied." — Um den zähen Saxo grammaticus zufriedenzustellen, geb ich nach und soll es künftig heißen: „Als wäre sie des Zornes müd";

einen unreinen Reim wirst du mir doch noch eher gelten lassen, als einen Grammatikalschnitz.

Es freut mich, daß dieses ganze Wagestücklein so ordentlich gelungen ist, das Büchlein hat mir schon manchen freundlichen Gruß von nah und fern eingetragen, und ich muß immer wieder sagen: Du bist ganz allein Schuld daran. Denn ohne deine freundliche Aufnahme und freche Veröffentlichung des Paulus im Sturm und dein ferneres Zusprechen, sowie deine Denunziation meiner Poëtica an Greiner lägen sie heut noch als Manuskript im Pult.

II. Brief vom 9. Jan. d. J.

Roths Schriftchen. Vollkommen einverstanden! Ist eine sittliche That! Dabei in der Form klassisch, gediegen! Freute mich namentlich auch für Rümelin! Wer diesen höchst bedeutenden Mann nur aus seinen Schriften kennt, muß noch einen reineren Genuß haben, als wer von seinen persönlichen Schroffheiten und Ecken je und je berührt wird. — Was augurierst du von seiner Wirksamkeit auf der Hochschule? Auch in diesem Entschluß, den manche komisch finden wollen, sehe ich etwas Großartiges.

III. Brief vom 16. Jan.

1) Schleiermacher. Daß du in der Verehrung dieses großen Mannes und in Würdigung seines Briefwechsels mit mir einstimmst, freut mich sehr. Die persönlichen und theologischen Mängel, womit auch dieser Heros teils seiner Zeit, teils menschlicher Schwachheit überhaupt den Tribut bezahlt hat, erkenn ich mit dir an. — Wie ganz anders noch und viel ärger waren den großen Männern Schiller und Goethe damals etliche Kapitel christlicher Moral abhanden gekommen, während ich bei Schleiermacher gerade das wieder so sittlich groß finde, wie rein und sicher er sich durch so bedenkliche Verhältnisse, wie das zu Friedrich Schlegel, Henriette Herz, Eleonore G. hindurchbewegt hat. — Auch darin stimm ich dir zu: der erste Band des Briefwechsels ist mehr für den

Geist, pikanter und interessanter, der zweite mehr fürs Herz, ansprechender, erbaulicher. Meine Frau hat mit großem Genuß für sie selber einen Teil dieser Briefe mir vorgelesen. Ich habe es immer bedauert, daß ich 1838/39 in Berlin Schleiermacher nicht mehr unter den Lebenden traf. Auf Hegel hätte ich noch viel eher verzichtet. Den alten Goethe wenigstens in seinem Garten hinterm Haus zu sehen, wenn er auch einen württembergischen Magister nicht mehr vorgelassen hätte, hätte ich mich immerhin acht Tage Aufenthalt in Weimar kosten lassen. — Nächsten Samstag ist Schleiermachers 25jähriger Totestag. Es verlautete früher, Grüneisen, sein spezieller Freund und Schüler, wolle im Kreis von Eingeweihten eine kleine Totenfeier veranstalten. Neueres aber und näheres hab ich nicht gehört.

2) Schellings Briefwechsel würde ich verschlingen; sorge doch, daß er so unverkürzt als möglich erscheint. Ich würde es im Interesse einer abgerundeten Biographie wie eines vollständigen und reinen Eindrucks der Briefe entschieden fürs beste halten, wenn Freund Schelling beides abgesondert gäbe. — Auberlen zitiert eine Stelle aus Schellings Gedächtnisrede auf Schleiermacher in der Akademie. Könntest du mir diese einmal verschaffen, so wäre ich dir sehr dankbar.

3) Die Mitteilungen über den Eindruck einer meiner letzten Predigten auf eine edle und empfängliche Frauenseele haben mir recht wohlgethan. Ich darf wohl sagen, ich bin darüber längst hinaus, durch so etwas eitel zu werden, es beschämt mich einerseits, andrerseits ermunterts mich, und eine Ermunterung kann man wohl brauchen, wo man so viel in den Wind säet, wo man so mancherlei Anfechtung von außen (durch Gottlose wie durch Fromme) im Amte zu erfahren hat, und wo man endlich selber seiner Schwächen sich immer mehr bewußt wird, und namentlich, wie mirs geht, im Beziehung auf die Predigtweise manchmal auf die

Digitized by Google

Frage kommt: bin ich nicht mit meiner ganzen Art und Weise doch am End auf dem Holzweg? — Da thuts dann wohl, je und je von da und dort Spuren zu bekommen, daß man ein empfängliches Herz ein wenig hat durch Gottes Gnade und Gottes Wort erquicken dürfen. — Da die berührten Predigten oder vielmehr zwei von jenen dreien und eine spätere — teils weil man wie am Neujahr die Empfänglichkeit mitbrachte, teils weil sie wie am 3. Epiph. einen ansprechenden Gegenstand behandelten, sehr viel verlangt wurden, so habe ich sie drucken lassen und lege sie dir bei. — Auch folgen hiebei ein paar Recensionen zur Einsicht. Die protestantische Kirchenzeitung läßt mich noch ziemlich glimpflich schlüpfen; der Tadel wegen der Verständeleien ist zwar meines Erachtens nicht ganz unverdient, geht aber doch ins Maßlose und Fanatische. „Poetischen Schwung“ muß und darf eine gereimte Disposition nicht haben, aber wenn sie etwas sinnspruchartig behältliches hat, so schaden ja die Reimlein hin und wieder nicht so viel. Dann die in den Text eingeflochtenen Verse sind Gesangbuchsverse fast ohne Ausnahme, gehören zum lebendigen Liederschatz der Gemeinde und erscheinen mir deshalb auch als kein so fremdartiges Element.

IV. Dein Brief vom 6. Febr. ist hiemit schon beantwortet. Ich bin froh, daß ich keinen Raum mehr habe zu politisieren über Krieg und Kriegsgeschrei, und schließe mit herzlichen Grüßen und einem nachdrücklichen Fac valeas!

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 10. Februar 1859.

Hochverehrte Frau!

Endlich, so Gott will, ist die längstersehnte, ruhige Stunde gekommen, wo es mir so gut wird, dem Dank, den

ich seit bald 14 Tagen als eine süße Last auf dem Herzen trage, einen wenn auch nur schwachen und flüchtigen Ausdruck zu leihen. Sie haben am 30. Januar d. J. ein ganzes Füllhorn von Freude über mich und die Meinigen ausgegossen und jenem Tag die schönste und zarteste Weihe gegeben. Sie verstehen aus der Ferne wie in der Nähe, schriftlich wie persönlich, Geist und Gemüt Ihrer Freunde zu erquicken und zu erheben. Wenn etwas mir und den Meinigen den Genuß Ihrer kostbaren Sendung trübte, so war es die Nachricht, wieviel Sie seit Ihrer Abreise von hier gelitten, und der Gedanke, wieviel Sie sich zugemutet, um uns mit diesen köstlichen Blättern zu erfreuen, wiewohl man beim Lesen einer so klaren, festen Hand und so lebendiger, warmgefühlter Worte jeder Gedanken an eine leidende und angegriffene Verfasserin immer wieder vergaß. Ist's uns ja auch bei persönlichem Zusammensein mit Ihnen schon ganz ähnlich ergangen.

Vor allem aber muß ich Ihnen nun eine kurze Beschreibung des Tages geben, an dem Sie so gütig Anteil genommen und den Sie so schön verherrlicht haben. Und zwar muß ich mit dem Vorabend anfangen, denn Samstag abends 6 Uhr, nachdem ich von Krankenbesuchen müde heimgekommen und mich auf mein Studierzimmer zurückgezogen, wo meine beiden älteren Knaben ihre Hausarbeiten fertigten, da war es, daß mir der feine schwere Brief eingehändigt wurde mit der wohlbekannten Handschrift der Adresse und dem imposanten Postzeichen Berlin. Ein Weiserer als ich hätte vielleicht den Brief als Festgabe auf den andern Morgen zurückgelegt. Ich nicht also, denn ich halte etwas auf Festvorabende, und solche ahnungsvolle Vorfeiern und hoffnungsreiche Vorfreuden wie am Vorabend eines ruhigen Sonntags, eines fröhlichen Reisetags, eines erwünschten Geburtstags oder dergl. haben mir von Kind auf oft noch mehr Wonne gebracht, als das folgende Fest selber. Ein recht stillfestlicher

Abend, ein solcher ungefähr, wie ich ihn in dem Abendlied zu schildern versuchte, ward mir denn auch durch Ihre Briefe bereitet. Zuerst verschlang ich Blatt um Blatt ganz allein für mich, ohne mir auch nur Zeit zum Sitzen zu nehmen, dann wurde die liebe Pfarrfrau herbeigeholt und mit dieser auf dem Sofa Seite für Seite noch einmal gründlich durchgenossen. Am Abendtisch sodann wurde der Großpapa, gegenwärtig wieder unser lieber Hausgenosse zur Synode, zum Mitgenossen unserer Freude gemacht, indem ihm vorgelesen ward, was nicht bescheidenheitshalber, weil für mich zu schmeichelhaft, verschwiegen bleiben mußte. Vor Schlafengehen sodann konnte ich nicht umhin, noch einmal auf einige mir besonders interessante Stellen zurückzukommen, was schließlich zu einer nochmaligen Lektüre des Briefs von Anfang bis Ende führte. Alles dies erlaube ich mir nur zu sagen, um Ihnen zu beweisen, mit welchem Rechte Sie von der Mühe sprechen, die mir das Lesen Ihres wie Sie sagen „konfusen" Schreibens verursachen würde.

In der Morgendämmerung des 30. Januars sofort bewegte sich eine feierliche Prozession an mein Bett, sämtliche Kinder, das kleinste voran, die Mutter zuletzt, jedes mit einer Gabe, vom kleinen Theodor an, der einen frischen Veilchenstrauß überreichte, bis zum Erstgebornen, der mit einem selbstgedichteten Festlied aufwartete, während die Pfarrfrau mich unter anderem mit einer Handarbeit, einem kunstreich gefertigten und praktisch eingerichteten Reisetäschchen für die Visitationsreisen überraschte. Von den Eltern erhielt ich eine wehmütigliebe Gabe, das photographische Bild meines unvergeßlichen Bruders Theodor. Hausgenossen, Schülerinnen, Freunde stellten sich nacheinander mit lieben Gaben und Andenken ein. Nach dem Frühstück Festgesang von den beiden Sofieen: „Hast du mich lieb?" Die Klavierbegleitung von Seiten der jüngeren Sofie noch etwas mühsam, weil der Komponist ungemein viel b's vorgezeichnet hatte. Wird's

aber einmal vor Ihren Ohren ausgeführt, so soll's, denken wir, ganz geläufig gehen.

Um halb 10 Uhr pilgerten wir zusammen in die Kirche, und war mir's an sich schon die schönste Weihe des Tages, daß ich ihn als einen Sonntag im Hause Gottes feiern durfte, so ward diese Sonntagsfeier für mich und die Gemeinde festlich erhöht dadurch, daß der liebe Kapff als neugenesen zum erstenmal wieder auf der Kanzel stand und eine herrliche Predigt hielt über das herrliche Evangelium Matth. 8, 23—27 (über das ich schon oft mir wünschte, auch einmal predigen zu dürfen). Sein Thema war: Christus, der allmächtige Sturmbezwinger, 1) im großen, in der Natur und Völkergeschichte; 2) im kleinen, in den Nöten unseres Lebens und in den Anfechtungen unseres Herzens. An meiner Seite stand im Kirchenstuhl mein lieber Amtsgenosse Teichmann, der gleichfalls am 30. Januar seinen Geburtstag feiert, sowie Kapffs jüngstes Töchterlein Klara, so daß auf diesen Tag Dank und Freude einkehrt in allen drei Stockwerken des Stiftspfarrhauses.

Von 11—12 Uhr durfte ich mein einziges Amtsgeschäft für diesen Tag verrichten: eine trauliche „Kinderlehre" in der Sakristei über das göttliche Ebenbild, dessen anerschaffene Herrlichkeit, Verlust durch den Sündenfall und Wiedergewinnung in Jesu Christo. — Nach Tisch war abermaliger Kirchgang beabsichtigt, um aus dem Munde meines Amts-, Haus- und Festgenossen Teichmann Worte zu hören, die gewiß mir wie ihm aus dem Herzen gesprochen waren. Aber es kamen um diese Zeit so manche glückwünschende Freunde, es kam besonders noch während des Zusammenläutens Ihre schöne Festgabe, „Jerusalem, die hochgebaute Stadt", und da gab es soviel zu betrachten, zu bewundern und zu besprechen an diesem edlen, durch Gegenstand, Ausführung und Geberin gleich ansprechenden Bilde, daß die Zeit der Nachmittagspredigt im Umsehen verlief. Noch ein dringender Kranken-

besuch war nach der Kirche zu machen, dann vereinigte man sich zu einem Abendspaziergang auf die „Berge“, diesmal Ludwigsburg zu auf die Höhe der „Prag“, und den Schluß des Tages machte eine trauliche Abendmahlzeit im engsten Familienkreis, an der außer dem Großpapa und den dem Feste zulieb „auf essenden“ Kindern mein hiesiger Bruder mit seiner Frau teilnahm.

Gebe Gott, daß dieser schöne, friedselige Geburtstag eine gute Vorbedeutung sei fürs neuangetretene Lebensjahr, dessen Glück ich aber, wie Ihr schöner Segenswunsch es ausspricht, nicht nach der Zahl vergnügter Stunden oder äußerer Glücksfälle berechnen will, sondern „nach der Zahl der Erbarmungen Gottes“, des Gottes, der mich bisher so geführt hat, daß ich bekennen muß: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!

Ihr Jerusalemsbild schmückt natürlich mein Studierzimmer, und wenn Dräseke irgendwo in einer Predigt den schönen Gedanken ausführt, jeder Christ soll, wie Daniel zu Babel, ein Fenster gen Jerusalem offen haben, so ist mir's nun recht lieblich erleichtert, aus dem Drang des Lebens und dem Druck des Tages Aug und Sinn manchmal zu erheben nach den heiligen Bergen der Stadt Gottes, und bald auf den lichten Höhen des Ölbergs, bald in den stillen Schatten von Gethsemane, bald in der grünen Wildnis am Jordan, bald in den friedlichschönen Hallen der evangelischen Jerusalemskirche mich zu erquicken und zu erbauen. Nicht mindere Freude als mir haben Sie dem lieben Prälaten Kapff mit diesem schönen, hier noch ganz neuen und vielbewunderten Bilde gemacht.

Darf ich im Danken noch fortfahren, weil Herz und Feder im Zug sind, so erlauben Sie mir noch meinen besonders freudigen Dank auszusprechen für die warme und lebendige Aufnahme, die Sie meinen anspruchslosen Liedern

gönnten. Der einzige wahre Lohn des Poeten besteht außer dem, den das Schaffen und Singen in sich selber trägt, in dem Wiederhall seines Worts aus empfänglichen und gleichgestimmten Gemütern, und mehr wert als jedes Lob vom Standpunkt eines ästhetischen Kritikers, auf das ich keinen Anspruch zu machen habe, ist mir das Zeugnis, daß da und dort ein Herz durch meine schüchternen Griffe in die Zionsharfe angesprochen, erbaut und getröstet worden sei. Ganz besonders wohlthuend und interessant ist es dabei, von einzelnen Liedernummern zu erfahren, denen dieser oder jener werte Leser den Vorzug giebt; es geht dem Verfasser dadurch manches Licht auf teils über seine Freunde, teils über seine Produkte, während er von dem allgemeingehaltenen, wohlwollenden Zeugnis: „Ihre Sachen sind recht schön!“ blutwenig profitiert.

Nun aber genug und übergenug von mir und meinen Sachen. Lassen Sie mich noch einen Augenblick in Gedanken bei Ihnen einkehren.

Ein sehr liebes und interessantes Band zwischen dem evangelischen Berlin und Stuttgart ist mir Ihre neue evangelische Kirchenzeitung. Nicht nur in Ihr großartiges kirchliches Leben, sondern auch in Ihre Familienverhältnisse läßt sie uns Blicke thun. Die Nachricht von der Weihepredigt Ihres verehrten Herrn Vaters im prinzlichen Hause zeigte mir den ehrwürdigen jugendlichen Greis in voller, gesegneter Amtsthätigkeit; der Bericht über die Jahresversammlung des Jerusalemsvereins ließ uns Ihren älteren Herrn Bruder in seiner unermüdeten Thätigkeit für sein „Sinai und Golgatha“ sehen. Daß man in Berlin auch unserer freundlich gedenkt, bewies die liebevolle Nachricht über Kapffs Genesung in demselben Blatt.

Sie fragen nach meinen Abendbibelstunden. Ich habe angefangen, die Apostelgeschichte zu durchwandern und komme das nächstemal an das Ende des zweiten Kapitels, die Pfingst-

gemeinde zu Jerusalem. Inliegendes Zettelchen mit einer Bleistiftfrage giebt mir Kapff zum Einschluß. Darf ich drei Predigten aus neuester Zeit beilegen, über deren eine Ihre liebe Nichte Ihnen so liebenswürdig berichtet hat? Mit den ehrerbietigsten Empfehlungen von mir und den Meinen an Sie und Ihr ganzes Haus — in innigster Verehrung

Ihr

dankbar ergebener

Karl Gerok.

Wildbad, Sonntag 11. Sept. 1859.

Liebste Sofie!

Dein lieber, so bald erschienener Brief fiel wie ein Sonnenstrahl in die Trübsal meiner Witwerschaft, und nachdem nun gestern abend auch unter Kreuzband noch ein freundliches Nachzüglerlein sich eingestellt, eile ich heute, Sonntag früh, mich an die Antwort zu begeben, wiewohl ich nicht weiß, ob ich das Riesenwerk — als ein solches erscheint mir bei gegenwärtiger Schwachheit ein Brief — heute noch zustande bringe.

Gottlob, daß deine Rückreise glücklich und ohne Schaden für dich abgelaufen ist und du alles wohl angetroffen hast! Wie schwer aber auf die hiesige Sabbathstille der Stuttgarter Haushaltungslärm dir wieder über den Hals kommen mußte, habe ich recht lebhaft mitempfunden und mache mich auf dieselbe Erfahrung in Haus und Amt gefaßt.

Was mein Leben und Befinden betrifft, so darf ich vor allem nicht verhehlen, daß das Heimweh nach dir mich immer noch wie das leise Getön der Äolsharfe durch sonnige und trübe Tage, durch Tannenwald und Wiesenthal, daheim im einsamen Balkonzimmer, wie auf Spaziergängen und an

Wirtstafeln, — begleitet. Als ich am Morgen Eurer Abfahrt weichgestimmt am Waldsaum, Kalmbach zu, hinschlich und die Pfade überdachte, die wir miteinander in den acht Tagen durchwandelt, und deine treue Pflege und hingebende Aufopferung auf jedem Schritt und Tritt, — mußte ich unwillkührlich laut vor mich hinsagen: „ja es ist eine gute Frau!“ wobei mir die Stimme brach und die Augen sich füllten. Die Lücke im Herzen wird durch den Umgang mit Menschen, den ich allmählich etwas weniger meide, natürlich nur notdürftig ausgefüllt, doch kommt man in der Verzweiflung auf allerlei Trostmittel. Wahrhaft genußreiche Stunden habe ich mit dem höchstgebildeten Schauspieler M. und seinem bescheidenen und liebenswürdigen Töchterlein verlebt; der unglückliche Mann spricht sehr gut und würdigt mich eines besondern Vertrauens. Auch mit dem alten General F. bin ich durch einen Kaffee auf dem Windhof in Gesellschaft der Mittlerschen bekannt geworden, und bei einem musikalischen Thee, den Dr. H.'s gaben, hat mir gar nichts gefehlt als ein bißchen mehr Französisch und Englisch, um mit russischen Generalen und brittischen Ladies mich aufs angenehmste zu unterhalten. — Meine liebste Unterhaltung bleibt aber immer noch der Wald und ein Buch. — Manchmal arbeite ich auch ein Stündchen behutsam und mäßig, um bei dem ungemein kostspieligen Aufenthalt wenigstens ein klein wenig Geld zu verdienen. Ins Hotel Klumpp, sowie in die Bellevue hat mich Mittler inzwischen auch je einen Abendlang eingeführt.

Was meine Gesundheit betrifft, so geht es, gottlob, wenn auch langsam, doch stetig vorwärts. Husten sehr wenig. Stimme nicht mehr so bedeckt; Schnupfen seit gestern, wo ich zum erstenmal gebadet, was noch einigemal wiederholt werden soll, nun endlich auch bedeutend gelindert; nur die Zunge ist noch nicht ganz gut, die Nerven noch zart und reizbar, der Schlaf nicht immer gleich gut. Ich hoffe aber

mit Gottes Hilfe bis Mitte nächster Woche gestärkt und genesen von hier Abschied nehmen zu dürfen.

Fühlte ich mich bis dahin ganz gesund, so fiele es mir doch schwer und käme mir auch unrecht vor, wenn ich nicht am Kommunionsonntag predigte; Kapff wird auch der Meinung sein; doch will ich noch nichts darüber ausmachen. Der Gedanke des lieben Kapff, daß du in meinem Namen die Büchlein an die Konfirmanden geben möchtest, gefällt mir ungemein, und ich bitte dich dringend: thue mir die Liebe, du hast ja zu so etwas ganz das freundliche Gesicht und Herz, und die rechte ungezwungene Art. Gott segne und behüte euch alle.

In treuer Liebe

Dein

Karl.

Für Fräulein M. M.

Wildbad, 13. Sept. 1859.

Am Soldatenbrunnen verdeutscht.

Spanisch:	Deutsch:
Nada te turbe,	Laß dich nichts irren,
Nada t'espante,	Nichts dich verwirren;
Todo se pasa,	Alles vergehet,
Dios no muda,	Gott nur bestehet.
La paciencia	Duldend sich schmiegen
Todo lo alcanza,	Führet zum Siegen;
Quien a Dios tiene	Gott in der Seelen
Nada te falta,	Wird dir nichts fehlen.
Solo Dios basta!	Gott ist genug!

Folg dem Sprüchlein Zeil um Zeile,
Denn es zeigt den Weg zum Heile.
Spanisch klingt es nur für Thoren,
Aber klar für kluge Ohren.
Und so wie im schönen Spanien
Unter'm Schatten der Kastanien,
Also unter deutschen Linden
Lehrts den Pfad des Friedens finden.

Zur Verständigung.

Vorwort des besonderen Abdrucks der Predigt am Sonntag nach der 100jährigen Jubelfeier der Geburt Friedrich Schillers*).

Nicht nur um zahlreichen, von achtbarer Seite ausgesprochenen Wünschen zu genügen, sondern auch um Mißdeutungen und Entstellungen soviel an mir ist zu begegnen, übergebe ich diese Predigt dem Druck. Zeitereignisse, die so viele Gemüter bewegen, auf der Kanzel nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sondern mit dem Lichte des göttlichen Wortes zu beleuchten, halte ich für Pflicht des Predigers, obwohl das Schweigen darüber das Leichtere und Unverfänglichere ist. Daß über den von mir berührten Gegenstand manche redliche Christen anders denken, wußte ich zum Voraus und habe auch nachher Bescheinigungen darüber empfangen. Aber ich war der Überzeugung und bin es noch, im Geiste des Evangeliums, soweit ich ihn verstehe, gesprochen zu haben und insbesondere mit dem, was von derselben Stätte über denselben Gegenstand von einem verehrten Munde früher geredet worden ist, wesentlich in gar keinem Widerspruch zu stehen. Was an Schiller zu vermissen und zu tadeln ist, was er uns nicht ist, und nie sein kann, war der Gemeinde in Wort und Druck bereits wiederholt gesagt, ich konnte es teils voraussetzen, teils glaube ich es in der Kürze kräftig und entschieden genug ausgesprochen zu haben.

Was ich auf der andern Seite über den Mann und die Feier anerkennendes und wie ich meinte, nach beiden Seiten hin versöhnliches gesagt, floß aus einem am Ernte- und Herbstdankfest von frohem Preise des großen Schöpfers bewegten und in herzlicher Liebe gegen meine Mitchristen innerhalb und außerhalb der engeren Gemeindekreise weitoffenen Herzen hervor. Ist in meinen Worten ein Körnlein

*) Die Predigt ist in die Sammlung „Hirtenstimmen" S. 765 aufgenommen. D. H.

der Wahrheit und des Friedens, das lasse der Herr weiterkeimen und fruchten; was aber daran Irriges sein sollte, das lasse er untergehen, und das wird ja auch gewiß wie Spreu verwehen vor seinem Worte, das da bleibet in Ewigkeit.

K. G.

Stuttgart, 2. Dez. 1859.

Lieber Freund!

Dein neulicher Brief mit dem Schellingschen Citat war Öl und Wein in die — Wunden will ich nicht sagen, aber Striemen, die mir geschlagen wurden, und gab mir, da er gerade am Samstag vor Advent kam, freudigen Mut zum Studium meiner Predigt. Deine Zustimmung ist mir umsomehr wert, da du ein positiver Christ, ein entschiedener Freund der Kirche und dabei ein ehrlicher Freund bist, der einem offen auch seine abweichende Meinung sagt. Eine köstliche Beigabe zu deinem eigenen Votum waren mir dann freilich des herrlichen alten Schelling goldene Worte, die mir ganz aus der Seele gesprochen sind. Wie oft hab ich in den letzten Monaten denen, die es unter der Würde der Kirche nicht nur, sondern auch eines echtkirchlichen Mannes hielten, irgend einen Blick auf diese Schillerfeier zu werfen, und die ihr Christentum damit meinten bethätigen zu müssen, daß sie die Augen und Fensterladen vor diesem „Götzenfest" zuschlossen und ihren Kindern selbst das Zusehen verboten, — wie oft hab ich ihnen in Gedanken zugerufen: ihr meint für die Ehre der Kirche zu eifern und setzet sie doch in Wahrheit zu einer Winkelkirche herab, ihr wollet eine Kirche neben der Kunst und Wissenschaft, die diesen Mächten lieblos den Rücken bietet oder sich furchtsam vor ihnen verkriecht, ich aber will eine Kirche über Kunst und Wissenschaft, die das Recht und die Pflicht hat, auch diese Gebiete zu beleuchten,

nach Gottes Wort zu richten, mit dem Geist des Christentums zu durchdringen und sich dienstbar zu machen. Diese Sache scheint mir für jeden denkenden Christen so klar, daß es mir auch geht, wie dem Freund Georg nach deinem heutigen Brief: ich begreife eigentlich nicht, wie man an dem, was ich von diesem Standpunkt aus so platt und ordinär als möglich gesagt habe, irgend Anstoß nehmen konnte. Im nämlichen Sinn habe ich von vielen ebenso kirchlichen als gebildeten Männern, Präsident Köstlin, Oberstudienrat Klumpp, meinem Vater und vielen andern zustimmende Erklärungen bekommen, die mich nicht nur gegenüber den Anfechtungen in anonymen Briefen, sondern auch gegenüber von Lobpreisungen unkirchlicher Leute beruhigten, bei welchen letzteren einem das Gellertsche Diktum einfallen könnte: „Wenn dein Gedicht dem Kenner nicht gefällt, So ist es schon ein böses Zeichen, Doch wenn es gar des Narren Lob erhält, So ist es Zeit, es auszustreichen." Inzwischen ist die Sache auf ein paar Wochen Hof- und Stadtgespräch geworden und hat sogar das Gerücht hervorgerufen, ich werde versetzt. Nun aber auch noch ein Wort über deine Schillersrede, namentlich als Erläuterung zu meinem „Bravo", das ich damals eben in Ausarbeitung meiner Dankpredigt nur geschwind aufs Papier werfen konnte. „Bravo!" sagte ich und sage ich, weil dir gelungen ist, was wahrscheinlich wenigen Schillerrednern: 1) Dich aller Phrasen und alles Bombastes zu enthalten; 2) dem Tag eine für deine Schuljugend verständliche, ansprechende und ermunternde Seite abzugewinnen; 3) zugleich aber dem Gebildeten etwas entschieden Interessantes und Neues zu sagen. — Nur das eine hätte ich noch zu fragen mir erlaubt, ob nicht bei Schellings interessanter Mitteilung über Schillers Einsilbigkeit und Unbeholfenheit im Gespräch anzudeuten gewesen wäre, daß er darin später gewonnen; wenigstens sprechen Goethe, Humbold u. a. mit Bewunderung von der hinreißen-

den Kraft und Lebendigkeit seiner Konversation, sobald sie tiefere Gegenstände berührte.

Was die Palmblätter betrifft, so bin ich dir längst noch Antwort schuldig auf deinen Gedanken, die Sonette an meinen seligen Theodor und die Verse an A. Knapp aufzunehmen. Wenn ich der interessante Mann oder anerkannte Poet wäre, um „Gedichte von Karl Gerok" herauszugeben, würde ich keinen Anstand nehmen, da ich die Sonette wenigstens, wegen des ungeheuren Geschicks, das sie behandeln, und wegen der Wärme der Empfindung, daraus sie geflossen, für so gut halte, als irgend eine andere meiner Poesien. Da aber die Palmblätter ihrem Plan nach ein geschlossenes Ganze bilden, eine Art poetisches Erbauungsbüchlein sind, und absehend von Reinpersönlichem, nur allgemein Menschliches und Christliches enthalten, so käme meinem Gefühl nach etwas Heterogenes hinein. Außerdem würde ich meinen Eltern mit einer derartigen Veröffentlichung unseres, wenn auch poetischverklärten, Familienunglücks wehethun und halbvernarbte Wunden wieder weit aufreißen.

Von Herzen

Dein

Karl Gerok.

Stuttgart, 4. Jan. 1860.

Lieber Freund!

Deinen Neujahrgruß und -Wunsch gebe ich dir für dich und die Deinigen von ganzem Herzen heim. Gott bringe uns und unsere Kinder samt unsern lieben Hausfrauen glücklich durchs Jahr 1860, und lasse uns besonders an unsern Erstgeborenen Freude erleben!

Für deine freundliche Aufnahme der Palmblättchen — Präsident Köstlin sagte, es sei nun ein Palmenhain

— herzlichen Dank. Im einzelnen bemerke ich dazu folgendes:

G. Steinbeis hat in einem freundlichen Schreiben mir auch besonders die „Krankenwacht“ gelobt und stimmt hierin mit dem Urteil auch des hiesigen größeren Publikums überein. Greiner hat diese Nummer als Probe der neuen Auflage kurz vor Weihnachten in der hiesigen Bürgerzeitung abgedruckt und sagt, es seien wenigstens fünfzig Leute zu ihm gekommen, welche die neue Auflage ausdrücklich wegen dieses Gedichts verlangten. In Familien und für Mutterherzen scheint die „Krankenwacht“ schon wegen des Gegenstands ansprechend; sie ist auch aus eigener Familienerfahrung entstanden. Daß aber, poetisch betrachtet, Nummern wie „Daniels Fenster“ und „Lob der Thränen“ vorzuziehen sein mögen — man merkt diesen Gedichten an rhythmischem Guß und Fluß vielleicht einigermaßen die in jene Zeit fallende, seit Jahren erstmals wiederholte Lektüre der Schillerschen Gedichte an, — darin bin ich mit dir völlig einverstanden.

Gestern ist der alte Kultminister Sch. gestorben; vorgestern abend empfing er von Kapff, der ihn viel besuchte, das heilige Abendmahl. Er las in seiner Leidenszeit gern im Neuen Testament und erklärte gegen seinen Beichtvater das Evangelium Johannis für die biblische Schrift, die ihn am meisten erbaue.

In den schadenfrohen Jubel der englischen Protestanten über Louis Napoleons Gewaltabsichten gegen den Papst kann auch ich wie du nicht einstimmen. Timeo Danaos et dona ferentes. Der Zweck darf uns das Mittel nicht heiligen. Mir wars schon widerlich, als vor ein paar Jahren in Missionsstunden und auf Missionsfesten die mörderische chinesische Revolution begrüßt wurde, weil sie dem Christentum das Thor öffne und der barbarische Gegenkaiser dem Evangelium geneigt sei. Es ist auch da blutwenig Gutes herausgekommen.

Politisch sieht's überhaupt zum neuen Jahr schlimm aus, wohin man blickt. Gott bessers!

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An den 14jährigen Sohn.

Stuttgart, 10. Jan. 1860.

Lieber Gustav!

Das Heimweh, das auch wir nach dir hatten, wie du nach uns, wird sich nun hoffentlich bei dir gelegt haben, umsomehr da nun die ersten acht Tage überstanden sind, und du, wenn du dich besinnst: wie wars vor acht Tagen? — dich jetzt in der Erinnerung jeden Wochentag bereits nicht mehr in Stuttgart, sondern schon wieder in Maulbronn finden wirst. Mir war im Stift zu Tübingen nach den Vakanzen das beste Heilmittel gegen das Heimweh jedesmal eine tüchtige Arbeit. Sobald ich mich wieder in meine Kollegien und in meine Bücher ernstlich vertieft, an einen Aufsatz gemacht hatte und dergleichen, war mirs wieder wohl, ich fand mich wieder hinter meinem Pult und im Hörsaal daheim, und hatte zugleich wieder Lust am Umgang mit meinen Stubengenossen, an den Rekreationen, an Spaziergängen u. s. w. Wer in den Wissenschaften lebt, lebt in einer höheren geistigen Heimat, gegen welche ihm der äußere Ort ziemlich gleichgiltig erscheint, so daß er kaum mehr weiß, ob er auf der Stube Hellas zu Maulbronn oder in der Kanzleistraße zu Stuttgart mit seinem Leibe sitzt. Und wer überdies, was die Hauptsache ist, sich unter Gottes gnädigem Schutze weiß und sich mit kindlichem Gebet jeden Morgen und jeden Abend in seine Obhut und Leitung befiehlt, der kann überall fröhlich, getrost und mutig sein.

Wir hoffen, auch du, lieber Sohn, werdest das jemehr und mehr erfahren, und deine Zeit recht fleißig und gewissen-

haft benützen, dann wird, eh man sichs versieht, die fröhliche Osterzeit vorhanden sein und dir eine nicht nur längere, sondern auch noch vergnügtere Vakanz — als die Christvakanz war, mitbringen, weil du dann hoffentlich auf ein wohlangewandtes Semester mit gutem Gewissen wirst zurückblicken und auch die Vakanz selber noch verständiger wirst genießen können als das erstemal.

Hoffentlich ist das dein Bestreben und dein Vorsatz, nicht nur etwas Mittelmäßiges, sondern etwas Tüchtiges zu werden und zu leisten, was ohne ernste Anstrengung und anhaltenden Fleiß natürlich nicht geht, was einen aber auch allein recht froh und zufrieden macht. Gott gebe seinen Segen dazu!

Gott behüte dich und erhalte dich gesund. Herzliche Grüße von uns allen an dich, auch an den lieben Ernst.

Dein

treuer

Vater.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 13. Febr. 1860.

Hochverehrte Frau!

Heute sind es schon vierzehn Tage, daß ich durch Ihre Güte so reich beschenkt und hoch erfreut worden bin, und noch ist es mir bisher nicht so gut geworden, meinem dankerfüllten Herzen durch einige Zeilen Luft zu machen, indem jedesmal so oft ich meinte ein Stündlein dazu erschnappt zu haben, ein neues unvorhergesehenes Geschäft dazwischenkam, namentlich wollen Krankenbesuche und Leichenbegleitungen bei dieser bösen Witterung kein Ende nehmen.

Jetzt aber schließ ich einmal die Augen vor allem andern, auch dem Nächsten und Dringendsten, richte mein Angesicht über die beschneiten Berge und Felder stracks gen Berlin

und rufe Ihnen den gerührtesten Dank zu für Ihre köstlichen Worte und für Ihre herrliche Gabe. Daß ich, verwöhnt durch frühere Wohlthaten, so um den 30. Januar herum ganz im stillen auf einige freundliche Zeilen von Berlin hoffte, wenn anders Ihre Gesundheit es Ihnen erlauben würde, ja daß sogar die liebe Pfarrfrau, um mich über die bescheidenen Gaben, welche sie selbst in petto hatte, zu trösten, sich die Äußerung erlaubte: Gieb acht, das Schönste bekommst du doch wieder aus Berlin — will ich nur in Demut gestehen, aber Sie haben weit über Bitten und Verstehen, Hoffen und Erwarten gethan, und Ihre Sendung war recht eigentlich der Silberblick des Tages. Es war am Morgen des 30. Januars gegen neun Uhr, der erste Sturm der Gaben und Glückwünsche war vorüber, die Pfarrfrau hatte ihre selbstgesäumten und gezeichneten sechs Sacktücher übergeben, Gustav von Maulbronn Brief und Gedicht, wie Sie richtig prophezeiht, übersandt, Christoph seine Zeichnung, Sofiele ihr gesticktes Servietteband, Thekla ihre Brustzuckerchen, der kleine Theodor seinen Blumenstrauß überreicht, der liebe Prälat Kapff eine große Photographie der Stiftskirche, auf der das Schillerdenkmal nicht vergessen, in goldener Rahme heraufgetragen — ich hatte mich von der Familienstube ein wenig ins Studierzimmer zurückgezogen, von niemand begleitet, als dem kleinen Busenfreund, der mir an diesem Tag gar nicht von der Seite wollte — da erschallen durch Gang und Vorzimmer gewichtige Schritte, eine Riesenfaust pocht an die Thür, und der Postbote setzt wortlos eine gewichtige Kiste zu meinen Füßen nieder, legt einen Brief mit wohlbekannter Aufschrift auf meinen Tisch, verlangt für diese unschätzbaren Gaben gar nichts als geschwind meine Unterschrift und entfernt sich mit polterndem Schritt, unbewußt, wie lieblich mir seine bestiefelten Füße, welcher Friedensbote und Freudenengel in seinem rauhhärigen Rocke er selber gewesen. Nun aber waren die

Interessen geteilt zwischen Vater und Sohn. Der Sohn stand erwartungsvoll vor der Kiste als einem verschlossenen Garten und vernagelten Paradies, der Vater mußte vor allem den Brief erbrechen, durchlesen und durchgenießen von Anfang bis zu Ende, die Gattin herbeirufen, daß sie sich mit ihm freue, und nun erst, während sie mit den köstlichen Blättern auf dem Sofa saß, wurde zu Hammer und Beißzange gegriffen und unter eifrigem Beirat und Beistande des Kleinen nicht ohne Mühe und Schweiß die Eröffnung der Kiste vollzogen. Aber Mühe und Arbeit ward reichlich belohnt: „Freude hat mir Gott gegeben, Sehet, wie ein goldner Stern Aus der Hülle blank und eben Schält sich der krystallne Kern!“ könnte ich mit dem Meister Glockengießer ausrufen. Kein Riß noch Sprung weder an der gläsernen noch an der schwarzpolierten hölzernen Behausung; bewundernd und gerührt standen wir vor der heiligen Stadt, vertieften uns in jede Thalschlucht und ließen den Blick über jede Bergeshöhe wandern. Ganz besondern Genuß gewährt es mir nach Ihrer Andeutung das Bild in die Gesichtslinie zu stellen, so macht es mir bei der natürlichen Färbung ganz den Eindruck einer wirklichen Landschaft und ich träume mir, als Pilger das Kidronthal zu durchwandern und emporzuschauen zu den Zinnen der „hochgebauten Stadt“. Tausend Dank der edlen Geberin, aber auch Ruhm nnd Preis Ihrem verehrten Herrn Bruder, der das Verdienst hat, dieses unvergleichlich schöne Relief auf deutschen Boden verpflanzt zu haben.

Zu ihren edlen und schönen Segenswünschen — auch das Neujahr haben Sie mir seiner Zeit so freundlich mit meinen eigenen Worten angerufen durch Übersendung des Berliner Kirchenblatts — spreche Gott sein gnädiges Ja und Amen! Von außen war der 30. Januar heuer recht trüb und düster, aber von innen ging mir in dem Gefühl, von so mancher Seite unverdient in fürbittender Liebe getragen zu sein, eine rechte warme goldene Freudensonne auf,

so daß ich meinen Pilgerstab neu in die Hand nahm mit der getrosten Losung: „In seinem Namen wall' ich weiter und fürchte nicht was kommen mag.“

Der Herr lasse auch Ihnen, verehrteste Frau, und den Ihrigen dieses Jahr gnädig und erträglich, friedlich und freundlich vorübergehen. Bei uns in Süddeutschland liegt ein schwerer Druck in der politischen Luft, bei Ihnen scheint man ruhiger und seiner Sache gewisser zu sein.

Noch muß ich Ihnen besonders danken für die gütige und warme Aufnahme, die Sie den neuen Palmblättern gegönnt, und für die freundliche Protektion, in die Sie dieses oder jenes Blättchen besonders genommen. Ganz stolz macht es mich, wenn eins und das andere sich des Beifalls Ihres hochverehrten Herrn Vaters erfreuen darf. Daß Sie dieselben abermals vermehrt wünschen, ist mir ein Trost; ich muß beim Verleger den Raum für die neuen Nummern allemal mit Mühe erkämpfen, weil er meint, die Abnehmer werden unzufrieden, wenn durch eine vermehrte Auflage die vorangegangene so bald wieder veralte; ich solle lieber für ein zweites Bändchen sammeln. Allein dazu fehlt es mir an Material, auch sollten bei der einmal gewählten Einteilung die vier Rahmen eben nach und nach vollends ausgefüllt werden, was bei Nr. III und IV doch bald seine Grenzen hat, bei I und II freilich in infinitum gehen könnte. Allein es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Und nun, um ja nicht wieder auch nur einen Postabgang zu versäumen, schließe ich lieber für diesmal unter nochmaligem tiefgerührtem Dank, den innigsten Wünschen für Ihre Gesundheit und den herzlichsten Grüßen und ehrerbietigsten Empfehlungen an Sie und Ihr verehrtes Haus von mir und den Meinigen allen.

Mit inniger Verehrung

Ihr dankbarster Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 9. März 1860.

Lieber Freund!

Wie dein Freund Mörike, si parva licet magnis comparare, muß ich auch jeden meiner Briefe mit der Entschuldigung anfangen, daß ich dir auf deine fleißigen und reichlichen Zuschriften meist spät und kurz antworte. Auch diesmal nur einiges Abgerissene auf deine zwei letzten Briefe.

1) Moerikiana!

a. Die Idylle am Bodensee kenn ich, hab ich und lieb ich seit sie existiert, als eines der reizendsten, ja entschieden als das reizendste moderne Gedicht dieser Gattung, das mir wenigstens bekannt ist. (Goethes Hermann und Dorothea als Epos und seine Alexis und Dora als Elegie nicht mitgerechnet.)

b. Deinen Grundsätzen in Betreff der Cäsur des Hexameters huldige ich meinerseits so sehr, daß ich nicht nur mir selber keinen Hexameter ohne Cäsur passieren lasse, sondern daß mir auch bei Mörike, Goethe, Schiller, welche beide letztere bekanntlich in der Technik des Hexameters noch sehr frei verfuhren, jeder Hexameter ohne Cäsur im Ohr ein wenig wehthut. Sowie ich Zeit habe, will ich einmal meinen Homer, Virgil oder Ovid wieder drauf ansehen, wiewohl ich für praktische Zwecke dabei kaum mehr beteiligt bin, da ich für mein bißchen christliche Poesie die antiken Versmaße kaum brauchen kann, ich müßte nur etwa einmal — wozu meine Natur zu kurz ist — ein Epos schaffen wie Heyses Thekla, die mir nach Proben im Morgenblatt ein sehr interessantes Kunstwerk zu sein scheint; gelesen habe ich das Ganze nicht, und bin auf dein Urteil begierig. Zu Idyllen im antiken Versmaß gäbe das Alte Testament, namentlich die Patriarchenzeit, allerdings Stoff genug, aber es wäre dazu ein poetisches Talent vom reinsten Wasser er-

Digitized by Google

forderlich. Was ich von Pyrker u. a. in dieser Art gelesen habe, genügte mir nicht. Auch lege ich bei dieser Gelegenheit das Geständnis ab, daß ich jetzt in meinem 46. Lebensjahr es immer noch nicht über mich genommen habe, Klopstocks Messias durch- und hinauszulesen.

2) Georg Steinbeis hat mich neulich durch einen Besuch erfreut, sowie auch durch eine sehr nettgeschriebene und warmempfundene Anzeige der Palmblätter im Heilbronner Unterhaltungsblatt, die mir Greiner triumphierend brachte. Letzthin bekam ich von einer katholischen Gräfin in Schlesien eine merkwürdige Zuschrift, in welcher die Palmblätter enthusiastisch gelobt sind, dann aber mir wegen einer einzigen Zeile in dem Gedicht „Wasser aus dem Fels", die du gleich finden wirst, im Namen der Katholiken die inständige Bitte ausgesprochen wird, bei nächster Gelegenheit diesen Schandfleck aus dem Büchlein auszumerzen, was ich ihr praemissis praemittendis, auch bereits zugesagt habe, da jene Zeile allerdings nach dem ganzen Geist des Büchleins nicht notwendig ist.*) Wie froh bin ich auch in diesem Betracht, daß ich auf deinen Rat die Lutherlieder weggelassen habe!

Mit Gruß und nochmaligem Dank

Dein

Karl Gerok.

Mit einer Tischglocke.

Gern möcht ich dir mit dieser kleinen Glocke
Ein kleines Liedchen weihn,
Doch plötzlich fällt, daß ich voll Ehrfurcht stocke,
Ein großes Lied mir ein.

*) Der betr. Vers lautete ursprünglich:
David, wie die Psalmen sagen,
Paulus hat ihn auch getragen,
Luther hat damit geschlagen
Papst und Kaiser, Höll und Welt. D. H.

Google

Wer will ein Lied noch von der Glocke singen,
Seit Schiller sie besang?
Wie will die kleine Kinderschelle klingen
In seinen Glockenklang?

Wo Schiller spricht, da glüh'n die Herzen alle
Von seinem Zaubergruß;
Schwebt segnend nicht auch heut ob dieser Halle
Sein hoher Genius?

Drum nimm dies Glöckchen still zu deiner Beute
Als kleinen Hochzeitsstrauß;
Nimms heim — und „Friede sei sein erst Geläute"
In deinem lieben Haus!

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 20. Juli 1860.

Lieber Freund!

Seit sechs Wochen im Visitationsstrudel umgetrieben, habe ich von deiner Erlaubnis, deine Briefe, die mich jederzeit sehr freuten, nicht zu beantworten, notgedrungen reichlichen Gebrauch gemacht. Auch jetzt reicht's bei der Masse dessen, was hier aufzuschaffen ist, nur zu einigen flüchtigen Worten, und für den Augenblick ist's ein pressantes litterarisches kleines Anliegen, was mich zum Schreiben zwingt.

Von den Palmblättern ist demnächst eine neue Auflage nötig, mit deren Druck Greiner bereits begonnen hat, um ihn den Sommer über ohne Eile zu fördern. Ich hätte ungefähr 14 neue Nummern einzurücken, die ich, wohlwissend, wie sehr deine eigene Zeit zersplittert ist, schüchtern bin, dir alle vorher zur Begutachtung vorzulegen, und soweit ich nicht wegen Form oder Inhalt besondere Bedenken habe, in Gottes Namen in die Druckerei geben will. Nun stößt mir aber da eines auf, von dem ich's für möglich halte, daß du es, wie einst das: „Wer nicht wider uns ist u. s. w.", wegen

der Tendenz beanstanden könntest.*) Es ist insofern Seitenstück zu jenem, als es sich, wie jenes gegen konfessionelle Exklusivität, so nun seinerseits gegen sittliche Engherzigkeit ausspricht, und stammt, wie du merken wirst, aus der Zeit meiner Anfechtungen wegen der Schillerspredigt. Da es nun aber einmal zur Umschreibung meines ganzen Standpunkts einen Beitrag giebt, da es ferner meiner Überzeugung nach wirklich fromm ist, da es weiter gegen Mißdeutungen sein Korrektiv in den 99 übrigen Nummern des Büchleins findet, wie denn auch jenes „Wer nicht wider uns" meines Wissens bei guten Christen nirgends angestoßen hat, und da es endlich ganz sine ira in mildem Ton gehalten ist, so wäre ich geneigt, es aufzunehmen, wäre dir aber sehr dankbar, wenn du mir deine Ansicht darüber in Kürze mitteilen wolltest, um dieselbe noch gewissenhaft zu erwägen und zu benützen.

In der zweiten Hälfte Julis hoffe ich auf 14 Tage auszufliegen; ich habe noch keinen festen Plan; Sulz, Schwenningen, Hohentwiel, Bodensee, letzterer mit etwa achttägigem Badaufenthalt, schwebt mir vor.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Rorschach, 23. Juli 1860.

Hochverehrte Frau!

An den Ufern des Bodensees, im freundlichen Rorschach, wo ich auf 14 Tage mein Sommerzelt aufgeschlagen habe, möchte ich eine ruhige Morgenstunde benützen, um, so gut es die ungewohnte Gasthofsstahlfeder und die süße Ferienträgheit erlaubt, Ihnen einige Zeilen treuen Angedenkens und dankbarer Verehrung zuzusenden, welche Sie ohne Zweifel

*) Gemeint ist das Gedicht: Alle Kreatur Gottes ist gut. D. H.

an den Gestaden des schönen Rheins, im längstvertrauten Schlangenbad, werden aufsuchen müssen. Möchte der allgütige Gott von dem „allgegenwärtigen Balsam allheilender Natur“, der Bergeshöhen und Thalesgründe, Wasserquellen und Waldgebüsche dieser schönen Erde durchströmt und der ja auch nur ein Odemzug seiner allmächtigen, schaffenden und erhaltenden Liebe ist, Ihr leibliches Leben einige lindernde und stärkende Tropfen jetzt spüren lassen, und möchte Er mit den noch viel seligeren und wunderthätigeren Strömen seiner allwirksamen Gnade als dem köstlichsten Heilquell und Gesundbrunnen Ihr Herz erquicken, Ihren Geist stärken, Ihre Seele durchläutern und erneuern, daß Sie's immer freudiger mit dem Apostel erfahren und rühmen dürfen: Obgleich der äußere Mensch vergeht, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert!

Von solch erquicklichem Balsam allheilender Natur und allwirksamer Gnade fühle auch ich mich jetzt in der süßen Ruhe meines reizenden Sommeraufenthalts, ausgeschirrt auf kurze Zeit aus dem Joch drückender Amtsgeschäfte, als ein Unwürdiger, der solche schöne Stunden nicht verdient hat, manchmal recht wonnig umströmt. So genoß ich vorgestern eine unvergeßliche Stunde, in der ich unwillkürlich auch Ihrer gedachte. Es war Sonnabend — ich muß diesmal diesen schönen, uns Schwaben sonst nicht geläufigen Ausdruck nehmen — einer der wenigen wolkenlosen und sonnenhellen Tage dieses regnerischen und gewitterreichen Sommers; ich hatte am heißen Nachmittag langsam emporklimmend den Roßbühl, den höchsten Gipfel des Rorschacher Berges, bestiegen, an Klöstern und Bauernhöfen vorbei, über Wälder und Wiesenmatten, durch Felsschluchten und Haideland empor, bis auf die höchste, stillste Höhe der einsamen, sonnebeglänzten, kräuterduftenden Bergwaide, wo man rückwärts blickt auf den herrlichen azurblauen Spiegel des Bodensees, der eingerahmt von fruchtbaren Gefilden, schimmernden Städten und

duftigen Gebirgen sich in seiner ganzen Länge hinzieht von Konstanz bis hinauf nach Bregenz — während man auf der andern Seite des Bergrückens hineinschaut in die Schweizer Gebirgswelt, zunächst ins grüne Appenzellerländchen, wo zwischen lieblichen Matten die reinlichen Häuser des Kurorts Heiden und anderer benachbarter Dörflein so nett und weiß heraufschimmern, als wären's kleine Häuschen zum Spielen, von Kinderhand auf grünem Tischlein aufgestellt, im Hintergrund aber die ernsten Bergesriesen, von den Tirolergebirgen an bis zum Säntis, ihre sonnebeglänzten, zum Teil schneebedeckten Felsenhäupter in die himmlische Bläue erheben. — Da auf einmal, während ich stillentzückt dastehe, versunken in den einzigen Anblick, es war abends Punkt sechs Uhr, läßt tief unten am Berg eine unsichtbare Kirche ihr durch die Ferne sanft gedämpftes melodisches Glockengeläute vernehmen, eine benachbarte Glocke fällt ein, eine dritte kommt dazu, eine vierte, fünfte, sechste; näher und ferner, höher und tiefer, leiser und lauter, dumpfer und heller, unten am See und drüben am Gebirg, aus Klöstern, Städten und Dörfern ringsum hallen alle Glocken zusammen in melodischem Chor, den morgenden Sonntag einzuläuten, und wie ein sanftes Tönemeer wogen und wallen die frommen Klänge um die einsame Bergeshöhe her und tragen die Seele himmelan, bis die melodische Flut allmählig sich zurückzieht, eine Glocke nach der andern verstummt und es wieder still ist ringsum, und nur im entzückten Herzen ein unaussprechliches Hallelujah nachklingt. — Nachher fiel mir Uhlands schöner Vers ein:

„Rührt sich dort die Abendglocke, hallt es weit die Gegend nach,
In den Städten, in den Klöstern werden alle Glocken wach,
Und die Welle schweigt am Ufer, die sich kaum noch tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder, bis er leis sein Ave sprach."

Im Augenblick aber hatte ich weder Worte noch Gedanken, sondern nur Anbetung im Herzen und im Auge

etwas, das zitternd sagte: Gott du bist groß — und ich bin deiner Gnade nicht wert!*)

Ich bin weitläufig geworden und wollte Ihnen doch nur eine kleine Kunde von Ihren dankbaren Freunden, ein schwaches Lebenszeichen aus der Ferne zukommen lassen. Alles was wir Ihnen schreiben können, ist nur ein schwacher Widerhall dessen, was Sie uns mitgeteilt haben, nur des Bettlers Gabe gegen Ihre reiche Sendung. Aber wir sind von Ihnen gewöhnt, Sie nehmen freundlich vorlieb und ergänzen unsere Lücken aus dem reichen Vorrat Ihres eigenen Geistes und Herzens. In dieser Zuversicht greift auch meine liebe Pfarrfrau, die ich leider nicht als Genossin meiner Ruhe bei mir habe und die ferne von den Wundern, welche mich umgeben, als treue Hausmutter daheim die Kindlein hütet, noch am Schluß dieses Blattes zur Feder, um einige Worte herzlichen Dankes und inniger Verehrung beizufügen. Gott segne und behüte Sie und die verehrten Ihrigen, denen ich, vor allem dem teuren hochwürdigen Vater, mich ehrerbietigst zu empfehlen bitte.

Mit unwandelbarer Verehrung

Ihr

gehorsamster

Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 24. Sept. 1860.

Hochverehrte Frau!

Soeben im Begriff, in der geräuschvollen Festwoche des königlichen Geburtstags mich auf ein paar Tage nach Ludwigsburg zu einem letzten Besuch in der dortigen nun bald für uns verödeten Prälatur zurückzuziehen, bekomme ich noch

*) Anlaß zu dem Liede „Glockentöne". D. H.

das beiliegende Büchlein und sende es sogleich aus, Sie noch in Ihrem schönen Kreuznach zu begrüßen und Ihnen vielleicht auf ein Stündlein eine schlichte Unterhaltung zu verschaffen. Sie werden den alten kleinen Freund nun nachgerade etwas zu beleibt finden und vielleicht meiner lieben Pfarrfrau zustimmen, welche bei aller freundlichen Anerkennung meiner neueren Produkte meint, ich werde doch allmählig fast zu offenherzig und solle den Palmblättern ihren bisherigen mehr objektiven, allgemeinerbaulichen Charakter durch weitere Zuthaten nicht nehmen. Ich finde etwas Wahres daran. Lassen Sie in jedem Betracht Ihre oft-erprobte Nachsicht walten. — Auch die Samariterpredigt lege ich bei.

Der goldenen Nachsommertage, die nun endlich wie es scheint, auf die Dauer sich eingestellt haben, freuen wir uns ganz besonders für Sie, hochverehrte, teure Freundin. Möchten sie Ihnen noch ein rechter Balsam werden für Geist, Seele und Leib! Wir meinen immer, die kräftigenden Wirkungen Ihrer heurigen Kur bei Ihrer hiesigen Anwesenheit so entschieden wahrgenommen zu haben, daß wir zu Gott hoffen, Sie gehen gewiß einem gesünderen Winter, als der vorige war entgegen. Ihr diesjähriger Besuch in unserem Stuttgart leuchtet uns in ganz besonders lieblicher Erinnerung nach. Er kam so unverhofft wie immer das schönste Glück und wir durften Ihrem Herzen in den stillen Abendstunden, die Sie uns schenkten, so nahe kommen, wie noch nie. Dies ist besonders auch das dankbare Gefühl meiner lieben Sofie, die sich Ihnen mit herzlicher Verehrung empfiehlt samt der ganzen Familie.

Gott segne und behüte Sie samt allen Ihren Lieben im Norden; wir empfehlen uns vertrauensvoll in Ihr gütiges Andenken. Mit innigster Verehrung

Ihr

dankbarergebener Karl Gerok.

An Rektor Köstlin

Stuttgart, 14. Okt. 1860.

Lieber Freund!

1) Herzlichen Dank vorerst für die freundliche Teilnahme, womit du meine neuen Sachen aufgenommen hast. Daß du im ganzen zufrieden bist, freut mich umsomehr, da ich deiner Kritik, die ich diesmal zu spät anrief, um sie noch nutzen zu können, mit einigem Bangen entgegensah. Besonders wars mir auch lieb, zu hören, welche Nummer du vorziehst, und ich las unter diesen besonders gern das „Ave Cäsar" und „die apokalyptischen Reiter"; ersteres, weil mir dieses Gedicht selber am meisten zusagt, letzteres, weil ich fürchtete, es sei zu lang und ermangle vielzusehr der markigen Kraft, welche sowohl der Gegenstand als das Versmaß von dies irae erfordert. Wegen der „Gewaffen" gebe ich mich noch nicht ganz gefangen und berufe mich zunächst auf einen in derlei ritterlichen Dingen gewiß kompetenten Gewährsmann, den edlen Freiherrn Friedrich de la Motte Fouqué, in dessen einst vom 10jährigen Knaben angebetetem Zauberring oft und viel „das Gewaffen" vorkommt, altertümlich für „die Waffe". Den Pluralis „die Gewaffen" erinnere ich mich zwar nicht ausdrücklich gelesen zu haben, meinte aber, er verstehe sich von selbst. Übrigens ließe sich, ohne den Daktylus, dem du einmal für allemal feind bist, aufzuopfern, verbessern: „Die Waffen der Ritter verrosten."

2) Den Reitpeitschenhieb, mit welchem mich Strauß in seiner neuesten Expektoration beehrte, habe ich sogleich nach Erscheinen des Buchs ad notam genommen. Die Stelle wurde nebst andern in unsrem Museumskranz vorgelesen. So kann ich mir also den traurigen Ruhm vindizieren, mit meiner unschuldigen Schillerspredigt ihm Anlaß gegeben zu haben zu den frivolsten Sätzen in Betreff der Person Christi, die bisher aus seiner Feder geflossen sind, und

zu dem nackten Bekenntnis, daß er sich als „außer der christlichen Kirche“ ansehe. Der ganze Passus ist, seinen Standpunkt zugegeben, immerhin schlagend und meinetwegen witzig, gegenüber vom positiv christlichen Standpunkt aber einfach petitio principii und sonach verfehlt. Warum er mich einen der „Süßredenden“ nennt, weiß ich nicht, da er ganz gewiß weder von meinen Predigten noch von meinen Gedichten eine Zeile gelesen hat und wahrscheinlich auch die Schillerspredigt, die übrigens ganz gewiß keinen süßlichen Ton hat, nur aus Gelzers Monatsschrift (Metzger: über die Schillersfeiern in Schwaben) kennt. Meinem Schwager Kapff habe ich indes mit Befriedigung zu erkennen gegeben, nachdem ich nun sowohl von links als von rechts eine Ohrfeige wegen der Schillerspredigt bekommen, stehe mir der Kopf wieder aufrecht in der Mitte.

3) Kannst du mir einmal die Schellingsche Vorlesung auf kurze Zeit leihen, so lese ich sie mit Interesse.

4) Über Bamberg, das mir durch seinen Dom und seine Aussicht vom Schloß besser gefiel als irgend eine deutsche Stadt außer Heidelberg, würde ich gern von dir mündlich weiteres hören; vielleicht sehen wir uns doch noch in diesem Jahr.

Dich und deine liebe Frau und Schwiegermutter herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An den 15jährigen Sohn.

Stuttgart, 22. Okt. 1860.

Lieber Gustav!

Die guten Nachrichten über dein Befinden haben uns sehr gefreut; dein neulicher Klagebrief hingegen, in welchem du euer friedliches Kloster als ein Gefängnis und eure einsame Gegend als ein Jammerthal schilderst, hätte uns be-

trüben müssen, wenn wir nicht jenen Brief teils als Ausfluß einer augenblicklichen Stimmung, wie man ihr wohl vorübergehend einmal ein Stündlein nachhängen kann; teils als eine Art Stilübung im „empfindsamen“ oder „Wertherstil“ betrachten zu dürfen glaubten. Daß du dich wirklich unglücklich fühlen und dein Klosterleben, das die allerbeste Vorschule für deinen künftigen Beruf bildet und das alle, die es verlebt, noch bis in die spätesten Jahre, wie dein lieber Großpapa, zu den schönsten Erinnerungen zählen, im Ernst beklagen solltest, können wir unmöglich glauben. Gewiß wirst du vielmehr die Wohlthaten eines trefflichen Unterrichts, einer väterlichliebreichen Aufsicht und Leitung, eines brüderlichen Zusammenseins mit tüchtigen jungen Freunden dankbar schätzen und dich deiner schönen Jugend, die man gern zurückrufen möchte, wenn sie vorbei ist, im Aufsehen auf Gott freuen. Zwei vortreffliche Mittel dazu giebt euer Aufsatzthema an die Hand, das „Ora et labora“ oder wie der Liederdichter Spitta es übersetzt: „Die Händ' ans Werk, die Herzen himmelan, So wird allein ein gutes Werk gethan.“ Wo Gebet und Arbeit beisammen ist, wo man in kindlichem Gebet von Gott, dem Geber aller guten Gaben, alle Tage sich Mut, Lust und Kraft zum Tagewerk holt, dann aber auch rüstig und fröhlich an die Arbeit geht, seine Kraft zusammennimmt und mit ganzer Seele bei der Sache ist, da kann der Segen nicht fehlen, während freilich eins ohne das andere nicht ausreicht, das Beten ohne Arbeit zu frommem Müßiggang und träger Kopfhängerei führt, die Arbeit ohne Gebet aber bald ermatten und erlahmen muß, weil sie vergißt an der Quelle zu schöpfen, aus der allein Kraft und Segen fließt. Im Gebet vergißt man das Heimweh, denn man ist daheim in der Arbeit die man thut; in dem Holz, das man spaltet, oder in dem Rock, den man näht, oder in dem Bild, das man malt, oder in dem Livius, den man liest, oder in der Weltgeschichte, die man studiert; dabei fühlt

man seine gottgeschenkten Kräfte und es wird einem wohl dabei. Also bet und arbeit fleißig, das wird dich vor dem Versinken in allzuweichlichen Empfindungen bewahren; bedenke, daß nicht Genuß der wahre Lebenszweck des Menschen ist, weder in der Jugend noch im späteren Alter, sondern Arbeit, Arbeit an sich selbst durch Ausbildung und Veredlung seiner Kräfte, und Arbeit in der Welt durch gewissenhafte Wirksamkeit in seinem Beruf. Erst die Arbeit ist dann auch die Würze der Freude und Erholung, welche ja auch euch immer wieder zuteil wird, wie durch die nun verflossene lange Herbstvakanz, so durch die nun bereits wieder von ferne heranrückenden Christferien.

Ein Tagebuch finde ich ganz löblich, nur muß man natürlich und wahrhaftig darin sein, und nicht aufs Verschönern ausgehen.

Nun, Gott behüte dich, lieber Gustav!

Dein

treuer Vater

Karl Gerok.

An Oberstudienrat v. Klumpp.

Stuttgart, 23. Oktober 1860.

Hochwohlgeborner,
Hochverehrter Herr Oberstudienrat!

Meinem innig verehrten Lehrer und gütigen väterlichen Freund, bei dem ich nicht nur dereinst die ersten lateinischen Disticha skandieren, restituieren und komponieren, sondern auch die Schönheit klassischer Formen, Gedanken und Gesinnungen in unreifem Knabenherzen zuerst ahnen lernte, und der mir bis auf den heutigen Tag ein so schönes Vorbild der Durchdringung von christlich entschiedener Gesinnung mit klassisch humaner Bildung ist, — kann ich dieses Büchlein, über dessen Schwächen ich mich nicht im geringsten täusche,

nur mit derselben Schüchternheit wie dereinst ein Hebdomadar oder ein Argumentum pro loco übergeben. Mit freierem Mut hätte ich es meiner nun verklärten, mir immer so freundlichen und nachsichtigen Frau Patin gewidmet, wie es denn überhaupt eher in Frauenhände taugt. Indes bitte ich auch so es gütig anzusehen und aufzunehmen, lediglich als ein geringes Zeichen der aufrichtigen und dankbaren Verehrung, mit welcher ich immer bleiben werde

Ihr
gehorsam ergebener
Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 22./23. Nov. 1860.

Hochverehrte Frau!

Recht als ein strahlender Freudenbote trat vorgestern abend, da ich eben in der frühen Dämmerung von den Gängen des Berufs nach Hause gekommen und ins Familienzimmer eingetreten war, der Postbriefträger mit seinem Laternchen auf der Brust zur Thür herein und überreichte mir den gewichtigen Berliner Brief mit dem wohlbekannten feinen Kouvert und den noch vertrauteren zierlichen Schriftzügen. Glückwünschend mir und ihr gab ich den kostbaren Schatz in die Hände der Pfarrfrau, die im Kreise der Kinder saß, „die Mädchen lehrend, den Knaben wehrend" und nun Freude, Überraschung und langsamen, wiederholten Genuß mit mir teilte. Und doch hatte jener Postmann mit dem feurigen Stern auf der Brust auch etwas von einem leuchtenden Gerichtsengel für mich, denn er mahnte mich an große schwere Schulden von meiner, an große unverdiente Langmut von Ihrer Seite, an große, zwar unvergessene, aber noch unverdankte früher empfangene Wohlthaten, an die reiche Sendung, womit Sie uns anfangs Oktober von Theodorshalle aus

beglückt hatten. Auch damals wurde mir Ihre Botschaft zur lieblichen Überraschung. Vom 3.—10. Oktober hatte ich mit Freund Rümelin einen kleinen, der Kunst, Natur und Geschichte geweihten Ausflug nach München, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Frankfurt gemacht, und als ich nun heimgekehrt nach dem ersten frohen Wiedersehen mit schwerem Herzen an den Schreibtisch ging, um den Berg der inzwischen aufgewachsenen amtlichen Einläufe zu durchmustern, da hatte mir meine liebe Frau zum Trost obendraufgelegt, was von Kreuznach gekommen war, und nun ließ ich Akten Akten sein und vertiefte mich für den Rest des Abends frohen Herzens in den Genuß dieser köstlichen Blätter.

Wie gütig haben Sie meine poetische Sendung aufgenommen, nachempfunden, ausgedeutet, und durch dieses innige Eingehen auf meine Gedanken und Intentionen mir meine Sachen vor mir selber erst geadelt und mir die größte Autorfreude gewährt, nämlich erfahren zu dürfen, ich habe andern aus dem Herzen und zum Herzen gesprochen. Auch für Ihre Winke in Betreff neuer Stoffe und einer neuen Anordnung bin ich herzlich dankbar. Die ersteren sind sämtlich so lockend und reizend, daß es mich schmerzliche Selbstüberwindung kostet, im Gedanken an die unerbittliche Berufspflicht vorläufig die Augen wieder davon abzuwenden und geduldig die glückliche Stunde zu erwarten, wo eins oder das andere dieser Blumensamenkörnlein unter günstigem Sonnenblick aufgehen darf. Das andere, die von Ihnen vorgeschlagene künftige Anordnung des Stoffs mit Trennung in zwei Bände und Zusammenstellung von Bergen mit Worten, Wassern mit Zeiten überraschte mich durch die sinnvolle Motivierung und ich wüßte keine schönere Verteilung vorzunehmen. Nur vom praktischen Geschäftsstandpunkt aus meinen Drucker und Verleger, die Berge und Wasser als der nun so ziemlich abgeschlossene Theil sollten beisammen bleiben und künftig das erste Bändchen bilden, die Worte und Zeiten dagegen,

wo mir nicht so leicht Zaum und Zügel anzulegen sei, sollten das zweite Bändchen ausmachen; würde dieses dann von Zeit und Zeit vermehrt, so bliebe doch das erste von diesem Wechsel der Auflagen unberührt. Doch hats mit dem allem vorläufig noch keine Not; seit Mitte Oktober wars in mir und um mich in einem fortwährenden Drang von Amtsgeschäften so prosaisch, daß auch nicht ein Verslein entsprungen ist, abgesehen von einem hausbackenen Gelegenheitsgedichtchen.

Die Übersiedelung meiner Eltern hieher ist für uns eine Quelle täglichen Genusses. Das sehr Ernste und Wehmütige eines solchen Rücktritts vom lange treu geführten und immer lieb behaltenen geistlichen Amt wurde für meinen Vater durch die vielen Beweise von Liebe und Anerkennung, deren er sich beim Scheiden erfreuen durfte, einerseits erhöht, andrerseits aber auch gemildert. Auch die Verlobung meiner Schwester Johanna mit einem durch und durch wackeren Mann, hat ihre ernste neben der frohen Seite. Und so ist jetzt im Elternhaus mancherlei fröhliche Unruhe, an der wir uns nach Kräften beteiligen; führen mich meine Berufsgänge in die Nähe der Silberburgstraße, so versäume ich nicht, einen kurzen Besuch zu machen, so daß meine Frau schon gewohnt ist, wenn ich mich zu meinen Ausgängen anschicke, mich mit liebenswürdigem Spotte zu fragen: „Gehst wieder zu deiner Mama?“ — Sonst wird auch durch die gemeinsame Milchfrau täglich korrespondiert.

Der liebe Prälat Kapff leidet seit 14 Tagen an katarrhalischen Neigungen, liegt aber dabei seinem Amt nach allen Seiten — gegenwärtig auch Synodalsitzungen — mit unermüdeter Treue und bewundernswürdiger Ausdauer ob. Eben heute, Freitag früh, da ich diesen gestern abend begonnenen Brief vollende, hat er mich aus Anlaß des auf Sonntag zu entwerfenden Predigerzettels durch diese Ausdauer und Treue eigentlich betrübt. Er ließ mir durch den Meßner sagen,

er wünsche die Predigt abzugeben. Als er aber vernahm, daß auch Grüneisen und Mehl aussetzen wollen, so ließ er sich, obgleich Aushilfe auch für ihn leichtlich zu haben war, durch kein Zureden bestimmen, sich diese Erleichterung zu gönnen und entzog hiemit auch mir wieder die Aussicht, statt der Nachmittagspredigt die mir immer willkommenere Frühpredigt zu halten. Doch ich komme ins Plaudern hinein. Nur noch auf ein paar Stellen Ihrer lieben Briefe einige kurze Bemerkungen.

Daß Sie sich nicht schämen, als früheste Freundin und vertrauteste Bekannte der Palmblätter sich vor jedermänniglich zu bekennen, muß mich stolz machen; und daß Ihr hochverehrter Herr Vetter sich herbeilassen mochte, neben Lange, von dem ichs wußte, von dem Büchlein freundliche Notiz zu nehmen und ihm am Rhein weitere Wege zu eröffnen, ist mir eine recht unerwartete Ehre und Freude.

Aber nun Verzeihung! Nochmals den innigsten Dank für Ihre köstlichen Sendungen, die herzlichsten Wünsche für Ihre Gesundheit, die ehrerbietigsten Empfehlungen an die Ihrigen.

Mit wärmster Verehrung

Ihr

Karl Gerok.

An Ottilie Wildermuth.

Stuttgart, 16. Nov. 1861.

Liebe und verehrte Frau Base!

Meine Sofie verlangt, ich solle diesmal ihrem Dank für deine köstliche Sendung Worte geben, und da ich aus deinem Brief ersehe, daß ich neulich an deinem Theetisch die Worte zu sehr gespart habe, — woran außer meiner gewöhnlichen Schweigsamkeit teils eine vorangegangene schlaflose Nacht und daraufgefolgter geschäftsvoller Tag, teils dein vortrefflicher Braten und Salat Schuld gewesen sein muß, — so will ich's nun, soweit die Zeit erlaubt, hereinholen.

Dich in deinem neusten Werk wieder ganz als die Alte zu finden, hat uns sehr gefreut, und wir sind der Meinung, du habest gar nicht nötig, aus dem Ton, den du gleich anfangs angeschlagen, weit heraus und von dem Boden, auf dem du zuerst aufgetreten, weit weg zu gehen, um in deiner Art das Vollendete zu leisten, das bekanntlich, wie der alte Herr in Weimar sagt, nur durch Selbstbeschränkung möglich wird. Diese farbenfrischen, keck hingeworfenen Aquarellbilder aus dem Leben, überhaucht vom Duft zarter Gemütspoesie und originellen Humors — „e bissele Lieb — und e bissele Treu — und e bissele Schalkheit ist allweil dabei" — und ruhend auf dem Hintergrunde tiefernster christlicher Weltanschauung, sind einmal dein ganz eigentümliches Territorium, auf dem dir keine deiner Kolleginnen und noch weniger ein Herr Kollege ins Gehege kommen kann. Auch hab ich bei jedem deiner Bücher den Eindruck gehabt, daß es, ohne irgend die Tendenz an der Stirn zu tragen, sittlich und religiös veredelnd wirken muß, als anmutiger Apostel der Zufriedenheit, beziehungsweise Entsagung, und als heiterer Evangelist der höhern Poesie, die ein frommes Gemüt auch in der Prosa des Lebens findet. — In dieser Überwindung einer oberflächlichen Jugendromantik durch die tiefere Poesie der selbstverleugnenden Liebe leistet neuestens deine „Eugenie" das Äußerste. Man hält es, anfangs von der Wald- und Burgromantik selbst bezaubert, nicht für möglich, sich mit der Öl-, Käse- und Tabacksatmosphäre des Spezereiladens auszusöhnen, — und doch nimmt sich derselbe hinter seinen blühenden Oleanderbäumen am Ende ganz lieblich aus. Daß übrigens doch nicht absolut jedesmal die Poesie des Herzens gegen die Prosa des Lebens Unrecht behalten und die Leidenschaft oder das Gemüt vor der Macht der Umstände als einer göttlichen Ordnung sich beugen müsse, wirst auch du dem Rezensenten in den „Blättern für litterarische", der dir darüber so respektsvoll den Text liest, zugeben und könntest's

gelegentlich einmal auch durch die That, nämlich mit der Feder, wieder beweisen. — Unsere übrigen, besondern Lieblinge im neusten Band sind „Herr Wetzler“ und im tragischen Stil das „Wiedersehen“, das leider in seiner Grundidee so tausendfach wahr ist. Für die Perle der Sammlung aber halte ich, so leicht sie skizziert ist und teilweise ebendeshalb, wegen ihrer tieftragischen Idee, wie wegen der echt künstlerischen Anlage und Durchführung: „Eine Fremde“. Auch Rümelin, einer deiner Verehrer, stimmt mir darin bei.

Also herzlichen Dank für dein schönes Geschenk von Jung und Alt, denn auch das Kennzeichen des wirklich Schönen trifft ein: Die Jungen genießen's und die Alten verstehen's.

Über die „Sonntag Nachmittage daheim“ hast du früher auch mein Urteil verlangt. Ich habe sie mit wirklicher Erbauung gelesen, Verstand und Gemüt werden gleichmäßig angesprochen, hin und wieder überrascht ein schöner Gedanke, von der englischen prayer-books-Steifigkeit und dem englischen Blaustrumpfgeschmäckchen ist möglichst wenig zu bemerken und die Übersetzung oder Bearbeitung liest sich so fließend wie ein Original. Übrigens werden deine Freunde zum weitaus größten Teil ihre Rechnung bei dem Buch nicht recht gefunden haben und froh sein, aus dem ernsten, sonntagnachmittäglichen Helldunkel eines englischen Damenzimmers wieder ans „Tageslicht“ geführt worden zu sein. Es ist ein Buch für einen ausgewählteren Kreis und ich geb am Ende deinem Bruder recht: den Geistreichen ist's doch nicht geistreich, den Frommen aber doch nicht fromm genug. Straft mich dein Verleger Lügen: um so besser! Aber wie gesagt, auch deine anderen Bücher sind am End für „Sonntag Nachmittage daheim“.

So, nun hätt ich mein dankbares Herz und meinen kritischen Kropf einigermaßen erleichtert, und es bleibt mir nichts übrig, als dich und deinen lieben Mann, von uns

Digitized by Google

beiden herzlich zu grüßen und euch einen friedlichen Winter und fröhliche Feiertage zu wünschen.

Von Herzen

Dein

aufrichtiger Vetter und Leser

Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 10. Jan. 1862.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für deinen Brief und namentlich die eingehende Kritik meiner neuen (und alten) Palmblätter, von der ich, weil sie mit Verständnis eingeht, mehr profitiert habe, als von der Lobanzeige in dem Berliner Blatt, die eigentlich über meine besondere Art und Weise nichts Charakteristisches sagt.

Daß du unter den neuen Nummern namentlich „die Säge" gelten lässest, hat mich besonders gefreut, weil ich dies Gedicht poetisch tief empfunden hatte und doch andererseits die Situation und Empfindung desselben für zu individuell hielt, um von andern goutiert zu werden. Übrigens hats auch meine 15jährige Tochter Sofie für das beste erklärt.

Daß „hiedannen" vor deiner Kritik nicht bestehen werde, war mir klar, sobald das Gedicht gedruckt vor mir lag; für eine etwaige folgende Aufgabe ists bereits geändert. Seit David „Krone trug" ist dem Sprachgebrauch in altdeutschen Gedichten und Kroniken nachgebildet, wie überhaupt bei dem betreffenden Gedicht mir die altdeutschen Bilder von Anbetung der Weisen vorschwebten.

Vergleiche auch gelegentlich die „Friedhofstimmen" in der alten und neuen Redaktion und schreibe mir, ob das Gedicht in der neueren Fassung nicht an Einheit der poetischen Stimmung gewonnen hat, was es an Erbaulichkeit

verloren. Glaube, Liebe, Hoffnung kommen ja sonst in dem Büchlein zu ihrem Recht.*)

Für Mitteilung des Katechismus, den ich um der tüchtigen Holzschnitte willen selbst angeschafft, danke ich. Kommts zu der illustrierten Ausgabe, so werde ich von deinem Rat weiter profitieren und mir auch den Merzschen Aufsatz, den ich in der Zirkulation mit Interesse, Billigung und Genuß gelesen habe, von dir ausbitten. Die für eine illustrierte Volksbibel vollkommen richtigen Grundsätze werden für meine illustrierte Gedichtsammlung nur insofern zu modifizieren sein, daß der strengkirchliche Stil in den Zeichnungen ebensowenig zu premieren sein wird, als er in den

*) Das Gedicht schloß ursprünglich mit den Versen:

„Der Abendwind seufzt kläglich in den Bäumen,
Mein Geist versinkt in schwermutsvollen Träumen,
Doch sieh, was glänzt aus blasser Himmelsferne?
„Drei Sterne."

Wie heißt der Stern, von Nachtgewölk umdunkelt,
Der dort so mild aus blauen Höhen funkelt
Und himmelan die Seele zieht vom Staube?
„Der Glaube."

Und jener dort, der aus Cypressenzweigen,
Als wollt ein Engelsaug' sich niederneigen,
So tröstlich winket durch die Abendtrübe?
„Die Liebe."

Und dort der goldne, der durch Wolkenrisse
Herniederglänzt in Erdenfinsternisse,
Als wär ein Pförtlein da zum Himmel offen?
„Das Hoffen."

Du hold Gestirn, so leuchte mir nach Hause,
Und weint die Lieb einst auch an meiner Klause,
Dann wink dem Aug', das thränenvoll sich hebet:
„Er lebet."

Poesien angestrebt oder gar affektiert ist. Weichliches, Üppiges, krankhaft Sentimentales wäre jedenfalls auszuschließen.

Dein

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 16. Jan. 1862.

Lieber Freund!

Fast reut es mich, meinen „toten Hund" selbst bei dir denunziert zu haben; es liegt ganz in der Rolle des armen Tiers, daß es auch als Gedicht sich nun noch kritische Tritte gefallen lassen muß. Vorerst aber will ich noch in die Fußstapfen des Zimmermannssohns bei ihm treten und mich seiner annehmen. „Die Zähne sind doch schön und weiß", d. h. die Idee ist schön, echt human, mir durch und durch aus der Seele genommen. Überdies habe ich unter die heiligen Worte weit profanere dicta aufgenommen; die Palmblätter sind ja keine Bibel, warum sollen nicht auch Apokryphen drin vorkommen? — ja selbst „widersprochene", sinds nur keine ganz „unächten", d. h. dem Inhalt nach unchristliche oder in der Behandlung unpoetische Stücke. Daß Eisenlohr meine Sächlein sogar teilweise exegetisch behandelt, war mir ganz neu und ist mir wirklich eine Ehre und Freude.

Gestern hat die Besoldungskommission der Geistlichen hier ihre Beratungen geschlossen; Konsistorium und Abgeordnete sind ungemein gut miteinander ausgekommen. So hat sich diese Maßregel als eine ganz politische erprobt. Aber die Praxis der geheimen oder vertraulichen Aufforderungen zur Meldung hasse ich, denn durch diese Praxis soll im Grund das Kliefoth-Vilmarsche Vokationssystem, das vor ein paar Jahren von Eisleben aus verlautbaren wollte und mit Recht von weitem schon mit Entsetzen von unsrer „niedern" Geistlichkeit desavouiert wurde, zu einer Hinter-

thür bei uns eingeführt werden. Ich wollte dieses System gelten lassen, wenn das Konsistorium allgegenwärtig, allwissend ꝛc. wäre. Diese göttlichen Eigenschaften kommen aber unsrer Oberkirchenbehörde, obgleich ich dieselbe für eine der besten in Deutschland und für um hundert Prozent besser als sie vor fünfzig oder noch vor dreißig Jahren war, halte, dennoch nicht vollständig zu. Also trotz allen Mißständen und Mißbräuchen des Meldungswesens müssen wir meines Erachtens vorerst bei diesem ehrlicheren, gerechteren und gesetzlichen usus bleiben, wenn wir nicht auf hierarchische Abwege kommen wollen.

Herzlich grüßend, in Eile

Dein

Karl Gerok.

Aus dem Reisetagebuch.

1862.

25. Juli auf dem Freudenberg bei St. Gallen.

Einst ward von Bergeszinnen
Die Herrlichkeit der Welt
Mit frevelndem Beginnen
Dem Heiland vorgestellt.
„Dies alles ist dein eigen“,
So sprach der Lügenfürst,
„Wenn du dein Knie mir beugen
Und Gott verleugnen wirst.“

Als ich von diesen Höhen
Die schöne Erde sah,
Gebirge, Flur und Seen,
Wie anders ward mir da!
Mit himmlischen Gewalten
Zog den entzückten Sinn
Des großen Schöpfers Walten
Zu seinen Füßen hin!

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 4. August 1862.

Lieber Freund!

Noch tiefergriffen von dem heutigen Leichenbegängnis unseres trefflichen Stadtdekans Mehl lese ich soeben zu meiner schmerzlichen Überraschung im Merkur die Trauerkunde vom Hinscheiden deines lieben jüngsten Töchterleins Emma. Also

auch bei euch in Nürtingen ist, wie zwei Trauerbriefe heut bezeugen, der Würgengel des Scharlachfiebers eingekehrt, der in unserer Stuttgarter Kinderwelt ein halb Jahr lang so traurige Verwüstungen anrichtete. Gott tröste und erhalte euch samt Euern übrigen lieben Kindern gesund. — Wir haben hie keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir, dieses Gefühl drängt sich mir gegenwärtig ernster und heiliger als jemals sonst auf.

Krankenbesuche rufen mich ab; ich mußte mich nur geschwind hinsetzen, dir und deiner lieben Frau unsere herzlichste Teilnahme auszusprechen. Gott sei mit Euch!

In treuer Freundschaft

Dein

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 20. Okt. 1862.

Lieber Freund!

Schon seit einigen Wochen liegt beifolgende neue Auflage der Palmblätter für dich bereit; typographisch scheint sie mir recht brav ausgefallen; inwendig aber hat sie diesmal weder qualitativ noch quantitativ viel gewonnen; schon deswegen nicht, weil mich seit Jahr und Tag die Apostelgeschichte, mit der ich mich kirchlich und litterarisch mehrfach zu beschäftigen hatte, auch poetisch durch ihre großartigen Situationen und Gestalten so angezogen hat, daß sich mir unwillkührlich ein Zyklus von bis jetzt auf 50 berechneten und auf 40 wirklich angewachsenen lose zusammenhängenden Gedichten, teils mehr epischer, teils mehr lyrischer, teils mehr didaktischer oder paränetischrhetorischer Form daraus gebildet hat, die ich, ein halb Dutzend Nummern aus den Palmblättern miteingeschlossen, als „Pfingstrosen“ zum Strauß zu binden und neben die Palmblätter zu legen wünsche, wenn

mir Gott Zeit, Kraft und Muse zur Vollendung schenkt. Gefeilt und abgeschrieben ist noch nichts; ists einmal soweit, so möchte ich dich um deine gütige Einsicht und Beurteilung ersuchen. Inzwischen bitte ich dich, die Sache als etwas ganz Unfertiges für dich zu behalten. Ich mußte mich nur gegen dich damit rechtfertigen wegen geringer anderweitiger poetischer Leistungen.

Dein Glückwunsch zum Stadtdekanat ist, wie es scheint, sehr verfrüht gekommen.

Eine andere Thür hat sich in weiter Ferne, bis jetzt übrigens nur spaltweise, für mich aufgethan. Von Hamburg aus, wo ein Hauptpastorat an der Nikolaikirche zu besetzen ist, hat man Stirm ersucht, über mich und meine litterarischen Leistungen näheres zu berichten. Auch wenns wirklich zu einer Vokation käme, könnte ich in meinem Alter und bei meinen Familienverhältnissen mich zur Übersiedelung natürlich nicht entschließen und habe mich mit Stirm vorläufig auf einen andern als Vorzuschlagenden vereinigt.

Herzlich grüßend

Dein

treuer Freund

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 18. Nov. 1862.

Lieber Freund!

Entschuldige es mit einem Sturm von Geschäften, Besuchen, Schreibereien, welche mein am 23./30. d. M. bevorstehender Amts- und der etwa am 9. Dezember nachfolgende Wohnungswechsel mitbringt, wenn ich für jetzt nur mit zwei Worten für deine Glückwünsche danke. Die warme, herzliche, wahrhaft brüderliche Teilnahme, die du mir bei jeder Wendung meines Lebenswegs bisher bewiesen, thut mir und den Meinigen innig wohl. Gott gebe mir zum Amt auch den Verstand und ins neue, oder vielmehr alte Haus seinen Segen!

Bei unseres herrlichen Uhlands Totenfeier hätte ich gewiß nicht gefehlt, hätte ich nicht am selben Sonntag die Investitur des neuen Stadtpfarrers in Waldenbuch vorzunehmen gehabt, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Als Dichter, als Bürger und Mensch war mir der Mann gleich teuer und wurde mir als echtes gediegenes Gold immer werter von der Stunde an, da ich etwa um Ostern 1827 oder 28 in unserem gemeinschaftlichen Haus von dir oder deinem seligen Karl den köstlichen Band seiner Gedichte — dunkelrot marmoriert war die Decke — zum erstenmal in meine Hände bekam, bis ich im Sommer 1860 in Rorschach das Glück hatte, ihm ein paar Tagelang nahe zu sein und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Im Oktober vorigen Jahrs besuchte ich ihn noch in seiner Wohnung. Als Dichter steht er mir in seinem poetischen Fach, dem lyrischepischen, gleich nach Goethe und Schiller und unbedingt über allen andern, heißen sie klassisch, romantisch oder modern. Als Patriot ist er mir durch die fleckenlose Lauterkeit und wahrhaft antike Festigkeit seines politischen Charakters bewundernswürdig und mehr wert, als alle Demagogen und Parlamentshelden von 1830 und 48 zusammen, und als Mensch durch die Geradheit, Schlichtheit, Herzensgüte und Bescheidenheit seiner Person ebenso liebens- als verehrungswürdig. — Seine Begräbnisfeier muß wahrhaft großartig, des Mannes würdig gewesen sein! — Brav, daß du nicht fehltest! — Unser neuer Stadtschultheiß ist allerdings eine treffliche Aquisition, im Amt ebenso energisch als intelligent, persönlich voll Geist und Bildung. Unsereins steht neben dem gescheiten und gewandten Mann ziemlich unbedeutend da. Weil er aber das Rechte will, so wird das in der Regel nichts schaden. — Genug für diesmal! Sei aufs herzlichste gegrüßt von

Deinem

Karl Gerok.

Im Stadtdekanat.

Zum Amtsantritt im Stiftungsrat.

12. Jan. 1863.

Meine verehrten Herrn! Ehe wir unsere gemeinsame Verhandlung beginnen, möchte ich die Gelegenheit ergreifen, mich den beiden hier versammelten Kollegien an diesem Platze vorzustellen und um Ihr gütiges Zutrauen für meine Person, um Ihre freundliche Mitwirkung für die Sache, der wir miteinander dienen, zu bitten.

Wenn ich mich persönlich Ihrem Zutrauen an der Stelle, zu der ich berufen bin, empfehle, so tritt mir freilich das Bild des früh abgeschiedenen Mannes, der 14 Jahre lang unseren stiftungsrätlichen Verhandlungen mit ebensoviel Sachkenntnis und Geschäftsgewandheit als herzgewinnender und wo nötig versöhnender Freundlichkeit vorstand, unseres verewigten Stadtdekans Mehl, beschämend vor die Seele, und ich verhehle mir keineswegs, daß es mir nach dem Maaß der mir verliehenen Kräfte nicht gegeben sein wird, ihn an dieser Stelle genügend zu ersetzen. Was ich meinerseits auf diesen Platz mitbringe, ist nur der redliche Wille, unserer werten Gemeinde auch in diesem Saal nach Kräften zu dienen, wie in allen Teilen meines Berufs so auch an diesem grünen Tisch immer noch durch Erfahrung zu lernen und bei allen Gegenständen, die wir hier zu behandeln haben, nie persönliche Rücksichten irgend einer Art, sondern immer

nur die Sache im Auge zu haben. — Was mich sodann beim Gefühl meiner eigenen Ungeübtheit in Geschäften wesentlich tröstet, ist neben dem reichen Schatz von Erfahrung, der in diesen beiden Kollegien vereinigt ist, neben der Hoffnung auf die freundliche Mitwirkung meiner Amtsbrüder von der geistlichen Bank — ganz vorzüglich der Blick auf unsern verehrten Herrn Stadtschultheißen, der in der kurzen Zeit, während der er diesen Stuhl inne hat, schon so Bedeutendes zum Besten unserer Gemeinde geleistet hat, und bei dem sich ein solcher Überschuß der mir abgehenden Eigenschaften findet, daß der Abmangel auf meiner Seite dadurch mehr als gedeckt sein wird.

Wenn ich sodann, verehrte Herren Kollegen, von dem Persönlichen absehend, um Ihre freundliche Mitwirkung für die Sache bitte, der wir miteinander dienen sollen, so thue ich dies in vollem Vertrauen auf den Geist, der auf unserem Rathaus immer gewaltet hat, solang ich die Ehre hatte, in diesem Saale mitzusitzen, namentlich auch schon während der Amtsführung des verewigten Stadtschultheißen v. Gutbrod, dessen humane Gesinnung und wohlwollende Formen wir Geistliche in dankbarem Andenken bewahren. Wo es sich um die Interessen der Bildung und Humanität, um die Bedürfnisse der Kirche, der Schule, der Armut handelte, da haben wir bei den bürgerlichen Kollegien, soweit meine Erinnerung reicht, immer ein freundliches Entgegenkommen gefunden, und die Vertreter unserer Stadt haben jederzeit gezeigt, daß sie es begreifen: Eine Gemeinde ehrt sich selber, indem sie Gott die Ehre giebt, die ihm gebührt; sie fördert auch das materielle Wohl, indem sie die geistigen und geistlichen Interessen nicht verkümmern läßt, und die Residenz trägt in dieser Beziehung eine Ehrenpflicht ab, indem sie dem Lande mit ihrem guten Beispiel vorangeht.

Dieser gute Geist, meine verehrten Kollegen, möge auch ferner über unsern Verhandlungen walten und als günstiger

Wind in unsere Segel blasen; ja der so gedeihliche Schwung, in welchen eine kräftige und kundige Hand eben jetzt das Triebrad der Rathausgeschäfte gebracht hat, wird, wie wir hoffen, auch die Fragen in Bewegung setzen und zum erwünschten Ziele führen, die dem Stiftungsrat seit kurz oder lang mehr oder weniger auf dem Herzen und Gewissen liegen, wie die Frage vom Armenhaus, vom Friedhof, vom Kirchenbau u. s. w. Lassen Sie uns hiefür einträchtig zusammenwirken und Gott der Herr, ohne den wir nichts vermögen, gebe dazu seinen väterlichen Segen!

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 19. Dezember 1862.

Hochverehrte Frau!

Mit den alten Gesinnungen der Liebe und Verehrung, wenn auch aus neuen Umgebungen und veränderten Verhältnissen heraus, sende ich diesmal meinen Weihnachtsgruß. Das ehrwürdige Stiftspfarrhaus, in welchem wir Ihre freundlichen Besuche empfangen durften, beherbergt uns nicht mehr, von der goldenen Kanzel und der majestätischen Stiftskirche habe ich Abschied genommen, um zurückzukehren zu der ländlich bescheidenen Hospitalkirche, in der ich einst als schüchterner Vikar und später als junger Diakonus das hiesige Predigtamt begonnen habe, und wieder einzuziehen in das alte Stadtdekanathaus, in dem einst meine Eltern zwölf Jahre lang wohnten. Obwohl anfangs sehr schüchtern, der Nachfolger unseres lieben Mehl werden zu sollen, ließ ich mich nachher doch durch Wünsche der Gemeinde wie des Konsistoriums zur Meldung bestimmen, wobei mich persönlich nur zwei Rücksichten lockten, fürs erste die, der anstrengenden Visitationsreisen und überhaupt der vielfach zersplitternden Thätigkeit beim Amtsdekanat enthoben zu sein, und sodann die andere, der Gemeinde nach 18jährigem Diakonatsdienst auch endlich als Frühprediger dienen zu dürfen. Für die

Pfarrfrau und das Kindervolk war die Aussicht auf ein wenn auch keineswegs elegantes, doch bequemes, allein zu bewohnendes und zu beherrschendes Pfarrhaus mit kleinem Höfchen und Gärtchen anziehend, und so nahmen wir denn die Entscheidung als aus des Herrn Hand dankbar an, sind um die Adventszeit glücklich übergesiedelt und im Haus, in dem mich auf jedem Schritt Jugenderinnerungen anwehen und in welches ich meine liebe Frau einst als 17jähriges Bräutchen eingeführt habe, bereits heimisch angewöhnt. Amt und Kirche wird mir, wie ich zu Gott hoffe, allmählich vertrauter werden. Die Liebe unserer alten Freunde, auch die Ihrige, hochverehrte Frau, wird uns hoffentlich auch künftig unverkürzt bleiben.

Mein altgewohnter Weihnachtsbote bringt Ihnen diesmal weniger Neues als je; daß ich Ihren Wünschen und Winken nicht ganz ungehorsam war, — oder vielmehr daß ich dieselben sympathisch vorausfühlte, möge Ihnen das Lied „Behüt dich Gott!" beweisen, das eben geschrieben war, als Sie daran mahnten. — Ein Kranz von Bildern und Liedern aus der apostolischen Zeit ist mir seit Jahr und Tag bei homiletischer Beschäftigung mit der Apostelgeschichte unter der Hand entstanden; will's Gott, so lege ich Ihnen diesen einst zu Füßen; bis jetzt fehlt noch etwa ein Fünftel der beabsichtigten fünfzig Gedichte und der Amtswechsel war vorerst der poetischen Stimmung nicht günstig.

Gott schenke Ihnen und den Ihrigen allen friedliche Weihnachten und einen gesegneten Jahreswechsel und lasse auf alles Dunkel persönlicher Leiden und teilnehmender Sorgen einen tröstlichen Abglanz des Engelworts fallen: Siehe ich verkündige euch große Freude!

Mit inniger Verehrung

Ihr

dankbar ergebener Karl Gerok.

An die Redaktion der „Predigt der Gegenwart".

Stuttgart, 10. März 1863.

Euer Hochwürden

haben mich durch gef. Zusendung Ihres Programms zu der neuen homiletischen Zeitschrift „Die Predigt der Gegenwart", sowie durch die Aufnahme meines Namens in das vorläufige Verzeichnis der Mitarbeiter überrascht und geehrt; Ihrem in der begleitenden Zuschrift ausgesprochenen Wunsche gemäß teile ich Ihnen meine Ansicht über Ihren Plan und meine Beteiligung dabei, freilich im Gedräng vielfacher Geschäfte, nur sehr kurz und mangelhaft mit.

Daß der ewige göttliche Gehalt des Christentums wie in der Wissenschaft und in der kirchlichen Verfassung, so auch im Kultus und in der Predigt sich künftig noch mancherlei neue, den Bedürfnissen der Zeit angemessenere Formen schaffen wird, sowie daß in unserer jetzt gangbaren Homiletik manches Veraltete und Abgestorbene sich noch mitschleppt, wogegen Keime und Ansätze zu frischeren Gestaltungen da und dort sich zeigen, erkenne ich mit Ihnen an.

Dagegen scheint mir der Protestantismus unserer Zeit die schöpferische Kraft noch nirgends bekundet zu haben, das angestrebte Neue in einer Form zu geben, welche einerseits dem unveräußerlichen Gehalt des positiven, biblischen Christentums gerecht wird, andererseits gegenüber dem teils indifferenten, teils materialistischen Zeitgeist packend, durchschlagend, gemeinschaftbildend wirkt.

Bausteine übrigens zur „Johanniskirche" der Zukunft auch von links herüber zusammenzutragen, wie es Ihre Zeitschrift beabsichtigt, scheint mir ein ganz berechtigtes, wenn auch schwieriges Unternehmen.

Schwierig der Natur der Sache nach, denn die herkömmliche Homiletik ist im Vorteil anerkannter Regeln und einer bewährten Praxis: bei der Homiletik der Zukunft ist alles noch im Werden.

Schwierig gegenüber dem Publikum, denn kirchliches und christlich-religiöses Leben und Interesse ist, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, weitüberwiegend nur beim altgläubigen Teil der Gemeinde bis jetzt zu finden. Ich würde deshalb auf Teilnahme und Absatz beim nichtgeistlichen Publikum für Ihre Zeitschrift kaum viel hoffen und, soweit mein provinzieller Gesichtskreis reicht, nicht einmal unter der Geistlichkeit eine bedeutende aktive oder auch nur rezeptive Beteiligung prophezeihen.

Was meine eigene Wenigkeit betrifft, so möchte ich freundlich bitten, meinen Namen auf der Liste der Mitarbeiter gef. löschen zu wollen, schon deswegen, weil mir die zunehmende Last meiner Berufsarbeiten es von Jahr zu Jahr schwerer macht, auf homiletische Produktionen soviel Fleiß zu verwenden, um sie litterarisch verwerten zu können, so daß ich die früher zugesagte Mitarbeit an ein paar homiletischen Zeit- oder Quartalschriften nur noch mühsam und notdürftig liefern kann. Sodann auch deswegen, weil ich, offen gesagt, nicht glaube, daß Sie an mir ganz Ihren Mann finden würden, denn bei aller evangelischen Weitherzigkeit, deren ich mir bewußt bin und von der ich auch nicht lassen kann, dürfte ich Ihnen doch entschieden zu weit rechts stehen und mich unter den von Ihnen aufgeführten, zum Teil glänzenden und von mir aufrichtig hochgeachteten Namen nicht ganz in der mir homogenen Gesellschaft befinden.

Wollen Sie von uns weichherzigen und hartköpfigen Schwaben nicht ganz absehen, so möchte ich Ihnen zu etwaiger Anfrage Herrn Diakonus S. in L. empfehlen.

Mit herzlichem, amtsbrüderlichem Gruß in wahrer Hochachtung

Ihr

ergebenster

Karl Gerok.

Stuttgart, 17. März 1863.

Liebe Geschwister!

Mit herzlichem Dank schicke ich hier das Buch*) zurück, das mir für Geist und Herz einen großen, selten gefühlten Genuß gewährte. Fürwahr! hinter den Bergen wohnen auch noch Leute und dieses edle Brüderpaar ist eine schöne, erquickende und erhebende Erscheinung.

Erquicklich schon vom theologischen Standpunkt. Da ist doch einmal ein gesundes, frisches, evangelisches Christentum, mit dem man herzlich harmonieren kann, tief und kräftig und dabei mild und freisinnig, offen für Natur und Leben, Kunst und Wissenschaft, ebenso fern von schroffem, norddeutschem Konfessionalismus als von krankhaftem, süddeutschem Pietismus!

Erhebend dann, vorher aber demütigend, wirkte auf mich dieser Lebenslauf auch von seiner praktischen christlich-sittlichen Seite, denn allen Respekt vor einem Theologen, der als Student schon und nachher im Amt so mit Leib und Seel fürs Höchste lebt und im Dienste desselben sich selber verzehrt!

Auch von dichterischer Seite ist Franz Beyschlag aller Ehren wert; ich habe mir die Haideröschen bestellt, um auch aus diesen Reliquien dieses schöne Gemüt noch näher kennen zu lernen, wie gewiß auch dir, Paul, dies Büchlein ein liebes Weihnachtsgeschenk war.

Im Haus bei uns und den lieben Eltern steht's gottlob gut, die liebe Luise ausgenommen. Verzeihet die schlechte Schrift; weß das Herz voll ist, deß geht Mund und Feder über.

Herzlich grüßend

Karl.

*) Beyschlag, Aus dem Leben eines Frühvollendeten. D. H.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 20. Nov. 1863.

Lieber Freund!

Auf deine Frage, wie es mit den Pfingstrosen stehe, präsentiert sich dir hier das Büchlein nebst herzlichem Dank für das, was du an ihm gethan hast. Du wirst finden, daß ich deine Bemerkungen fast immer benützt habe, außer an zwei Stellen, wo deinen entschiedenen Ausstellungen mein ebenso entschiedener Eigensinn entgegenstand.

1) Das Zitat aus Paul Gerhard erscheint mir als die schönste Stelle im ganzen Büchlein und vollständig an seinem Platz, auch sagten mir schon Leser, es mache ihnen ganz denselben wohlthätigen Eindruck, wie wenn in einem Oratorium auf einmal eine Choralmelodie einfalle. Dies war's, was ich dabei ungefähr fühlte und wollte.

2) „Pan schläft" schien mir zu Bezeichnung der Mittagsstimmung durch keinen andern gleich kurzen Ausdruck zu ersetzen und in einer Zeit und Umgebung, wo Christliches, Jüdisches und Heidnisches ineinanderspielt, wohl zulässig.

Zwei Nummern, Rhode und der Bücherbrand, sind während des Drucks noch eingeschaltet worden.

Gott geleite nun das Büchlein, über dessen Schicksal ich nicht ganz ruhig bin. Wegen seines doch mehr theologischen oder biblischen Charakters wird es jedenfalls keinen so weiten Freundeskreis gewinnen wie die Palmblätter.

Herzlich grüßend, in Eile,

Dein Karl Gerok.

Seiner Hochwürden dem Herrn Prälat Gerok, Stuttgart, Württemberg.

Cottage Crove, 21. August 1883.

Hochverehrter Vater in Christo
und Bruder im Amte!

Ich erlaube mir, mich Ihnen zunächst vorzustellen als evangelischer Prediger an der St. Matthäus-Gemeinde zu

Digitized by Google

Cottage Crove, Washington Co., Minnesota. Geben Sie mir gütigst auf kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit mit der Genugthuung, einem Menschen durch die Kraft der evangelischen Wahrheit Bewahrung vor einer schrecklichen That und deren Folgen gebracht zu haben. Vor vier Monaten ließ mich ein Mann meiner ehemaligen Gemeinde in der Mitternacht an sein Sterbebett rufen zur Beichte und Empfängnis des heiligen Abendmahls. Der Sterbende legte mir ein Geständnis seiner Vergangenheit ab, welches Ihnen, Herr Bruder, mitzuteilen sein letzter Wunsch und Wille war, da Sie es gewesen waren, der ihn seinerzeit vor Blutschuld errettet hatte. Thränen des innigsten Dankes quollen aus den Augen des Armen, während er noch eine halbe Stunde vor seinem Tode mir die Schilderung folgender Begebenheit gab.

„Etwa vor 20 Jahren kam ich mit Frau und zwei Kindern nach Stuttgart, um mich auf Anraten meines Schwagers daselbst niederzulassen. Mein Schwager hatte damals einen Spezereiladen und bewog mich, mein Vermögen zur Erweiterung des Geschäfts bei ihm einzulegen, wozu ich mich auch ohne jegliche Sicherheit verstand. Kurz gesagt, mein Schwager betrog mich und wies mir alsdann die Thüre. Das Schlimmste an der Sache war, daß meine Frau unerklärlicherweise sodann auch noch kalt und abstoßend gegen mich wurde und trotz meines Bittens im Hause verblieb, wo ich so schändlich betrogen worden bin. Es stellte sich hernach heraus, daß die beiden im Einverständnis gehandelt hatten. — In der Verzweiflung faßte ich den Beschluß, mich, mein ungetreues Weib und meine zwei Kinder zu ermorden. Ich kaufte mir ein zweiläufiges Gewehr und eine Pistole, lud die Schießwaffen und verbarg dieselben wohlverwahrt auf dem Friedhof (den Namen konnte er mir nimmer nennen) hinter Gebüsch. Meiner Frau hatte ich schon brieflich eine Einladung gegeben, mit den zwei Kindern an das Grab

ihrer Mutter zu kommen, ich schrieb ihr, daß ich Abschied nehmen wolle auf Nimmerwiedersehen. Meine Frau hatte zugesagt. Lange vor der festgesetzten abendlichen Zusammenkunftsstunde trieb mich schon nachmittags die Unruhe auf den Friedhof. Mein Rachedurst hatte mich der Vernunft beraubt, ich wollte die Elende verderben und den armen Kindern Ruhe schaffen. Während ich wild vor Aufregung die Gräberreihen durchstreifte und mich schon freute, bald erlöst zu sein von dem Elend dieses Lebens, da — bewegte sich ein Leichenzug langsam einem frisch aufgeworfenen Erdhügel entgegen, voran schritt der allgemein bekannte Herr Dekan Gerok. Mir kam die Idee, die Grabrede zu hören, denn, sagte ich mir, das ist ja auch zugleich die deine; du bekommst doch keine als Mörder. Ich wähnte mich in meinem Thun ganz im Recht. Ich schlich mich in die Nähe der Grabversammlung und hörte gerade die mir hernach unvergeßlich gebliebenen Worte Psalm 102, 25: „Mein Gott, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage.“ — Anfangs lauschte ich mit äußeren Ohren und hörte nicht; allmählich wurde ich aufmerksamer, aber auch ängstlicher. Der Herr Dekan redete von der Schwere des Sterbens (der Sterbende gab mir einen genauen Bericht der Leichenrede); weiter und weiter hörte ich den beredten Mann, seine Worte trafen mich wie Keulenschläge und zertrümmerten meine Haß- und Mordgedanken derart, daß ich endlich tieferschüttert mich auf ein verstecktes Grab niederließ und bitterlich zu weinen begann. Lange mochte ich da gesessen haben, bei meinem Verlassen des Platzes fühlte ich mich frei von der greulichen Mordlust und dankte aus brünstigem Herzen dem lieben Gott für die wunderbare Errettung; aber ein unsägliches Weh ist meinem Herzen geblieben. Während ich in meinen Träumen und Thränen dasaß, war meine Frau hier gewesen und hatte bei einem der Grabgehilfen nach mir gefragt, der aber erinnerte sich keines einzelnen Mannes unter

den vielen. (Diesen Bescheid erhielt der Verstorbene auf Grund seiner Nachfrage nach seiner Frau bei dem Grabgehilfen.) — Ich machte mich dann auf und nahm meine Schußwaffen mit mir. Ich wollte zum letztenmal mein Weib zur Umkehr bewegen oder auswandern. Mit dieser festen Absicht schritt ich der Straße zu, da mein Schwager wohnte, und gelangte nach halbstündiger Wanderung vor dem Hause des letzteren an. Eine Ahnung überwältigte mich zum erstenmal, als ich vor der Hausthüre stand. Ich öffnete geräuschlos, trat in den Hausgang und hörte sogleich die lachende Stimme meines Weibes: „Ich glaube der Narr ist ohne Abschied fortgegangen, nun können wir als Bruder und Schwester ja hübsch weiterleben." — —

Der Arme wankte unter dem Schreckensruf der Elenden, die ihn gesehen, zur Thüre hinaus und reiste den andern Tag nach Bremen. —

Hochwürdiger Herr Bruder, mögen Sie durch diese Mitteilung erkennen, wie unbewußt oftmals das Wort vor Verbrechen bewahrt. Der Verstorbene blieb ledig, war allezeit wortkarg; nie habe man ihn lächeln gesehen, er starb fast stoisch gleichmütig — aber als Christ. Von seiner Frau hörte er drei Jahre nach seiner Auswanderung, daß sie im Hause des Schwagers an Nervenfieber gestorben sei und noch viel nach ihm verlangt habe.

Hiemit habe ich mich meiner Aufgabe entledigt, der Wunsch des Verstorbenen ist erfüllt, der Sie noch auf dem Totenbette segnete. Wenn Sie, hochwürdiger Herr Bruder, mir den Empfang dieser Nachricht anzeigen wollten, wäre es mir lieb.

Mit dem Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung und Verehrung bin ich mit brüderlichem Gruß

Eugen Ernst, Pfarrer.

Zum Jubelfeste der Eltern.

17. Febr. 1864.

Ein Lehnstuhl kommt und spricht:

Glückwünschend stell ich mich zum Feste dar
Dem teuren, dem geliebten Jubelpaar;
Die Kindesliebe hat mich hergeschickt,
Die segnend heut auf Euch von ferne blickt.
In diesen Polstern, die sich schwellend bläh'n,
Will sie Euch sanft und weich gebettet seh'n;
Die Blumen, die auf diesem Plüsche glüh'n,
Sie sollen Winters Euch wie Sommers blüh'n.

Glückwünschend stell ich mich zum Feste dar
Dem teuren, dem geliebten Jubelpaar,
Zwar Einer bin ich und Ihr seid zu zwein,
Drum billig sollt auch ich verdoppelt sein;
Doch wag ich's auf der Liebe Wunderkraft,
Die Raum für zwei im kleinsten Hüttchen schafft.
Seit fünfzig Jahren — o wie schnell enteilt! —
Habt Ihr in Liebe Wohl und Weh geteilt
Und keines hat in Erdenleid und Lust
Von Mein und Dein, von Ich und Du gewußt.
Nur wo's zu tragen, zu verleugnen gab,
Nahm eins dem andern gern das Seine ab,
Drum stell ich einer mich für beide ein
Und werd auch so willkommen sein.

Glückwünschend stell ich mich zum Feste dar
Dem teuren, dem geliebten Jubelpaar;
Ihr fragt: Wozu der Sorgenstuhl? — ei nun,
Ein Stuhl, um von den Sorgen auszuruh'n,
Ein Sitz, der nach des Tages Hitz und Last
Den Wandrer lädt zur wohlverdienten Rast,
Ein Port, darin der Schiffer wohlverwahrt
Zurückblickt auf die wechselvolle Fahrt! —
Ein halb Jahrhundert seht Ihr hinter Euch,
An Arbeit wohl, doch auch an Segen reich:

Bewegten Herzens, mit gerührtem Blick
Schaut Ihr auf die durchlaufne Bahn zurück,
Ihr denkt des Arms, der mächtig Euch regiert,
Ihr denkt der Hand, die treulich Euch geführt,
Und sprecht, nachdem Ihr alles überdacht:
Gott ist getreu, er hat es wohlgemacht!

Glückwünschend stell ich mich zum Feste dar
Dem teuren, dem geliebten Jubelpaar;
Großvaterstuhl heiß ich nach altem Brauch,
Großvaterstuhl, das bin und bleib ich auch,
Ein Ehrenthron, drum Kind und Kindeskind
In buntem Kreis noch oft versammelt sind;
Ein Stuhl, darin Großvater würdig ruht,
Indeß der Enkel, das Studentenblut,
Vor seinen Thron sich ehrerbietig stellt
Und beichtet, wie's die heutge Jugend hält,
Und, ihm zur Lehr und Witzigung bestimmt,
Aus weisem Mund manch goldnen Spruch vernimmt;
Ein Stuhl, darin Großmutter emsig strickt
Und lächelnd auf die Enkeltochter blickt,
Die ihr zu Füßen sich den Schemel setzt
Und lustig gleich der jungen Elster schwätzt,
Und horchend goldner Märchen sich erfreut,
Die Großmama erzählt aus alter Zeit.

Glückwünschend stell ich mich zum Feste dar
Dem teuren, dem geliebten Jubelpaar.
Was Eurer Kinder Herzen heut erfüllt,
Es bleibt im Heiligtum der Brust verhüllt,
Es nennt's kein Lied, es hört's kein irdisch Ohr,
Nur im Gebete steigt's zu Gott empor
Und spricht zu ihm, der dort im Lichte thront:
Wohl dem, der unter deinem Schirme wohnt,
Der unterm Schatten deiner Flügel sitzt,
Auf deinen Arm im Pilgerthal sich stützt;
Herr, Großes hast an ihnen du gethan,
O schau sie heut aufs Neue segnend an;

Laß sie nach schönem Lauf, nach treuem Thun
Im Kreis der Ihren lang noch fröhlich ruhn,
Und halte dort nach wohlgekämpftem Streit
Den besten Sitz zur Ruh für sie bereit!

Einem Sohn auf der Hochschule.

Stuttgart, 30. Jan. 1865.

Lieber Gustav!

Recht herzlich danke ich dir für deine kindlichen Glückwünsche zu meinem fünfzigsten Geburtstag.

Es ist mir, wie wenn's erst vorgestern gewesen wäre, daß ich im November 1836, in dem neunten Semester, das ich nach glücklich bestandenem Examen mit philosophischen und ästhetischen Studien noch auf der Hochschule zubrachte, vom Spellenbergischen Haus in der Neckargasse aus, wo ich wohnte, dem lieben Großpapa gleichfalls zu seinem fünfzigsten Geburtstag poetisch gratulierte und begann: „So pflanztest du denn heute deine Fahnen, o Vater, auf des Lebens Mittagshöhn!"

Wie schnell bin nun auch ich auf dieser Mittagshöhe des Lebens angekommen! Wieviel ernste Gedanken bringt mir mehr noch als jeder andere Geburtstag der heutige mit sich! Und doch wieviel Ursache habe ich auch zu freudigem Danke gegen den treuen Gott für soviel gnädige Durchhilfe in Amt und Haus, für soviel unverdiente Segnungen an Leib und Seele, so daß ich recht von Herzen heute Morgen im Familienkreis das alte Geburtstagslied anstimmen durfte: Du bist mein Gott und bleibst mein Gott, das macht mir tausend Freuden!

Ein besonderer Segen ist es allerdings, wie du andeutest, wenn einem bei der Flucht der Jahre und bei der Prosa des Lebens die innere Jugend bewahrt bleibt, die Empfänglichkeit für alles Große, Wahre und Schöne, und wenn etwa auch die poetische Ader, sei's auch nur eine bescheidene, noch

Digitized by Google

ein wenig fortfließt, ohne im Hochsommer des Lebens zu vertrocknen, im Frost der späteren Jahre einzufrieren. Auch in diesem Betracht hat mich Gott bisher jung erhalten und mir mehr Freude beschert, als ich einst in jungen Tagen zu hoffen gewagt, und so giebt mir denn der dankbare Rückblick auf die Vergangenheit auch eine getroste Zuversicht im Blick auf die Zukunft, die ja in derselben Hand steht, welche bis hieher geholfen hat.

Ein zweiter Trost und Segen späterer Jahre ist der, in einem tüchtigen Nachwuchs, in wackeren Kindern sich verjüngt zu sehen. Ich hoffe mit der lieben Mama, Gott werde uns auch von diesem Glück etwas schenken, und namentlich auf dich als den Erstgeborenen, blicken wir mit der frohen Hoffnung hin, du werdest deine Gaben auch künftig wie bisher mit gewissenhaftem Fleiß ausbilden und das, was dir Gott in Kopf und Herz, in Verstand, Gemüt und Fantasie gelegt hat, werde sich unter der Zucht seines Geistes zu edlen Blüten und Früchten entfalten, ihm zur Ehre, uns zur Freude, dir selber zum Segen. So mögest du einst, wenn's Gottes Wille ist, auch deinen fünfzigsten Geburtstag mit Freuden erleben, sollte es auch mir nicht mehr vergönnt sein, wie heute dem lieben Großpapa, meinem fünfzigjährigen Erstgeborenen zu diesem Tage Glück zu wünschen.

Der heutige Tag ging wie gewöhnlich ziemlich stürmisch vorüber, da die Geschäfte keine Rücksicht auf solche Familienfeste nehmen. Gestern Sonntag abend eine kleine Vorfeier; heute beim Frühstück Überraschung mit Festgaben; dann von 9 bis gegen 11 Uhr Rathaussitzung. Dazwischen beständiger Anlauf; um 2 eine Beerdigung, um 4 Konfirmandenunterricht, um 6 wieder eine Sitzung. Du siehst, eine Voßsche Idylle ließe sich über diese Geburtstagsfeier nicht gerade schreiben. — Ich lege einen goldenen Sängersold bei, wie mir anno 1836 im nämlichen Fall der liebe Großpapa, trotz dem

Goethischen: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet!"

Gott behüte dich! Herzlich grüßend im Namen aller

Dein

treuer Vater.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 11. Mai 1865.

Hochverehrte Frau!

Die Wintersaat, solang sie auch diesmal unter Schnee und Eis begraben lag, kommt doch, hervorgelockt von Frühlingsregen und Maiensonnenschein, nachgerade prächtig aus der Erde hervor; — sollte nicht auch die Aussaat, die Sie in Winters Mitte durch Brief und Gabe so freundlich gesäet haben und die bisher im stillen Grund unserer Herzen geborgen lag, endlich Worte des herzlichsten Dankes zum Vorschein bringen, Dankesworte, die zumal die Sonne Ihres nahen Geburtsfestes gebieterisch aus dem Herzensgrund hervorruft und die ebendeshalb zugleich zu den innigsten Glück- und Segenswünschen werden?

Sie haben mir und den Meinigen auf den 30. Januar d. J. wieder große Freude bereitet durch Wort und That. Der schöne, so sinnig gedachte und in so edlem Stoff ausgeführte Briefbeschwerer liegt als ein Denkstein Ihrer Güte auf meinem Schreibtisch und hat das wichtige Amt, die unbeantworteten Privatbriefe aus Nord, Ost, Süd und West vor dem Windhauch der Vergeßlichkeit schützend zu bedecken; leider ist er bei all seinem Gewicht kaum imstande, den Berg von Briefen zu bewältigen, der oft monatelang der Beantwortung warten muß.

Ganz besonders danke ich für Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief, der, wenn er uns über Ihr eigenes Befinden leider nur wenig Erfreuliches melden konnte, doch mit so wohlwollender Teilnahme in unser hiesiges Leben und na-

mentlich auch so liebevoll in meine neueren Gedichte eingeht. Auch Ihre Bemerkungen über die Illustrationen sind so fein und treffend. Schade, daß ich mir nicht selber vorher klar machte, was Sie ganz richtig über die Grenzen sagen, innerhalb welcher die Zeichnung das Lied nur leicht akkompagnieren oder zu demselben präludieren darf; ich hätte dann nur arabeskenartige Initiale zugelassen. Der „Nachtrag zum Krankenbesuch“ beruht, wie Sie ganz richtig vermuten, auf thatsächlichen Umständen. Er ist ursprünglich ein poetischer Bettelbrief, den ich — ähnlich wie Chamisso sein zweites Lied von der alten Waschfrau — zum Besten der armen Witwe jenes Kranken schrieb und bei einem Dutzend hiesiger Damen zirkulieren ließ. Die Frucht davon war, daß mir seit vier Jahren der Hauszins für das arme Weib gespendet und eins ihrer Kinder in einer Anstalt untergebracht wurde. Auch Ihre gütige Gabe war hochwillkommen und ist dankbar diesen Winter zum Hauszins verwendet worden. So darf denn die Poesie, diese brotlose Kunst, doch auch je und je einen materiellen Nutzen stiften.

Möchten Sie durch diesen unerhört langen Winter erträglich durchgekommen sein; möchte Ihnen der Frühling und Sommer wenigstens einige Linderung und Erquickung bringen; und wenn es des Herrn Wille nicht ist, im neuen Lebensjahr Sie heilend mit seinem Palmenstengel zu berühren, („Bethesda“), so wolle er Ihnen doch Kühlung und Linderung von ferne mit dem Palmzweig seines Friedens zuwehen!

Mit inniger Verehrung

Ihr

treuergebener K. Gerok.

4.—8. Sept. in Dresden zur Hauptversammlung des Gustav-Adolfvereins. (Notiz aus dem Amtskalender.)

An Ottilie Wildermuth.

Stuttgart, 20. Nov. 1865.

Liebe Ottilie!

Für Deine freundliche Aufnahme der anspruchlosen Gedenkblätter an meinen lieben Vater danke ich Dir recht herzlich. Es freut mich nicht nur, daß Du die Schilderung des Verewigten im Ganzen wahr findest, sondern noch mehr, daß du unsrem guten Vater und unsrem Elternhause so ein liebevolles Andenken bewahrst.

Ihr und wir haben allerdings von unseren trefflichen Eltern und aus unserer glücklichen Jugend einen unberechenbaren Segen fürs ganze Leben mitbekommen und gar gern möchte man den eigenen Kindern, die es nicht mehr so schön haben, wie wir dereinst, wenigstens ein Schattenbild dieser wahrhaften „guten alten Zeit" überliefern. Hätte ich bei dem kleinen Gedächtnisschriftchen nicht Raum und Zeit sparen müssen und noch mehr, hätte ich dein Erzählungstalent und deine schriftstellerische Übung, so hätte ich gar zu gern ein volleres, ausgeführteres, farbenhelleres Bild mit reicherer Umgebung geliefert; ich mußte oft mit Gewalt an mich halten, nicht nach rechts und links über die Schnur zu hauen. Überhaupt würde ich gern manches aus unsrer Kindheit und Jugend mir und andern fixieren, aber es fehlt an der Zeit, an der Sammlung, am „Genie" und dann — so manches kann und mag man nicht sagen. Da habt's ihr Dichter und Novellisten gut; ihr könnet eure Erlebnisse in Poesie übersetzen und ganz unverfänglich und unbeschrieen das Beste was ihr gedacht, erlebt und erfahren habt, bald in diesem bald in jenem fingierten Städtlein, bald dieser, bald jener liebenswürdigen Person passieren oder durch den Kopf und das Herz gehen lassen.

In alter Freundschaft (mit Schreibkrampf in der Hand)

Dein

treuer Vetter Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 16. Februar 1866.

Lieber Freund!

Während ich auf dem Rathaus einige Stunden lang einer Ortsschulratswahl müssiggehend anwohnen muß, versuche ich es, freilich ohne deine Briefe vor mir zu haben, dir für deine freundliche Teilnahme an frohen und ernsten Ereignissen in meinem Hause mit einigen Zeilen zu danken.

Unsere gute, treue Mutter, der ich, was Gemüts- und Fantasieanlagen betrifft, ebensoviel als dem Vater verdanke — („Vom Vater hab ich die Statur, Des Lebens ernstes Führen, Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren.“ Goethe.) — hat uns unerwartet schnell verlassen. Es ist ein tiefer Riß in unser Familienleben hinein, und doch war ihr Ende so schön und selig und der Besitz trefflicher Eltern uns durch Gottes Gnade so lange gegönnt, daß wir über der Klage den Dank nicht vergessen dürfen. Eine schwere Sorge ist uns noch die Zukunft der kranken Schwester Luise und ihrer aufopfernden Pflegerin Marie, die ihr Leben vollends dieser Pflege weihen möchte.

Der Umstand, daß hinfort mein Haus in Stuttgart noch der einzige Sammelpunkt für die Geschwister bleibt, hat auch mitbeigetragen, daß ich die Gedanken einer Übersiedelung nach Dresden von mir wies, womit ich übrigens heut noch einmal geplagt werde, indem ein Schreiben des dortigen Oberbürgermeisters mir in Beziehung auf das Einkommen zum voraus alle von mir zu wünschenden Konzessionen macht. Was mich locken würde, wäre mehr die zu hoffende Geschäftserleichterung, die mir ein geistfreieres Dasein in Aussicht stellte. Aber ich bin mit 51 Jahren doch zu alt und mit acht Kindern doch zu schwer bepackt, um einen so entscheidenden und folgenreichen Schritt jetzt noch zu wagen. — Wie ich aus diesem Anlaß „blau angelaufen“ bin, haben dir die Blätter gesagt; wie die Freunde gratulieren, siehst du in den Beilagen.

Zum Spott habe ich noch den Schaden, indem mir einen Tag, nachdem ich das blaue Bändchen ins Knopfloch bekommen, fast meine sämtlichen Hemden (15) und meiner ältesten Tochter ein nagelneues Kleid gestohlen wurde, damit ich mich der allzugroßen Ehre, die mir widerfahren, nicht überhebe. Du siehst, bei mir ist auch nicht alles rosenfarb, oder friedrichsblau.

Nun werd ich am Rathaustisch abgelöst und schließe mit herzlichstem Dank für deine treue freundschaftliche Teilnahme. Wir wollen unsere Ritterschaft eben als gute Kameraden in Gottes Namen vollends durchfechten, bis es heißt: Eine Kugel kam geflogen. — Daß es mit meiner Hand noch nicht besser geht, siehst du aus dieser heillosen Schrift, an der keineswegs blos die Feder Schuld trägt.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

---

6. März. Urkunde über das Stuttgarter Ehrenbürgerrecht durch eine Deputation des Gemeinderats erhalten.

(Notiz aus dem Amtskalender.)

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 30. Nov. 1866.

Lieber Freund!

Dein Geburtstagslied ist echte Hauspoesie. Ich wünsche Euch herzlich Glück, daß Ihr am Geburtstag der Hausmutter mit solchen dankbaren Erinnerungen auf das letzte Jahr zurückblicken durftet.

Was die Versmaße betrifft, so bin ich mit dir einverstanden, daß die antiken bei uns nicht mehr populär sind und werden können; nur das Distichon laß ich mir für Elegien (Schillers Spaziergang, Goethes Alexis und Dora, Euphrosyne, Hölderlins Gedichte) und idyllische Epen (Hermann

und Dorothea) als unersetzlich und unübertrefflich gefallen, wiewohl auch diese herrlichen Sachen nur ein klassisch gebildetes Publikum recht genießen kann; daß Mörike, der für den deutschen Lieder- und selbst Volksliederton so ein köstliches Talent hat, aus seinen antiken Sechsfüßlern, die für einige Humoresken ganz nett waren, gar nicht mehr herauskommt, bedaure auch ich schon lang. Ob sein unendlich reizender Genius in dem ihm nun zu Teil gewordenen Ruhestand noch einmal vom Schlummerkissen aufsteht und in sein goldenes Saitenspiel greift, wag ich kaum zu hoffen.

Mein Friedenslied fürs „Daheim", auf Bitte des Redakteurs zur Versöhnung zwischen nord- und süddeutschen Lesern gesungen, hat mir schon mehrfach den Vorwurf zugezogen, ich sei zu schwarzweiß (was gar nicht meine Meinung ist), zumal da im „Daheim" selber ein Ausdruck abgeschwächt erschien. Ebendarum, um die echte Lesart herzustellen, habe ich den Abdruck im Kirchenblatt auf Heigelins Wunsch gestattet.

Um noch einmal auf die Versmaße zu kommen: gegen die Daktylischen bin ich im Deutschen nicht ganz so, wie du schon in den Rezensionen meiner Gedichte dich dagegen ausgesprochen. Schillers Reiterlied, Kerners „Wohl auf noch getrunken!" und so manches andere schöne deutsche Lied könnte man sich ohne dieses geflügelte Versmaß gar nicht denken. Und daß unsere herrliche deutsche Sprache die volle Biegsamkeit dafür hat, beweisen nicht nur, abgesehen von der etwas freieren Behandlung bei Schiller, Goethe, Kerner, ganz vollendete Gedichte in diesem Metrum von Künstlern, wie Rückert und Geibel, sondern selbst einige unserer schönsten Kirchenlieder. Vorherrschen werden freilich nach dem Genius unserer Sprache immer Jambus und Trochäus.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 28. April 1866.

Hochverehrte Freundin!

Länger als je bin ich Ihnen den Dank schuldig geblieben für die schöne, kostbare Gabe und für die gehaltvollen, herzerquickenden Blätter, mit denen Sie mich auf meinen Geburtstag erfreut haben; aber auch schwerer und prüfungsreicher als irgend eine Zeit meines Hausstands sind die drei Monate gewesen, die ich seither mit den Meinigen verlebte. An dem Hinscheiden meiner teuren Mutter haben Sie noch so herzlich in Ihrem lieben Brief Anteil genommen. Das Elternhaus hat sich inzwischen nun aufgelöst und meine hiesigen Schwestern sind, zugleich infolge der Ernennung eines meiner Schwäger zum Kameralverwalter in Tettnang, in den letzten Wochen sämtlich dorthin übergesiedelt. Viel Leid, viel wehmütige Sorgen und Geschäfte, die sich an das alles auch für den ältesten Bruder und seine Gattin knüpften!

Aber das herbste Herzeleid hat uns Gott im eigenen Haus, in unserem Kinderkreis beschieden. Unsere drei jüngsten Kinder waren seit Ende Februars wiederholt schwer krank und das blühendste von allen, unsern sechsjährigen Karl, hat uns der Herr nach zehntägigen schweren Leiden einer Hirnentzündung genommen. Am Gründonnerstag klagte er; am Osterfest traf ich ihn, aus der Kirche kommend, schwer krank; vom Dienstag nach Ostern an schwand die Besinnung des Kindes und die Hoffnung der Ärzte. Vom Freitag jener Woche an erwarteten wir und erflehten zuletzt sein Ende, das sich unter schweren Leiden bis zum Abend des folgenden Dienstags verzögerte. Freitags, 13. April, an einem schönen Frühlingsmorgen, haben wir ihn an der Seite seines Großvaters, im Grabe seiner Großmutter, die er in den Fieberträumen seiner letzten Tage über seinem Bette schweben sah, zur Ruhe gelegt. Kapff, der ihn einst als todkranken Säug-

ling getauft, segnete ihn ein in seinem letzten Bette. Es ist das erste Kind, das wir dem Herrn zurückgeben mußten; wir danken ihm für so langjährige Bewahrung und verehren auch in dieser Führung seine heiligen Friedensgedanken; aber es ist etwas Furchtbares für ein Vater- und Mutterherz, ein Kind so leiden, an ein schuldloses Kinderleben den Tod in so schmerzlicher Gestalt herantreten zu sehen; noch jetzt, mitten im blühenden Frühling, verfolgt uns die Erinnerung jener qualvollen Stunden, und überall, in Haus und Garten, bei Tisch und bei der Arbeit des Tages fehlt uns der muntere, aufgeweckte, dienstfertige Knabe.

Verzeihen Sie, hochverehrte Freundin, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, zumal einem Herzen gegenüber, das so liebevoll und so tief Leid und Freud allezeit mit uns gefühlt und das in der Schule eigener Leiden ein so zartes Verständnis auch für fremde Schmerzen gewonnen hat!

Lassen Sie Ihrem gütigen Andenken, hochverehrte Frau, mich und meine liebe Frau empfohlen sein.

Mit inniger Verehrung

Ihr
treuergebener Karl Gerok.

Einem jungverstorbenen Knaben.*)

(1889.)

Als die liebste seiner Weihnachtsgaben
Wollt' er gern ein Bücherränzlein haben,
Schön bezogen mit des Seehunds Fell,
Drauf sein Name glänzte goldig hell.

Hab ihm denn ein Ränzlein wohl gegeben,
Schmuck und sauber, doch von Leder eben,
Wie ich selbst es einst zur Schule trug,
Dachte: so ist's auch für ihn genug.

*) Vom Verfasser in die 9. Auflage des „Abendstern" aufgenommen.

Halb erfreut und halb enttäuscht im Herzen
Sah er's an im Glanz der Weihnachtskerzen,
Trug's zur Schule fleißig ein und aus,
Trug's zu Ostern fieberkrank nach Haus.

Hat's zur Schule nimmer dann getragen,
Starb uns hin in sieben bangen Tagen
Und im schönsten Frühlingssonnenschein
Senkten wir ins dunkle Grab ihn ein.

Täglich seitdem seh ich muntre Knaben
Zu der Schule mit dem Ränzlein traben,
Schön bezogen mit dem Seehundsfell,
Drauf ihr Name funkelt goldighell.

Und mir zuckt, wenn ich die Ränzlein sehe,
Durch mein Vaterherz ein bittres Wehe,
Weil das Letzte, was sein Herz begehrt,
Ich nur halb dem guten Kind gewährt.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 29. Dez. 1866.

Lieber Freund!

Mit bestem Dank folgt hier Grubes Brief zurück; es freut mich allemal, etwas von dem trefflichen Mann zu lesen; daß er in seinen ästhetischen Briefen meiner mit ein paar Worten gedenken will, macht mich froh und stolz. Erst neulich gedachte ich seiner, indem ich die Anekdoten aus Karls des Großen Leben, die mir von unserem Bredow her von Kind auf im Gedächtnis lagen und die er in seinen geschichtlichen Charakterbildern (welche ein beliebtes Buch meiner Kinder sind) frischer und vollständiger erzählt, auf plötzlichen Antrieb des Geistes, „deutscher Jugend zur Lust und Lehre", in Reime brachte, in sechs kurzen Mären.

Ich lasse dir die Blätter, wenn sie reingeschrieben sind, zukommen, um zu fragen, ob ich sie nicht mit einigem andern

aus Sage und Geschichte in einen freier zusammengestellten zweiten Teil Palmblätter aufnehmen darf?

Knapps Biographie habe auch ich mit vielem Interesse, großem Genuß und teilweise wirklicher Erbauung gelesen; ich danke es dem Herausgeber, daß er meines Vaters so pietätsvoll gedachte. Überhaupt hat der Sohn meines Erachtens die Arbeit des Vaters mit viel Takt und maßvoller Besonnenheit zu Ende geführt und eine anerkennenswerte Objektivität eingehalten. Ein anderer, ferner Stehender hätte allerdings dem Bilde mehr Farbe, mehr Licht und Schatten geben können, indem er teils die glänzenden Seiten des wirklich genialen Mannes, insbesondere seinen köstlichen Humor, teils aber auch die Mängel und Einseitigkeiten des übrigens „auch in seinen Schwächen liebenswürdigen“ Charakters mehr hervorgehoben hätte. Beides stand dem Sohne nicht an. Was man auch je und je gegen ihn auf dem Herzen haben mochte, — man durfte nur fünf Minuten wieder Aug in Aug ihm gegenüberstehen und seine kordiale Bruststimme wieder hören, so war man von ihm gewonnen, hingenommen, erwärmt und oft begeistert. Besonders anziehend waren mir in der Biographie neben den lieblichen Kindheitserinnerungen die schriftlichen und persönlichen Begegnungen mit litterarischen Notabilitäten, Rückert, Schelling, Schubert, Uhland, Kerner, Schwab, Arndt, Lenau, Auersperg, Pyrker u. s. w. Ganz interessant ist dabei, wie, trotz der persönlichen Liberalität Knapps, doch gewisse Richtungen früher oder später, offener oder versteckter sich abstoßen (Rückert, Kerner, Lenau). Dem Mann und Christen A. Knapp rechne ich es subjektiv zum Lob an, daß er auch gegenüber so glänzenden Persönlichkeiten Farbe hielt und seinen Standpunkt behauptete. Objektiv aber stimme ich ganz dem zu, was ihm Rückert über die Berechtigung der weltlichen Poesie schreibt, und finde es ganz natürlich, daß der schweigsame, straffe Uhland sich etwas retiré hält, sowie sehr ergötzlich,

wenn der Romantiker Kerner die drei reisenden Propheten zwar mit seiner gemütlichen Herzlichkeit aufnimmt und bewirtet, übrigens aber mit Versen und Maultrommelspiel sich vom Leibe hält.

Auf deinen Aufsatz in der „Allgemeinen" über Schelling freue ich mich sehr und gratuliere dir zu deinem, wie ich glaube, ersten, aber hoffentlich nicht letzten Auftreten in diesem hochgeschätzten, gutbedienten und weitverbreiteten Blatt.

Nun aber genug; laß diesen Brief auch gleich für den nächsten gelten. Gott segne Euch und uns den Jahreswechsel und das unter ernsten Auspizien anbrechende neue Jahr!

Von Herzen

Dein

Karl Gerok.

Demselben.

Stuttgart, 26. August 1867.

Lieber Freund!

Hier Grubes interessanten Brief mit bestem Dank zurück. Er ist allerdings, wie du es kurz und treffend bezeichnest, in Poesie und Dogmatik ein Rationalist, aber ein ganz ehrenwerter. Ein gewisser Rationalismus, richtig verstanden, ist auch ein notwendiges und berechtigtes Element und Ferment in der Kulturentwicklung, wie in der Theologie als Wissenschaft, und daß der „Rationalismus überwunden" sei, ist ein Märlein, das man uns anno 32 aufgebunden hat und das man heutzutag nur gedankenlos noch nachbetet. Wegscheider und Bretschneider, Krug und Nikolai sind nicht der Rationalismus.

Ebenso folgt hier Mörikes Manuskript, das ich mit großem Interesse gelesen habe. Auch das schon Bekannte interessierte mich in seiner schönen Handschrift und wegen der durchaus glücklichen Varianten in der letzten, gedruckten Redaktion.

Mich für meine Person schlägt allemal wieder das Ge-

wissen, wenn ich etwas von Mörike lese. Denn das, worin er excelliert und worin das punctum saliens der Lyrik besteht, der Duft, der Schmelz, das Unsagbare, das Irrationale, was Goethe meint, wenn er sagt, ein gutes lyrisches Gedicht müsse im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen immer ein wenig unvernünftig sein, oder ein andermal: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht," — eben das vermisse ich bei mir. Den Lyriker von Gottes Gnaden erkenne ich daran, daß er ein Lied machen kann und eine Ballade; ein einziges meiner Gedichte „Herbstgefühl" streift an das, was ich unter Lied verstehe, und diese paar kleinen Verse halte ich poetisch für meine besten.

Mit Herzklopfen denke ich unter diesen Umständen an meine „Blumen und Sterne", weltliche und geistliche Gedichte, die Greiner jetzt anfängt zu drucken. Ich habe noch keinen unverzagten Mut, mich mit meinem sehr bescheidenen Talent auf dem Gebiet der weltlichen, wenn auch mehr oder weniger christlich beleuchteten Poesie zu zeigen. Auf dem Boden der geistlichen Dichtung konnte es mir eher glücken, weil ich vor den weltlichen Poeten den christlichen Gehalt, vor den ordinärsten geistlichen Liedermachern die in der Schule der weltlichen Poeten gebildete Form voraus hatte. Leider ist mir's nicht gelungen, ein ordentliches Manuskript, das ich dir mitteilen könnte, vorher fertig zu bringen. Von den vier Abteilungen: 1) Aus Gottes Wort, 2) Aus Feld und Flur, 3) Aus Welt und Zeit, 4) Von Haus und Herd — möchte ich dir aber wenigstens die dritte, in welche die Gedichte von Kaiser Karl und Ähnliches kommen, vor dem Druck noch zur Durchsicht vorlegen. Bei den andern gehe ich öfters betretene Pfade. — Abzuwarten bleibt dabei immer auch das, ob man das „Homo sum" überhaupt einem evangelischen Geistlichen gelten läßt.

Meine Hand, die, wie du siehst, nicht mehr pariert,

nachdem ich heut von halb 8 bis halb 12 geschrieben, nötigt mich, zu schließen.

Herzlich grüßend

Dein Karl Gerok.

Demselben.

Stuttgart, 28. Juni 1867.

Lieber Freund!

Grubes interessanter Brief folgt hier mit herzlichem Dank zurück. Es hat mich höchlich ergötzt, welches kalte Sturzbad der treffliche Mann über unsere, namentlich deine Maler-Noltensbegeisterung ausgegossen hat, und nicht ohne Genugthuung fand ich das, was ich nur piano gegen jenes romantische Produkt einzuwenden mir erlaubte, nach allen Teilen, unabhängig von meinen Äußerungen, fortissimo dort wiederklingen. Es fiel mir auch mein guter Vater dabei ein, dem ich einst als Vikar in jugendlicher Begeisterung für Mörike das Buch zu den abendlichen Vorlesungen nach Tisch rekommandiert hatte, und der, nachdem er unter vielfachem Kopfschütteln und Murren, je und je auch einem beifälligen Lächeln sich die Lektüre bis in den zweiten Band hinein hatte gefallen lassen, endlich eines Abends bei einer gewissen, besonders angreifenden Partie kategorisch und mit Entrüstung erklärte: bis hieher und nicht weiter! Privatim könne es hinauslesen, wer da möge; er wolle keine Seite weiter davon hören! Hätten die Herren das Buch, wie wir, zuerst jung in die Hand bekommen, so wäre ihr Urteil wahrscheinlich milder ausgefallen; andererseits wir, wenn wir heut als nüchterne Männer diesen Roman, unbekannt mit der Person des Dichters, zum erstenmal lesen würden, — wer weiß, ob wir viel günstiger als Grube urteilen und nicht mindestens sagen würden: Schad um das schöne Talent des Erzählers, das Buch hat reizende, ergreifende, tiefpoetische Partieen, aber das Ganze ist unreif, krankhaft, verfehlt! Wenigstens habe ich schon manchmal mich über mich selbst wundern

müssen, wie ich einzelne poetische Produkte, die ich einst mit jugendlicher Elastizität der Fantasie und Unreife des Urteils begeistert verehrte, Sachen nicht nur von Fouqué, Heinrich Kleist, Tieck, sondern auch manches von Jean Paul, selbst Goethe und Shakespeare, — nun bei gereifterem Geschmack und nüchternerem Sinn kaum mehr genießbar finde, — ohne mir vorwerfen zu dürfen, daß meine poetische Empfänglichkeit vertrocknet wäre, denn das wahrhaft und rein Schöne rührt mich heut noch zu Thränen, wie vor 20 und 30 Jahren.

Wenn Grube bei diesem Anlaß den deutschen Roman überhaupt unter den englischen und sogar unter den französischen stellt, so frappiert mich das und ich hätte geglaubt, nicht nur gegenüber der reizenden Frivolität, beziehungsweise der fratzenhaften Effektmalerei französischer Novellistik, sondern selbst gegenüber dem oft hausbackenen Realismus und steifen Moralismus englischer Romane, habe der deutsche Roman in seinen echten Produkten den deutschen Vorzug der Gemütstiefe, Fantasiefülle und einer echtpoetischen, die Wirklichkeit weder kopierenden, noch karikierenden, sondern verklärenden Weltanschauung. Aber ich kann da nicht streiten, denn ich habe zu wenig Belesenheit; von den Franzosen hab ich gar nichts gelesen, als vor 30 Jahren Viktor Hugos Notre Dame, während ich die Fratzen von A. Dumas nie goutieren konnte und nach den ersten Blättern wegwarf; von den Engländern kenne ich außer wenigem von Sterne, Goldsmith und andern Ältern — nur W. Scott, Cooper, Dickens, denen ich allerdings auf ihrem Feld keinen Deutschen gegenüberzustellen wüßte, und sodann Größen zweiten Rangs, wie Bulwer, und einige Damen, mit denen wir gewiß auch nach Grubes Ansicht wohl konkurrieren können. — Dem sei, wie ihm wolle; nehmen wir noch hinzu, daß Grube zugleich vom pädagogischen Gesichtspunkt aus (das Wort im weitesten und höchsten Sinn genommen) urteilt und schreibt, so werden wir's ihm noch weniger verargen können, daß er nur das

Gesunde auch auf ästhetischem Gebiete gelten läßt und gegen das Krankhafte, wäre es auch mit verführerischem Reize geschmückt, sich ablehnend, meinetwegen rigoristisch verhält. Kerngesunde Ansichten finde ich auch diesmal in seinem „ästhetischen Brief" an dich, ich bitte dich, ihm für seine freundliche, nur allzugute Meinung von mir zu danken und ihn meiner herzlichen Verehrung zu versichern. Zu mehrerem reicht's heute nicht.

Dein
treuer Freund Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 15. Nov. 1867.

Hochverehrter Herr!

Nachdem mir durch unsern gemeinschaftlichen Freund F. Köstlin die Freude geworden ist, Ihnen auch ohne persönliche Bekanntschaft oder unmittelbaren brieflichen Verkehr dennoch freundlich näher treten zu dürfen, drängt es mich, Ihnen als geringes Zeichen der aufrichtigen Verehrung, womit ich längst durch Ihre Bücher und nun auch durch den Mitgenuß mehrerer Ihrer Briefe für Sie erfüllt bin, beiliegendes Büchlein — als eine Art von poetischem Tagebuch in Leid und Freud, aus alter und neuer Zeit, freilich mit vielen Lücken — mit der Bitte um wohlwollende Aufnahme zu übersenden. Möchte wenigstens der Kern der darin sich aussprechenden poetischen Persönlichkeit vor Ihrem kerngesunden, sittlich-ästhetischen Urteil bestehen!

Ihnen selbst aber, verehrter Herr, erhalte Gott noch lang die geistige Frische und stärke Ihnen auch die körperliche Gesundheit, um Ihre so gesegnete Wirksamkeit als Lehrer und Bildner des deutschen Volks und der deutschen Jugend in den weitesten Kreisen und auf den mannigfaltigsten Gebieten fortzusetzen!

Mit wärmster Hochachtung verbleibe ich

Ihr
aufrichtig ergebener Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 19. Nov, 1867.

Lieber Freund!

Meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme meines Büchleins, insbesondere auch für die aufrichtige, freundschaftliche Kritik.

Daß unter den Blumen auch Blätter, unter den Sternen auch Schnuppen sind, gebe ich bereitwillig zu. Und wenn man in einer Gedichtsammlung auch Kleinigkeiten duldet, so sollten sie freilich wenigstens mit der Grazie eines Mörike behandelt sein, wiewohl ich selbst diesem etliche seiner Gelegenheitsgedichte und Albumblättchen schenken würde. Einiges dieser Art bei mir, wie die Albumblätter und mehrere Distichen, würde weniger pretentiös aussehen, wenn die Sächlein nicht auf eine eigene Seite gedruckt, sondern zusammengerückt wären. Was meine arme „Helena" betrifft, so nehme ich diese vorerst noch in Schutz.

Fürs erste vom biographischen Standpunkt, als das früheste meiner für präsentabel gehaltenen Gedichte und als harmlose Erinnerung an eine höchst ideale, platonische Knabenliebe zu einem lieblichen Mädchen, welche mich, übrigens ganz einseitig und dem andern Teil völlig unbekannt, vom 15. bis 19. Jahr (bis ins 2. Universitätsjahr) begleitete, im Stillen beglückte und während der ganzen Zeit an Seele und Leib rein erhielt. Dann wurde die Angebetete, so alt als ich selbst, Braut, Gattin und Witwe. Eine Erinnerung an diese Lebensperiode durfte in einer Art poetischer Biographie nicht ganz fehlen, zumal wenn sie durch die Jahreszahl 1832 als ein längst überwundener Standpunkt bezeichnet war. Noch jetzt denke ich mit der harmlosesten Freude, ja mit Dank gegen Gott an jene Schwärmerei zurück. Wer einen moralischen oder religiösen Anstoß dran nehmen will, von dem muß ich mir's gefallen lassen, für den habe ich aber

überhaupt keine Zeile geschrieben, in dessen Augen bin ich zum voraus ein verwerflicher Mensch.

Sodann scheint mir das Gedicht auch vom ästhetischen Standpunkt nicht übel, die Kombination der homerischen Welt mit einem harmlosen Tagesereignis, oder vielmehr einer Kleinigkeit, die nicht einmal irgend ein Ereignis heißen kann, glücklich, und der leise Humor, der von Anfang an über das Gedicht verbreitet ist, unverkennbar. So haben mir denn auch mehrere Freunde mündlich und schriftlich ihre besondere Freude gerade an diesem Stücklein bezeugt. Einem Philologen und Schulrektor kann ich es freilich nicht verdenken, wenn er schon vom pädagogischen Standpunkt aus bös wird über einen unachtsamen Gymnasisten, der beim dritten Gesang der Ilias sich in solche reglementwidrige Träumereien verirrt.

Hiemit genug des Kommentars über eine poetische Kleinigkeit. Noch bemerke ich, weil du darnach fragst, erläuternd, daß ein halb Dutzend trüber Gedichte aus den Jahren 1841 und 1842 sich auf die durch einen Unglücksfall (zerschmettertes Gefährt auf der Reise mit scheugewordenen Pferden) frühe verstorbene ältere Schwester meiner Frau bezieht; sie war aber nicht meine „Braut". — „Des Kranken Liebe" dagegen geht auf meine Frau; ich war damals körperlich leidend, hypochondrisch und die Krise ein heftiges Nervenfieber. Ottilie Wildermuth bemerkte mir launig, eigentlich gehörte nun ein Gegenstück dazu: „Die Liebe des Gesunden", mit einer Illustration, die Gatten inmitten von acht Kindern darstellend. — „Einer Mutter" gilt dem Tod meiner Schwiegermutter, der Obertribunalrätin Kapff. „Das Meer" habe ich mit Denzel zuerst auf Rügen, dann auf Helgoland kennen gelernt, 1839. Sonst werden dir keine persönlichen Beziehungen fremd sein. O. Wildermuth schreibt mir, Frau Uhland habe die schwäbische Kunde mit herzlicher Freude sich gefallen lassen.

Daß du mich zum Druck der Sonette an Theodor auf-

gemuntert, danke ich dir, weil sie, wie ich finde, vielfach besonderen Anklang finden. Grube wird das Buch nun haben.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

Demselben.

Stuttgart, 28. Nov. 1867.

Lieber Freund!

Da ich jetzt gerade eine halbe Stunde frei habe, die möglicherweise in Wochen nicht wiederkehrt, so antworte ich lieber sogleich Einiges auf deinen gestrigen und den vorhergehenden Brief.

Grubes neuester Brief an dich hat mich königlich gefreut, fürs erste wegen des köstlichen Humors, mit dem er seinen Grimm über die Druckfehler ausläßt, die auch mir, vollends in Gedichten, wie Nägel sind, in die man unversehens in den Strümpfen tritt. Und das Ärgste dabei ist für den Autor, nicht daß man sich dran stößt, sondern daß Tausende sich nicht dran stoßen, vielmehr den Unsinn gedankenlos mit verschlucken. Dann freute mich auch ganz besonders die unaufgeforderte Ehrenrettung für meine Helena in Grubes Schreiben; so und nicht anders, als wie er das Gedicht auffaßt, ist es gemeint und will es genommen sein. Du kannst freilich sagen, wie es am Theologen G. ihn angenehm überrascht habe, so könne es andere unangenehm überrascht haben. Möglich, aber wie gesagt, das muß ich tragen, wie ich ja überhaupt auch als Prediger und Geistlicher es vielen sehr ehrenwerten Christen nicht recht machen kann und nur auf Kosten meiner Überzeugung in allem recht machen könnte. Wenn Grube meint, das „holde Kind“ werde jetzt die Frau Dekanin sein, so bin ich nicht Schuld, daß sie's nicht geworden ist und werden konnte, ich habe dir ja früher darüber geschrieben. Daß auch deine liebe Frau das Stück passieren

Digitized by Google

läßt, ist mir gleichfalls eine Beruhigung. „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!“

Das gebe ich zu, daß man unter der Aufschrift „Frühlingsidylle“ etwas Anderes erwartet, als jene Kleinigkeit, die ich minder prätentiös hätte titulieren sollen, da ich sie nicht weglassen mochte, um wie anderswo meinen schwäbischen Landsleuten und Meistern Uhland, Knapp, Kerner, Schwab, so hier auch unserem Mörike meine Verehrung zu bezeugen, — uninteressiert, denn ich stehe ihm persönlich fern.

Im ganzen sind mir nun doch etwa fünfzig Gedichte, also fast die Hälfte, von verschiedenen Seiten als individuell ansprechend bezeichnet worden, die wenigsten aus Abteilung 1 und 2, wiewohl G. Steinbeis dem Lied im höhern Chor die Krone zuerkennt.

Nun aber genug von meinen Sachen! Nur muß ich mich gegen deine metrischen Grundsätze nochmals feierlichst verwahren. Wenn du mir sagen würdest, meine Distichen oder daktylischen Versmaße seien nicht korrekt, so laß ich das vollkommen gelten, aber wenn du darauf beharrst, die antiken Versmaße, sowie die Daktylen eigentlich aus der deutschen Lyrik verbannen zu wollen, so muß ich das für eine kritische Schrulle erklären, die lediglich aus J. Kerners Praxis — für ihn ganz gerechtfertigt — abstrahiert ist, durch welche aus unserem Dichterschatz Kleinodien hinausdekretiert und unsere deutsche Sprache eines köstlichen Vorzugs vor der französischen, englischen und fast allen andern verlustig erklärt würde.

Eine Stelle in deinem Brief bringt mich noch einmal auf den Christoforus, an dem du die unregelmäßigen Nibelungenstrofen tadeltest. Ich gestehe, daß ich die holprigten Daktylen mit Fleiß in den ursprünglich glatten Versbau hineingehauen habe, einmal um das lange Stück weniger eintönig zu machen, dann weil mir's zu dem ungeschlachten Helden zu passen schien.

Neulich hab ich vergessen, dir zu konstatieren, daß auch ich Ottilie Wildermuth hoch halte. Sie ist ein schwäbisches Originaltalent liebenswürdigster Art, hat Humor ohne unweiblich zu werden, Gemüt ohne ins Sentimentale zu verfallen, greift ins volle Menschenleben hinein, ohne prosaisch zu sein, und wirkt sittlich veredelnd und religiös erhebend, ohne durch nackte Tendenz zu verstimmen. Wenn bei so langer und reicher Produktivität ein und das andere Neuere an schon Dagewesenes erinnerte, wäre es erst kein Wunder.

Herzlich grüßend,

Dein

Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 16. Dez. 1867.

„Jetzt war Glaukos erreget von Zeus, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Farren sie wert, neun Farren die andre!"

Ilias VI, 234 ff.

An diesen Waffentausch, hochverehrter Freund, ward ich zu meiner Beschämung erinnert, als vorgestern Ihre reiche, kostbare Büchersendung bei mir ankam. Wie hab ich das verdient und wie soll ich das vergelten? Was will mein dünnes, leichtwiegendes Versbüchlein heißen gegen diese nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ gewichtigen, nicht nur ihrem Preise, sondern auch ihrem Inhalt nach kostbaren Bücher? Doch auch sich beschämen zu lassen, ist süß; auch unverdienter Gnadengaben dankbar sich zu freuen wie der göttlichen, so menschlicher Liebe gegenüber, ziemt dem Christen. Und so nehmen Sie denn meinen und der Meinigen herzlichsten Dank für alles, womit Sie unsern Weihnachtstisch überschüttet haben, zu Lust und Lehr für Groß und Klein, für die alten, wohlbekannten Freunde im neuen Gewand, wie für die neuen mit Begierde empfangenen Gaben Ihrer Muse. Gott lohne Ihnen durch neue Schöpferlust — das

Produzieren selbst ist und bleibt ja doch unser schönster Lohn — dann aber auch durch manche erfreuliche Erfahrung von dem reichen Segen, den Sie mit Ihrer kerngesunden Nahrung für Geist und Herz weitumher in deutschen Landen stiften!

Freund Köstlin verdiente bei diesem Jahresschluß eine Hekatombe von mir, denn ihm verdank ich eine der freundlichsten Errungenschaften dieses Jahrs, Ihre Bekanntschaft.

Auch ein anderer Freund von Ihnen, Herr St. in M., hat mich in diesen Tagen höchlich erfreut, sowohl durch seine glücklichen Nachdichtungen „aus Tibur und Teos", als durch seine warme Aufnahme meiner neueren Gedichte. Eben geh ich dran, auch ihm zu danken. Bei solch lieblichen Geschäften gelüstet mich's oft recht, einem rein litterarischen Berufe leben zu dürfen, wie Sie; aber das Amt tritt allemal bald wieder mit seinen unerbittlichen Ansprüchen dazwischen. Und am Ende muß ich Gott wieder dafür dankbar sein und erkennen, daß ich zu einer blos schriftstellerischen Existenz eben doch das Zeug nicht in mir hätte, ja daß der Boden meines geistlichen Berufs mit aller daran hängenden Arbeitslast eben doch die Mutter Erde für mich ist, aus deren Berührung mir die beste Lebenskraft — je und je auch zu einem poetischen Aufschwung — zuströmt.

Gott sei mit Ihnen, segne Ihnen den Eintritt ins neue Jahr und stärke Ihre Gesundheit!

In herzlicher Verehrung

Ihr

dankbar ergebener Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 18. Dez. 1867.

Lieber Freund!

Unter dankender Rückgabe des Übersendeten aphoristisch folgendes:

J. J. Moser lese ich gegenwärtig mit großem Inte-

resse, habe sogar das Buch neulich aus Anlaß einer Parallele zwischen Moser auf Hohentwiel und Johannes dem Täufer im Gefängnis auf der Kanzel zu einem Christgeschenk für Männer empfohlen. Übrigens besteht der Wert des Buchs wesentlich in dem authentischen Moserschen Material.

Die „Tätzchen“, die mir Grube für meinen Tannhäuser erteilt, feuern mich noch auf den Händen, um so mehr da ich bei Einreihung dieses Gedichts im Gedanken, daß man es mit dem Geibelschen vergleichen könnte, selber ästhetisch kein ganz gutes Gewissen hatte. — Schon vor etwa zwölf Jahren, als ich in einer Epistelpredigt über den Spruch: „Wer aufs Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten“ der tiefsinnigen, altdeutschen Sage vom Venusberg gedachte, packte mich die Sache poetisch besonders von Seiten des schauerlichen Altgewordenseins über Nacht und das Gedicht schwebte mir ungefähr so vor, wie es jetzt ist. Bald darauf las ich aber Geibels wunderschönen, in die dunkle Farbenglut echter Romantik getauchten Tannhäuser und da verging mir jeder Gedanke an Konkurrenz. Als ich aber voriges Frühjahr meine Sammlung kompletieren wollte, dachte ich, es sei doch eines Versuchs wert, ob ich nicht, unter geflissentlicher Fernhaltung Geibelscher Reminiscenzen und Abstreifung des ritterlichen Beiwerks den sittlichen Kern der Sage in meiner Weise poetisch-pädagogisch reproduzieren könnte, so daß die Moral in Bibelworten schließlich kurz und bündig heraussspränge, ungefähr wie beim „schönsten Baum“ das: „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Daß nun freilich Grube in diesem Fall statt der goldenen Frucht ein Pastoralzöpflein schließlich herausspringen sieht, ist mir sehr bedenklich, und ich kann mich nur damit trösten, daß mir sonst dieser Fehler seltener passiert. Aber ich bin Grube für seine Zensur und dir für deine Mitteilung herzlich dankbar. Gott befohlen!

Dein Karl Gerok.

Digitized by Google

Demselben.

Stuttgart, 4. Februar 1868.

Lieber Freund!

Ich wünsche dir aufrichtig Glück zur gehaltenen Predigt. Es will etwas heißen, ohne in der Übung zu sein, eine Predigt so fix zu machen und so ferm zu memorieren. Ich wende in der Regel den ganzen Samstag aufs Meditieren und Niederschreiben und am Sonntag Morgen zwei Stunden aufs Memorieren. Meine größte Heldenthat gelang mir, weil es sein mußte, vor vier oder fünf Jahren. Ich kam am Freitag Abend nach vierwöchentlichem Urlaub vom Bodensee zurück und hatte, um mich am Samstag behaglich wieder einzurichten, die Sonntagspredigt an Helfer G. abgegeben. Meine Frau holte mich auf dem Bahnhof ab und rückte mit bösem Gewissen im Nachhausegehen mit dem Geständnis heraus, daß sie auf Samstag drei Leichenreden für mich angenommen habe; mit jeder neuen Straße, durch die wir gingen, wurde wieder ein neues Bekenntnis abgelegt, und das Ende vom Lied war, daß eine dieser drei Leichen ein Kind von G. sei, — dem ich sonach die Predigt unmöglich zumuten konnte. Nach einer infolge der Reiseaufregung wie gewöhnlich schlaflosen Nacht hatte ich sodann am Samstag Vormittag in drei Trauerhäusern Besuche zu machen und drei Reden zu schreiben, nachmittags um 2, 4 und 5 Uhr an den Gräbern zu stehen und abends von 6—9 Uhr mit fliegender Feder eine Predigt zu schreiben, die am andern Morgen deo juvante glücklich und mit dem Zeugnis, sie sei besser als manche andere, abgehalten wurde. Seitdem richte ich aber mein Nachhausekommen auf keinen Freitag mehr. — Es wird dir sowohl für eine künftige Bewerbung um eine Pfarrei als für deine nachmalige Praxis im Pfarramt sehr dienlich sein, wenn du mit dem Predigen einigermaßen in der Übung bleibst.

Daß Grube, mitten im österreichischen Vorarlberg sitzend,

so preußisch denkt, ist mir ein gewichtiges Zeugnis für die Richtigkeit der Politik unserer deutschen, d. h. preußenfreundlichen Partei. Ich bin durch die Erkenntnis, wie wenig für uns von Österreich zu hoffen ist, welche Lebenskraft Preußen in sich trägt und wie unsere preußenfeindlichen Partikularisten wissentlich oder unwissentlich entweder der Schmach eines französischen Vasallentums oder dem Phantom einer schweizerischen Republik zusteuern, mehr und mehr dem vollen und aufrichtigen Anschluß an den norddeutschen Bund zugetrieben. Und diese „deutsche" Politik halte ich auch für die einzig wahre „württembergische". In diesem Sinn hat mir das Geibelsche Gedicht in der „Allgemeinen", das Grube zitiert, sehr wohlgethan. Den Vorgang aus der deutschen Kaisergeschichte, auf den Geibel anspielt und der mir von der Gymnasialzeit her immer noch als schönes historisches Datum nicht nur im Gedächtnis, sondern auch im Gemüt lag, habe ich vor einiger Zeit in zwei Gedichten versifiziert und das erstere derselben an Geibel, der mir persönlich unbekannt ist, geschickt „zum Zeichen, daß sein schöner Aufruf zur deutschen Eintracht auch im partikularistischen Schwabenland Anklang finde." Ich lege dir die beiden Stücke bei, wünschte sie aber nicht abgedruckt, zumal ihnen die letzte Feile noch fehlt.

Gott mit Euch! Herzlich grüßend,

Dein

Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 7. Februar 1868.

Verehrtester Freund!

Nachdem gestern auch Ihr letztes, von innen und außen so schönes und kostbares Geschenk eingelaufen ist, die ästhetischen Briefe, darf ich endlich die lang verschlossenen Schleusen meines Herzens öffnen und den lang zurückgedämmten Strom

meines Dankes in vollen Wogen loslassen. Ich weiß in der That kaum, wo ich anfangen soll, soviel Schönes und Gutes ist mir in den letzten Monaten von Ihnen zugekommen.

Ihre geographischen und geschichtlichen Charakterbilder bilden seit Weihnachten eine werte Abendlektüre in meinem Haus für Alt und Jung. Solche Charakterbilder scheinen mir überhaupt die rechte Form des Geschichtsunterrichts für die Jugend. Wie schattenhaft, farblos und spurlos sind einst die chronologischen Geschichtsdarstellungen, die orientalischen, römischen und germanischen Dynastien in unserem Gymnasialgeschichtsunterricht an uns vorübergegangen, der wie drauf angelegt war, den jugendlichen Köpfen die Historie recht langweilig zu machen! Dagegen wie prägt sich so ein lebendig gefärbter, markig gezeichneter Charakterkopf der Fantasie so unverwüstlich ein, und wieviel weiteres historisches Material gruppiert sich ungesucht um so eine hervorragende Gestalt, um so einen geschichtlichen Knotenpunkt. Die Chronologie hat freilich auch ihr Recht, Jahreszahlen müssen auch in den Kopf; — aber soll die Geschichte — und die Geographie — einigermaßen in Fleisch und Blut der Jugend eingeführt und für Herz und Leben fruchtbar werden, so ist dazu Ihr Weg gewiß der einzig richtige, was ja auch der merkwürdige Erfolg Ihrer Bücher bestätigt.

Auch für Ihre wohlwollende Besprechung meiner poetischen Produkte bin ich Ihnen zum wärmsten Dank verpflichtet. Wenn die Blumen und Sterne außer Württemberg, wie mir der Buchhändler sagt, den größten Absatz in der Schweiz gefunden haben, wo allerdings auch meine anderen Sachen früher schon viel Freunde fanden, so verdanke ich dies gewiß großenteils Ihrem Freundesdienst. Auch mit dem Inhalt Ihrer Zensur kann ich wohl zufrieden sein. Was Sie zur Charakteristik meiner Richtung im allgemeinen sagen, trifft mit dem, was ich selber will und erstrebe, ganz überein, und wenn Sie mit einigen Ausdrücken, wie „be-

häbig" und „hausbacken", auch die Grenzen meiner Begabung plastisch andeuten, so finde ich diese Prädikate nicht nur für einige meiner mehr aufs Lehrhafte angelegten Sachen besonders zutreffend, sondern auch auf meine ganze Art gegenüber z. B. einem Romantiker wie J. Kerner oder einem reinen Lyriker wie E. Geibel ganz passend, sehe im Mund eines Grube, der ja in Poesie und Prosa es auch aufs Gesunde, Natürliche und Nahrhafte abgesehen hat, eher ein Lob als einen Tadel in diesen Ausdrücken, und lasse selbst als Bezeichnung eines Mangels aus dem Mund eines so kompetenten und wohlwollenden Richters sie mir gerne gefallen.

Auf die ästhetischen Briefe freue ich mich sehr, teils für Frau und Tochter, teils für mich selbst. Früher mochte ich zwar sehr gern poetische Werke lesen, schöne Bilder sehen und gute Musik hören, aber nicht gern Besprechungen darüber lesen; mit den Jahren ist das anders geworden, nunmehr interessieren mich gute Litteraturgeschichten und ästhetische Kritiken jeder Art sehr; ich habe dabei einen Nachgenuß der Werke, welche besprochen sind, sofern ich sie früher kennen lernte, und vergleiche meine Eindrücke und Urteile mit denen anderer, meist gescheiterer Leute, lasse mich auch gern auf manches mir noch unbekannte Gute aufmerksam machen, zumal ich selber nicht mehr viel Zeit zum Suchen und Wählen habe. So hoffe ich auch an Ihrer kundigen Hand manches bekannte Liebe und Gute zu rekapitulieren, manches Neue, mir bisher Unbekannte kennen zu lernen.

Wie gern möchte ich Ihre schönen Gaben auch nur einigermaßen entsprechend erwidern; aber ich habe außer dem, was Sie von mir kennen, nichts als ein paar Predigtbücher, die auf einen anderen Leserkreis berechnet sind. Mein Ideal von Predigtweise ist allmählich ein etwas anderes geworden, als da ich anfing zu predigen und Predigten zu veröffentlichen; aber ich bin nicht mehr jung genug dazu und mein Auditorium ist ein zu gemischtes, als daß ich der

Verwirklichung desselben mich noch wesentlich annähern könnte. Nochmals meinen wärmsten Dank. Gott mit Ihnen und Ihren so gesegneten Arbeiten! Bin ich auch ein schlechter Korrespondent, so behalten wir, hoff ich, durch Freund Köstlin doch beständig Fühlung miteinander.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr

Karl Gerok.

An Rektor Köstlin.

Stuttgart, 2. März 1868.

Lieber Freund!

Daß ihr mit meinen beiden deutschen Kaiserwahlgedichten*) nicht unzufrieden seid, hat mich gefreut. Auch E. Geibel hat mir nun mit einigen freundlich zustimmenden Bleistiftworten seine neueste Sammlung „Gedichte und Gedenkblätter" geschickt. Auf eine politische Demonstration, die ja ohnehin fruchtlos wäre, habe ich es damit überhaupt nicht abgesehen Die Schönheit liegt im objektiven historischen Faktum. Auch geht mein politischer Standpunkt keineswegs auf Annexion und Abdikation, sondern lediglich auf offenen, ehrlichen Anschluß.

Kleinert über Schiller werde ich dir später schicken. Was Grube aus Anlaß dieses Büchleins dir über seinen theologischen Standpunkt und über seine Anschauung vom Reich Gottes und vom Christentum schreibt, finde ich schön und gut und ich glaube, wir können's so, wie es dort ausgesprochen ist, vollkommen unterschreiben, wenn sich auch bei näherem Eingehen ins Detail noch manche Kontroversen herausstellen dürften. Daß der Schwerpunkt des Christentums nicht im menschlich und ebendamit mangelhaft formulierten Dogma liegt, daß dasselbe vielmehr Geist, Kraft und

*) „Konrads I. Vermächtnis" und „Heinrich der Vogler" in „Blumen und Sterne". D. H.

Leben ist, das ist nicht nur das Ergebnis meiner philosophischen und dogmatischen Studien, sondern auch meiner pastoralen Praxis. Auf der andern Seite steht uns Theologen freilich schon aus der Geschichte fest, daß keine Kirche ohne Bekenntnis möglich ist; — wiederum daß das Christentum das höchste Kleinod der Menschheit, die höchste Quelle alles Wahren, Schönen und Guten auch in Poesie, Kunst und Wissenschaft, kurz das Heil der Welt ist, ist mir ebenso unumstößlich, als daß andererseits alle edlen und erleuchteten Genien der Menschheit, auch wenn sie nicht im Zentrum des christlichen Glaubens und Lebens stehen, sofern sie nur der Wahrheit, soweit sie ihnen offenbar ist, dienen, Mitarbeiter am Reich Gottes im weiteren Sinne sind.

Was meinen philosophischen Standpunkt betrifft, wenn ich noch abusive mir einen zueignen darf, so schwärmte ich einst kurze Zeit für Schelling; dann hat mich mindestens zehn Jahre lang Hegel gefangen genommen, d. h. der Geist seines Systems, ohne daß ich seine einzelnen Disziplinen durchstudiert hätte; nun aber bin ich seit Jahren im wesentlichen auf Kant zurückgekommen, den wir einst in spekulativer Trunkenheit verachteten und den doch meines Erachtens eigentlich keiner der späteren überwunden hat. Einzelnes Herrliche, Geistreiche, Gediegene mutet mich auch bei Schelling, Hegel, Fichte, selbst bei dem unheimlichen Pessimisten Schopenhauer an, aber ins Netz eines positiven Systems fängt mich keiner mehr ein.

Vale faveque!

Dein

Karl Gerok.

---

5. März 1868. Titel und Rang eines Oberkonsistorialrats. (Notiz aus dem Amtskalender.)

Stuttgart, 10. März 1868.

Liebe Geschwister!

Der liebe Gott hat uns unerwartet in schmerzliches Leid versetzt. Unser guter Hermann, dein Pätchen, liebe Marie, der in letzter Zeit an Leib und Seele fröhlich gedieh, uns jeden Tag mehr Freude machte und gestern um 3 Uhr noch seinem spielenden Bruder Erich zujauchzte, bekam einige Minuten nachher wieder einen heftigen Gichteranfall infolge des Zahnens, der ununterbrochen bis Mitternacht fortdauerte, worauf das liebe Kind sanft entschlief. Was Gott thut, das ist wohlgethan, — aber die Liebe darf wohl weinen. Ihr thut das mit uns, wie Ihr Euch mit uns gefreut habt. Dessen sind wir versichert und empfehlen uns Eurer geschwisterlichen Teilnahme und Fürbitte. Gott sei mit Euch und mit uns! Seid alle, besonders auch die liebe Luise, herzlich gegrüßt von

Eurem
treuen Bruder Karl.

Einem frühverstorbenen Kind.*)

(1889.)

Ein einziges Lächeln, ein einziger Blick!
Sonst ließest du nichts zum Gedächtnis zurück,
Doch grub's unauslöschlich ins Herz mir sich ein
Und nimmer, mein Kindlein, vergesse ich dein!

Ein einziges Lächeln, ein einziger Blick,
Dann sankst du erblassend ins Kissen zurück;
Doch im strahlenden Blick und im lächelnden Mund
That eine unsterbliche Seele sich kund.

Ein einziges Lächeln, ein einziger Blick
War alle dein Anteil am irdischen Glück,
Doch brächt' ich mein Leben ins achtzigste Jahr,
— Zuletzt ist's ein Traum, wie das deinige war!

*) Von K. G. in die 9. Auflage des „Abendstern" aufgenommen.
D. H.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 6. April 1868.

Verehrtester Freund!

Gestern hat mir Freund Köstlin durch Übersendung des Brandenburgischen Schulblatts ein rechtes Fest bereitet und ich müßte ein Ungeheuer von Undank sein, wenn ich nicht heute Morgen trotz den doppelten Geschäften der Karwoche mich sofort hinsetzte, Ihnen meinen geflügelten Dank zuzusenden für die ebenso ehren- als liebevolle Weise, mit der Sie die jüngsten Kinder meiner Muse in Norddeutschland eingeführt haben; ehrenvoll durch den Ort, an dem Sie sich aussprachen, durch den bedeutenden Raum, den Sie für mein dünnes Büchlein zu gewinnen wußten, und vor allem durch den gewichtigen Namen, der unter Ihrem Aufsatz steht; liebevoll aber durch die freundliche und vollkommen zutreffende Würdigung des Charakters meiner Poesie im ganzen, wie durch das teilnehmende, herzliche Eingehen in einzelne Produktionen, — in welch letzterer Beziehung mir's besonders erwünscht war, neben einem guten Wort über andere, auch sonst bevorzugte Gedichte ein Absolutorium auch für ein paar andere Nummern zu empfangen, von denen mir bisher niemand etwas gesagt hat und bei denen ich selber des Gelingens nicht sicher bin, wie Jakobs Traum, bei dem mir zwar die Idee gut, aber die Ausführung nicht konzis und schlagend genug schien, und das Osterlied mit dem Kehrreim, bei dem mir's wieder vorkommen wollte, wie sonst oft, ich habe für das eigentliche musikalische Lied kein Geschick. Auch Ihre vorangeschickten allgemeinen Erörterungen habe ich mit herzlicher Zustimmung gelesen und mich daran gestärkt und erquickt. Also nochmals meinen wärmsten Dank für diesen schönen Freundesdienst.

Außerdem bin ich Ihnen noch meinen Dank schuldig für die wohlwollende Notiz, die Sie von meinem neuesten Titel

genommen. Es zeugt wahrlich von einem hellen, weltmännischen Blick und von einer liebenswürdigen Weitherzigkeit der Gesinnung, wenn Sie, ein Freiherr im Reich des Geistes, den Wert und Unwert solcher Dinge für einen ins Joch des Staats- und Kirchendiensts Eingeschirrten so hübsch zu würdigen vermögen, ja es zeugt von einem hochästhetischen Sinn, wenn Sie dem trockenen Titelwesen sogar eine poetische Seite abzugewinnen und Rang und Würden als Blüten prosaischer, redlicher Pflichterfüllung aufzufassen wissen. Es ist aber, so neu mir dieser Gedanke war, etwas vollkommen Wahres daran.

Daß ich nun gerade mit dem allerunpoetischesten und unaussprechlichsten Titel begnadigt, beziehungsweise gestraft werden mußte, ist freilich Pech, sowohl für mich als für die, welche Zunge und Feder damit quälen müssen, und ich kann mich vorläufig nur mit unserem Gustav Schwab trösten, der auch in diesem Falle war. Daß übrigens mein Verhältnis zu den Musen, wenn sie nicht sonst eines Verehrers müde werden, der das zehnte Lustrum hinter sich hat, dadurch keineswegs alteriert werden soll, kann ich feierlich versprechen, sofern ich mein wahres Ich von der ganzen Sache nicht im mindesten berührt fühle.

Nun aber genug von mir! Ihnen, verehrtester Freund, schenke Gott in diesen schönen Frühlingstagen an Ihrem schönen Schwabenmeer frischen Mut zu geistigem Schaffen und Genießen, und manche der köstlichen Stunden, wo man etwas vom Besuche der Himmlischen spürt und sagen kann: „Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle, der Busen wird ruhig, das Auge wird helle."

Von Herzen

Ihr

dankbarer

Karl Gerok.

Zur 100jährigen Geburtstagsfeier des seligen Stadtdekans Duttenhofer.

20. April 1868.

Motto: Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.

Gott grüße dich, du frohe Schar,
Die fromm des Vaters denkt,
Dem einst — heut sind es hundert Jahr —
Das Leben Gott geschenkt!

Die Zeit, als noch die Kinder jung,
Als noch der Vater da,
Der liebenden Erinnerung
Tritt heut sie wieder nah.

Da ist's, als hätt ich einen Klang
Vom nahen Turm gespürt,
Die Glocke bebte leis am Strang,
Von Engelshand gerührt.

Das ist ein Gruß vom Gotteshaus,
In dem dereinst so gern
Der treue Knecht ging ein und aus
Im Dienste seines Herrn.

Da ist's, als webte leis und lind
Ein Säuseln durch die Luft,
Ans Fenster klopft ein Frühlingswind,
Gewürzt mit Blütenduft.

Das ist ein Gruß vom Nachbardach
Und von dem Gärtchen dran,
Drin er gehaust so gern — und ach!
So kurz als Stadtdekan.

Heil ihm, der nun bei Sternen wohnt
Im schönen Vaterhaus,
Wo Gott dem treuen Knechte lohnt
Und seine Müh ist aus!

Und Heil den Seinen; lange soll
Sein Stamm in Ehren stehn,
Und sein Gedächtnis liebevoll
Auf Kindeskinder gehn.

Von dem Amtsnachfolger des Verewigten.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 15. Juni 1868.

Verehrtester Freund!

Eine unerwartetere Freude hätte mir kaum widerfahren können, als die mir am gestrigen Sonntag Nachmittag ward, da mir Steinkopf Ihre neuen Biographieen aus der Naturkunde schickte, und ich auf dem Widmungsblatt meinen Namen gedruckt lesen durfte. Es ist zum erstenmal, daß mir eine solche Ehre widerfährt und ich bin deshalb noch ganz naiv stolz darauf. Von Ihnen, verehrtester Freund, ein solches Zeichen der Freundschaft vor Ihrem ganzen, großen Publikum zu empfangen, ist keine Kleinigkeit, und speziell vor einem Buch wie das vorliegende sehe ich meinen Namen besonders gern, denn die Natur ist mir von Kind auf eine Quelle reichen und süßen Genusses, eine Offenbarung Gottes gewesen, in die ich mich immer wieder mit Wonne versenke. So haben mich auch die paar Stücke, die ich sogleich in Ihrer neuen Sammlung gelesen, die Hasel und die Linde, — letztere trotz der „Palmblätter" und der „Zedern Libanons" und des „Christbaums" von jeher mein eigentlicher Liebling unter den Bäumen, — innig ergötzt und wahrhaft erbaut. Tiefes Naturgefühl und gesunde Anschaulichkeit, Historisches und Didaktisches, Botanik und Romantik, das alles verschmilzt sich in Ihrer Darstellung auf eine gar wohlthuende Weise und macht diese Skizzen zu einer ebenso anziehenden als belehrenden und veredelnden Lektüre. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für das schöne Geschenk wie für die freundliche Widmung!

Freund Köstlin, der soeben ein Stündchen bei mir zubrachte und sich meines von Ihnen empfangenen Geschenkes mit mir freute, grüßt herzlich. Gott mit Ihnen!

In herzlicher Verehrung

Ihr

dankbar ergebener Karl Gerok.

Das Lutherfest zu Worms.

(Veröffentlicht in „Über Land und Meer" 1868.)

Das waren schöne Tage, welche das altehrwürdige, vielgeprüfte Worms um die Sommersonnenwende dieses Jahres feierte, Tage, an denen die Junisonne auf eine so festlich geschmückte Stadt, auf eine so frohbewegte Schar von Gästen herniederleuchtete, wie das „Wonnegau" am Rhein sie nimmer gesehen hatte, seit der jugendliche Kaiser Karl V zu Worms seinen ersten Reichstag hielt, seit die Hohenstaufen dort ihre glänzende Hofhaltung aufschlugen, ja seit König Gunther dort seine Gäste lud zu „Frewden und Hochgeziten", und die Helden des Nibelungenliedes, kühne Recken und minnigliche Frawen, festlich bewirtete. Ist ja doch auch ein Siegfried Drachentöter wieder auferstanden zu Worms, dessen fromme Heldengestalt riesig hineinleuchtet in alles deutsche Land, ist ja doch ein Nibelungenhort wieder gefunden und gehoben für die alte Burgundenstadt, der ihr die Kosten ihrer Gastfreundschaft hundertfach ersetzen und sich auf viele Generationen hinaus reichlich verzinsen wird, denn das Lutherdenkmal zu Worms wird von nun an ein Hauptanziehungspunkt werden, ein Wallfahrtsort bleiben für alle Pilger am Rhein.

„Über Land und Meer" — bis von Chicago her — sind die Festgäste gekommen, auf 120 000 wurden sie geschätzt, die ab und zu strömten an den drei Festtagen des 24., 25. und 26. Juni; „über Land und Meer" soll auch die Kunde getragen werden von dem großartigen Fest, nicht ein diplomatisch genaues Festprogramm oder ein ausführlicher Zeitungsbericht, aber ein Gesamtbild der Hauptmomente der dreitägigen Feier, ein Nachhall der Haupteindrücke, die der empfängliche Teilnehmer mit heim nahm.

Als der Ausschuß des Lutherdenkmalvereins zu Worms nach zwölfjähriger, mühevoller Arbeit die Genugthuung hatte,

auf den 25. Juni d. J., als den Jahrestag der Übergabe der Augsburgischen Konfession, die Enthüllungsfeier des Monuments auszuschreiben, da sprach er die Hoffnung aus, das Fest sollte durch die allgemeine Beteiligung des evangelischen Deutschlands, mit seinen Fürsten und Stämmen, ein evangelisches Volks- und deutsches Nationalfest werden, und diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen. Das Lutherfest zu Worms war nicht nur ein Ehrentag des großen Reformators, dessen weltgeschichtliches Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen" nun dort, wo er's im Drang eines großen Augenblicks gesprochen, in Erz und Stein verewigt ist, und der an demselben Ort, an dem er einst als armes Mönchlein vor Kaiser und Reich stand und mit des Reiches Acht auf dem Rücken von dannen zog, nun deutsche Fürsten und Völker zu seiner Ehre versammelt und bewundernd zu seinem Bild emporblicken sah; — es war auch nicht nur ein Triumph deutscher Art und Kunst in des früh vollendeten Rietschel und seiner wackeren Jünger (Donndorf, Kietz, Schilling, auch Nikolai den Zeichner der Architektur nicht zu vergessen) herrlichem Meisterwerk, und ein Jubeltag einziger Art für die Stadt Worms und die Umgegend, es war auch nicht nur ein Fest der Theologen und Pastoren, sondern in Wahrheit ein deutsch-evangelisches Volksfest, über welchem der Geist deutschen Glaubens, deutscher Eintracht, deutscher kirchlicher und nationaler Größe mit verheißungsvollem Flügelschlag schwebte. Der Himmel selber hat seinen Segen zum Feste gegeben. Nicht ohne Besorgnis wegen eines günstigen Verlaufs konnte man noch am Tage der Vorfeier nach oben blicken. Die schwüle Hitze der vorangegangenen Wochen hatte sich in heftigen Gewittern entladen. Noch am Morgen des 24. Juni strömte der Regen und graue Wolkenheere wälzten sich am Himmel hin. Wenn das Fest Feinde hatte, so konnten sie sich schadenfroh die Hände reiben in der Hoffnung, der beste Teil der Feier werde zu Wasser

Digitized by Google

werden. Aber die Festpilger ließen sich nicht abschrecken. Zu Tausenden entluden die Bahnzüge von allen Himmelsgegenden her die Gäste, und wer durch das stattliche grüne Triumphthor vom Bahnhof her einzog in Worms, der fand bereits eine festlich geschmückte, festlich bewegte Stadt. Grüne Laubgewinde und bunte Blumenkränze, wehende Flaggen in den Regenbogenfarben aller deutschen Länder, darunter häufig die alten wie die neuen deutschen Reichsfarben, und sinnige Inschriften, alle gut gemeint, viele gut gesagt, die meisten Luther als den geistigen Befreier feiernd, schmückten Haus an Haus bis in die kleinsten Gäßchen, die entlegensten Stadtteile hinein, wie sich denn besonders lustig die Fischervorstadt herausgeputzt hatte. Eine ausgedehnte Gastfreundschaft, in welcher mit den evangelischen die katholischen und israelitischen Bürger von Worms und mit diesen die Bewohner der umliegenden Ortschaften wetteiferten, hatte in der Stadt und ihrer Umgebung für genügende Herberge gesorgt, und wer sein Nachtquartier auswärts bekam, der hatte durch die Liberalität der Eisenbahnverwaltungen abends und morgens freie Hin- und Rückfahrt.

Am Tage Johannes des Täufers, abends 5 Uhr, luden die Glocken zum Eröffnungsgottesdienst in die Dreifaltigkeits-, Friedrichs- und Magnuskirche. Das Festkomite hatte den schönen Gedanken gehabt, aus dem gesamten Gebiete der evangelischen Kirche Deutschlands Festprediger einzuladen, damit „ein jeglicher in seiner Zunge“ und doch alle einmütiglich im evangelischen Geiste die großen Thaten Gottes preisen, und während die hessische Landes- und Wormser Stadtgeistlichkeit an den Altären diente, legten auf den Kanzeln Baur aus Hamburg, Brückner aus Leipzig, Fischer aus Wien, Gerok aus Stuttgart, Hoffmann aus Berlin, Holtzmann aus Karlsruhe, Kraußold aus Baireuth ihre Zeugnisse ab, die einen in großen, von Andächtigen überfüllten Räumen, die andern mit edler Selbstverleugnung in kleinen Kapellen ihr

Licht leuchten lassend, jeder mit seiner Gabe dem Ganzen dienend. Ein Hauch ahnungsvollen Festgefühls wehte schon am Vorabend durch die versammelte Gemeinde hin, und in sichtlich erwärmter und gehobener Stimmung strömten die Zuhörer aus den Gotteshäusern, um sich in der geräumigen Festhalle, zunächst dem noch mystisch verhüllten kolossalen Denkmal, zu zwangloser Unterhaltung zusammenzufinden. Freundliche Begrüßungen der Einzelnen bei Tisch, wie feurige Ansprachen an die Versammlung von der Tribüne aus, würzten die Stunden bis tief in die Nacht, und wohl dem Tischredner, dem es an diesem Abend noch gelang, wie dem ums Denkmal hochverdienten Dr. Eich von Worms und dem beredten Kirchenrat aus Heidelberg, sein Herz auszuschütten und sich seinen Applaus einzuholen. Denn am andern Tag gingen die Stimmen der Einzelnen, und waren's die glänzendsten Notabilitäten, die gewaltigsten Rufer im Streit, rettungslos unter in den brausenden Wogen der allgemeinen Begeisterung.

Der Hauptfesttag erschien — und erschien, wie einer der Prediger am Vorabend von der Kanzel es erfleht hatte, in freundlichem Glanze der Sonne. Als in der ersten Frühe die siegesfreudigen Posaunenklänge des Lutherliedes „Eine feste Burg ist unser Gott" von der Dreifaltigkeitskirche über die noch stille Stadt hinklangen, da leuchteten die Türme im Morgengold, der Himmel trug sein blaues Festgewand und man durfte prophezeien: es wird ein schöner Tag. Ein schöner Tag ward es denn auch in des Wortes vollstem Sinn. Welch' bunte Scharen von Festgästen, die nun im Morgensonnenschein zur Stadt hereinströmten und die Straßen durchzogen, Landleute aus der Nachbarschaft und Reisende aus fernen Landen! Welcher Zudrang beim Einweisungsbureau und welche Arbeit für die Festordner mit ihren rotweißen Schleifen! Welcher Zulauf am Bahnhof, um die ankommenden Majestäten und Hoheiten zu begrüßen! Welches Ge-

dränge in der Dreifaltigkeitskirche, um die Festpredigt zu hören und die versammelten evangelischen Fürsten zu sehen! Wahrlich ein erlauchtes Auditorium, das dort um den Altar sich reihte!

Als der Erste im Gotteshaus erscheint König Karl von Württemberg, durch seine schöne, ebenso würdevolle als milde Erscheinung überall Sympathie erweckend, mit seinen glänzenden Kavalieren, und wechselt gütige Worte mit einigen seiner anwesenden Landesgeistlichen. Dann treten nacheinander die übrigen Herrschaften ein, vor allen die Blicke auf sich ziehend der ritterliche König Wilhelm von Preußen, der mächtige Schirmherr der evangelischen Kirche Deutschlands, eine martialische und doch leutselige Figur, ein silberbärtiges, aber noch jugendlichfrisches, munteres Soldatengesicht; mit ihm der preußische Kronprinz, eine rechte Siegfriedsgestalt, voll milder Kraft und männlicher Schönheit; ferner die interessanten Erscheinungen des Großherzogs von Sachsen-Weimar, des Prinzen Wilhelm von Baden, der seinen unpäßlich gewordenen Bruder, den Großherzog, vertrat, der fürstliche Gouverneur von Mainz und, die hochgewachsenen Gestalten seiner erlauchten Gäste sämtlich noch überragend, eines Hauptes höher denn alles Volk, der erlauchte Wirt des Festes und hochherzige Protektor des Lutherdenkmals, der Großherzog von Hessen und bei Rhein. Es mußte einem loyalen deutschen Herzen, in dem noch ein Rest von Romantik steckt, immerhin wohlthun, an diesen adeligen, kräftigen, blondbärtigen Fürstengestalten zu sehen, daß noch etwas von alter deutscher Kraft, etwas dem Marke der Nibelungen, dem Blute der Hohenstaufen Ebenbürtiges in unsern Fürsten lebt. Noch wohler aber that es einem protestantischen Herzen, diese evangelischen Fürsten, die Enkel und Nachfolger eines Herzogs Christof von Württemberg, eines Landgrafen Philipp von Hessen, eines Kurfürsten Friedrich von Sachsen, denen sich durch ein teilnehmendes Telegramm an ihren königlichen

Gegenschwäher auch Königin Viktoria von England im Geiste anschloß, auf diesen Tag, an diesem Ort, zu diesem Zweck einträchtig beisammen zu sehen; nicht zu einer feindseligen Demonstration, aber doch zu einem thatsächlichen Bekenntnis ihres Glaubens, während von einer evangelisch-lutherischen Kanzel herab diesen gekrönten Häuptern wie dem um sie versammelten Volke der Text ans Herz gelegt ward: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater."

Der Festgottesdienst ist beschlossen; wir drängen uns aus der Kirche, wir sammeln uns zum Festzug, der sich um die Mittagsstunde in Bewegung setzt, eine großartige Prozession, voran die Sänger, denen die Schulkinder folgten, hierauf die evangelischen Geistlichen, mehrere Hunderte im schwarzen Ornat, darunter die mittelalterlichen Halskrausen, goldenen Ketten und Kreuze, sammetbesetzten Talare nordischer Prälaten und Kirchherren sich bemerklich machten, sodann der Festausschuß, die Künstler, der Gemeinderat von Worms, die Universitäten, die Staatsbeamten, die Offiziere u. s. w. Wohl eine Stunde dauerte der Zug, der sich langsam durch die festlich geschmückten Hauptstraßen bewegte. Und nicht nur schöne Augen blickten aus den mit Damen vollbesetzten Fenstern, auch milde Hände reichten den Wegemüden Labung in der Mittagshitze, zuerst kühles Wasser im kristallhellen Glase und dann, nachdem der wackere Oberbürgermeister einer altberühmten Reichsstadt an der Donau erklärt hatte, sein Magen ertrage leider dieses unschuldige Naß nicht, auch stärkenden Rheinwein im funkelnden Kelch.

Auf dem Festplatz angekommen, dessen viereckige Umfriedung mit den Flaggen und Wappenschildern aller deutschen Länder, ja aller auch außerdeutschen und überseeischen Staaten, in denen die evangelische Kirche besteht, sinnig geschmückt war, stellten sich wohl 15000 Festteilnehmer teils auf den ringsumgebenden Tribünen, teils auf den vor dem Denkmal er-

richteten Estraden, teils in der offenen Arena auf. Nachdem auch die Herrschaften, jeder einzelne Wagen unter begeistertem Zuruf, angefahren waren und Platz genommen hatten im zierlichen Fürstenpavillon, begannen, von trefflichen Gesangchören mit Instrumentalmusik eingeleitet und unterbrochen, die feierlichen Redeakte. Zuerst bestieg Rietschels Biograph, Dr. Oppermann, die geschmückte Rednerbühne und schilderte in schwungvollem Vortrag die Geschichte des Lutherdenkmals und die künstlerische, nationale, kulturgeschichtliche Bedeutung dieser großartigen Schöpfung. Ihm folgte nach Händels herrlichem Halleluja der Vorstand des Ausschusses, Dekan Keim, mit einer längeren Rede, in welcher er sich teils über Luthers Auftreten in Worms, teils über die Reformationsgeschichte im allgemeinen des Weiteren verbreitete. Die Mittagssonne brannte, die Herzen sehnten sich dem langerwarteten festlichen Momente entgegen, zumal nicht alle im weiten Umkreis den Redner vernehmen konnten, ein lauer Sommerwind spielte mit der segelartigen Umhüllung und Luthers kolossales Haupt tauchte, wie nach Luft und Licht verlangend, hie und da hinter der bewegten Tuchwand ins Himmelblau empor. Indeß der ehrenwerte Redner nahm auch für sich das Luthersche: „Hier steh ich, ich kann nicht anders" in Anspruch und behauptete, den Zeichen der Ungeduld zum Trotz, ritterlich seinen Stand, bis er sein Thema abgewickelt hatte und zum Schluß gelangte. Und als nun auf seinen Wink unter Kanonendonner und Anstimmung des Lutherlieds: „Eine feste Burg ist unser Gott" langsam und sicher die vier umhüllenden Tuchwände sanken, und er wie ein Riese auftauchte, der Gottesmann von Erz, im Sonnenglanz emporragend ins Himmelblau, die teure, fromme Heldengestalt so markig individuell und doch so großartig historisch verklärt, das Haupt frei erhoben vor Gott und aller Welt, in der Linken das Bibelbuch, die geballte Rechte darauf gelegt zum Zeugnis: „Das Wort sie sollen lassen stahn"; als

er dastand auf seinem granitnen Postament, gleichsam getragen von seinen Vorläufern: den edlen Märtyrern Savonarola und Huß, Wiklef und Waldus, welche sitzend den Sockel umgeben; als eherne Ehrenwache um sich vorn die fürstlichen Schirmherren der Reformation, Friedrich den Weisen und Philipp den Großmütigen, hinten die Koryphäen der Wissenschaft, den Germanisten Reuchlin und den Theologen Melanchthon, und zwischen diesen, etwas tiefer an der umgebenden Mauerwand verteilt, die drei edlen Städtegestalten sitzend, die bekennende Augsburg, die protestierende Speier, die trauernde Magdeburg — und als diese ganz reiche und doch so harmonische Gruppe dem Beschauer mit der alles überragenden Person des Reformators zugleich das ganze Werk der Reformation vors Auge zauberte, alle die edlen Kräfte, die daran mitgearbeitet, alle die heißen Kämpfe, die es gekostet, all den reichen Segen, den es mit sich gebracht — und als nun zuerst die zarte Jugend huldigend dem Gewaltigen nahen durfte, eine holde Schar weißgekleideter Mägdlein die Stufen hinanstieg und das Denkmal umwandelnd grüne Kränze und Laubgewinde zu seinen Füßen niederlegte, während der Luther-Choral von vielleicht zwanzigtausend Stimmen mit Posaunenklang unter den Taktschlägen des Kanonendonners durchgesungen wie ein brausendes Meer das Monument umwogte — da hatte das Fest seinen Höhepunkt erreicht, es war ein heiliger Moment, der Geist der evangelischen Kirche schwebte mit gewaltigem Flügelrauschen über der Versammlung, ein Schauer der Begeisterung ging durch tausend Herzen, Thränen rollten über manche männliche Wange, und wer mit Herz und Seele dabei war, der hatte eine Stunde erlebt, welche unvergeßlich nachklingen muß in seiner Erinnerung.

Was jetzt noch erfolgte, waren nur die allmählich verlaufenden Wellenringe, in welchen dieser ergreifende Moment nachzitterte. Noch einmal gelang es dem Prälaten Zimmer-

mann von Darmstadt, in feuriger Weiherede, worin er das Denkmal deutete und der Stadt Worms übergab, die Aufmerksamkeit auf Minuten zu fesseln; es erwiderte der ehrenwerte Bürgermeister von Worms, Brück, Katholik, treuer Freund des Werks, mit gediegener Rede, worin er Luther, als dem großen, deutschen Mann, dem unsterblichen Förderer deutscher Kultur, die Ehre gab. Aber als nun die Fürsten in glänzendem Zug, unter denen jetzt auch die Prinzessin Karl von Hessen bemerkt wurde, zum Denkmal sich hinbewegten, die Stufen emporstiegen, das Monument im einzelnen zu betrachten, die anwesenden Künstler zu beglückwünschen und mit den führenden Behörden freundliche Worte zu wechseln, da waren aller Augen durch dies Parterre von Königen und Fürsten, aller Ohren von den sich immer erneuernden Hochrufen und den Klängen der Königshymne so in Anspruch genommen, daß der Redner auf sofortiges Verständnis verzichten und sich trösten mußte, seinem Wort nachträglich durch die Presse Geltung zu verschaffen.

Es mochte gegen drei Uhr sein, als der allgemeine Gesang des Lieds: „Ach bleib mit deiner Gnade" die Feier schloß, die Fürsten, von den Jubelrufen der Menge begleitet, abfuhren, und die zusammengedrängte Menschenmasse unter gewaltigen Wehen sich auflöste, um beim Festmahl oder anderswo leibliche Erquickung zu suchen. Für 1400 Gäste war in der Festhalle Raum, und die Tische wurden alle voll. Wer da kam, um des Leibes Bedürfnisse zu stillen, konnte zufrieden sein: für artige Bedienung war reichlich, für den Hunger notdürftig, für den Durst überflüssig gesorgt. Wer aber hoffte, auch geistig zu genießen oder gar zu geben, wer einen Trinkspruch auf dem Herzen, eine Tischrede in der Brusttasche hatte, der hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nicht einmal die offiziellen Toaste drangen in dem brausenden Chaos des allgemeinen Festjubels durch, geschweige denn, daß sonst ein Redner hätte zum Wort kommen können.

Digitized by Google

Hier war, abgesehen von dem unakustischen Bau des Lokals ein Mangel in der Anordnung, wenn nicht, wie manche meinten, eine Absicht waltete. Einen biederen Schwaben, den Abgeordneten einer in der Reformationsgeschichte rühmlich bekannten Reichsstadt, sahen wir mit einer Beharrlichkeit, die eines bessern Erfolges wert war, über eine halbe Stunde auf der Tribüne stehen, um seinen Festgruß anzubringen, bald in stummer Resignation mit übergeschlagenen Armen herniederschauend auf das tosende Meer zu seinen Füßen, ob nicht seine Wellen sich legen möchten, bald durch Trompetenfanfaren angekündigt, in feuriger Aktion vortretend und mit den Händen gestikulierend — als er endlich, der Unmöglichkeit weichend, in die Arme seiner Freunde herniederstieg, war zwar seine Stimme auf Tage hinaus verfallen und gebrochen, aber von seiner herrlichen Rede hatte kein Mensch etwas vernommen.

Wer sich von den Tafelfreuden weg nach Luft und Licht, nach gemütlicher Ruhe oder Unterhaltung in engerem Kreise sehnte, dem bot sich in der Stadt und ihrer Umgebung mancher schöne Spaziergang für den Abend, wenn auch bei dem ungeheuren Menschengewühl nirgends ein stiller Ruhehafen. Nach Einbruch der Nacht zog die bengalische Beleuchtung des Denkmals Tausende auf den Festplatz zurück. Brillant war es und vielbewundert, dieses Farbenspiel; bald in purpurnem, bald in grünem, bald in goldigem, bald in violettem, bald in bleudendweißem Licht strahlten die ehernen Gestalten. Ästhetischen Genuß vermochten wir diesem Kunststück nicht abzugewinnen, schon deshalb nicht, weil die Gesichter, von unten herauf beleuchtet, unschön schattiert und ins Leichenhafte verzerrt werden, sodann darum nicht, weil solch ein Operneffekt für Luthers gediegene Gestalt, solch ein chamäleonartiger Farbenwechsel für den Mann, der sein Lebenlang Farbe gehalten hat wie wenige, — minder passend scheint. Ein hellaufglühendes Morgenrot, Luthers hohes

Haupt wie eine Alpenfirne küssend, oder ein goldener Mittagssonnenschein mit dem Hintergrund eines blauen Himmelsgewölbes, oder ein feierlich stilles Mondlicht, meinetwegen auch das erhabene Feuerwerk der Blitze mit einem Gewitterhimmel dahinter — das wird die schönste Beleuchtung sein für jenen edlen Chor großartiger Gestalten.

Noch einmal führt uns der Morgen des dritten Tags auf den geweiheten Boden zurück. Hauptpastor Baur aus Hamburg schließt mit einer ergreifenden Feldpredigt unter freiem Himmel im Angesichte des Denkmals die dreitägige Feier, und während eines tausendstimmigen freudigen: „Nun danket alle Gott!" empfängt die Schuljugend ein Andenken an das unvergeßliche Fest. Am Abend aber klingt mit einer großartigen Aufführung von Mendelssohns Paulus unter Lachners meisterhafter Leitung und Mitwirkung von 350 Sängern und Sängerinnen und einem Orchester von 100 Personen aus den bedeutendsten Nachbarstädten, in denselben Hallen der Dreifaltigkeitskirche, in denen sie begonnen hatte, die schöne Feier harmonisch aus.

Am Morgen des vierten Tages zerstreuten sich die Festpilger wieder nach allen Himmelsgegenden, indem sie den Wormsern ihren warmen Dank zurückließen für die reichlich geübte Gastfreundschaft, und dagegen mitnahmen die Erinnerung an ein in seiner Art einziges Fest, voll religiöser, nationaler, künstlerischer Weihe, ein Fest, in dessen großartiger Harmonie auch kleine Mißklänge sich auflösten, in dessen farbenhellem Gesamtbild auch durch die unvermeidlichen Schattenpartieen die Lichter nur um so schöner sich herausheben. — Mochte immerhin, was materielle Genüsse und Bequemlichkeiten betrifft, nicht jeder Gast in seiner Herberge gleich gut gebettet, in der Festhütte gleich reichlich bewirtet sein: hungrig und durstig ist keiner weggegangen von der Mutterquelle der Liebfrauenmilch, und selbst der freigebige König Gunther hätte das: „man schuf ihnen gut

Gemach" an dieser Unzahl von Gästen nicht gleichmäßig durchzuführen vermocht. — Mochte trotz der riesigen Plakate mit der Warnung vor Taschendieben einem würdigen geistlichen Herrn aus Schwaben von dem wißbegierigen Fremden, dem er auf angelegentliche Bitte das Monument in seinen Einzelheiten auslegte, seine gesamte Barschaft aus der Tasche gestohlen werden: er tröstete sich guten Humors mit dem Lutherwort: „Laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn", wie ihrerseits jene gute Hessenfrau, der die Tasche mit dem Geldbeutel aus dem Kleid geschnitten wurde, fröhlich bekannte, sie wolle lieber ihr Geld eingebüßt, als das Fest nicht mitgemacht haben. — Wäre allerdings zu wünschen gewesen, daß ein und der andere Redner bei der Enthüllungsfeier von der Predigtregel Vater Luthers: „Tritt keck auf, thu's Maul auf, hör bald auf!" den letzten Teil besser beherzigt hätte: es wäre ja dann dies das erste deutsche Fest gewesen, bei dem man im Reden hätte Maß zu halten gewußt, und überdies, was vor Tisch des Guten zuviel geschah, — wurde nach Tisch wieder eingebracht, wo niemand zum Wort kam. — Wenn sodann die Standpunkte, von denen verschiedene Redner den Helden und sein Fest auffaßten, zum Teil weit auseinanderlagen, so bietet in der That Luther, der originelle Kernmensch, der Reformator, in dessen Geist zwei Weltalter sich berührten, bekämpften und schieden, die Handhabe für sehr mannigfaltige Auffassungen, selbst wenn man nicht, wie auch geschah, den Luther ins Auge faßte, wie er etwa heut aufträte, wenn er wiederkäme. Im übrigen freuten wir uns der Freiheit der Geister, der Mannigfaltigkeit der Gaben auf dem Boden des Protestantismus, und sahen mehr als einmal in aufgeknöpfter Feststimmung Theologen von sehr verschiedener Richtung einen gemütlichen Händedruck tauschen, ein brüderliches Glas zusammentrinken auf Das, worin sie sich trotz Dem und Dem einig fühlten. — Konnte ferner die Spaltung der Konfessionen der Natur

Digitized by Google

der Sache nach nicht unberührt bleiben, so ist es sämtlichen Festrednern zum Lobe nachgesagt worden, daß sie bei aller unumwundenen Kraft ihrer Zeugnisse sich jeder verletzenden Polemik — ebenso wie alles naheliegenden Politisierens — taktvoll enthielten, wie andererseits der katholischen Bevölkerung von Worms die möglichste Liberalität dankbar nachzurühmen ist. — Wenn endlich die hochgehenden Fluten des Festes ein wenig Schaum und Unrat da und dort natürlich mitschwimmen lassen mußten: sie haben sich nun verlaufen, und was sie zurücklassen für die Mitwelt und Nachwelt, das ist das herrliche Denkmal in seiner reinen Schönheit, seiner gediegenen Kraft; und mag die künstlerische Kritik selbst an ihm etwas zu mäkeln finden — der einzige Einwurf von Belang ist wohl der gegen die allegorischen Städtefiguren inmitten der realistischen Porträtgestalten — jedenfalls bleibt das Werk im ganzen ein Meisterstück deutscher Art und Kunst, das seinesgleichen auf dem Erdboden sucht; ein Nationalheiligtum des deutschen Volkes; eine feste Burg des Protestantismus, der sich wahrlich nicht, wie ein ultramontanes Blatt an der Seine faselt, sein Grabmonument damit gesetzt, sondern ein unumstößliches Lebenszeugnis hingestellt hat, durch welches die evangelische Kirche selber, wie einst ihr großer Stifter, feierlich vor aller Welt bekennt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Helgoland, Freitag, 24. Juli 1868.

Liebste Sofie!

Herzlichen Dank für deinen lieben Brief, der mir gottlob über euer Wohlbefinden beruhigende Nachrichten brachte. Auch uns ist es bis auf diese Stunde, Gott sei Dank, gut gegangen. Mein Schreiben vom vorigen Samstag hast du hoffentlich längst empfangen und wenn ich schon damals nur mit Dank und Freude über unser Ergehen

mich aussprechen konnte, so ist seither die Liebe zum Meer und unserem Fels im Meer von Tag zu Tag gewachsen. Wir sagen zwar manchmal am Abend, wenn wir so gegen 11 Uhr freudenmüd in unsere Zimmer zurückkommen, es sei doch ein schweres Tagewerk, das wieder hinter uns liege, und unsere Hausfrauen haben's eben viel besser als wir, in ihrem sicheren Binnenland und in ihrer friedlichen Häuslichkeit. Oder ist's nicht eine harte Kette von Strapazen, morgens um 7 Uhr aufzustehen, dann im Frühstücksalon Kaffee mit Butterbrot zu genießen, während vor den Fenstern die böhmische Musik aufspielt, zuerst einen Choral, bei schönem Wetter: „Nun danket alle Gott", bei trübem Himmel: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", dann zwischen 8 und 9 Uhr auf einem Boot durch die morgenfrischen, blitzenden Wogen eine Viertelstunde lang sich auf die Düne hinüberrudern zu lassen, wo gebadet wird, sofort sich in den Ocean zu stürzen und sich von den Meereswellen, je nachdem das Wetter ist, entweder sanft wiegen oder, was weit vorgezogen wird, unsanft umherwerfen, mit salzigem Schaum übergießen und eigentlich zerprügeln zu lassen; hierauf am Strande der Düne sich zu ergehen, Muscheln zu sammeln, dem Spiele der Brandung zuzusehen und hinauszuschauen auf das unermeßliche Meer mit der roten Felsinsel gegenüber und die Segel zu zählen, die am blassen Horizont vorüberziehen, England oder Amerika zu; nach diesem in der Restauration auf der Düne in buntester Gesellschaft von Herrn und Damen ein Gabelfrühstück zu nehmen; hierauf gegen 12 Uhr die Rückfahrt nach Helgoland anzutreten, dort auf den Sofa sich zu werfen und bei einem Buch hinzudämmern und einzuschlafen, bis um 3 Uhr zu allen Tafeln geläutet wird; dann eine Table d'hote durchzuarbeiten mit etwa 200 Personen; um 4½ Uhr Mittagskaffee im Freien, bis Kanonen die Ankunft des Hamburger oder Bremer Dampfschiffs verkünden, worauf man am Ufer die Lästerallee zu bilden hat, durch

welche die Ankömmlinge Spießruten laufen müssen und wobei den Seekranken Trostworte zugerufen, Freunde empfangen und untergebracht werden. Gegen Abend muß dann häufig noch eine Segel- oder Ruderfahrt gemacht werden; später steigt man eine Treppe von 196 Stufen ins Oberland hinauf, wo auf kärglicher Haide die Schafe blökend weiden, und sieht von der nordwestlichen Spitze der Insel aus die Sonne untergehen im unermeßlichen Meer, worauf die Schwaben und ihre Freunde sich zum Abendbrot sammeln und unter gemütlichem Gespräch bis 10 Uhr in einem Biergärtchen unter Gottes Sternen beisammenbleiben. Kommt man dann endlich wieder hinunter an den Strand, um seine Wohnung und sein Bett aufzusuchen, so fassen einen vielleicht an der Schwelle noch die Schiffer ab mit der Meldung, das Meer leuchte heute nacht so schön wie nie, und man besteigt mit irgend einer Gesellschaft nochmals den Kahn, während von jedem Ruderschlag das nächtliche Meer in goldgrünem Feuer sprüht und man unter Gesang und Scherz sich die funkelnden Tropfen wie leuchtende Johanniswürmchen oder flüssige Brillanten ins Haar und auf die Kleider spritzt.

Hier habe ich auf sehr vielseitiges Verlangen eben doch noch im Inselkirchlein predigen müssen, und für meine natürlich sehr begeisterte und vielleicht etwas zu poetische Rede über Apostelgesch. 17, 24—31 bereits ein halb Dutzend Händedrücke, Danksagungsbesuche, Belobungsbillete, sogar einen Handkuß eingeerntet, — von der Gemahlin des englischen Gouverneurs herab bis zum Hausfräulein Luise Mohr und dem Zimmermädchen. Es freut mich doch, daß ich nun auch auf dieser Felseninsel in der Nordsee einmal das liebe Evangelium verkündigen durfte; hätte mir's nicht träumen lassen bei meinem Studentenbesuch vor 29 Jahren.

Herzlich grüßend,

Dein Karl.

An Obergerichtsrat Grotrian in Wolfenbüttel.

Stuttgart, 25. August 1868.

Verehrtester Herr und Freund!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Sendung, die mir eine rechte Herzstärkung, eine liebliche Erquickung in den Mühseligkeiten des bereits wieder in vollem Zuge befindlichen Amts- und Berufslebens war und ist. Als ich müd und matt von einer aufreibenden Berufsarbeit auf die Felseninsel in der Nordsee floh, suchte ich anfangs nur die Natur, nicht die Menschen, die ich eher mied, und nun ist mir ungesucht auch durch Menschen soviel Genuß für Geist und Herz geworden und durch ansprechenden Umgang auch für so manches Große und Schöne in der Natur erst das rechte Gefühl und Verständnis aufgegangen, daß ich zu meinen liebsten Helgoländer Erinnerungen und Errungenschaften eben die lieben Freunde rechne, die ich dort finden durfte und unter denen Sie, mein lieber und verehrter Herr, mit in erster Linie stehen. Immer habe ich mich der selten vergönnten Muse besonders gern erfreut im Umgang mit Männern, die auf dem Grund einer ernsten Lebensanschauung und gediegenen Geistesbildung auch noch Sinn haben für den harmlosen Humor und ein offenes Aug und Herz für alles Schöne und Interessante, was Natur und Leben uns am Wege zeigt, mag es auch zu Amt und Würde, Beruf und Geschäft in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Da mußte mir ja wohl sein im Umgang des Mannes, der zwar Obergerichts- und Konsistorialrat, gewiegter Jurist und kunstsinniger Referent in Kirchenbausachen ist und weder sein entschiedenes politisches, noch sein ernstes sittliches Urteil, wo es notthut, verleugnet, der aber auch den flüchtigen Genüssen der Tafel ihre idealere, ja ihre moralische Bedeutung abgelernt hat, in der unterseeischen Botanik und in der Mineralogie des Meeresstrandes spielend

zu belehren weiß und den rundgewaschenen Kieseln der Nordsee wie den Phosphorfunken des Meerleuchtens einen geistreichen Sinn abzugewinnen, eine poetische Sprache zu leihen versteht.

Meinen ganz besonderen Dank in dieser Beziehung für Ihre hübschen dichterischen Gaben, die alten und die neuen! Allen Respekt vor Ihrem poetischen Talent, an dem ich zweierlei besonders bewundere, weil es mir abgeht: einmal die Leichtigkeit der Produktion, die ein Gedichtchen in fließendster, tadelloser Form wie spielend hinwirft, und dann den Witz, der jeder Erscheinung einen treffenden Gedanken abzulauschen und das Gedicht, ohne ihm den Hauch der Gemütlichkeit und den Schmelz der Phantasie abzustreifen, gewissermaßen epigrammatisch zuzuspitzen versteht. In dieser Beziehung sind es wirklich reizende Kabinettstücke, mit denen Sie mich zur Erinnerung an unser Inselleben für immer erfreut haben. Ich meinesteils habe zwar ein Dutzend köstliche poetische Eindrücke, Seelen zu künftigen Gedichten, mit heimgebracht, ob sie aber zur glücklichen Stunde einmal Leib und Leben gewinnen, steht in Gottes Hand. Um so lieber ist mir's, daß Sie inzwischen meine älteren poetischen Konfessionen so freundlich aufgenommen und so liebevoll gewürdigt haben. Möchte Ihnen das Nordseebad nicht nur angenehme Erinnerungen, sondern auch nachhaltige Stärkung Ihrer Gesundheit hinterlassen und auf das Wanderleben nun wieder ein recht gemütliches Daheimsein folgen!

Empfehlen Sie mich, ich bitte, recht herzlich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und erhalten Sie ein wohlwollendes Gedächtnis, bis wir uns, so und wo Gott will, wiedersehen,

Ihrem

herzlich ergebenen Karl Gerok.

Im Hofpfarrhaus.

Aus der Antrittspredigt in der Schloßkapelle.

23. p. Trin. 1868 über Matth. 22, 15—22.

(Predigtsammlung: Aus ernster Zeit.)

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Mit diesem kurzen und schönen, ebenso vielsagenden als einfachen, ebenso mutigen als klugen Wort hat der Herr in unserem Evangelium die versuchliche Frage seiner pharisäischen Aufpasser entschieden, ihre Schalkheit zu Schanden gemacht und bei bedenklichem Zusammenstoß der Pflichten gegen Gott und gegen Menschen den geraden Weg mitten hindurch für sich selber eingeschlagen und für die Seinigen vorgezeichnet.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Damit hat der Herr auch mir in dem Amte, das durch meines Königs gnädiges Vertrauen und durch meines Gottes allmächtige Fügung mir angewiesen ist und das ich nicht ohne Bangen an dieser heiligen Stätte heut antrete, ein untrügliches Licht auf den Weg, eine unfehlbare Richtschnur an die Hand gegeben. Wenn heut die Frage mir das Herz beklemmen will, wirst du auch im stande sein, deinem heiligen Beruf zu genügen, deinen irdischen Oberen zur Zufriedenheit und deinem himmlischen Herrn zum Wohlgefallen? — wenn künftig schwere Aufgaben an mich heran-

Digitized by Google

treten sollten, wo es sich handelt um die Wahl zwischen Menschengunst und Gottesgnade, dann soll mir's eine Stärkung sein für mein schwaches Herz und ein Stab auf glattem Boden: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 4. Dez. 1868.

Verehrtester Freund!

Sie litterarischer Freiherr haben gut schelten über Ihre schlechten Korrespondenten, denen im Joch des Berufs oft monatelang beim besten Willen und zum eigenen Schmerz keine Stunde der Muse zu teil wird, zu freiem Ausflug der Gedanken und freundschaftlichem Gespräch in die Ferne. Auch mein neuester Amtswechsel, zu dem Sie mir so freundlich Glück wünschen, hat mir nicht nur für die erste Zeit des Austritts aus dem alten und des Eintritts in den neuen Berufskreis gewaltig zu schaffen gemacht, sondern bringt auch bleibend durch die Arbeiten im Konsistorium und andern höhern Kollegien neue bedeutende Ansprüche an meine Zeit und Kraft mit sich, wogegen die Aufgaben der Seelsorge sich allerdings auf einen engeren Kreis reduzieren und manches, was zum kleinen Dienst an der Gemeinde gehört, mehr wegfällt. Das Predigtamt an meiner neuen Gemeinde finde ich vorerst noch etwas schwierig, auch deßwegen, weil ich erst lernen muß, kurz und in einer kleinen Kapelle zu predigen. Indeß vertrau ich auf Gott, der mich ohne mein Erwarten und gegen meinen Wunsch auf diesen Posten gestellt hat, und hoffe mit Gottes Hilfe den Kopf oben und das Herz offen zu behalten, offen für alles Wahre, Gute und Schöne, offen für die freie Bewegung der Geister in der Litteratur, offen und warm für meine Freunde nah und fern, deren ermunternden Umgang ich weniger als jemals nun entbehren möchte.

Ich möchte immer noch wünschen, daß Sie einmal irgendwie sich mit der Ihnen angesonnenen Charakteristik unserer großen Dichterdioskuren befassen. Meine beiläufige Äußerung an Köstlin möchte ich nicht so verstanden wissen, als stellte ich Schiller in sittlicher und religiöser Beziehung unter Goethe, sondern nur dahin, daß ich letztern, wie ich ihn für unsern größten Dichter halte, so auch sittlich höher stelle, als gewöhnlich und auch von manchen meiner Freunde geschieht. Von seinem „Egoismus“, „Epikuräismus“, „Servilismus“ und dergl. kann nur reden, wer ihn gar nicht kennt. Unablässiges bis ins höchste Alter fortgesetztes Streben nach Wahrheit und rastloses Arbeiten an sich selbst; neidloseste Anerkennung fremder Verdienste; liebevolle Förderung anderer; großartige Duldsamkeit und Milde gegenüber von Andersdenkenden, ja Widersachern; eine Mäßigung und Selbstbeherrschung, die, während der Kampf mit sich selbst in der Stille abgemacht wird, nach außen nur die gewonnene Harmonie sehen läßt, und endlich eine freilich nicht specifisch christliche, ja meinetwegen heidnische, aber jedenfalls tiefe und ungeheuchelte Frömmigkeit gegenüber dem Schöpfer und der Schöpfung, dies alles sind Eigenschaften, die mir den Mann, so oft ich seinen langen, schönen und großartigen Lebenslauf und Entwicklungsgang von der Wiege an auf dem Frankfurter Hirschgraben bis zu seinem letzten Wort in Eckermanns Gesprächen mir vergegenwärtige, immer wieder nicht nur bewunderungs-, sondern ehrwürdig und liebenswürdig machen. Ein traurig dunkler Fleck in seinem Leben ist und bleibt freilich sein Bruch mit christlicher Zucht und Sitte in betreff seines Verhältnisses mit der Vulpius, den ihm das deutsche Volk zu seiner eigenen Ehre nie ganz verzeihen wird; aber wieviel davon fällt doch auch auf den Geist des Jahrhunderts und wie schwer hat er diesen Fehltritt, nachdem er so ehrlich und gutmütig gewesen, ihn zu fixieren und zuletzt zu legitimieren, sein

halbes Leben lang gebüßt durch die Entbehrung einer edlen, seiner würdigen Häuslichkeit!

Schiller, in seiner Sturm- und Drangperiode ungebundener als Goethe jemals war, ist durch die treffliche Wahl seiner Gattin darin weit glücklicher gewesen als sein großer Freund, und wer wollte das großartige sittliche Ringen und den idealen Flug seines herrlichen Genius verkennen und den Mann nicht verehren, wie er in seinem persönlichen Seelenadel und in seinen sittlichen Wirkungen dasteht! Aber ein fleckenloser Seraph ist er auch nicht gewesen. In seinem Briefwechsel mit Körner noch spricht er mit einem Neid gegenüber von Goethe, den dieser nie gefühlt hat; im Briefwechsel mit Goethe ist er gegen litterarische und persönliche Feinde weit unduldsamer, schroffer, stolzer als dieser; bei persönlichen Begegnungen muß er einzelnen Nachrichten zufolge unter Umständen weit abstoßender gewesen sein als der Geheimerat, wovon freilich manches auf Rechnung seiner Kränklichkeit kommt, und der Kirche und dem Dogma steht er, der großartige Rationalist und entschiedene Kantianer, noch ferner als der Freund Stillings, Lavaters und der Fräulein von Klettenberg, der Verfasser des Faust und der Bekenntnisse einer schönen Seele. Für Christen aber im weiteren Sinn, für edle Menschen, bei denen übrigens neben dem Licht auch der Schatten nicht fehlt, halte ich beide. Nur machen sie mir mit all ihren herrlichen Geistesprodukten kein einziges Kapitel meiner Bibel entbehrlich. — Nur noch das Eine nachträglich zur sittlichen Parallele beider. Wenn man Schiller mit Recht bewundert, daß er das, was er war, geworden ist im Kampf mit einem teilweise widrigen Geschick, so ist meines Erachtens Goethe zu bewundern, daß er das, was er war, geworden ist im Schoß eines für tausend andere verführerischen und lähmenden Glücks.

Aber ich muß schließen. Nehmen Sie dieses profuse und doch fragmentarische Gerede als ein Zeichen der un-

Digitized by Google

veränderten Anhänglichkeit Ihres Ihnen immer dankbaren und herzlich ergebenen

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 3. Mai 1869.

Verehrter Freund!

Einen so schönen, lieben und inhaltsreichen Brief wie den Ihrigen vom 28. Dez. v. J. erst heute, am 3. Mai zu beantworten, könnte auf einen bodenlosen Leichtsinn oder auf eine steinerne Herzenshärtigkeit schließen lassen; wären Sie aber diese vier Monate her Zeuge meines inneren und äußeren Lebens gewesen, so würde Ihr Unwille in Mitleid sich verwandeln; Sie würden sagen: der Mann ist zu bedauern, in einem idyllischen Pfarrhaus wäre er etwa am Platz, da könnte er neben seiner Gemeinde seinen Freunden, neben seinem Amte seiner Phantasie und seinem Gemüte, neben seinen Kirchenbüchern seiner Lektüre und seiner Korrespondenz leben und seinem Ideal eines Landpfarrers, wie er ihn noch jüngst halb im Ernst, halb mit Humor besungen, nacheifern; statt dessen haben sie ihn von den grünen Auen ländlicher Gefilde an den grünen Sitzungstisch eines Konsistoriums verpflanzt und von seiner vertrauten Gemeinde in eine goldschimmernde Schloßkapelle versetzt und ihm den Blick in Gottes schöne, freie Welt mit Aktenbergen verbaut. Das ist so die Kehrseite meines gegenwärtigen Daseins, wie sie mir oft in schwachen Stunden erscheinen will; in andern, besseren Tagen finde ich mich auch besser in meine Lage, erkenne darin, wie auf meinen bisherigen Lebensstationen, eine göttliche Führung und hoffe auch darin meine innersten Neigungen und Richtungen zu behaupten: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten!"

Damit wär ich wieder bei Goethe angekommen und unserer kleinen Kontroverse. Alles was Sie über Schiller Schönes und Wahres sagen, unterschreibe ich von Herzen

gern, ebenso wie Sie Goethe ihm gegenüber charakterisieren; nur den „Lebemann“ Goethe möchte ich beanstanden, weil er meines Wissens nie in sinnlichem Genuß und Behagen aufgegangen ist, sondern im Sturm und Drang seiner brausenden Jugend, wie im Glanze des Hof- und Weltlebens immer die höchsten Probleme der Menschheit faustartig in Kopf und Herzen herumgetragen hat. Übrigens reut mich's fast, abermals den alten unnötigen Streit berührt zu haben, wenn auch nicht von der ästhetischen Seite. Man sollte sich am End, auch die Persönlichkeiten beider Dichter angesehen, freuen, daß wir Deutschen „zwei solche Kerls“ haben. Will man den Einen hervorheben, so kommt man gar zu leicht in den Schein, man gedenke den Andern herabzusetzen. Mir sind die einseitigen Goethomanen ebenso widerwärtig, die die Anhänglichkeit an ihren Herrn dadurch meinen bethätigen zu müssen, daß sie hinter ihm drein jeden anbellen, der es wagt, auch noch des Weges zu gehen, und so namentlich an Schiller hinaufkläffen, wie die philisterhaften Goethefeinde, die gegen den Götterliebling, den sie weder ästhetisch verstehen, noch menschlich kennen, mit den banalen Phrasen von Egoismus, Servilismus und dergleichen um sich werfen. A. W. Grube steht himmelhoch über diesen, ich habe nie zu jenen gehört, also — soyons amis, Cinna!

Ihr schönes, tiefempfundenes Gedicht auf die Beethovensche Symphonie wie das, was Sie brieflich über die Musik, diese wunderbarste, für den Gedanken inkommensurabelste, fürs Gefühl bezaubernde Kunst sagen, habe ich mit voller Zustimmung gelesen; ich bin in der Musik zwar theoretisch Laie, aber praktisch gottlob genußfähig, hab auch ein paar musikalische Kinder, denen der Vater nur zu altväterisch fühlt, weil seine Sympathieen blos von Bach und Händel bis Beethoven, Mendelssohn und Schubert reichen, während er Schumann nicht goutiert und Wagner nicht versteht. — Die neue Auflage von Blumen und Sterne ist bis auf Weih-

nachten vertagt, sonst hätte ich Ihnen das Büchlein, das Ihnen soviel verdankt, längst geschickt.

Gott mit Ihnen, verehrter Freund! Von ganzem Herzen

Ihr

Karl Gerok.

Aus den Notizen zu Goethes Werken.*)

Zu Band 15, Wahlverwandtschaften, 1883: mußte wieder staunen über den bestrickenden Zauber der Darstellung, den klaren Fluß der Erzählung, die geistvollen Reflexionen, die reife Lebensweisheit, das stimmungsvolle Kolorit, die kunstreiche Anlage des Ganzen, die tiefe Tragik der Katastrophe. Und doch machen Naturen, wie die des Barons (dieser Weislingen — Fernando in 3. Auflage) und der Ottilie, dieser sonderbaren Heiligen, bei denen an die Stelle des Gewissens eine Art von chemischer Attraktion tritt, nicht nur einen sittlich bedenklichen, sondern auch einen ästhetisch bänglichen und psychologisch unwahren Eindruck.

Zu Band 16. Wilh. Meister I; 1870, 1877, 1883: hat mich noch einmal bezaubert. Man kann nicht reizender schildern, geistreicher schreiben, meisterhafter erzählen. Freilich auch nicht leichtsinniger denken, lockerer leben und gleichgiltiger sündigen, als diese saubere Kompagnie. Aber welch ein Genie, das vor 100 Jahren einen solchen Roman konzipierte und schrieb, der eine ganz neue Welt aufthut, eine ganz neue Epoche eröffnet und bis heute in der Kunstform unerreicht ist.

Zu Band 17. Wilh. Meister II; 1849, 1860, 1870, 1877, 1883: Vom 7. Buch an desinit in piscem mulier formosa superne. Nur die Schauspielerwirtschaft gut und die Bekenntnisse einer schönen Seele köstlich; fast alles andere ungenießbar.

*) Nur soviel, um zu zeigen, daß keine blinde Goetheverehrung das Urteil über ihn in vorstehenden Briefen eingegeben hat. D. H.

Digitized by Google

Wilhelm bis zum letzten Augenblick ein dummer Junge im Handeln, nur geistreich im Reden. Lothario liederlich, langweilig, hohl. Worin besteht denn seine immer gerühmte Trefflichkeit? Jarno höchst widerwärtig, Abbé lächerlich pedantisch, Gräfin Wachspuppenkopf, Natalie fischblütig; Therese ganz unerträglich; Friedrich verdorbener Bube, dem tüchtig Prügel gehören. Harfenspieler und Mignon bänglich und unnatürlich, doch tiestragisch und wunderbar romantisch. Turm im Schloß abgeschmackt, Charakter kein einziger. Verwicklungen ebenso unnatürlich als langweilig (meist nur zu natürlich, d. h. unsittlich). Tendenz glattester Humanismus und Epikuräismus. Keine Spur von Gewissen, Religion. Das Ganze total mißlungen, wenngleich im einzelnen auf jedem Blatt ex ungue leonem. Stil zauberhaft schön.

Amicus Plato, amicus Goethe, sed magis amica veritas.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 7. Febr. 1870.

Verehrtester Freund!

Ihr warmes Freundeswort für meine neuen Gedichte in den St. Galler Blättern nötigt mir die Feder früher in die Hand, als es sonst vermöge meiner gezwungenen Enthaltsamkeit in der Korrespondenz vielleicht geschehen wäre. Daß gerade auch die jüngsten Gedichte, namentlich die von Helgoland, Ihren Beifall haben, freut mich als ein Zeugnis, die poetische Ader sei noch nicht im Vertrocknen. Heines Nordseebilder, deren ganzen Zauber ich gerade an Ort und Stelle lebendiger als je wieder erfuhr, mußte man freilich ganz zu vergessen suchen, ehe man es wagte, auf diesem Feld selber sein Liedchen zu singen. Doch darf ich sagen, er ist mir bewußt bei keinem meiner Helgoländer Gedichte, deren Inhalt sämtlich aus lebendigen, individuellen Eindrücken entsprang und deren Formen sich von selber dazu machten, vor

der Seele gestanden. Lob genug, wenn man meine Seelieder und -Bilder nach den seinen überhaupt noch lesen kann. Seine frivole Ironie widert mich bei diesen Gedichten weniger als bei andern an; es ist weniger vom liederlichen Haut-goût des Salons, als von beißendem Meersalz und derbem Seemannshumor drin. Und daneben ist die packende Gewalt großartiger Naturschilderung und der bezaubernde Hauch echter Romantik wenigstens in einigen Stücken unvergleichlich.

Auch Ihre geographischen Charakterbilder erfreuen diesen Winter mich und die Meinigen wieder am abendlichen Tisch, wo daraus vorgelesen wird, und erst in letzter Woche haben wir an Ihrer Hand Besuche in China, wie in Nord- und Südamerika gemacht.

So schließe ich denn, wie ich angefangen habe, mit Dank für geistige Erquickung und freue mich einer dauernden geistigen Gemeinschaft, wenn auch die Briefe nur je und je davon ausdrückliche Urkunde geben. Von Herzen

Ihr

dankbar ergebener Karl Gerok.

An Frau Maria Rebe in Rappoltsweiler, Elsaß.

Stuttgart, 26. Juni 1870.

Verehrte Freundin!

So sehr mich nach langem Stocken unseres Verkehrs Ihr lieber Brief gefreut hat, so peinlich setzt mich Ihr Antrag in Verlegenheit. Auf der einen Seite möchte ich Ihnen so gern gefällig, Ihrem jungen Schützling nützlich, der Kunst förderlich sein, auf der andern Seite komm ich bei jeder weitern Erwägung immer wieder auf den ersten Eindruck zurück: Das kann nicht sein! Einer Frau gegenüber, welche feierlich gelobt hat, nicht einmal zu einer Photographie sich herzugeben, bis — ich weiß nicht mehr wieviel Eier wieviel

Batzen gelten, sollte ich mich eigentlich darüber gar nicht erst lang rechtfertigen müssen. Also nur ganz kurz die Gründe! Photographisch in der Welt herumkolportiert zu werden, ist am Ende noch verzeihlich und erträglich. Die Sache ist für das Opferlamm mit so wenig Zeitaufwand, für das Publikum mit so wenig Kosten, für den Künstler mit so wenig Gefahr, für die Kunst mit so wenig Nachteil verknüpft, daß auch ein bescheidenes Individuum hierein sich endlich ergeben kann. Anders ist es mit einer plastischen Nachbildung. Eine Büste, ein Medaillon gehört der Kunst an. Sich so handgreiflich und massiv bei lebendigem Leibe ein Monument setzen lassen, wär's auch nur thalergroß, dazu gehört ein Selbstgefühl, zu dem mich weder meine nichts weniger als klassische — eher noch malerische — Physiognomie, noch mein bescheidenes litterarisches Renommé, noch mein demütiger geistlicher Stand berechtigt. Auch ist vom praktischen Gesichtspunkt aus wohl zu bedenken, daß eine derartige Abbildung weit weniger Abnehmer findet, wenigstens hier zu Land, als eine Photographie oder ein Stich, weil sie viel teurer kommt und weil der Sinn fürs Plastische viel seltener in unserer modernen Welt sich findet, als der fürs Malerische (— und dieser wieder seltener, beiläufig gesagt, als der fürs Musikalische). Also meine besten Wünsche Ihrem lieben jungen Freund, meinen herzlichen Segen zu Ihren menschenfreundlichen Bemühungen für ihn; aber meines Erachtens muß er sich notwendig zu seinem Modell eine reellere Notabilität wählen, sei's geistlich oder weltlich, Künstler oder Gelehrter, Potentat oder Volksmann, Deutscher oder Franzose. Recht gern kauf ich dann auch ein paar Exemplare.

Meine Frau und Kinder grüßen recht herzlich. Es ist Sonntag Abend, die einzige Stunde, wo ich der Familie manchmal ein wenig angehöre, die Kinder stehen zu einem Spaziergang gerüstet, die kleine Emma in einem nagelneuen, himmelblau und weiß karrierten Kleide mit großer, flügel-

artiger Masche und Schleife hinten; da muß ich ja mit! Gott mit Ihnen! Von Herzen

Ihr
ergebener Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 30. Nov. 1870.

Verehrter Freund!

Daß Sie die Max Schneckenburgerschen Reliquien nicht nur freundlich aufgenommen haben, sondern denselben auch ein lobendes Zeugnis ausstellen, hat mich sehr gefreut. Es war mein Bestreben bei der Auswahl, nichts zu geben, was nicht nach Form und Inhalt des Sängers der Wacht am Rhein würdig erschiene; bei einigen unbedeutenden Nummern bin ich vielleicht gerade bis an die Grenze des Zulässigen gegangen, doch runden sie das Bild des biedern Schwaben ab, und ein paar andere Stücke, wie der Gruß an Elsaß, Tagwacht, Münstersage, Auf der Alp — ragen meines Erachtens poetisch über jenes Nationallied entschieden hervor.

Wie Sie habe auch ich, der ich überhaupt etwas von einem kritischen oder vielmehr unkritischen Optimisten bin, unter der neuesten deutschen Kriegsliederflut doch manches recht Schöne, Kräftige und Erfreuliche gefunden und zwar nicht nur von bewährten Meistern, wie Freiligrath, Geibel, Große, Träger u. a., sondern auch von bisher unbekannten Gesellen und Lehrlingen. Ein junger württembergischer Pfarrvikar, Weitbrecht, hat etwa ein Dutzend frischer, tiefpoetischer Kriegs- und Reiterlieder „von Einem, der nicht mitdarf", gedichtet, die zum Besten gehören, was von poetischen Blumen aus dem Blut unserer heurigen Schlachtfelder erwachsen sein dürfte. Am bekanntesten davon und bereits mehrfach komponiert, ist: „Blas, blas, Trompeter, zum Rhein, zum Rhein."

Aus einem von Freund Köstlin mir mitgeteilten Brief sehe ich mit Vergnügen, daß auch meine „Geister der Helden"

Gnade bei Ihnen gefunden haben; Straßburg hab ich mit hundert andern auch angesungen im „Daheim“. Hätte ich zu rechter Zeit Muse gehabt, ein halb Dutzend lyrische Konzeptionen im ersten Feuer con amore auszuführen, so wären mir vielleicht ein paar gute Sachen gelungen; doch, was thut's? „Nach solchen Opfern, heiliggroßen, was gelten meine Lieder dir?“

Ob wir das Friedenslied in diesem Jahr noch anstimmen dürfen, wird immer zweifelhafter; das Drama, das in den ersten Scenen Schlag auf Schlag so rasch vorschritt, ist in retardierende Verwicklungen und einen langsamen Gang geraten; und der letzte Akt läßt lang auf sich warten. Aber inzwischen vollzieht sich ja mit Gottes Hilfe das, was noch kostbarer ist als der äußere Triumph, die innere Einigung des heiligen Reiches deutscher Nation! Man wagt wieder an die Macht der Ideen zu glauben in dieser realistischen Welt, wenn man's erleben darf, wie das, was seit 50 Jahren der Traum der Jugend, das Ideal der Dichter, das Postulat der Denker, der Schmerz der Patrioten in Deutschland war und immer wieder als Idealismus verlacht wurde, nun plötzlich mit wuchtigem Schritt in die Wirklichkeit tritt, und man muß sich ordentlich hüten, nicht in den Wahn zu verfallen, als sei nun alles gewonnen und das goldene Zeitalter da.

An Goethes Kaisermantel laß ich gelegentlich immerhin zupfen, er fällt ihm nicht von den Schultern; ich gebe seinen Gegnern vieles im Einzelnen zu, im Ganzen bleibt er mir groß als Mensch und Dichter; auch habe ich seit meinem fünfzehnten Jahr ein mystisches persönliches Verhältnis zu ihm, das eine Art Pietät wie gegen einen Vater oder Großvater mit sich bringt.

Daß Sie trotz des „inter arma silent musae“ in voller litterarischer Thätigkeit nicht nur für den Pult, sondern fürs Publikum sind, ist ein Beweis von der gesunden Lebenskraft

und echten Popularität Ihrer Produktionen. Gott gebe seinen Segen dazu! Herzlich grüßend

Ihr
treuergebener Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 2. Jan. 1871.

Hochverehrte Freundin!

Zu spät komme ich — und ohne Gabe; aber ganz ausbleiben kann ich nicht, am wenigsten beim Anbruch eines Jahrs, das Berlin und Stuttgart einander soviel näher gerückt, Preußenland und Schwabenland so freundlich verbunden findet, wie noch nie. Wie Großes, wie Ungeheures hat Gott der Herr im verflossenen Jahr an uns, für uns, durch uns gethan! Wie unbeschreiblich viel verdanken wir Preußen, seinem König und seinem Heer, seinen Staatsmännern und seinen Kriegern! Wer hätte vor Jahresfrist geahnt, daß am Neujahrsfest 1871 die norddeutschen — nun vielmehr die deutschen Reichsfarben zu Stuttgart in allen Straßen wehen würden! Wer, — wenn er nicht ganz in Eigensinn verrannt und verstockt ist, vermag noch Gottes Gedanken zu verkennen und seinem Rate zu widersprechen! Ich für meine Person habe im Lauf des vorigen Jahres oft Gott gedankt, daß er mich das noch erleben ließ und bin ins neue Jahr eingetreten mit der frohen Hoffnung: Der Herr wird sein angefangenes gutes Werk nach außen und innen vollenden.

Die persönlichen Opfer sind freilich ungeheuer, seit 30. November und 2. Dezember auch in Württemberg, zumal in Stuttgart. Sie stehen wohl auch für Freunde und Verwandte in Sorgen; möchte bald der ersehnte Friede — aber der rechte! — längeren Sorgen und weiteren Opfern ein Ende machen!

Über dem Ganzen vergißt man jetzt fast das Persönliche. Wir wissen, verehrteste Freundin, über Ihr Befinden

lange nichts; möge es erträglich sein, erträglich bleiben! Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden! (Jes. 40.) Möge das wie an unserem Volk und Heer im ganzen, so an uns den Einzelnen sich erfüllen bei dem, was wir nach Gottes Willen zu arbeiten und was wir zu tragen haben! — Erhalten Sie uns, verehrte Frau, Ihr Wohlwollen!

Mit inniger Verehrung und herzlichen Grüßen von meiner lieben Frau

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

Aus der Korrespondenz mit der Daheimredaktion.

(1864—1889.)

(Antwort auf die Frage, warum K. G. seit Monaten kein Gedicht geschickt habe.)

Die Muse, lieber Freund, ist ein Frauenzimmer, schüchtern, verschämt, sie will gebeten und umworben sein. Doch Sie sind ein gestrenger Herr, der einen großen Papierkorb, aber sehr wenig Raum für Gedichte in Bereitschaft hat. Alles Schöne und Gute ist daheim im „Daheim", nur nicht das Mädchen aus der Fremde, die lyrische Poesie. Wie hübsch ist's, wenn auf einer gedeckten Tafel in der Mitte ein Blumentopf steht, obgleich man die Blumen nicht verspeisen kann. Und wie hübsch wär's, wenn Sie in jedem Heft doch auch ein Gedicht brächten. Ein absolutes Meisterstück müßte es ja so wenig sein, als jede Novelle es sein kann. Aber wie selten darf ein Vers im Daheim erklingen! Und wenn nun je einmal der hohen Redaktion beliebt, ein Gedicht aufspazieren zu lassen, so erwartet man natürlich etwas ganz Außerordentliches nach Gegenstand und Behandlung. Wer soll da so keck sein, aufzutreten, wenn er nicht zufällig etwa

ein Geibel ist? Verzeihen Sie, wenn ich hiemit mein altes ceterum censeo wieder angestimmt habe. Bös ist's nicht gemeint.

* * *

(Nachwort zu dem Sonett, welches das Bild „Deutschland als St. Michael" im Daheim begleiten sollte. 1871.)

O Sultanslaune Doktor Robert Königs:
Er schlägt mein feingefügt Sonett mir heim,
Streicht um die bittre Pille Honigseim,
Verdammt mein Werk und lobt dabei ein wenigs.

Doch aus den Flammen steigt es wie ein Phönix:
Ein Tischler hat im Vorrat Holz und Leim,
Ein Dichter macht im Zorne seinen Reim,
Und nun mein Kompliment, mein unterthänigs.

Und kann ich's wieder ihm zu Dank nicht machen,
So such er, wo er will, sich seinen Mann
Und werf in den Papierkorb meinen Drachen.

Und wieder komm er mir mit Bitten dann:
Ich werde seines Zorns und Flehens lachen,
Ein Schelm giebt's besser, als er's machen kann!

Anmerkungen:

1. Ein Dichter, der ein Amt hat, hat nicht immer Zeit zum Dichten.

2. Auch wenn er Zeit hat, hat er nicht immer Lust und Trieb.

3. Auch wenn er Lust und Trieb hat, hat er's nicht zu jedem octroyierten Thema.

4. Ein Gedicht, das zu einem Bilde bestellt wird, kann demselben an Kunstwert nicht wohl ebenbürtig sein, denn es ist auf Bestellung gemacht, jenes aus Inspiration.

5. Es braucht ihm auch nicht an Wert gleichzukommen, denn es soll ja nur die erklärende Unterschrift dazu bilden.

Digitized by Google

6. Zu kleinen Modifikationen des Ausdrucks wäre ich noch bereit, zu einer neuen Bearbeitung des Ganzen nicht mehr fähig. 14. Febr. 1871.

An Rektor Köstlin.

Saßnitz auf Rügen, 2. Aug. 1871.

Lieber Freund!

Unter den zwanzig Briefen, die ich zur Beantwortung auf dies mein Patmos in der Ostsee mitgenommen habe und von denen freilich die Hälfte unerledigt bleiben wird, weil die Abfassung eines Schreibebriefs in das Schlaraffenleben eines Seebads bereits als bedeutende Strapaze hereinfällt, — findet sich auch dein Schreiben, für das ich dir wenigstens in Kürze danken möchte.

Hier in diesem einfachen, aber wegen seiner lieblichen Lage namentlich von Norddeutschen sehr besuchten Fischerdörflein bin ich mit den Brüdern Otto und Gustav Klumpp seit 15 Tagen einquartiert, bade im Meer, lustwandle in den Buchenwäldern, träume auf Hünengräbern, speise an einer guten Tafel, schlafe in einem schauerlichen Bett, plaudere mit Berliner Damen und märkischen Predigern, habe auch auf Verlangen gepredigt und zwar in der „Waldkirche" mitten im Buchenwald, unter freiem Himmel mit der Aussicht auf die See, Kanzel und Kirchenstühle von grünem Rasen, ein christlichverklärter altgermanischer Waldkultus und Herthadienst. Das eigentümlich Schöne der rugischen Landschaft und insbesondere der nordöstlichen Halbinsel Jasmund, auf der ich angesiedelt bin, ist die unmittelbare Verbindung prächtiger Waldungen auf schneeweißen Kreideklippen mit der blauen See. Der schönste Punkt auf der Insel, das Vorgebirge Stubbenkammer (Stowekammen = Treppenstein) mit dem märchenhaften Herthasee des Tacitus, liegt zwei Stunden von hier. Bald hat die Herrlichkeit ein Ende,

in vier Tagen reisen wir ab, in zehn Tagen soll ich zu Hause sein.

Hier Grubes Brief mit Dank zurück; an seinem trefflichen Büchlein über unsern welschen Nachbar habe ich mich weidlich erbaut. Gott befohlen! Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

Demselben.

Stuttgart, 24. Okt. 1871.

Lieber Freund!

Da ich noch eine freie halbe Stunde vor mir habe, nehme ich deine letzten Briefe zur Hand und gehe noch auf einige Punkte ein. Bist du nicht in der Stimmung dazu, so lege mein Blatt vorerst bei Seite. Zuerst ein paar Worte über ein paar Frauenzimmer; das eine heißt Karoline, das andere Helena.

Was die Erstere*) betrifft, so möchte ich noch weiter gehen als du und sagen: Ja diese Karoline war eine famose, in gewisser Hinsicht liebenswürdige, imponierende, bezaubernde Person, voll geistiger und sinnlicher Reize; was ist das nur ein lieblicher Sirenenkopf vorn im Briefwechsel! Und welche geistreiche, gefühl- und phantasievolle Plaudereien! Aber auch wieder wieviel Medisance, litterarisches und gesellschaftliches Koterieen- und Parteiwesen, unweibliche Freigeisterei, krankhafte Einseitigkeit, Verschrobenheit und Verbissenheit. Grube hat Recht: Wenn eine geistreiche Gesellschaft von dazumal „vor Lachen fast von den Stühlen fällt“, weil sie Schillers Lied von der Glocke, diesen Edelstein deutscher Poesie, zum erstenmal liest, so steht einem der Verstand still, der Stuttgarter würde sagen: Da hört alles auf! Du siehst, ich habe angefangen,

*) Gattin A. W. Schlegels, dann des Philosophen Schelling. D. H.

auf dem Museum mich in ihren Briefen ein wenig umzusehen; auch Gottschalls Recension in den Blättern für litterarische Unterhaltung habe ich mit Zustimmung gelesen. Welche Gewalt jene krankhaften Miasmen der ungesunden Romantik auch über kräftige, selbständige, eminent sittlich angelegte Naturen hatten, das sieht man ja an Schleiermachers Lucindenkultus, der unsern Grube noch einmal so prächtig in Harnisch gebracht hat. Schellings kernhafte, sittlich gediegene Persönlichkeit hat schließlich gewiß läuternd, befestigend und beruhigend auf diese Frau eingewirkt, wie es andererseits ein Zeugnis für den tieferen Gehalt ihres Wesens ist, daß sie einen Schelling anziehen und fesseln konnte. In dem Maß, als ihre Briefe späterhinaus an Reiz verlieren, hat sie ohne Zweifel als Frau gewonnen und sich dem Lobe angenähert: Die Frau ist die beste, von der man am wenigsten spricht.

Und nun zu meinem andern Frauenzimmer, meiner „Helena", und da gestatte mir, daß ich den Stiel umdrehe und die erlaubte, gesunde, keusche Romantik gegen einen philisterhaften Puritanismus ein für allemal in Schutz nehme. Du weißt, ich habe dein ästhetisches Urteil über meine Sachen immer dankbar respektiert, oft thatsächlich benützt, und wo es mir nicht einleuchtete, wo etwa gerade das, was ich für gelungener hielt, weniger Gnade vor deinen Augen fand, es wenigstens stillschweigend über mich ergehen lassen, eingedenk des Satzes: De gustibus non est disputandum, und: beneficia non obtruduntur. (Da muß ich dir in Parenthese sagen, daß mir neulich ein bayerischer Universitätsprofessor, selbst auch Poet, erzählte, er habe auf einer Ferienreise einem halben Dutzend Studenten meine deutschen Ostern vorgelesen und viel Freude damit gemacht. Besonders habe „der erste Sieg" durchgeschlagen. „Nun," erwiderte ich, „das freut mich um so mehr, da mir gerade dieses Gedicht getadelt worden wegen des schwerfälligen Versmaßes." Wie?

Digitized by Google

rief er aus, — das Versmaß könnte ja gar nicht anders sein! —) Nun zurück zu meinem armen, von dir von Anfang an mit einer Beharrlichkeit ohnegleichen verkannten und mißhandelten poetischen Kindlein, und da erlaube mir, daß ich dir einmal freundschaftlich den Leviten darüber lese.

Du kommst auch neuestens wieder darauf zurück, das Gedicht habe dir von Anfang an wegen des Versmaßes und wegen des Gegenstandes weniger gefallen.

„Wegen des Versmaßes?" — Aber finden denn Distichen, das eminent klassische Versmaß, keine Gnade vor den Augen eines Rektors der Lateinschule in Nürtingen? Oder sind gerade meine Distichen dort so miserabel?

„Wegen des Gegenstandes?" — Aber wenn kein Liebeslied, nicht einmal ein so harmloses und unschuldiges, mehr passieren darf — dann komm her, Kalif Omar, und schleudre den Feuerbrand in unsere ganze poetische Litteratur! — Doch es kommt immer ärger, immer unbegreiflicher!

Du giebst freundlichst zu, „du kommest immer mehr zu der Überzeugung, daß es ein durchaus unschuldiges Produkt sei, daß keine ernstliche Liebe, z. B. kein Denken an eine spätere Heirat, sondern nur ein Staunen über eine blendende Schönheit zu Grunde liege" — das fasse ein Anderer! Ja freilich ist's ein durchaus unschuldiges Produkt! Aber warum? Weil's aus einer flüchtigen, oberflächlichen Liebelei hervorging? Nein, gerade dann wär's eher frivol! Sondern weil es die ernstlichste Liebe war, in der ein unschuldiger, träumerischer, thörichter, siebzehnjähriger Knabe schwärmen konnte, vollständig in seinem thörichten, unerfahrenen Herzen auf eine spätere Heirat abgesehen, — aus der natürlich nichts wurde, weil der Knabe zu jung war und weil ihm sein durch sieben Jahre festgehaltenes Ideal von einem andern weggeholt ward!

Du bleibst schließlich dabei: „Du hättest das Ding nicht drucken lassen"; wäre ich auf dem Gebiet der Palmblätter,

der erbaulichen Poesie, stehen geblieben, so hätt' ich's auch nicht veröffentlicht; aber in meine poetischen Herzens- und Lebenskonfessionen, wie sie in den Blumen und Sternen niedergelegt sind, gehörte wenigstens dieses Eine als Probe aus einem großen Vorrat ähnlicher Sachen, die ich dir aus knabenhafter Verschämtheit damals, da sie entstanden, nicht mitteilte, wie meine andern poetischen Stilübungen. Und in diesem Sinn sage ich: „Es reut mich nicht!" daß ich's habe drucken lassen, denn es ist nach Form und Inhalt eines meiner wenigen reinpoetischen, glücklich hingeworfenen Produkte, und jetzt noch, wenn ich's wieder lese, fährt mir ein Sonnenblick jenes kindischen Glücks durch die Seele.

Wüßte ich nicht zum voraus, daß ich in diesem Stück Grube auf meiner Seite habe, so würde ich ihn zum Schiedsrichter aufrufen. So, jetzt hab ich meinen Kropf über dieses Thema gründlich ausgeleert und hoffentlich hast du meine Expektoration lachenden Mundes gelesen, wie ich sie lachenden Mundes hinschrieb.

Doch genug und übergenug. „Laßt uns von Staatsgeschäften reden!" sag ich mit dem Dogen im Othello.

Von Berlin habe ich keinen „preußischen Orden" mitgebracht, den ich, wie die Sachen stehen, weder bekommen, noch auch nur wünschen kann; wie du mir überhaupt zutrauen wirst, daß ich Geistlicher, Poet und Mensch genug bin, um derlei Zierraten nach ihrem wahren Wert zu taxieren, — wohl aber interessante Anregungen und Erinnerungen. Auf den heurigen Berliner Kirchentag zu gehen, beabsichtigte ich schon vor zwei Jahren; daß seither Deutschland ein Reich und Berlin eine Kaiserstadt geworden ist, konnte mir die Lust nicht benehmen, sondern bloß erhöhen. Daß sofort praktische Resultate erzielt würden, konnte kein Vernünftiger und Billiger erwarten oder auch nur wünschen, es handelt sich weder um die Konstituierung einer deutschen Reichskirche, wie einige Romantiker und doktrinäre Heißsporne

Digitized by Google

träumten, noch um Designierung eines deutschen Erzbischofs, wie man malitiöserweise faselt, noch um eine nivellierende Verpreußung der deutschen Landeskirchen, wie ängstliche kirchliche und politische Partikularisten fürchteten, sondern um eine lebendige Fühlung zwischen den verschiedenen Landeskirchen und theologischen Richtungen und um die Frage, ob dieselben, mit grundsätzlicher Schonung jeder berechtigten Eigentümlichkeit, nicht in einen gewissen organischen Verkehr zu einander treten könnten, wie ja Fäden dazu durch den Kirchentag, den Gustav-Adolf-Verein, die Eisenacher Konferenzen schon angeknüpft sind. Und in dieser Hinsicht brachte Brückner in seinem vortrefflichen Referat viel Beherzigens- und Erwägenswertes zur Sprache, und die sehr lebendigen Verhandlungen waren keineswegs so trostlos und fruchtlos, wie sie teils von den streng konfessionalistischen, teils von den protestantenvereinlichen Zeitungen dargestellt werden. Daß viele von denen, die zuerst miteingeladen waren und hatten, namentlich aus dem Süden, wegblieben, benahm der Versammlung allerdings etwas von dem beabsichtigten ökumenischen Charakter; daß der häusliche Zwist in der preußischen Landeskirche zwischen den Unierten und den strengen Lutheranern eine Zeitlang in unangenehmer Weise in den Vordergrund trat und nicht nur den eigentlichen Gesichtspunkt des Hauptthemas verrückte, sondern auch für ein zukünftiges Zusammengehen schlechte Hoffnungen erweckte, ist nicht zu leugnen; aber nachdem die Geister aufeinander geplatzt, war die Luft fühlbar gereinigt und etwas von einem sanften, stillen Sausen zu spüren. Dadurch daß wenig Schwaben kamen, namentlich Kapff ausblieb, wurde ich etwas mehr in den Vordergrund gedrängt, als mir lieb war, und z. B. ins Präsidium gewählt, in welchem auch Württemberg neben Bayern, Sachsen und Preußen vertreten sein sollte. Von einem mir angesonnenen Korreferat hatte ich mich glücklicherweise um den Preis einer Predigt losgekauft, die ich denn auch im Dom, nicht

ohne einige Herzbeklemmungen im Anfang, vor einem dichtgedrängten Publikum hielt und dir geschickt habe. Als Mitglied des Präsidiums hatte ich mit Audienz beim Kaiser und freue mich den prächtigen alten Herrn gesprochen zu haben. Als „Dichter der Palmblätter" wurde ich auf Schritt und Tritt freundlich angesprochen, war auch sehr angenehm beim Handelsminister, Graf Itzenplitz, einquartiert.

Gott sei mit dir und den deinigen! Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 26. Januar 1872.

Verehrtester Freund!

Zu Ihrem winterlichen Naturkultus vom Fenster aus gratuliere ich Ihnen. Ich kenne das und liebe es und habe es früher, solang ich noch mehr Zeit hatte, mich im Freien herumzutreiben, bis zur Feinschmeckerei geübt, mystisch in und mit der Natur zu leben, jeder Jahreszeit, jeder Tageszeit, jeder Witterung, jeder Gegend ihren eigentümlichen Duft, Lokalton und Zauber abzulauschen. Ist ja doch diese Sympathie mit Wolkenzug und Waldesrauschen, Blumenduft und Feldgeruch, Landschaft und Witterung ein specifisch germanischer Zug. Und so mögen Ihnen Ihre nachbarlichen Tannen manch gutes Wort zuflüstern, sei's daß sie, von Krähen umflattert, riesenhaft durch den winterlichen Nebelduft dämmern, oder daß sie, silberweiß kandiert, in den sonnigblauen Himmel ragen, oder daß sie tropfend bald, bald massenweis ihre Schneelasten abwerfen, wenn der Thauwind lau über die Felder streicht.

Seither haben Sie eine theologische Herausforderung von Freund Köstlin erhalten. Mich freut sein geharnischter Pastoraleifer gegen einen von ihm so hochgehaltenen Freund,

und ich hoffe, seine Epistel giebt Ihnen Anlaß, Ihre allerdings sehr negativ lautenden Äußerungen über ein Problem, über das sich der Philosoph zwar kritisch, ja skeptisch aussprechen darf, von dem auch die Gläubigen viel bescheidener, als es meist geschieht, reden sollten, das aber doch ganz abgesehen von der positiv-christlichen Begründung auch philosophisch (anthropologisch, metaphysisch, moralisch) viel für sich hat — ihre Äußerungen über dieses Problem in einer Weise zu erläutern und zu vervollständigen, die Köstlins Befürchtung widerlegt, Sie haben in Ihrem Umgang mit dem jungen Deutschland und den modernsten Poeten allzuviel materialistischen Kohlenstaub verschluckt. Weiter komm ich diesmal nicht. Ihre anregenden Mitteilungen locken mich wieder in einen lebhafteren Briefverkehr hinein, dem ich, wie ich fast fürchte, nicht auf die Dauer werde gewachsen sein.

Herzlich grüßend

Ihr

Karl Gerok.

An J. G. Fischer.

Stuttgart, 16. Mai 1872.

Verehrtester Freund!

Wenn ich Gedichte von zweifelhaftem Wert geschenkt bekomme, so entledige ich mich des Danks am liebsten gleich auf der Stelle, das Lesen mir nachher vorbehaltend; erhalte ich aber eine zum voraus beglaubigte Gabe aus geweihter Dichterhand, dann möchte ich erst lesen, um dann auch recht zu danken.

Darum erhalten Sie jetzt erst meinen herzlichen Dank für die große Freude, die Sie mir mit Ihrem jüngsten Geschenke gemacht haben. Es ist wirklich frische Luft, die in diesen Blättern weht, Odem der ewig jungen Natur, Hauch der echten, quellenhaften Poesie. In den Naturliedern und Zeitgedichten sind Sie auf Ihrer alten, unbestrittenen Do-

mäne; in den episch-lyrischen, idyllischen Stücken aus dem Dorf haben Sie einen neuen, sehr glücklichen Griff ins volle Menschenleben, näher in Ihr individuelles Jugendleben hinein gethan; der gesunde Realismus der Anschauung und Darstellung, durchhaucht von tiefem Gemüt und schöner Pietät, thut eine eigentümliche ethische wie ästhetische Wirkung.

Möge Ihnen auch das neue Jahr gute Tage und frohe Gesänge bringen! Möge auf die Stirn Ihres Knaben jeder der Genien, denen Sie ihn durch seine Namen gewidmet haben, segnend seine Hand legen und der Urquell der Geister, von dem wir, bald aus dem Dur der Transscendenz, bald aus dem Moll der Immanenz, Poeten, Propheten und Philosophen, seit etlichen Jahrtausenden stammelnd unser Lied singen, — seinen Segen dazu geben!

Herzlichen Dank von mir wie von vielen für diesen frischduftenden Maiblumenstrauß aus dem deutschen Dichterwald! Erhalten Sie mir Ihre freundlichen Gesinnungen; Ihnen erhalte Gott Ihre poetische Jugendkraft!

In herzlicher Hochachtung

Ihr

ergebener Karl Gerok.

An Prälat Lang in Ulm.

Stuttgart, 18. Juni 1872.

Lieber Paul!

Dieser Tage ist mir noch einmal eine kleine Versuchung zu einem Stellenwechsel nahe getreten. Wegen der Oberhofpredigerstelle in Dresden schickte unser früherer Landsmann, der sächsische Kultminister v. Gerber in voriger Woche einen Geheimen Rat seines Departements zu mir, der mir ziemlich zusetzte und nachdem ich am ersten Abend abgelehnt hatte, am andern Morgen nochmals zu mir kam. Mir wirst du soviel Selbsterkenntnis zutrauen, daß ich ernstlich kaum schwankte. Soviel Anziehendes auch Reinhards Kanzel, das

schöne Dresden und die höchst würdevolle Stellung, die mit diesem Amte verbunden ist, abgesehen von den bedeutenden materiellen Vorteilen, für mich hätte, so fühle ich doch zu gut, was mir für eine solche Stelle fehlt und wie jedenfalls jetzt, Alters- und Familienverhältnisse halber, das Einwurzeln in einen neuen Boden nicht mehr ginge.

Herzlich grüßend

Euer

Karl.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 12 Dez 1872.

Verehrtester Freund!

Sie haben mir zwar für meine Antwort auf Ihre jüngste freundliche Sendung großmütig Frist gegeben bis Weihnachten oder Sylvester, und es wäre vielleicht in Ihrem Interesse, daß ich diese Befugnis ausnützte, um schließlich einen Brief zu liefern, der in einigen Decennien Ihrem litterarischen Nachlaß keine Schande mache. Denn, offen gestanden: während ich mich gar nicht geniere vor unsrem lieben Freunde Köstlin im geistigen Negligé zu erscheinen und ihm gelegenheitlich das leichteste Blättchen als Lebens- und Liebeszeichen zu senden, so ist mirs als müßte ich dem verehrten Pädagogen und scharfblickenden Kritiker A. W. Grube gegenüber immer anständige Toilette machen, wenn ich es auch nie zu der tadellos zierlichen und musterhaft sittigen Haltung der Briefe unseres Freunds in Speyer bringen kann. Indeß wer weiß, ob ich in den Christfeiertagen eher als jetzt Zeit zum Schreiben finde und darum habe ich in Gottes Namen heut in einer freien halben Stunde zur Feder gegriffen, obgleich mein Schreibekrampf bei gegenwärtigem niederem Barometerstand mich mehr als sonst belästigt.

Leider kann ich Ihnen für Ihre Reiseskizzen keine wür-

dige Gegengabe bieten. Von Poetischem habe ich in diesem ganzen Jahr außer einigen Gelegenheitsgedichten soviel als nichts gemacht. Erinnerungen aus meiner Kindheit — „Jugenderinnerungen eines alten Kindes“ — habe ich in freien Stunden mit viel Behagen und in gemütlichster Ausführlichkeit niederzuschreiben angefangen, ob es aber je etwas Ganzes wird, und ob es je außer den näher Angehörigen, mit Lokalitäten und Persönlichkeiten Bekannten, jemand interessieren und amüsieren kann, weiß ich nicht; denn da ich keineswegs etwas Denkwürdiges zu berichten habe, so liegt der Reiz dieser Blätter für den Schreiber wie für die wenigen bisherigen Leser oder Hörer lediglich in der möglichst treuen Detailmalerei kindlicher Seelenzustände, kleiner Kindheitsabenteuer und der häuslichen und örtlichen Umgebungen, der alten lieben Gesichter und Gestalten, unter denen ich einst aufwuchs.

Unter diesen Umständen erschrecken Sie nicht, wenn als meine neueste litterarische Produktion für diesmal wieder ein Predigtbuch bei ihnen anrückt, dessen Ankündigung Sie zum voraus schon so tolerant und human begrüßt haben.

Predigten wird man ja — nur womöglich bessere als die meinen und es giebt solche — immer noch in allen Ständen lesen oder hören, trotz Strauß. Noch aus jedem Buch dieses begabten Kopfs habe ich bisher trotz aller Divergenz der Standpunkte im Einzelnen Belehrung und Genuß geschöpft, aus diesem neuesten aber weht mich etwas wie Grabesluft, blickt michs wie eine Totenmaske an. Diese Eisestemperatur, wo sichs ums religiöse Gefühl handelt, hat für mich etwas Greisenhaftes, dieser nackte, platte Atheismus und Materialismus etwas Trostloses, dieser gelegentliche Hohn gegen das Christentum etwas Diabolisches, eines Geistes, wie ich ihn in Strauß früher immer anerkannte, Unwürdiges. Die Religion ist und bleibt so lang die Menschheit nicht wieder zum Tier herabsinkt, aus dem sie entstanden sein soll, ein unentbehrlicher Faktor, und zwar der höchste

im Leben des Menschen, und wie auch Sie sagen, weder die Wissenschaft noch die Kunst kann ihn ersetzen und zwar meine ich, nicht nur nicht der Menschheit im Ganzen, sondern auch nicht dem einzelnen Individuum, wäre es auch das gebildetste. Und das Christentum ist und bleibt die höchste Gestalt der Religion, wenn auch nicht in irgend einer Form seiner historischen Erscheinung, so doch seiner Idee nach.

In dieser Überzeugung arbeite ich getrost auf meinem Posten vollends fort und blicke auch der Zukunft, die nach uns kommt, keineswegs mit den pessimistischen Anschauungen mancher Frommen und Unfrommen entgegen. In dieser Überzeugung glaube ich mich trotz einzelner Differenzen in der theologischen Anschauung auch mit Ihnen, verehrtester Freund, einig und drücke Ihnen zu fröhlicher Fortsetzung der von Gott angewiesenen Arbeit — denn in der besteht das Leben — auch fürs neue Jahr glückwünschend die Hand.

In herzlicher Verehrung

Ihr

K. Gerok.

An Pfarrer Köstlin.

Stuttgart, 31. Mai 1874.

Lieber Freund!

Zur Erklärung warum ich seit dem Winter auf jede freundschaftliche Korrespondenz grundsätzlich verzichtete, will ich nur ein kleines Register meiner Geschäfte von Anfang Januar bis Ende Mai voranstellen.

Konfirmandenunterricht vierfach in wöchentlichen 11 Stunden. — Predigt jeden Sonntag. — Wöchentlich zwei fünfstündige Konsistorialsitzungen. — Fürs Konsistorium 12 permanente Referate, worunter das häkelige und zeitraubende Anstellungsreferat. — Daneben 3 Wochen lang Synodus. — Ebenso 3 Wochen lang Grippe. — Zu den gewöhnlichen seelsorgerlichen Geschäften in der Woche, Kran-

kenbesuchen und Leichen, eine prinzliche Konfirmation und eine großfürstliche Trauung. — Zwei theologische Dienstprüfungen, mit Lesen und Beurteilen der schriftlichen Arbeiten, Hören und Bezeugnissen der Predigten und Katechesen, bei einer Abteilung selbst mündlich Examinieren in Alt- und Neutestamentlicher Exegese, Dogmen-, Kirchengeschichte und Dogmatik. — Periodische Sitzungen beim Pfarrgemeinderat, Ehegericht, Strafanstalten-Kollegium. — Vorstandschaft der Kommission für die Erziehungshäuser (3 Waisenhäuser, 3 Blinden- und Taubstummenanstalten) mit täglichem Akteneinlauf und zu Anfang Mai Sichtung von etwa 500 Aufnahmegesuchen zum Behuf der Berücksichtigung der 120 Allerbedürftigsten unter lauter sehr Bedürftigen. — Täglicher Anlauf — persönlich und brieflich — wobei letzterer oft gebieterisch Antwort verlangt.

Bei einem solchen aufreibenden Geschäft mußte ich mich einmal in einem hiesigen Blatt schmähen lassen, weil ich an einem Studiertag, noch halb krank von der Grippe, zu einer kranken alten Frau, die mich rufen ließ, ohne mein Beichtkind zu sein, einen Kollegen schickte, mit dem Versprechen, morgen sogleich nach der Kirche selber zu kommen. — Doch genug dieser unerquicklichen Erörterungen; ich schreibs wahrlich nicht um mich groß zu machen, sondern nur um mich zu rechtfertigen.

Daß du mit meinen Jugenderinnerungen nicht unzufrieden bist, ist mir lieb. Du wirst dich noch ferner vorkommen sehen. Deine Grundsätze über solche poetische und prosaische Bekenntnisse sind, wie ich früher zu erfahren bekam, etwas strenger, um nicht zu sagen, ängstlicher als die meinen. Sehe jeder wie ers treibe. Wenn man ein relativ gutes Gewissen hat (wer hätte es absolut?), so darf man meines Erachtens auch offenherzig sein und wenn man sich im tiefsten Herzensgrund der Pietät nicht nur gegen alles Ehrwürdige und Heilige an sich, sondern auch gegen die

Personen bewußt ist, so darf man auch einen harmlosen Humor walten lassen. Ohne diesen — was wäre überhaupt von einem so unbedeutenden Jugend- und Lebenslauf wie der meinige zu sagen? Hätte ich allen Bedenken, die von irgend einer Seite aufstiegen, Rechnung getragen, so wäre bis heute kein einziges Gedicht, keine einzige Predigt von mir gedruckt. Und nun haben meine Sachen doch da und dort Eingang gefunden und nicht nur Freude gemacht, sondern selbst hie und da Gutes gewirkt.

Mit deinem Artikel über die Zivilehe im Kirchen- und Schulblatt bin ich im Wesentlichen ganz einverstanden. Meines Erachtens brauchen wir diese Institution von Seiten unsres Landes und Standes zwar keineswegs zu wünschen oder zu fördern, eben so wenig aber, wenn wir sie in Folge der Zeitströmung und der kirchenpolitischen Verhältnisse im übrigen Deutschen Reich früher oder später bekommen, zu fürchten oder zu bejammern.

Im Übrigen will ich mich jetzt weder mit Kirchen-, noch mit Reichstags- und anderer Politik, noch mit der Binder-Straußischen Affaire weiter beschäftigen. Die letztere Geschichte hot Staub genug aufgeworfen, der einem hier immer noch auf den Lungen sitzt. Ich denke über den Nachruf wie du und Grube, bin aber durch Alles, was sich an die Gegenerklärung knüpfte, in meinem Grundsatz, mich vom „Zeugnisablegen" in den Zeitungen ferne zu halten, lediglich befestigt worden — Cui bono?

Was Maigesetze und Maßregelung unbotmäßiger Kirchenfürsten betrifft, so halte ich sie für eine dura necessitas, für eine Notwehr nicht nur des Staats gegenüber der Kirche, sondern mittelbar auch der Kulturinteressen gegenüber den finstern Mächten der Geisteskechtung, und nehme selbst die Härten, die sie gegen Personen und Gemeinden, die Unbequemlichkeiten, die sie für die evangelische Kirche, die Gefahren, die sie selbst für die politische Ruhe da und dort

mit sich führen (die aber nur dann recht bedenklich würden, wenn die Staatsgewalt rückwärts ginge), als unvermeidlich mit in den Kauf. (Vergl. darüber die Beilage: „Nach Kanossa gehn wir nicht!")

Genug für diesmal, wiewohl in deiner vor mir ausgebreiteten Korrespondenz noch mancher Stoff zur Besprechung vorläge, z. B. der freilich seither auch von der Tagesordnung verschwundene Scharteumayersche Deutsche Krieg, der, im ganzen nach meiner Ansicht gar nicht übel, einige sehr glückliche, in ihrer Art klassische Stellen hat. Er sandte mir seiner Zeit das Büchlein „als einem Prälaten, der Humor verstehe", worauf ich ihm eingedenk unseres früheren Umganges zu meiner Repetentenzeit freundlich dankte.

Mit herzlichen Grüßen an deine liebe Frau und alle die Deinen

Dein

Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 17. Mai 1875, Pfingstmontag Morgen.

Lieber Freund!

Zu den lieblichen Nachklängen der Schellingsfeier, zu der Celebrität, die du dadurch gewonnen, zu den Freunden, die du dabei erworben, gratuliere ich dir herzlich. So etwas ist ein Lichtpunkt, der einem seine ganze Situation freundlich beleuchtet und auch in die Prosa des werktäglichen Lebens etwas von erhebendem Festgefühl mischt.

Gelegentlich danke ich dir aufrichtig für deine faktischen Berichtigungen und Ergänzungen meiner „Jugenderinnerungen"; ich bitte dich damit fortzufahren und werde davon, so weit es mein Plan gestattet und meine Überzeugung zuläßt, gelegentlich Gebrauch machen. An und für sich halte ich zwar diejenige Kritik nicht für die beste, die statt auf den Geist, auf den Stil, auf das Kolorit, auf die Stimmung einer Darstellung

einzugehen, seis lobend oder tadelnd, — lediglich das Faktische dran ins Auge faßt und darauf aus ist, da kleine Ungenauigkeiten nachzuweisen. Es kommt mir das vor, wie wenn kleine und große Kinder bei einem Landschaftsgemälde nach der Natur, statt darauf zu sehen, ob der Karakter der Gegend richtig aufgefaßt, die Beleuchtung glücklich gewählt, die Jahreszeit treffend angedeutet ist, vielmehr dran herummäkeln, ob nicht jenes Haus im Bilde 10 Fenster habe, in der Natur aber 12, ob da bei einer Brücke ein Joch fehle und dort ein Berg steiler aussehe als er in Wirklichkeit ist u. dgl. Wo aber Persönlichkeiten ins Spiel kommen, denen man gerecht werden möchte und wo dem Autor die Möglichkeit gegeben ist, bei einer späteren Revision von faktischen Berichtigungen Gebrauch zu machen, da sind sie ganz dankenswert.

Heinrich Langs Selbstbiographie lese ich mit viel Interesse und Genuß; sie hat, was die Darstellung betrifft, einen frischeren Wurf und größere Züge, und hält sich weniger bei Kindereien auf als die meine; bezüglich des Inhalts hat sie eine originellere Persönlichkeit, eine markiertere theologische Haltung und einen weit bewegteren Lebenslauf vor der meinigen voraus.

Dein stiller grüner Klostergarten blüht mit diesem schönen Mai in meiner Erinnerung frisch wieder auf und das Justinusdenkmal wird ihn lieblich schmücken. Möge dir und den Deinigen diesen Sommer manche gute Stunde dort gegönnt sein!

Dich und deine liebe Frau herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 17. Juni 1875.

Verehrtester Freund!

Vor 12 Tagen standen wir an Eduard Mörikes Grab. Ein holder Stern der Poesie, keiner erster Größe nach Um-

fang und Energie des Lichts, aber von ganz eigentümlichem Glanz und wundersamer Lieblichkeit, ist in ihm untergegangen. Als lyrischen Dichter stelle ich ihn, so wenig er produziert hat, nach quellenhafter Ursprünglichkeit der Empfindung, natürlichem Wohllaut und originellem Reiz des Ausdrucks und zauberhaftem Schmelz des Kolorits über alle deutsche Lyriker der Gegenwart. Allerdings ein beschränkter Kreis, in dem er sich bewegt, nichts Packendes, Weltbezwingendes, Patriotisches, keine Tendenz, keine Phrase, keine Rhetorik, aber in seinem beschränkten Kreis die lauterste Poesie, einzelne Perlen von Liedern und Romanzen, die den Goethe'schen ebenbürtig und doch eigenartig zur Seite stehen. Zu dieser seiner Eigenart rechne ich namentlich in seinen früheren Sachen eine märchenhafte — im Maler Nolten allerdings krankhafte Romantik, in seiner späteren Periode einen liebenswürdigen, schalkhaften, graziösen Humor, der teils ins Rokoko hinüberspielt, teils mit besonderer Wirkung sich in antike Rhythmen zu hüllen liebt. — Seine Märchen finde ich mit Freund Fritz Köstlin reizend, seinen Maler Nolten halte ich bei großen Schönheiten im Einzelnen und einem seltenen Zauber des Stils im ganzen allerdings für verfehlt, finde aber weit weniger Jean Paulsche als Tiecksche Einflüsse darin. Mit einer völligen Umarbeitung dieses Romans war Mörike in den letzten Jahren beschäftigt und hat vielleicht drei Vierteile druckfertig gebracht. Wir werden wohl den Text so bekommen.

Sie sehen, verehrter Freund, ich gehöre auch zu der kleinen Gemeinde der Mörikeschwärmer. Der frische Schmerz um seinen Verlust, die Landsmannschaft, der Umstand, daß sein erstes Auftreten gerade in meine empfänglichste Jugendperiode fiel — um 1837 — mag dabei mitwirken, aber abgesehen von dem Allem liegts, glaub ich, in seinem Genius begründet. Einige Strophen, die ich beim einsamen Heimgang von seinem Begräbnis gemacht, werden in „Über Land und Meer" erscheinen. Wenn Sie mich übrigens neulich

fragen, wem ich unter den Lyrikern der Gegenwart den ersten Platz anweise, so nenne ich ohne Bedenken E. Geibel. Einzelne mögen in Einzelnem origineller und prägnanter sein, aber an meisterhafter Beherrschung aller Formen und Rhythmen, vom leichten süßen Lied bis zur gedankenschweren Kunstpoesie, von der klassischen Elegie bis zur spukhaften Ballade, an Adel der Gesinnung und Vollendung der Form, an ebenso echt deutscher als schönmenschlicher Haltung und endlich an weiter und breiter und andauernder Wirkung oder wenigstens Anerkennung thuts ihm meines Wissens seit 25 Jahren keiner unsrer Lyriker auch nur von ferne gleich.

Daß die Jugenderinnerungen Ihnen hie und da in gedrückter Stimmung einen behaglich erheiternden und versöhnenden Eindruck gemacht haben, freut mich herzlich. In diesem Sinn möchte ich durch alles, was ich auch Weltliches geschrieben, der „Erbauung" dienen.

Von Herzen

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

An Pfarrer Köstlin.

Stuttgart, 29. Dez. 1875.

Lieber Freund!

Ehe ich aus der gemütlichen Ruhe der Christfeiertage wieder in die Prosa des Amts- und Sitzungslebens übergehe, mache ich mir das Vergnügen, noch einige Briefschulden abzutragen, und da finde ich von dir nicht weniger als zusammen 32 Briefseiten zu beantworten, ungerechnet die 16 Seiten Grubescher Briefe an dich, welche du mir hast zugehen lassen.

Besonders danke ich dir für dein liebevolles Eingehen auf die Jugenderinnerungen. Ich habe meiner Frau hineingeschrieben:

Was soll des Büchleins Widmung sein?
Der Mann mitsamt dem Buch ist dein!

Und einer befreundeten Berliner Dame:

Einst im bunten Dichterkleide hieß man gütig mich willkommen,
Auch im Predigertalare ward ich freundlich aufgenommen;
Aber nun im Hausgewande, ohne Schimmer, Glanz und Schein,
— Nicht der Pred'ger, nicht der Sänger, — wird der Mensch willkommen sein?

Mehrere deiner Bemerkungen werde ich für eine etwaige dritte Auflage dankbar benützen. Übrigens steht ein nochmaliger Abdruck meines Erachtens nicht so bald bevor. Über Weihnachten haben zwar die hiesigen Buchhändler ganz gute Geschäfte damit gemacht; selbst für die unerwartet ausgebliebene Fortsetzung der Freytagschen Ahnen habe das harmlose Büchlein häufig als Lückenbüßer herhalten müssen.

Nun aber herzlichen Dank für deine treue Freundschaft auch in diesem Jahr, und Glück und Segen, Heil und Frieden fürs nächste, in Haus und Amt, an Leib und Seel!

Dein

Karl Gerok.

Karls zerstreute Gedanken und Empfindungen über seinen biographischen Versuch.

Es ist eigen: gegen seine Allernächsten und Allerliebsten seine Liebe zu zeigen, sie vor den Leuten so zu loben, wie sie es verdienen, ist in der Gesellschaft gegen den guten Ton; ähnlich kann es einem gehen bei litterarischen Mitteilungen über die Seinen, man geniert sich, seine Empfindungen gegen sie ganz zu verraten, man würde es fast als Eigenlob ansehen, weil man sie als ein Stück von sich selbst betrachtet. — Sollte dabei nicht auch noch in Betracht kommen, daß man sie nur so schildern darf, wie sie einst in unfertiger Kindheit und Jugend waren, während für das kein Platz ist, was sie später, bei vollkommener Durchbildung ihrer herrlichen Anlagen geworden sind?

Eine Dame ließ sich einst porträtieren. Sie fand den

Mund zu groß und bat den Maler, ihn etwas kleiner zu machen; er machte ihn kleiner. Noch kleiner! wünschte sie. Er machte ihn noch kleiner. Er ist immer noch ein wenig zu groß, meinte sie. Ja, wenn Sie wollen, male ich Ihnen auch gar keinen! rief endlich der Künstler in Verzweiflung.

Übrigens bleibt es dabei: wie ein Gemälde sich ausnimmt, darüber hat nicht nur der Maler ein Urteil, sondern auch andere Leute, namentlich die, welche darauf abgebildet sind. Ich muß also annehmen: Einige Gestalten sind nicht so dargestellt, wie sie es verdienen; einige Farben und Striche zu ihrem Bild sind mir unbewußt im Pinsel geblieben, trotzdem, ja gerade weil sie mir so lebendig vor der Seele standen.

Sollte das Büchlein jemals das Glück haben, eine dritte Auflage zu erleben, so würde ich mich darüber hauptsächlich deshalb freuen, weil ich dadurch Gelegenheit erhielte, nicht etwas zu streichen, das habe ich nicht im Sinn, wegen meines guten Gewissens, — wohl aber da und dort noch ein paar Züge nachzutragen, Lichter aufzusetzen, Schatten zu dämpfen oder zu vertiefen, wie ich dies schon das vorigemal gegenüber dem ersten Entwurf gethan habe.

Einer Freundin

für 3 Paar selbstgestrickte Strümpfe.

(1875.)

Die Himmelstochter Poesie
Bedarf im Erdenthale hie
Zwar weder Schuh noch Strümpfe.
Sie trägt ein glänzend Flügelpaar,
Das hebt sie wie den Sonnenaar
Hoch über Staub und Sümpfe.

Jedoch ein sterblicher Poet,
Und wär es auch ein Schiller, geht
Nicht stets auf Blumenwiesen.

Drum wer barmherzig sein gedacht,
Ihn hilfreich auf den Strumpf gebracht,
Sei dankbarlich gepriesen.

So nimm, o milde Frauenhand,
Die soviel Fleiß an mich gewandt,
Vieltausend Dank und Segen;
Wie du versüßtest meinen Gang,
So führe Gott dich lebenslang
Auf sanftgebahnten Wegen.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 27. Februar 1876.

Verehrter Freund!

Nur mit fliegender Feder die Trauerkunde, daß unser lieber, guter Fritz Köstlin, die lautere Seele, der goldtreue Freund, heute Nacht an einem Furunkel gestorben ist. Ein Stück meines Herzens und Lebens ist mit ihm dahingefallen. Vor vierzehn Tagen schrieb ich ihm das letztemal; seither hatte ich, sonst unerhört, keine Antwort von ihm. Heute erhalte ich mit der Todeskunde zugleich die Nachricht, daß er seit zwei Wochen krank lag. Vielleicht haben Sie schon unmittelbare Botschaft von Derdingen. Aber mich drängte es, im ersten Augenblick mein Herz gegen Sie auszuleeren. Denn Ihre Freundschaft war seit so manchem Jahr ein Hauptelement seines geistigen Lebens und ein Hauptstück seines Lebensglücks; ihm verdankte auch ich das Glück, Ihnen nahe zu kommen. So manchmal liefen im letzten Jahrzehnt Briefe und Grüße zwischen Derdingen, Bregenz, Speyer und Stuttgart, und nun ist dem edlen Stadelmann seine zierliche, dem guten Köstlin seine keineswegs schöne und doch so liebenswürdige Feder aus der erkalteten Hand gefallen; einer geht nach dem andern und keiner weiß, wann an ihn die Reihe kommt. Jedenfalls aber — bis zum Schluß — in herzlicher Verehrung

Ihr Karl Gerok.

An Frau Herzogin Wera von Württemberg.

Stuttgart, 30. Jan. 1877.

Durchlauchtigste Frau Herzogin!

Eure Kaiserliche Hoheit wollen mir gnädigst gestatten, aus tiefbewegtem Herzen meine innigste Teilnahme auszusprechen bei dem erschütternden Leid, welches der unerforschliche Gott so plötzlich und unerwartet über unser geliebtes Königshaus, über unser ganzes Land, vor allem aber Ihr zärtlich liebendes Herz verhängt hat.

Vor noch nicht drei Jahren war mir die hohe Freude vergönnt, den schönen Herzensbund einzusegnen, der Eure Kaiserliche Hoheit mit einem so edlen und liebenswürdigen Prinzen vereinigte; mit froher Teilnahme durfte ich seither Zeuge sein von dem lieblichen Familienglück, das Ihnen an der Seite eines geliebten Gemahls beschieden war; in dankbarem Gedächtnis bewahre ich die herzgewinnende Leutseligkeit, mit welcher der Herr Herzog auch mir — wie jedermann — allezeit entgegenkam, und die edlen, frommen Gesinnungen, welche Seine Königliche Hoheit in so mancher gnädigen Zuschrift bei ernstem und frohem Anlaß gegen mich aussprach; und nun ist dieses edle Herz schon gebrochen, dieses teure Leben schon geendet! Wie dunkel sind Gottes Wege, wie unerforschlich seine Ratschlüsse!

Aber daß Gott Friedensgedanken über uns hat bei allem, was Er thut; daß er das Kreuz, das Er den Seinen auferlegt, ihnen auch tragen hilft; daß denen, die ihn lieben, alle Dinge, auch die bittersten, zum Besten dienen müssen, diesen trostvollen Glauben wolle der Herr auch Ihnen, teuerste Frau Herzogin, stärken und bewähren.

Eure Kaiserliche Hoheit haben einen fürstlichen Mut und ein starkes tapferes Herz schon sonst in schweren Stunden erprobt; der treue Gott wolle auch jetzt und künftig

Digitized by Google

Ihnen tröstend und stärkend zur Seite stehen, an den geliebten Prinzessinnen sich als den himmlischen Vater beweisen und alle, die er durch diese schwere Schickung betrübt hat, mit seinem Troste erquicken!

Gottes Friede sei mit dem teuren Dahingeschiedenen, Gottes Gnade mit seinen trauernden Angehörigen jetzt und immerdar!

Ehrfurchtvollst

Euer Kaiserlichen Hoheit unterthänigster

Prälat Gerok.

Der Frau Prinzessin Wilhelm von Württemberg

Marie, geb. Prinzessin von Waldeck und Pyrmont,

vom Paulinenverein mit einem Fußteppich.

(Februar 1877.)

Willkommen deinem Schwabenlande,
Geliebte Fürstin, holde Frau!
Zwar prangt es nicht im Festgewande,
Noch blumenleer steht Feld und Au;
Doch kehrst du selbst in unsrer Mitte
Schön wie der junge Frühling ein,
Die Flur ergrünt von deinem Tritte,
Und wo du wallst ist Sonnenschein.

Drum schlägt dir jedes Herz entgegen
In Hütten wie im Fürstensaal,
Drum strömt's herbei auf allen Wegen,
Aus Stadt und Land, von Berg und Thal;
Ein jeder möchte dich begrüßen,
Sich deines holden Anblicks freu'n,
Sein Opfer legen dir zu Füßen,
Mit Blumen dir den Pfad bestreu'n.

Und auch den Kleinen und Geringen
Erlaubst du gütig dir zu nah'n,
Die dürft'ge Gabe, die wir bringen,
Du blickst auch sie in Gnaden an;
Nicht Teppiche, drauf Fürsten schreiten,
Den Armen nur ein schlicht Gewand
Sind wir bewandert zu bereiten
Im Stillen mit bescheidner Hand.

Doch ist in diese Blumenranken
Manch warmer Wunsch, manch fromm Gebet
Beim leisen Spiele der Gedanken
Für dich, o Fürstin, eingenäht,
Und auf des Teppichs schlichtem Grunde
Siehst du den Namen eingestickt,
Der uns vereint zum trauten Bunde,
Den auch dein Auge gern erblickt.

Du siehst den unvergeßnen Namen
Der mütterlichen Königin,
Die unter uns viel edlen Samen
Einst ausgestreut mit frommem Sinn,
Die nun verklärt an Gottes Throne
Dem Fürstenkinde Heil erfleht,
Das dem geliebten Enkelsohne
Beseligend zur Seite steht.

Wie mütterlich ist einst gesessen
Die Königin in unsrem Rund!
Die Tochter hat uns nicht vergessen,
Sie schirmt getreulich unsern Bund,
Sie führt, wir wagen's froh zu hoffen,
Auch ihr geliebtes Kind uns zu,
Die Pforten stehn, die Herzen offen
Und unser Engel wirst auch du!

Digitized by Google

Auch du trittst in den hohen Orden,
Von Württembergs erhabnen Frau'n,
Die Engel unsrem Land geworden,
Auf die die Armen hoffend schau'n;
Gott leuchte dir auf allen Wegen
Mit seiner Gnade Sonnenschein;
Er kröne dich mit seinem Segen
Und laß dich uns zum Segen sein! (1. Mose 12, 2.)

An A. W. Grube.

Stuttgart, 2. März 1877.

Verehrtester Freund!

Ihre letzte Zuschrift d. d. 15. Februar haben Sie bei offenem Fenster in Frühlingswärme geschrieben; heute antworte ich Ihnen am wohlgeheizten Ofen bei 8 Grad Réaumur unter Null. Der Winter will eben doch noch sein Recht haben, sei's auch im Veilchenmond; mir könnte es recht sein, wegen der gesunderen, trockenen und klaren Luft und damit dem kommenden Frühling doch noch die erforderliche Folie von Winterfrost unterlegt wird, wenn mich nicht meine armen Birnbäume mit ihren bereits zum Bersten vollen Blütenknospen und die grünen Sprossen an meinen Syringenbüschen im Hausgärtchen dauerten.

Keineswegs erfroren ist inzwischen mein warmer Dank für Ihre freundliche Teilnahme an meinem Geburtstage. „Markus König" hat auch mich, trotz vieler poetischen Schönheiten im einzelnen und des meisterhaft behandelten, kulturhistorischen Details im ganzen nicht recht befriedigt. Es liegt etwas Trübes und Gedrücktes über der ganzen Komposition, von dem frischen freudigen Pulsschlag des Reformationszeitalters ist viel zu wenig drin zu spüren und den großen Gestalten und Scenen aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ist der feine Pinsel Freytags fast zu ängstlich aus dem Wege gegangen. Auch Luther, wenngleich mit guter Berechnung am Schluß nur noch zur letzten Entwick-

Digitized by Google

lung persönlich verwendet, hätte nach meinem Gefühl frischer, kecker, weniger theologisch und mehr menschlich ein- und durchgreifen dürfen. Von Heinrich v. Kleist im Kohlhaas scheint er mir, in ähnlicher Rolle als Gewissensrat, kräftiger und markiger mit wenig Strichen gezeichnet. Im übrigen ist Freytag doch einer unserer edelsten Romandichter.

Mit vielem Interesse und sittlicher Erhebung las ich vor einigen Monaten den Schiller-Cottaschen Briefwechsel. Schillers edlen Genius sieht man immer wieder gern auch in trockenen Geschäftsbriefen durchleuchten; besonders anziehend und achtunggebietend aber tritt die wahrhaft großartige Persönlichkeit des tüchtigen, großdenkenden und großhandelnden Buchhändlers hervor, der mit fürstlicher Noblesse kein Opfer scheut, die Werke der großen Genien befriedigend zu honorieren, würdig auszustatten und einem teilweise sehr unempfänglichen Publikum gegenüber (Horen! Propyläen!) zu fördern und zu stützen; der nicht nur Schillers herzliche Freundschaft, sondern auch seiner Hinterbliebenen unbedingtes Vertrauen und warme Dankbarkeit sich zu verdienen wußte, und der sich herausnehmen durfte, dem von ihm so hochverehrten Goethe noch in den letzten Jahren beider alten Herren einen Strafbrief voll edlen Stolzes und verletzten Ehrgefühls zu schreiben, als die alte Excellenz in einer schwachen Stunde bei den Verhandlungen über die Herausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels den langjährig bewährten Verleger kleinlich zu behandeln sich beikommen ließ. — Und daß das Geschäft dennoch zustande kam und beide gute Freunde blieben, dient einem wie dem andern zur Ehre.

Den Bericht über die Hinrichtung der Maria Stuart mit der geschäftsmäßig trockenen Darstellung des schauerlich rührenden Details habe ich mit viel Interesse gelesen. Man sollte allerdings meinen, Schiller habe ihn vor Augen gehabt, oder er sei eine mit vielem Geschick gemachte Rückübersetzung

Digitized by Google

der Schillerschen Dichtung in Stil und Form eines historischen Aktenstücks. Ist die Darstellung authentisch, so freut mich's, die abscheuliche Notiz, welche ein moderner Poet in Ecksteins deutscher Dichterhalle zu besingen wagt, nicht bestätigt zu finden: der Kopf der Enthaupteten sei, als ihn der Henker emporhob und zeigte, zu Boden gefallen und nur die falsche Haartour ihm in der Hand geblieben. — Pfui! —

Um mit etwas Wohlklingenderem zu schließen, schicke ich Ihnen — nicht zur Rücksendung — ein paar Gedächtnisreden auf Eduard Mörike aus der graziösen Feder Julius Klaibers, Ihnen vielleicht zu panegyrisch gehalten, aber doch fein gedacht und geschrieben. Von Herzen

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

Anzeige von J. G. Fischers Merlin.

(Württemb. Staatsanzeiger 1877.)

Mit dem Namen des zauberkundigen Waldbruders Merlin, der im Laubesrauschen des Eichenforsts „den Geist der Welt erlauscht" und aus dem Lindenblatt in den Locken der Königstochter geheime Herzensgeschichten errät, darf wohl derjenige unserer heutigen Schwabensänger seine Lieder schmücken, der in Wald und Flur von Kind auf zu Haus war wie wenige, dem es vor andern gegeben ist, das Leben und Weben in der Natur, im Blätterrauschen und in Vogelstimmen, von der träumerischen Frühlingsahnung bis zum schwülen Donnerrollen über blühenden Rosengärten und bis zum Herbststurm, der über die Haide fegt, quellenmäßig nachzufühlen und urkräftig auszusprechen, dessen gedankenvolle Muse aber auch in der Natur den Geist, im Pflanzenleben das Menschengeschlecht, im Einzelnen das Weltall ahnt und das Geheimnis des Daseins oft einmal nur stammelnd und ringend, ein andermal kühn und sprachgewaltig zu verkünden bemüht ist.

Mehr als in einer seiner übrigen Sammlungen tritt diese Naturmystik in Fischers jüngstem Liedercyklus hervor. Leicht hingehauchte Stimmungslieder wechseln mit faustartigen Monologen, und neben gedankenkräftigen Oden, wie „Vorahnung" und „Unterm Eichbaum", finden die Freunde des Dichters süße lyrische Klänge, wie „Lerchenglück" oder das eigenartige, köstliche Lied vom „Schneegang", den so noch keiner nachgefühlt, nachgerochen und nachgedichtet hat wie Fischer.

Das ist ein poetisches Aquarell, so der Natur abgelauscht und so duftig hingeworfen wie irgend eins der Meisterwerke, die wir jetzt im Königsbau bewundern.

Meister J. G. hat seinen Merlin der Universität Tübingen als Jubiläumsgabe gewidmet, und vielleicht hat die Alma mater neben den gelehrten Festgeschenken und gewichtigen Ehrengaben, die ihr in diesem Sommer zu Füßen gelegt werden, doch auch noch ein günstiges Ohr und einen gnädigen Blick für das leichte Völklein der Sänger, die einst in ihren Thalgründen oder auf ihren Bergeshöhen den ersten Kuß der Muse empfangen und bei ihren Kommersen die Brust ausgeweitet haben zum Gesang. Die Meister sind ja leider fort, Uhland und Schwab, Hölderlin und Mörike sind verstummt; die nachgebornen Schüler geben's so gut sie können, wenn sie auch im Blick auf den hochwohlvermögenden Senat sprechen mußten:

Zwölf Richter thronen hoch und schauerlich,
Die werten nicht des Heldenmahles mich!

An J. G. Fischer.

Stuttgart, 6. Juni 1877.

Verehrter Freund!

Daß Sie meine Anzeige Ihres Merlin so freundlich aufgenommen, freut mich herzlich. Hätte ich sie damals nicht unwiedergelesen so schnell an den Staatsanzeiger geschickt, so

hätte ich den langatmigen Periodenbau noch mundgerechter eingerichtet.

Für die Schöpfungsgeschichte des „Schneegangs“, sowie des „Siegs“ — auch von jeher einer meiner Lieblinge — den besten Dank. Solche echte Gedichte, wenn auch an sich selber schon vollkommen klar, überzeugend, entzückend, weil der poetische Genius das empirische Faktum in einen höheren Äther versetzt, idealisch wiedergeboren hat, — sie werden einem doch doppelt lieb, wenn man auch ihre natürliche Entstehungsgeschichte erfährt; wobei man oft erstaunt, aus welchem unscheinbaren Begegnis, an dem tausend ungeweihte Alltagsmenschen achtlos und eindruckslos vorübergehen, dem poetischen Sonntagskind so eine Wunderblume der Dichtung wie aus dürrem Erdreich entspringt. So geht's einem mit den Goetheschen Liedern.

Herzlich grüßend, baldige Genesung und gute Stimmungen wünschend

Ihr

Karl Gerok.

Dem Sohn Ottilie Wildermuths.

Engelberg, Kanton Unterwalden, 20. Juli 1877.

Mein lieber Vetter!

Hieher in dies Hochthal der Schweiz folgte mir Ihre traurige Botschaft; hieher brachte ich bei meiner Ankunft vor acht Tagen die schmerzliche Neuigkeit von dem erschütternden Verlust, der Sie und uns und viele Tausende so überraschend schnell getroffen hat. Wäre ich im Lande gewesen, ich hätte am Grab Ihrer unvergeßlichen Mutter nicht fehlen mögen. Donnerstag, den 12. Juli, reiste ich nach Zürich über Tübingen; ein Freund, der dort in den Zug stieg, brachte die frische Schreckenskunde, die mir einen dunklen Schatten in die Reiselust warf und mich seither auf Weg und Steg begleitet. Rührend ist die Teilnahme, die sich hier in der Schweiz

überall ausspricht, wo man mit Gebildeten, seiens eingeborene oder reisende, zusammentrifft. Man sieht, Ottilie Wildermuth war überall, wo man sie auch nur aus ihren Schriften kannte, nicht nur durch ihr Talent die beliebte Schriftstellerin, sondern auch durch ihr Herz die geliebte Haus- und Herzensfreundin geworden.

Und was haben vollends die nächsten Angehörigen an diesem starken, edlen, treuen Herzen verloren, Ihr guter ehrwürdiger Vater, Sie mit den lieben Schwestern, der arme Bruder Rudolf, der in Jahresfrist zwei Geschwistern den Nachruf halten mußte! Und wir alle im weiteren Verwandtenkreis! Ein Briefchen von ihr, eine Begegnung mit ihr war jedesmal ein Sonnenblick! Ich hatte sie von Baden-Baden gestärkt zurückgekehrt, hatte das frühere Kopfleiden für immer beseitigt geglaubt, hatte aus dem hohen und glücklichen Alter der seligen Großmutter auch für die der Mutter beschiedenen Jahre hoffnungsvolle Schlüsse gezogen.

Gott hat es anders gewollt und wir müssen im Sinne der Vollendeten sagen: Sein Wille geschehe; was er thut, das ist wohlgethan. Ihr ist viel Bitteres erspart: der herbe Abschied von den Ihren, ein längeres Körperleiden, eine Abnahme der frohen Geisteskraft. Im heiteren, gewohnten Wirken durfte sie fortfahren bis ans Ende, ihr gesundes, sonniges Lebensbild ist uns durch keine Schmerzenszüge eines getrübten Lebensabends verdüstert.

Ihnen, lieber Freund, und den Ihrigen wolle Gott nahe sein mit seines Geistes Trost und Kraft! Zum Lebensglück der lieben Entschlafenen gehörte ganz besonders ihr häusliches Glück, die Freude, die sie ausnahmslos an ihren Kindern erleben durfte. So möge auf den Kindern auch der Segen der vollendeten Mutter ruhen und durch die Kinder auch dem Vater Trost und Freude werden. Grüßen Sie herzlichst von mir den lieben Vater, dem ich mit gerührtem Herzen danke, daß er mir unter den ersten durch Ihre Hand

die Trauerkunde mitteilen wollte; grüßen Sie die gute, liebe Schwester Adelheid und seien Sie selber freundlich teilnehmend gegrüßt von

Ihrem
aufrichtig ergebenen Vetter
Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Engelberg i. d. Schweiz, 2. Aug. 1877.

Verehrter Freund!

Selbst für den Fall, daß das Gewitter von gestern abend für heute nicht das gemütlichste Regenwetter nach sich gezogen hätte, wäre ich doch nicht von hier abgegangen, ohne Ihnen ein paar Seiten zu schreiben. Je seltener ich zu Haus im Amtsgedränge zu einer ruhigen Briefstunde und Schreibestimmung komme, um so mehr muß ich meine paar Ferienwochen dazu benützen, und hier in der Schweiz fühlt man sich ja zumal dem kundigen Alpenwanderer und freundlichen Alpenführer A. W. Grube zu besonders dankbarem Andenken verpflichtet.

Mit meinem hiesigen demnächst dreiwöchigen Aufenthalt bin ich trotz des wechselnden Wetters, das mir nicht mehr als 7 ganz schöne Tage gönnte, höchlich zufrieden. Nicht leicht hat mir ein Erdenwinkel so zugesagt, wie dieses friedliche Hochthal mit seinen balsamischen Lüften, saftigen Matten, rauschenden Wassern, stillen Pfaden durch Wiesen und Wälder, in schattige Tobel mit schäumenden Sturzbächen und auf sonnige Hügel mit freundlichen Schweizerhäusern. Und dahinter ringsum das majestätische Amphitheater der Hochgebirge mit ihren schwungvollen, ebenso erhabenen als graziösen Formen; vor allen mein Liebling, der Engelberg, um dessen schlanken Felsgipfel, wenn ihn die untergehende Sonne rötet, die rosigen Abendwolken wie ein Engelreigen schweben; dann die düsteren Gletscher des Surenenpasses und des Titlis

ehrwürdiger schneebedeckter Scheitel, zu dem unsereins nur von ferne mit Ehrfurcht emporschaut, die nähere persönliche Bekanntschaft jüngeren Kräften überlassend.

Auch die menschliche Gesellschaft finde ich hier ganz angenehm. Unter den Patern des Benediktinerklosters habe ich einen württembergischen Landsmann getroffen, der mir die allerdings dürftigen Merkwürdigkeiten der heutigen Abtei freundlich vorzeigte. In unserem soliden Hotel Titlis habe ich mit einigen liebenswürdigen Schweizerfamilien aus Zürich, Basel und Schaffhausen Tischfreundschaft geschlossen, auch ein paar angenehme deutsche Bekanntschaften habe ich gemacht, namentlich mit dem Münchener Kunsthistoriker Ernst Förster. Er unterhält mich aufs angenehmste über die italienischen Maler der großen Zeit, über den alten Goethe, bei dem er wiederholt aus- und einging als damaliger Schüler von Cornelius und Düsseldorfer Kunstjünger, über die Jenaische Burschenschaft und seinen Freund Karl Sand, auch über Strauß, mit dem er in München zusammen- und durch des Kritikers krankhafte Empfindlichkeit wieder auseinanderkam.

Bücher leisten mir gleichfalls mehr oder minder anziehende Gesellschaft. Gelesen habe ich u. a. Felix Mendelssohn-Bartholdys Reisebriefe und daraus den liebenswürdigen Komponisten als einen ebenso liebenswürdigen und edlen Menschen kennen gelernt.

Gelesen habe ich ferner Christian Märklin, ein Lebens- und Karakterbild von Strauß, weil kürzlich Märklins edle Witwe gestorben ist. Daß dieses einem Jugendfreund gesetzte Denkmal nicht mehr Wärme und Farbe zeigt, hat mich selbst bei Straußens kühlem Blick und scharfer Feder gewundert. — Sehr sprachen mich an „Huttens letzte Tage“, ein kleines episches Gedicht voll Mark, von dem Züricher Ferdinand Mayer; weniger dessen phantastische poetische Erzählung: „Engelberg“.

Ferner habe ich einiges von Hackländer vorgenommen,

weil ich unmittelbar vor meiner Abreise an seinem Grabe zu sprechen hatte. — Ebenso las ich Ihren licht- und maßvollen Aufsatz über den Kampf ums Dasein, in welchem mich der Nachweis der Ansätze zur Entwicklungstheorie bei Kant und Goethe, Schelling und Hegel, sowie der Hinweis auf eine idealere Welt- und Naturanschauung besonders angesprochen hat.

Tief zu Herzen ging mir der rasche Tod unserer liebenswürdigen Ottilie Wildermuth, den ich auf der Reise hieher erfuhr. Das Bild der alten Jugendfreundin umschwebte mich hier auf manchem einsamen Bergpfad. Auf Dr. Robert Königs Bitte habe ich ihr einen poetischen Nachruf im Daheim gewidmet.

Sonst bin ich hier zu keiner Produktion gekommen, abgesehen von etlich und zwanzig Briefen, und meine ich endlich damit aufgeräumt zu haben, so kommt wieder von irgend einem Schweizerpfarrer oder einer empfindsamen Dame, die mein Hiersein erfahren haben, ein poetischer oder prosaischer Gruß, der wohl beantwortet sein will.

Mit Anfang nächster Woche gedenke ich nach Tübingen zu gehen, zum Universitätsjubiläum. Da klingts dann aus anderen Tönen. Gelingts ihnen aber so gut wie den Ulmern in ihrer Art das Münsterfest, so wirds schön. Vom 15. August an bin ich wieder eingespannt. Lassen Sie mich dann auch von Ihnen bald wieder Erfreuliches hören.

Von Herzen

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

An Maria Nebe.

Stuttgart, 13. September 1877.

Verehrteste Freundin!

Der warme Anklang, den mein schmerzliches Zorngedicht ans Vaterland, wie meine wehmütige Freundesklage um

unsere abgeschiedene Ottilie Wildermuth in Ihrem Herzen gefunden, hat mir kräftig wohlgethan.

Jene patriotische Strafrede, die ich im vorigen Frühjahr aus tiefbetrübter und entrüsteter Seele einer neuen Auflage meiner allzu optimistischen „Deutschen Ostern" aus den großen Jahren 1870/71 anzuhängen mich gedrungen fühlte, glaubte ich längst in leerer Luft verhallt, als erst neuerdings einige Freunde dahinter kamen, sich davon gepackt fühlten und sie weiterkolportierten. Faktisch wirken wird natürlich ein luftiges Dichterwort nichts, findet es aber auch nur bei Gleichgestimmten Anklang, so bin ich dankbar. Statt „Nachdruck verboten" sollte es deshalb im Sonntagsblatt heißen: „Nachdruck erbeten".

Der Nachruf an Ottilie kam mir allerdings warm aus dem Herzen. Ihr Bestes: was sie als Frau — als Gattin, Mutter, Schwester, Freundin, Wirtin, Wohlthäterin der Armen — war, konnte ich freilich in diesem, hauptsächlich der Schriftstellerin gewidmeten Abschiedsgruß, wenn ich nicht allzulang werden wollte, kaum berühren. Aber nicht nur bei Denen, die sie persönlich kannten, wird ihr Gedächtnis im Segen bleiben: auch in der deutschen Litteratur bleibt ihr, wie ich glaube, ein ehrenvolles Plätzchen und ein gesegnetes Fortwirken gewiß.

Daß Sie in Ihrem Kreis und auf Ihrem Gebiet mutig und mit erfreulichem Erfolge fortarbeiten, sehe ich aus Ihrem Schreiben mit umso größerer Befriedigung, da ich von Erzeugnissen Ihrer Feder seit längerer Zeit nichts zu Gesicht bekommen habe. Das letzte, was ich las, war eine Dorfgeschichte in der Steinkopf'schen Sammlung, markig und ergreifend geschrieben, mit herbem Verlauf und tragischem Ausgang.

Gott helfe uns — jedem mit seinem Pfund — weiter wirken so lang es noch Tag ist!

Herzlich grüßend mit den alten Gesinnungen

Ihr

ergebener Karl Gerok.

Digitized by Google

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 21. Okt. 1877.

Verehrteste Freundin!

Wie teilnehmend haben Sie sich in unsre Tübinger Jubiläumsfreude versetzt! Ja es waren schöne, festliche Tage, und tausend frohe Jugenderinnerungen mischen sich in die große Feier, sie mit heiteren Melodien begleitend, wie die Piccolopfeifchen den dröhnenden Trommelschlag des Parademarsches begleiten. Daß daneben auch noch eine unverdiente akademische Ehre für mich abgefallen — die theologische Doktorwürde — deren ich mich vollends unwürdig fühle, wenn ich sie mit Ihrer seligen Frau Mutter am großen Doktor Luther messe, verdanke ich wohl vornehmlich den beiden vielvermögenden Freunden, Kanzler Rümelin und Rektor Weizsäcker. Sehr gelungen war auch das Königsfest in Bebenhausen, von dem sie einen schwachen Nachklang in beiliegendem fliegendem Blättchen finden. Was mir insbesondere jene Tage noch verschönte, war die Teilnahme meiner lieben Frau, die als Tübinger Tochter es sich nicht nehmen lassen durfte, dem Ehrenfest ihrer Vaterstadt beizuwohnen, sowie die Anwesenheit meiner sämtlichen Söhne. Von Berlin freute ich mich neben Ihrem trefflichen Propst Freiherrn von der Goltz meinen alten Studienfreund, Eduard Zeller mit dem Orden pour le merite am Hals wieder zu sehen.

Auch die Sommerfrische in Engelberg hat mir recht wohl gethan, und rührend und interessant ist mirs zu vernehmen, daß auch Ihr seliger Herr Vater in jenem schönen Friedensthal gern Ruhe und Erquickung gesucht hat.

Die Ulmer Münsterjubelfeier, der ich vom Hause meines Schwagers, des Ulmer Prälaten Lang, aus anwohnte, war gleichfalls höchst gelungen, und wenn ich dazu nehme, daß im September noch ein fröhliches Gustav Adolfsfest in Frank-

furt a. M. folgte, so darf ich allerdings heuer auf einen Sommer zurückblicken, wie ich ihn so festereich und freudenvoll kaum sonst jemals erlebt habe. Meine ich doch auch den Duft der blühenden Rosen, Linden und Reben, so süß berauschend wie heuer, seit den Tagen meiner Jugend nicht mehr eingeatmet zu haben.

Schade, daß ihm so ein rauher frostiger Herbst folgen mußte, der besonders bei uns zu Lande die frohen Hoffnungen auf einen reichgesegneten Weinertrag recht betrübend zu nichte gemacht hat.

Meine Frau Doktorin grüßt mit mir aufs herzlichste und ehrerbietigste, und wünscht Ihnen wie ich, einen friedlichen, möglichst schmerzfreien Winter. Mit den alten Gesinnungen treuer Verehrung

Ihr

dankbar ergebener K. Gerok.

Zwei Tischreden Karl Geroks.

1. Bei der Abschiedsfeier der Landessynode 1877.

Ich erbitte mir das Wort zu einer persönlichen Bemerkung, nicht im alten, strengen, parlamentarischen, sondern im neuen, weitern, landessynodalübungsmäßigen Sinne, wonach man unter dieser Firma auch Allgemeines aussprechen darf.

Meine Herren, manche goldne Worte haben wir heute hier schon gehört und haben sie auch seit vier Wochen im Halbmondsaale gehört, Worte, deren sich jene klassische Stätte parlamentarischer Beredsamkeit nicht zu schämen hatte, Worte, wert, auch außerhalb jenes Saales gehört zu werden. Ich denke dabei nicht nur an die äußeren Vorzüge der rednerischen Form, an des Basses Grundgewalt, wodurch der eine den Saal gefüllt, an den Posaunenton des Tenors, womit ein andrer uns ans Herz gegriffen, an den Waldhornklang des Barytons, womit ein dritter uns erquickte; nein, ich denke

Digitized by Google

an die innern Vorzüge, an den sittlichen Ernst, an die warme Überzeugungstreue, an die logische Schärfe, an die juridische Feinheit, womit so manche Redner selbst dann uns ergriffen, wenn wir ihnen auch nicht in allem zustimmen konnten. Ehre diesen Meistern des Wortes, diesen Rufern im Streit, diesen Sprechern der Versammlung! Und doch, nicht auf sie zielt mein Trinkspruch; sie haben ihren Lohn, sie nehmen ihre Lorbeern mit heim; ihr Lob werden die Protokolle der Nachwelt überliefern.

Aber, meine Herren, ist Reden Silber, so ist Schweigen Gold; ist Reden können eine Kunst, so ist auch Schweigen können eine Gottesgabe, und dem größten Strategen unsrer Zeit rühmt man nach, daß er in sieben Sprachen — schweigen könne.

Auch in unsrer Landessynode fehlt es Gottlob! nicht ganz an solchen, die diese Kunst verstehen und sie üben.

Sie haben geschwiegen, nicht weil sie die klassische Mahnung fürchteten: Si tacuisses, philosophus mansisses; nicht weil sie dem altdeutschen Grundsatze huldigten: Mit Schweigen sich verredt niemand; nicht weil sie den modernen Freundesrat zu beherzigen hatten: Wenn Sie etwas halten wollen, so halten Sie Ihr Maul; — sie haben geschwiegen aus edlern Motiven, obgleich sie reden konnten. Sie haben manche Rede, die sie in schlaflosen Nachtstunden konzipiert oder die ihnen die Erregung im Augenblick auf die Lippen drängte, zurückbehalten und verschluckt, weil sie die Debatten nicht ohne Not verlängern wollten. Sie haben aufs Wort verzichtet, weil es ihnen genügte, wenn das Rechte gesagt war, ob auch von einem andern. Sie haben Schluß der Debatte beantragt zur rechten Zeit, sie haben selbst Anträge zurückgenommen, um dem Streit ein Ende zu machen, um Frieden zu schließen, um Versöhnung anzubahnen.

Meine Herren, dieses Schweigen ist Gold; diesen Schweigern gebührt auch ihre Ehre.

Digitized by Google

Sie haben den Dank des Staates verdient, denn ihr Schweigen trug ihm Gold ein.

Sie haben den Dank unsers ehrwürdigen Präsidiums verdient, sie haben ihm den Schmerz erspart, allemal wieder einen Redner notieren zu müssen.

Sie haben den Dank von uns allen verdient, denn ihnen verdanken wirs, daß wir heute und nicht erst in Wochen dieses schöne Abschiedsfest begehen.

Sie haben den Dank des Konsistoriums verdient, denn sie haben Ruhe unsern Tagen, Schlaf unsern Nächten zurückgegeben.

Meine Herren, alle Ehre den Rednern in der Synode, aber auch den bescheidenen Schweigern, den stillen Mitarbeitern an unserm gemeinsamen Werke ein herzliches: Sie leben hoch!

2. Nach Beratung der neuen Kirchenverfassung.

In der letzten Woche begegnete mir einmal hier ein theologischer Freund vom Lande. Auf die Frage: Was thust du hier? erwiderte er, er wolle sich in den hiesigen Buchhandlungen erkundigen, wo auf die Synodalreden der theologischen Kommissare des Kirchenregiments subskribiert werden könne, da sie ihm nach Fülle und Bedeutung von großem Wert seien. — Nun ist es wahr, wir und speziell ich habe mich in dieser Zeit, da ich die Ehre hatte, mit im Halbmondsaale zu sitzen, streng nach dem Rückertschen Spruch gehalten:

> Du hast zwei Ohren und einen Mund: Willst du's beklagen?
> Gar vieles sollst du hören und wenig drauf sagen!

Ich habe sogar weniger als wenig, ich habe gar nichts gesagt. Aber, meine Herren, es hat das seine Gründe, die in der Natur der Sache lagen. Ich will nicht einmal subjektive Gründe der Bescheidenheit und dergleichen anführen,

sondern mich an die objektiven halten. Der erste war die musterhafte Disciplin am Tische des Kirchenregiments, wonach wir nur auf Aufforderung unsers hochverehrten Herrn Präsidenten zu reden hatten. Der zweite Grund war der, daß unser hohes Präsidium so sattelfest und gewappnet war, daß es außer dem Beistand seiner beiden Adjutanten, des juridischen oder ökonomischen, keines andern bedurfte. Der dritte Grund war der, daß in der Synode selbst so viel Verstand, Vernunft, Weisheit und Beredsamkeit vorwaltete, daß das, was unsereiner etwa hätte sagen können, von diesen Bänken aus immer vorher und besser gesagt wurde.

Dies zur Erklärung meines bisherigen Schweigens und meines heutigen Redens. Aber ich darf vielleicht den Begriff einer persönlichen Bemerkung, wie es ja im parlamentarischen Leben öfters geschieht, etwas weiter ausdehnen und noch Glück- und Segenswunsch anknüpfen.

Das Gebäude unsrer Kirchenverfassung ist nun wenigstens bis zu dem Punkte gediehen, wo man sonst beim Hausbau den bewimpelten Tannenbaum aufs Dach setzt und den Zimmerspruch spricht. Da fällt mir der Uhlandsche Zimmerspruch ein:

Das neue Haus ist aufgericht, Gedeckt, gemauert ist es nicht.
Noch können Regen und Sonnenschein Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt, Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus Hier über dieses offne Haus.

Man kann ja freilich am Stil dieses Hauses schon jetzt allerlei aussetzen. Er sieht vielen nicht kirchlich genug aus. Gothisch ist er allerdings nicht, das geht nicht mehr in unsrer Zeit; auch nicht romanisch, das paßt nicht für uns; auch nicht byzantinisch, dazu ist er zu modern.

Aber daneben bleiben ja auch unsre Kirchen stehen mit Wort und Sakrament. Die Kirchenverfassung ist nicht die Kirche. Und dieses Gebäude der Kirchenverfassung ist doch wohnlich, praktisch, sodaß man darin hausen kann.

Die Hauptsache ist, daß wir brave Hausleute bekommen in allen drei Stockwerken. Wir haben die Thüre nicht zu weit, aber auch nicht zu eng, die Gelasse nicht zu luxuriös, aber auch nicht zu kümmerlich einzurichten gesucht. Wir haben sie einzurichten gesucht, daß kein Ehrenmann sich sollte schämen dürfen, einzutreten, daß auch kein Schelm versucht sein soll, sich einzudrängen. Also eins, was wir brauchen, wünschen, hoffen: brave Hausleute in den untern Stock des Kirchengemeinderats und der Gemeindevertretung, brave Hausleute in den mittlern Stock der Diözesansynoden, brave Leute in den obern Stock der Landessynode, zu dem ja eine schöne Freitreppe außen hinaufführt, die auch Excellenzen künftig wie bisher sich nicht scheuen dürfen, hinaufzusteigen.

Also ist mein Segenswunsch und Trinkspruch: Gott gebe uns brave Hausleute ins Haus unsrer neuen Kirchenverfassung! Dann können wir sagen: Der Segen Gottes ist im Haus.

An Fräulein v. St., Pommern.

Stuttgart, 13. Dez. 1878.

Verehrtes Fräulein!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mich tief gerührt und innig erfreut hat. Rührend und erfreulich wäre mir das interessante Stück Familiengeschichte, das Sie mir mitteilen, mit seinem tiefschmerzlichen Verlauf und seinem tröstlich versöhnenden Ausgang gewesen, wäre auch mein Name entfernt nicht darein verflochten; daß Gott mein schwaches Predigtwort würdigte, einer Ihnen nahestehenden Seele noch in den letzten dunkeln Leidenstagen Erquickung und Frieden zu bringen und sie zu dem hinzuweisen, der allein dem sündigen Menschenherzen Licht und Frieden geben kann, — das ist mir ein ebenso beschämendes als ermunterndes Zeichen von der Gnade dessen, der in den Schwachen mächtig ist, und der Prediger kann in einer Zeit, wo ihn so manchmal das Gefühl beschleichen

möchte, seine Stimme verhalle in der Luft, solch eine Glaubensstärkung wohl hin und wieder brauchen.

In diesem Sinn haben Sie nun auch mir gepredigt und mich gestärkt und erquickt und mir so heimgegeben, was ich etwa Ihnen durch Wort und Lied Erfreuliches bieten durfte.

Gerne möchte ich Ihnen und den Ihrigen bei so vielem Trüben, was Sie nach des Herrn Willen schon durchlebt, recht viel Gutes und Erfreuliches wünschen. Das Beste haben Sie gottlob schon, den beseligenden Glauben an unsern Gott und Heiland und die herzliche Liebe zu seinem Wort, das ein Licht ist auf allen unsern Wegen.

So lasse Er denn auch fernerhin sein Antlitz freundlich leuchten über Ihrem innern und äußern Leben und besonders in der bevorstehenden lieblichen Weihnachtszeit einen hellen Schein seiner Freundlichkeit und Leutseligkeit in Ihr Haus und Herz fallen!

Mit herzlichem Gruß und Segenswunsch

Ihr

aufrichtig ergebener Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 28. März 1878.

Verehrtester Freund!

Sie haben mich wahrhaft beschämt durch die reichen litterarischen Weihnachtsgeschenke, sowie durch den freundlich teilnehmenden Gruß, den Sie mir zu Neujahr gesendet haben, während ich Ihnen noch den Dank für die Christbescherung schuldig bin.

Was meine Beschämung vermehrt, ist, daß ich Ihnen gar keine irgend ebenbürtige Gegengabe bieten kann. Und so ist nichts erschienen, als eine sogenannte Neue Folge der Palmblätter.

Nur damit Sie mit meinen Produktionen überhaupt

auf dem Laufenden bleiben, bin ich so frei, Ihnen auch dieses Büchlein unter die Augen zu bringen, und bitte für dasselbe ganz besonders um Nachsicht. Die Gedichte zu den Mosisbildern sind ohne letztere eigentlich nicht verständlich. Der religiöse Historienmaler Pfannschmidt hat jene Situation in sieben wirklich sehr schönen Kompositionen auseinandergelegt, worin er die naive historische Erzählung von der Aussetzung und Findung Mosis symbolisierend zu einem Typus von Mutterleid und Mutterglück erweitert und vertieft. Der Verleger verlangte von mir einen poetischen Text, den ich vorigen Sommer in Engelberg entwarf, weil mich die idealistisch-edlen Kompositionen anzogen; wiewohl ich zugeben muß, daß man von einem realistischeren Standpunkt aus die ganze Behandlung von Seiten des Künstlers und demgemäß auch des Dichters als allzu künstlich und sentimental beanstanden kann.

Mit Genuß und Erhebung habe ich dieser Tage Geibels Spätherbstblätter gelesen, fast lauter vollendet schöne Sachen, denen man von sinkender Dichterkraft nichts anmerkt, abgesehen davon, daß der Verfasser selbst manchmal den Ton des Alternden und Scheidenden in elegischer Weise anstimmt.

Im übrigen haben Sie vollkommen Recht, wenn Sie mir zu Gemüte führen, daß ich Ursache habe, für meine Lebensführung besonders im verflossenen Jahre dankbar zu sein. Ich bin, obwohl glaub ich ein Jahr älter als Geibel, wie es scheint gesünder und rüstiger als er, der Vielgereiste; das Jahr 1877 hat mir drei Enkelkinder gebracht; daneben ein paar Dutzend poetische Produkte, mehr als drei seiner Vorgänger zusammen; dazu einen theologischen Doktorhut und viel schöne Erinnerungen an froh und festlich verlebte Tage. Was könnte man sich da Besseres wünschen, als daß es durch Gottes Gnade wenn auch nicht immer so festlich, doch noch eine Weile so freundlich weitergehe? Nun — wie Gott will!

Gottfried Kellers Figuren haben realistische Naturwahrheit, sein Humor hat etwas Unwiderstehliches, seine Zeichnung und Farbengebung weiß auch das Sonderbare mit einer unnachahmlichen Grazie zu schmücken. Diesen Eindruck haben mir auch seine Neuen Züricher Novellen kürzlich wieder gemacht.

Dagegen hat Ebers „Homo sum" meine Erwartungen nicht erfüllt. Es sind lauter meist trefflich gezeichnete Nebenfiguren, aber es steht kein Held im Mittelpunkt. Es sind die krankhaften Auswüchse des Christentums im Anachoretentum mit feiner Psychologie, gutem Humor, maßvoller Milde und warmem historischem Lokalton geschildert, aber das Christentum selber in seinem gesunden Kern, in seiner welthistorischen Bedeutung findet — abgesehen von einer Nebenperson — ebenso wenig einen Repräsentanten, als das mit demselben noch im Kampf begriffene römische Heidentum, etwa in seinem letzten Julianischen Aufschwung. Was man Freytags letztem Roman bezüglich des Reformationszeitalters vorgeworfen hat, er begnüge sich mit genreartigem, wenn auch meisterhaft gemaltem Detail und wage es nicht, eine so großartige Periode in großartigem, historischem Stil zu behandeln, das scheint mir hier in noch höherem Grad zuzutreffen. Doch ich rede Ihnen von einem Buch, das Sie vielleicht gar nicht gelesen haben.

Vor einigen Tagen hat man meinen genialen Landsmann und originellen Jugendfreund, den Physiker Robert Mayer von Heilbronn, begraben, den Entdecker der mechanischen Wärmetheorie; ich erlaube mir Sie auf einen Nekrolog aufmerksam zu machen, den sein ältester Schulkamerad und lebenslänglicher vertrauter Freund, der geistvolle Kanzler Rümelin, für die Allgemeine Zeitung unter der Feder hat.

Möchte auf diesen unerhört brutalen Nachwinter endlich, endlich der ersehnte Frühling kommen und auch Ihnen

nach den Unbilden, die der Winter Ihnen angethan, Erquickung und Kräftigung für Leib und Seele bringen!

Herzlich grüßend, in treuer Anhänglichkeit,

Ihr

Karl Gerok.

An Frau Maria Nebe in Rappoltsweiler, Elsaß.

Stuttgart, 26. Mai 1878.

Verehrte Freundin!

Unsere Zeit sehe ich trotz meinem angeborenen und grundsätzlich festgehaltenen Optimismus auch nicht viel rosiger an als Sie; weniger wegen der materiellen Bedrängnisse und politischen Verwicklungen, denn die gehen der Menschheit nicht ins Mark und lassen sich bei gutem Willen heben und lösen oder doch durchmachen, — als wegen der schauerlichen sozialen und religiösen Verwilderung und Verwüstung, die in unserem deutschen Volk um sich greift und für die Neige dieses Jahrhunderts mir manchmal Revolutionsstürme in Aussicht stellen will, noch ärger als die überm Rhein am Schluß des 18. Jahrhunderts. Gott besser's!

Das einzige Mittel gegen solche pessimistische Stimmungen für unsereins ist, unverdrossen im Kreise seiner nächsten Pflicht und Schuldigkeit fortzuarbeiten und in Musestunden sein kleines Instrument, wie man's einmal empfangen und gestimmt hat, sich und seinen Freunden zur Erheiterung weiterzuspielen, mag es auch im sausenden Geklapper des Webstuhls der Zeit nicht weithin tönen.

Mir für meine Person bleibt freilich auch dazu immer weniger Zeit, und Vierteljahre lang ziehe ich im Amtsgeleis einfach am Geschäftswagen, ohne rechts noch links blicken zu können, wie das Pferd hinter den Scheuledern. Man hat dabei allerdings keine Zeit, sich mit allgemeinen trüben Zeitreflexionen zu quälen, aber es fehlen auch die Stunden gemütlicher Erhebung und poetischen Aufschwungs, und leider

kommt man nachgerade allmählich in das Alter, wo durch Mangel an Gebrauch und Übung die dichterischen Organe leicht erlahmen.

Grüßen Sie Ihren lieben Gemahl und danken Sie's ihm, daß er Ihr Fenster mit Blüten umrankt; Ihr Kopf ist ja nicht dazu angethan, sich von irgend welchen Düften oder Dünsten betäuben zu lassen.

Herzlich grüßend

Ihr
ergebener Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 10. Oktober 1878.

Verehrtester Freund!

Was Ihre Kontroverse mit St. betrifft, so ist meine unmaßgebliche Meinung folgende: Als Geschichts- und Naturforscher haben Sie das volle Recht, das Prinzip der Entwicklung vom Niederen zum Höheren, vom Sinnlichen zum Geistigen auch auf die Religionsgeschichte anzuwenden, ohne damit dem Vorwurf des Darwinismus oder Häckelianismus im groben Sinn zu verfallen. Andrerseits ist nicht zu bestreiten, daß die christliche Weltanschauung und zwar nicht nur die orthodoxkirchliche, sondern auch die biblische ganz entschieden von der Annahme eines Zustands ursprünglicher Integrität der sittlichen und intellektuellen wie der leiblichen Natur des Menschen ausgeht und darunter namentlich auch eine, wenn auch nicht durch Reflexion vermittelte, so doch kindlich intuitive Erkenntnis Gottes als des Einen subsumiert. Die ganze christliche Theologie in ihren Kardinaldogmen vom Sündenfall und der Erlösung beruht doch wohl auf dieser Annahme vom Urzustande der Menschheit. Man kann dieselbe philosophisch bestreiten, ohne deshalb auf einem irreligiösen Standpunkt zu stehen, aber den christlichen Boden, glaube ich, verläßt man damit. Man kann dieselbe spekulativ umdeuten und sagen: die Idee oder das Ideal der Menschheit, dem sie

zustrebt, wird von der Bibel in der Form der sinnlichen Vorstellung zum historischen Urzustand gemacht, von dem die Entwicklung des Menschengeschlechts ausgegangen sein soll. Aber der unbefangene Glaube versteht das nicht und glaubt mit der Form auch die Sache zu verlieren. Somit kann ich es einem christlichen Verleger nicht verdenken, wenn er, abgesehen von seiner persönlichen Überzeugung, schon aus Rücksicht auf sein Publikum jenen Satz beanstandete. Und Sie, verehrter Freund, würden als pädagogischer Schriftsteller diesen Bedenken Rechnung tragen und sich mit dem Amendement konformieren dürfen, innerhalb dessen ja für Ihre Position immer noch Raum bleibt, wenn sie auch nicht expreß ausgesprochen ist. — „Salvis melioribus!“ pflegen wir unsre Kollegialvota zu unterzeichnen. Ich füge es auch hier bei, aber ich vermag den Theologen nicht soweit auszuziehen, um in diesem Fall anders zu votieren. Unser sel. Freund Köstlin hätte Ihnen dabei von seinem orthodoxen Standpunkt aus den Leviten noch weit schärfer gelesen.

Die Erzählung von dem Nachtbesuch Ihres lernbegierigen Schriftgelehrten mit seiner Tochter hat mich sehr ergötzt. Sie haben das Äußerste in liebenswürdiger Courtoisie geleistet, indem Sie zum bösen Spiel so gute Miene machten. Ich weiß von derartigen lästigen Ehren wohl auch zu sagen, aber nachts 10 Uhr hat mich doch noch keine Verehrerin heimgesucht. Auch hab ich's schon manchmal zu bereuen gehabt, daß ich die Mißstimmung über solche Störungen nicht immer im ersten Augenblick gehörig beherrschen kann. Mein „Herein!“ ist oft so grimmig und mein Empfangsgesicht so bittersüß, daß mirs nachher oft selbst leid ist und ich im Verlauf der Unterhaltung, wenn ich nun doch aufthaue, mit Kunst allmählich in eine mildere Tonart übergehen muß. Soeben, während ich diesen Brief schreibe, ist mir's mit einem ehrwürdigen Kollegen wieder so ergangen, der morgens halb 9 Uhr mich mit seinem Besuch beehrte.

Digitized by Google

Es beginnt nun wieder die arbeitsvollere Hälfte des Jahres für mich. Der vierwöchige jährliche Zusammentritt der 6 Generalsuperintendenten mit dem Konsistorium bringt 4 Sitzungen in der Woche von je 4 Stunden zu der gewöhnlichen Arbeit. Dabei erfreue ich mich wenigstens des verhältnismäßig milden Oktoberwetters. Vorm Jahr um diese Zeit waren Wälder und Gärten, Rebenhügel und Obstbäume durch einen Septemberfrost schon vollständig entfärbt und entlaubt; heuer haben wir bei sonnigen Tagen und milden Mondnächten noch frisches Grün, mit beginnender goldener und roter Schattierung in malerischen Tinten; wenn auch unsere, im Sommer allzulang zurückgebliebenen Trauben schwerlich mehr vollständig gargekocht werden.

Mit dem Wunsch einer glücklichen Winterkampagne bin ich herzlich grüßend in alter Verehrung

Ihr

ergebenster Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 2. Nov. 1878.

Verehrtester Freund!

Nur geschwind en miniature besten Dank für Ihr reichhaltiges Schreiben.

Wenn ich Ihren Unwillen gegen Ihren Verleger mäßigte, indem ich einen Teil desselben auf mich herüberzog, so soll mich mein neuliches Briefchen nicht reuen. Ich will die theologische Kontroverse nicht fortsetzen, dies kleine Format verbietets zum voraus.

Vieles in Ihrer Entgegnung gebe ich vollkommen zu und bemerke nur zur Erläuterung meiner Position aphoristisch Folgendes:

1. Wenn von Biblischem oder Neutestamentlichem Christentum die Rede ist, so wird man den Paulinischen Lehrtypus mit hereinnehmen müssen, obgleich er allerdings eine Weiterbildung der Verkündigung Jesu ist. Diese pure zu ermitteln,

Digitized by Google

ist schon deshalb schwer, weil wir sie doch auch nur durch das Medium der 4 Evangelisten haben, unter denen wieder Johannes, wenn man ihn überhaupt noch als Quelle gelten lassen will, ungeheuer individuell sieht und referiert.

2. Nicht eine reflektierte Gotteserkenntnis, sondern nur ein unmittelbares Gottesbewußtsein der ersten Menschen, analog dem frommen Kinderglauben, möchte ich als biblische Anschauung bezeichnen.

3. Etwas ähnliches liegt doch auch den heidnischen Sagen vom goldenen Zeitalter und den morgenländischen Religionslehren zu Grund. Und philosophisch nimmt ja auch Plato einen — vorzeitlichen — Fall der Seelen an. Vergleiche ähnliche Philosopheme nicht nur eines Schelling, sondern auch eines Kant in seiner Religionsphilosophie.

4. Christus nicht nur Lehrer und Vorbild, sondern auch Erlöser; die Entwicklung der Menschheit nicht einfach stetiger Fortschritt, sondern Fall und Wiederaufstehen — das ist, man mag philosophisch drüber denken wie man will, jedenfalls ganz entschieden die christliche Anschauung.

5. „Aller Anfang unbegreiflich.“ Darin stimme ich vollkommen mit Ihnen überein und es hat mir dies immer als einer der wahrsten Sätze Schleiermachers (gerade mit Bezug auf den Urzustand der Menschheit) eingeleuchtet. Ich bin auch vollkommen überzeugt, daß es dabei bleiben wird, trotz Darwin, Häckel, Lange und allen Naturforschern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

6. Daß unser Thema deshalb immer höchst disputabel ist, gebe ich vollkommen zu und bin weit entfernt, einem Gegner des kirchlichen Dogmas vom Urzustand deshalb schon Religion oder praktisches Christentum abzusprechen.

7. Alles das keineswegs offizielle Anschauungen eines Konsistorialrats, sondern lediglich eines evangelischen Theologen und zwar eines von der gemäßigten Mitte.

Herzlich grüßend Ihr Karl Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 6. Jan. 1879.

Verehrtester Freund!

Der kurzen Empfangsbescheinigung Ihrer litterarischen Weihnachtsgaben sende ich endlich den längst schuldigen Dank nach. Ihre Bücher und Büchlein haben mir und durch mich meinen jungen Freunden wieder mannigfachen Genuß und Belehrung gebracht. Ich selbst für meine Person habe mir mit stolzer Befriedigung den Edelhirsch als mein Abbild in der Thierwelt zugeeignet und mich überhaupt an den ebenso sinnigen als anschaulichen Schilderungen jenes Bandes, auch an den so passend eingewobenen poetischen Citaten herzlich erfreut. So ist z. B. die prächtige Beschreibung der Hirschjagd aus Immermanns Tristan und Isolde von jeher eines meiner Lieblingsstücke gewesen. Von den kleineren Bändchen der Naturbilder habe ich insbesondere das über Sonne, Mond und Sterne mit großem Interesse gelesen und darin für mich Idioten in der Astronomie, der mit den neuesten kolossalen Entdeckungen auf diesem Gebiet nur im Allgemeinsten auf dem Laufenden ist, eine Menge von Neuem gefunden. Zwei gewissermaßen entgegengesetzte Empfindungen wechselten bei der Lektüre in mir ab — einerseits das bis ins Grausen übergehende Staunen über die unermeßlichen oder sage ich lieber ungeheuren Größen und Dimensionen, um die es sich in der Sternenwelt handelt, so daß der Mensch sich in seiner Kleinheit völlig vernichtet fühlt; andrerseits aber auch wieder die staunende Bewunderung der großartigen Forschungen und Entdeckungen, welche der winzige Erdenknirps homo sapiens durch unermüdete Beobachtung, scharfsinnige Berechnung und geniale Kombination auf diesem grenzenlosen Gebiete zu stande gebracht hat. Daß Sie dabei die vielen noch ungelösten Fragen und widersprechenden Hypothesen nicht verschwiegen haben, gefällt mir gegenüber der beliebten Selbstüberhebung der modernen Naturwissenschaft besonders gut. Jene christlich-

theologisch beanstandete Stelle kann im Zusammenhang gelesen, nach dem Eindruck, den ich nun selbst gewonnen habe, nicht den mindesten Anstoß erregen. Die eingeflochtenen Psalmstellen thun ihres Orts eine gute Wirkung. Die angeführten mythologischen Sagen und Volksmärchen wünschte ich nicht ganz weg, aber um der Übersichtlichkeit willen und gegenüber dem Hauptzweck astronomischer Belehrung einigermaßen reduciert.

Und weil Sie auch über kleine Oppositionen, beziehungsweise Schrullen Ihrer Freunde nicht ungehalten werden, so gestehe ich, daß ich über einen Ausdruck gestolpert bin. Sie sagen einmal gelegentlich, das weiße Licht sei aus den sieben Regenbogenfarben „zusammengesetzt“. Nun weiß ich ja wohl, daß Goethe mit seiner Farbenlehre Unrecht haben soll; daß der der natürlichen Anschauung so einleuchtende Satz: die Farbe liegt nicht im Licht an und für sich involviert, sondern entspringt aus dem Zusammentritt des Lichts mit dem Trüben — von der exakten Wissenschaft geächtet ist; daß auch der gute Schiller geträumt hat, als er sang: Wir stammen unser sechs Geschwister von einem wundersamen Paar, die Mutter ewig ernst und düster, der Vater fröhlich immerdar; — aber das laß ich mir, solang ich noch Augen habe, nie und nimmermehr bieten: das weiße Licht sei aus den Farben rot, orange, grün, blau, violett — „zusammengesetzt“. Daß es ihre Indifferenz sei, sich in dieselben breche, laß ich mir gefallen; zusammengesetzt aber, gemischt, durcheinandergeschmiert auf der Palette oder wo sonst, geben die Farben nicht weiß, sondern schwarzbraun, — trotz dem malitiösen Experiment mit der Farbenwindmühle, das mich zwar verblüfft hat, aber meines Erachtens doch irgendwie auf eine optische Täuschung hinausläuft.

Verzeihen Sie einem Nichtswisser, der gerade beim Einblick auch in Ihre kleinen populären Arbeiten, Ihre vielseitigen Kenntnisse wieder aufs neue bewundert hat, diese möglicherweise dummen Expektorationen.

Nicht um Ihnen etwas zu bieten, das Sie besonders interessieren könnte, sondern nur um Sie meiner Dankbarkeit zu versichern und mit meinen kleinen Ferienarbeiten auf dem Laufenden zu erhalten, schicke ich Ihnen beiliegendes Buch, an welchem blos die Einleitung von mir ist. Mein Vorwort habe ich vorigen Sommer in Tegernsee geschrieben; hintennach habe ich den Eindruck als hätte ich Gerhardt nach seinem poetischen Wert etwas zu hoch gestellt, nicht nur gegenüber von weltlichen Poeten, von denen ja gar nicht die Rede ist, sondern auch von geistlichen Liederdichtern neben und nach ihm. Sein Hauptvorzug liegt in seiner Popularität und dazu gehört ein gewisses im guten Sinn hausbackenes Mittelmaß der Gedanken und des Ausdrucks, während andere trotz ihrer tieferen Empfindung, ihres höheren Schwungs, ihrer süßeren Töne nur für eine kleinere Gemeinde dichten. Dies hätte in der Karakteristik klarer und bündiger gesagt werden sollen.

Mit allen guten Wünschen fürs neue Jahr in alter Freundschaft

Ihr

Karl Gerok.

An J. G. Fischer.

Stuttgart, 21. Jan. 1879.

Verehrter Freund!

Als ich heute morgen das Briefcouvert mit Ihrer Handschrift sah und nach schönem Brauch wieder die Erstlinge Ihres poetischen Jahresertrags darin zu finden hoffte, dachte ich: ei, diesmal könntest du ja dem Freunde zum Zeichen des guten Willens deine Wintersonnenwende als Antwort schicken. Daß die Verse schon gedruckt sind, wußte ich nicht, da ich die Dichterhalle nicht mehr zu Gesicht bekomme, seit sie auf dem Museum abgeschafft ist.

Ein so freundliches Zeugnis für mein Wintergedichtchen aus Ihrem Munde, dem kompetentesten in diesem Fach, freut mich aufrichtig; wäre es mir gelungen, das Nötige in

5 statt in 9 Strofen zu sagen, so wäre ich noch besser mit mir zufrieden.

„Nur ein Hauch sei dein Gedicht!“ Dieses Goethesche Recept ist in Ihren beiden kleinen Liedern wieder meisterhaft befolgt. Wie gemütvoll, naiv, rührend des Vögleins Lebenslauf; wie melodisch in Empfindung und Ausdruck das „Geborgen!“

Ich für meine Person befinde mich ganz wohl dabei, von allem, was sich als Geschäftsbetrieb, Reklame u. dgl. an die litterarische Produktion hängt, als reiner Ignorant grundsätzlich fern zu bleiben, nicht einmal nachzufragen, wie man mich da und dort taxiert. Werd ich dann irgendwo schlecht behandelt, so erfahre ichs nicht und ärgere mich nicht; find' ich mich da und dort wohlwollend genannt, achtungsvoll aufgesucht, so freut michs harmlos, und werde ich vornehm ignoriert, wo vielleicht billigerweise mein Name auch hergehört hätte, so tröste ich mich, wo nicht bei den Herrn Recensenten, so doch beim Publikum bekannt zu sein und statt gelobt wenigstens gelesen zu werden.

Freundlich grüßend

Ihr

ergebenster Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 6. Juli 1879, Sonntag Abend.

Verehrtester Freund!

Längst bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für Ihre jüngsten litterarischen Zusendungen; zuerst für Ihre wertvolle Abhandlung über die neueren naturwissenschaftlichen Theorien, in welchen Sie den Darwinismus und seine Verzweigungen in ihrem Wesen so lichtvoll dargestellt, in ihrer relativen Wahrheit so unbefangen anerkannt, aber auch in ihren Ausschreitungen so überzeugend kritisiert und in ihre Grenzen so nachdrücklich zurückgewiesen haben. Nicht minder

habe ich mich an ihrer Karakteristik Paul Gerhardts und Ihrer ebenso wohlwollenden, als sachkundigen Besprechung der unter meiner Mitwirkung entstandenen neuen Ausgabe seiner Lieder erfreut. Man erkennt in jedem Satz den gewiegten Litterarhistoriker und in manchem, was Sie sagen, finde ich meine eigene Darstellung ergänzt. Herzlichen Dank!

Wie ich zu jener kleinen Ferienarbeit lediglich durch buchhändlerische Aufforderung kam, so liegt mir jetzt wieder ein ähnlicher Antrag vor, für den ich aber noch kein rechtes Herz gewinnen konnte. Der alte Buchhändler Perthes in Gotha hat mir vorgeschlagen, seinen Ahnherrn, den Wandsbecker Boten, in einer Auswahl für das gegenwärtige Geschlecht neu herauszugeben. Ob aber der ehrwürdige Mann für unser Lesepublikum noch mundgerecht zu machen ist, bezweifle ich. Allerdings behält er in der Litteraturgeschichte immer seinen ehrenvollen Platz. Auch scheint er besonders in Norddeutschland immer noch seine Gemeinde, und zwar unter dem einfachen Volk zu haben. Allein die will ihn ganz, legt an seine Schriften den sittlich und religiös erbaulichen, nicht den ästhetischen Maßstab und stößt sich nicht an dem, was unsereinem veraltet, breit, geschmacklos und beschränkt erscheint. Was dagegen für ein ästhetisch gebildetes Publikum heutzutage noch anziehend und genießbar ist, das scheint mir, abgesehen von jenen Liedern, die jedermann kennt, sich auf eine kleine Auswahl aus den prosaischen Aufsätzen, namentlich aus den Briefen an Andres zu beschränken und in ein sehr dünnes Büchlein zusammenzuschrumpfen. Begierig wäre ich, Ihre Ansicht über den Mann und die Sache zu vernehmen. Überhaupt habe ich keine besondere Neigung zu solchen herausgeberischen Arbeiten. Viel lieber würde ich selbst etwas produzieren und wäre es das kleinste Gedicht, das frisch aus der Feder quillt, als daß ich die Werke anderer, stehen sie auch weit über mir, litterarisch appretiere.

Gegen Ende dieser Woche gedenke ich einen vier- bis fünfwöchigen Urlaub anzutreten, zunächst nach Ulm zu Verwandten, dann wieder zu längerem Aufenthalt in Tegernsee, von wo ich im Rückweg gegen Mitte Augusts auch der internationalen Kunstausstellung in München ein paar Tage widmen möchte.

Vielleicht werde ich im Bayerischen einmal mit einem Blatt von Ihrer Hand erfreut, inzwischen wünsche ich Ihnen schöne Sommertage und empfehle mich Ihrem freundlichen Andenken.

Mit herzlichem Gruß

Ihr
treuergebener K. Gerok.

An Prediger Oldenberg.*)

Stuttgart, am letzten September 1879.

Ein herzliches „Vergelts Gott"

möchten wir dem Kongreß für innere Mission nachrufen aus der Stadt, darin er seine Segensspuren nun zum viertenmal hinterlassen hat! Das waren gesegnete Tage, so heißts jetzt, nachdem die lieben Festpilger geschieden sind, wo zwei oder drei sich in der stiller gewordenen Stadt begegnen. Wem wir solchen Segen zuerst zu danken haben, das wissen wir wohl. Aber unsern Gästen solls auch nicht vergessen sein, was sie uns gebracht, was sie uns hinterlassen haben. Sie haben uns gedankt beim Abschied, für liebreiche Aufnahme und freundliche Herberg. Aber haben auch wir im Gedräng dieser Tage — und dieser Abende — Raum und Zeit gefunden, ihnen recht warm und allen vernehmlich zu danken? — Mir wenigstens liegt es noch als eine Schuld auf dem Gewissen, und wenn ich auch von niemand Auftrag und Vollmacht dazu habe, als von meinem eigenen Herzen, ich weiß doch, ich spreche vielen aus dem Herzen.

*) Abgedruckt in der neuen evangelischen Kirchenzeitung.

Digitized by Google

Eine Glaubensstärkung, eine Herzenserquickung konnten wir hier in Stuttgart jetzt gerade doppelt wohl brauchen. Die festlichen Tage trafen uns ja in frischer Trauer um einen vielgeliebten Vater unsrer heimatlichen Kirche, um einen vielgetreuen Arbeiter an dem Werk der innern und innersten Mission. Ein Druck lag noch auf vielen Gemütern, ein Gefühl der Verwaisung fiel uns gerade jetzt wieder neu aufs Herz, denn wie konnten wir uns eine solche Versammlung denken ohne unsern Kapff! Haben ja auch unsre Gäste diesem Gefühl mehr als einmal warmen Ausdruck gegeben. — Überhaupt aber, — wer von uns die früheren Kongreßtage von Stuttgart im Gedächtnis trug, die schönen Tage von 1850, 1857, 1869, der konnte einer wehmütigen Empfindung sich von vornherein nicht ganz erwehren, im Blick auf den Tisch des Präsidiums und den Rednerstuhl und die Physiognomie der Versammlung. Wo sind sie, die alten, ehrwürdigen Väter des Kirchentags und der inneren Mission, die nur hinstehen, nur den Mund aufthun durften und alle Augen hingen an ihnen, alle Ohren lauschten ihnen mit fast unbedingtem Vertrauen? Wo sind die edlen Gestalten eines Wichern und Bethmann-Holweg, Nitzsch und Tholuck, Krummacher und Sander, Lücke und Sack, Mallet und Treviranus und wie die heimgegangenen Gottesknechte alle heißen, die wir vor einem Menschenalter noch die Unsern nannten. — Hat der Kongreß sich nicht überlebt; wird der neue Tempel nicht allzuweit zurückstehen hinter dem alten und seiner ehrwürdigen Pracht; wird der Herr wohl auch diesmal wieder aufs Fest kommen? — Solche leise Fragen und stille Bedenken konnten wohl da und dort einen von uns älteren beschleichen. Aber wie herrlich wurden sie gehoben! Wie jung und lebenskräftig hat sich der Kongreß bewiesen! Wie zeitgemäß und praktisch die Gegenstände der Verhandlung; wie sicher und doch zwanglos die Leitung; wie gehaltvoll und ergreifend die Vorträge vom ersten bis zum letzten; wie lebendig und anregend die Verhand-

lungen, wenn auch das dramatische Interesse lebhafter Gegensätze wegfiel; wie köstlich die Abendgottesdienste; wie erquicklich die Stunden brüderlichen Zusammenseins! Wie ungealtert die alten Freunde, wie herzgewinnend die neuen! Namen sollen hier nicht genannt, Persönlichkeiten nicht herausgehoben werden. Nur Eins! Wie haben gewisse Zeitungen uns seit Jahr und Tag bange gemacht vor den „Berliner Hofpredigern" und ihren unheimlichen hierarchischen Gelüsten! Nun drei davon und zwar sehr namhafte, haben wir hier gehabt, haben ihnen ins Auge und ins Herz auch ein wenig gesehen, haben sie gehört auf der Kanzel, auf dem Rednerstuhl und bei Tisch, — und was war das Ergebnis? Wer sie zuvor schon hochgehalten und lieb gehabt, der hat sie von Angesicht zu Angesicht noch viel lieber gewonnen; wer gegen den einen oder andern von ferne ein „Aber" gehabt, der hat ihn Aug in Aug erst verstehen und würdigen gelernt, und alles in allem — wenn sie zu Hause nicht schlimmer sind als so, muß man sagen: das sind ja prächtige Leute, mit denen ist auszukommen, mit denen ist man wohl beraten, solche möchte man auch haben.

Genug. — Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben, deß sind wir wieder froh geworden für die Sache der innern Mission. Siehe wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen, daselbst verheißet der Herr Segen und Leben, das haben wir wieder schmecken dürfen, uns selber zum Segen. Und noch freudiger und zuversichtlicher als zum Willkomm möchte mans zum Abschiede dem Kongreß zurufen: Dieser Jünger stirbet nicht!*)

Mit herzlichem Brudergruß

Ihr

treuverbundener Karl Gerok.

*) Predigttext Karl Geroks beim Eröffnungsgottesdienst. D. H.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 19. Nov. 1879. Am Geburtstag meines sel. Vaters.

Hochverehrte Freundin!

Wie reichlich haben Sie uns beglückt, wie rührend uns erfreut durch ihre beiden letzten Zuschriften und Sendungen! Innig wohlgethan hat uns Ihre Teilnahme an dem Heimgang unsres lieben Prälaten Kapff, den Sie so ganz kannten in seinem tiefsten Wesen und Werte, und der auch Ihnen so treu bis ans Ende zugethan war. Ich danke Gott, daß es mir erspart geblieben ist, den Unersetzlichen als Stiftsprediger ersetzen zu sollen. Viele in der Gemeinde wollten mich wieder in der Stiftskirche haben, aber der König, den ich davon in Kenntnis setzte, wünschte, daß ich auf meinem Posten bleibe, und so sehr michs auch einerseits auf die alte, liebe, goldene Kanzel und in den Dienst an einer großen Gemeinde gezogen hätte, so fühlte ich mich eben doch nicht mehr frisch und jung genug, um die Last eines städtischen Predigt- und Seelsorgamtes mit voller Freudigkeit noch einmal auf die Schultern zu nehmen, abgesehen von der Scheu, an die Stelle gerade eines solchen in seiner Art einzigen Mannes zu treten.

Ein köstlicher Herzensgenuß war meiner l. Frau und mir die Bekanntschaft mit Ihrem seligen Groß-Schwiegervater durch Emil Frommels liebenswürdiges Büchlein. Ich wußte bisher soviel als nichts von diesem ehrwürdigen Kernchristen, diesem herrlichen Originalpastor, und die feurige, geist- und gemütvolle Persönlichkeit Ihres verehrungswürdigen Vaters wird mir nun in ein neues Licht gestellt, seit ich weiß, welchen Mannes Sohn er war. Es ist doch etwas Schönes und Tröstliches, daß solche treue Zeugen und auserwählte Rüstzeuge auch nach ihrem Heimgang noch unter uns fortleben, fortpredigen, fortsegnen dürfen, nach dem alten Sprüchlein: Er hat getragen Christi Joch, ist gestorben — und lebet noch!

Nehmen Sie diesen im Gedräng der mannigfaltigsten Geschäfte geschriebenen Brief, so wenig er auch als genügende Erwiedrung Ihrer reichen, schönen und lieben Blätter gelten kann, mit gewohnter Güte nachsichtig auf, seien Sie meiner und meiner l. Frau innigster Teilnahme in Freud und Leid jederzeit versichert und bleiben Sie uns freundlich gewogen.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr

treuergebener K. Gerok.

Antwort auf Gruß und Dank eines Kollegen für die „Hirtenstimmen".

Dezember 1879.

Friedlich prüft ein Hirt im Thale
Seiner Flöte frommen Schall;
Horch, vom Berg mit einem Male
Grüßt ihn holder Wiederhall.
Was er sich auf schlichtem Rohre
Vorgespielt, ein kunstlos Stück,
Schöner kommts zu seinem Ohre
Durch des Echos Mund zurück.

Dank dem Echo, welches gerne
Meinen Hirtenruf vernahm,
Dessen Gegengruß von ferne
Freundlich mir zu Ohren kam.
Laß uns hüben, laß uns drüben,
Wie der Herr es jedem gab,
Unsre Hirtenstimme üben,
Führen unsern Hirtenstab.

---

17. Dezember 1879. Einführung als Vorstand in die Diakonissenanstalt. (Notiz aus dem Amtskalender.)

Einem Landmann bei Goisern.

Stuttgart, 4. Jan. 1880.

Lieber Freund!

Herzlich danke ich Ihnen für Ihr liebreiches und vertrauensvolles Schreiben, das mir einen Neujahrsgruß aus der Ferne brachte, von wannen ich mir keinen solchen vermutet hätte.

Daß Sie in meinen Predigten eine Ihnen zusagende Geisteskost und Seelenspeise finden, thut mir wohl und ich danke es dem Herrn, der seinen Knechten zu ihrer Ermunterung manchmal eine Thür aufthut da, wo sie es am wenigsten hofften.

Viel zu viel halten Sie aber von mir, wenn Sie meinen Rat gleich dem eines Apostels begehren, wiewohl ich ja gut verstehe, daß Sie nur von ferne sich mit jenen lernbegierigen und ratsuchenden Seelen aus der ersten Christenheit vergleichen wollen.

So will ich Ihnen denn auch, soweit ich von dieser Sache weiß, meine Meinung nicht verhalten, und zwar ist dies dieselbe wie die Ihrige: ich halte die Clöterische Auswanderung nach Südrußland für einen Irrweg. Zwar lese ich den Brüderboten nicht regelmäßig, weil ich keine Zeit dazu habe, auch findet er bei uns zu Lande weit nicht soviel Eingang wie seinerzeit die Süddeutsche Warte von Christof Hofmann, welcher die Sammlung des Volks Gottes in Palästina predigt und die Konfession des Tempels, wie er es nennt, gestiftet hat.

Beide Männer, Clöter und Hofmann, meinen es, wie ich glaube, redlich und eifern mit Kraft gegen die tiefen Schäden in der jetzigen Christenheit. Aber der Weg, auf welchem sie das Heil suchen, durch Trennung von der evangelischen Kirche und Auswanderung in ferne Länder, sei es Südrußland oder Palästina, scheint mir entschieden verfehlt.

Schon der Schriftgrund fehlt, denn kein Prophet und

kein Vers des alten oder neuen Testaments weist uns, soweit ich die Bibel verstehe — (um jetzt nur von Clöter zu reden) — nach Rußland. Wenn sodann unsere Kirche Schäden hat, so ist es die Pflicht ihrer treuen Kinder, nicht die Mutter zu schmähen oder ihr den Rücken zu wenden, sondern soviel an ihnen ist zu helfen und zu bessern. Den Weg des Heils gehen, Gottes Wort haben, die Sakramente brauchen, Gott und den Brüdern dienen, suchen, daß man sich und andere selig mache — das kann man in der evangelischen Kirche immer noch in Württemberg und in Ober- oder Nieder-Österreich, so gut oder besser als in Rußland oder in Syrien. Wollte der Herr sein Volk zum letzten Auszug rufen, dann würde er, glaube ich, durch ganz andere Zeichen und Stimmen zu ihm reden, als bis jetzt geschehen.

Und so ist mein Rat und meine Meinung: Bleibe im Lande und nähre dich redlich; und wiederum: Das Reich Gottes ist inwendig in euch. — Sie werden zu euch sagen: siehe hie, siehe da; gehet nicht hin und folget auch nicht.

Der Herr sei mit Euch und zeige allen die ihn redlich suchen, sein Heil!

Mit herzlichem Gruß

Ihr

aufrichtiger Freund Karl Gerok.

An E. Frommel.

Stuttgart, 3. April 1880.

Verehrtester Amtsbruder!
Lieber Freund!

Auf Ihre freundliche Einladung komm ich vorerst mit leeren Händen. Bin nicht so „vogelsprachekundig" so köstliche Storchenkonferenzen zu belauschen wie Sie, besitze auch keine so wohlgefüllte Speisekammer wie unsre Ottilie Wildermut, um immer etwas im Rauch zu haben, das man nur abschneiden darf. Wollte ich renommieren, so würde ich sagen, meine Wecken gehen immer frisch und warm vom

Ofen weg ab, will aber lieber ehrlich gestehen, das Mehl im Kad geht mir allmählich zu Neige, es wird wenig mehr gebacken und die Kundschaft wird mir nachgerade zu ausgebreitet, so daß es vielleicht geraten wäre, das Geschäft aufzugeben. Übrigens wäre es mir ja wirklich lieb, wenn ich in die neue Christoterpe wenigstens eine Kleinigkeit liefern könnte. Die Adresse weiß ich ja nun und pressiren wirds nicht so; bitte, geben Sie mir noch ein paar Monate Frist. Meinen Beitrag fürs vorige Jahr lieferte ich im September.

Hier in Stadt und Haus stehen Sie noch im allerbesten Andenken; kommen Sie bald wieder und setzen Sie sich einmal als Abt in Hirsau zur Ruhe, dann werde ich Propst im Kloster Lorch und wir besuchen einander je und je auf einen Becher kühlen Klosterweins und Sie erzählen mir vom alten Kaiser Weißbart.

Inzwischen Gott mit Ihm — und Ihnen — und

Ihrem

Karl Gerok.

Reichenhall, 29. Juli 1880. Donnerstag Morgen.

Liebste Sofie!

Auch hier ist die Natur einigermaßen aus den Fugen. Afrikanische Hitze, heftige Gewitter mit gewaltigen Regengüssen, dann wieder kühle, sonnige Tage wechseln unaufhörlich ab und man weiß heute nie wie morgen das Wetter sein wird, weshalb ich, außer Salzburg, noch zu keinem größern Ausfluge gekommen bin; Berchtesgaden und Königssee soll jedenfalls noch besucht werden. So schön, mannigfaltig, teils lieblich, teils großartig die Gegend und Umgegend: die Natur der Atmosphäre hat etwas Ungeschlachtes, Unbändiges, zwischen schroffen Extremen sich Hinundherwerfendes. Wenn die Sonne brennt, kann die Hitze drückend werden, aber wenn die Bergriesen einmal einen Schnupfen oder Husten

bekommen, dann gehts ins Kolossale, das Wetter kann sich nicht mehr erholen, die Gewitter, Wolkenbrüche, Regengüsse dauern Wochen lang ununterbrochen fort.

In meinem Befinden meine ich hie und da eine kleine Besserung zu spüren, besonders während und nach dem Inhalieren, oder nachts im Liegen. Da ist mirs oft, als wandelte durch den Höhlengang meiner Nase ein kleines freundliches Grubenmännlein mit einem leuchtenden Laternchen, und wo es hinzündet, wirds goldighell im Bergwerk drinnen, — oder auch, als lichtete sich ein grauer Wolkenhimmel da und dort und durch die kleinen Risse blicke lieblich das reine Blau. Ich will mich eben fernerhin mit Geduld und Hoffnung waffnen. Morgens beim Aufwachen pflege ich laut zu mir selber zu sagen: Guten Morgen, wie stehts mit Ihrem Schnupfen? Ich merke dann sogleich am Klang der Frage wie es steht, und antwortete in der Regel: Danke der gütigen Nachfrage, doch ein klein wenig scheint sichs zu machen allmählich.

Lebet wohl und seit vergnügt! Gott behüte Euch und uns! Tausend Grüße an Alle. In treuer Liebe

Dein

Karl.

Tischrede und Trinkspruch

am 8. Dezember 1880.

Wenn ich die bunte Reihe, den schönen Kranz der lieben und verehrten Gäste überblicke, die heut uns diesen frohen Abend verherrlichen, und an diesem Tisch die verschiedensten Berufsarten und Lebensstellungen in wahren Musterbildern und Prachtexemplaren vertreten sehe, so kommt mir ein schlichtes Bild in Erinnerung, das man in meiner Jugend häufig „unter der Mauer“, sowie in ländlichen Wirtshäusern und sonst in gemütlichen öffentlichen Lokalen an der Wand

hängen sah. Drei Männer reichten da einander brüderlich die Hand: ein tapferer Kriegsmann in Gestalt eines blauen Husaren; ein biederer Landmann mit Dreispitz und weißem Zwilchrock und in der Mitte ein ehrwürdiger Pfarrherr in geistlichem Ornat. Unter dem Soldaten stand: „Ich wehre“, unter dem Pfarrer: „ich lehre“, unter dem Bauersmann: „ich nähre“.

Den Wehrstand, den Lehrstand und den Nährstand, — diese drei Grundsäulen der bürgerlichen Gesellschaft und der öffentlichen Wohlfahrt sehen wir auch an diesem Tisch in würdiger Gestalt und lieblicher Eintracht vertreten.

„Ich wehre!“ So spricht vor Allem unser ritterlicher Herr General. Er hat sich tapfer gewehrt fürs deutsche Vaterland, von der Schlacht bei Wörth an, wo er sich die Mütze vom Kopf schießen ließ, bis zu den letzten Heldenkämpfen jenes denkwürdigen Kriegs, aus denen er siegreich und ruhmbedeckt heimgekehrt ist. Er ist in unsrer Mitte als ein würdiger Vertreter unsres herrlichen deutschen Kriegsheers, das auch künftig, wenn der Erbfeind wieder Miene machen sollte, die heiligen Grenzen unsres Vaterlandes zu bedrohen, ihm sein tapferes Schwert entgegenstrecken wird mit der Losung: Ich wehre!

Und wie der tapfere General dem äußern Feind entgegentritt, so ruft unser hochverehrter Departementschef der Justiz den innern Feinden der Ordnung und Wohlfahrt, dem Unrecht, dem Betrug, der Gewaltthat, dem Verbrechen sein gewichtiges: „Ich wehre“ entgegen. Auch die Themis führt ein Schwert, und wenn sie dort von den Zinnen des Justizpalastes mahnend und drohend das Schwert der Gerechtigkeit über unsrer Stadt und unsrem Lande erhebt, so sorgt unser edler Freund dafür, daß sie nicht nur als ein totes Steinbild dort auf dem Dache steht, sondern daß sie lebendig und kräftig, drohend und strafend, schützend und segnend durchs Land hinschreitet.

Sollte aber er oder einer seiner Kollegen im hohen Rate der Krone, — was freilich blos eine abstrakt logische, kaum eine konkret wirkliche Möglichkeit ist, je einmal Miene machen, sich seiner Macht zu überheben und mit Begehungs- oder Unterlassungssünden über die Schnur zu hauen, so haben wir Gottlob noch Männer, die im Ständesaal ein unerschrockenes „Ich wehre“ der Regierung entgegenrufen. Aus den Reihen dieser unsrer ehrenwerten Volksvertreter, aus den vordersten Bänken des Halbmondsaals sehen wir zwei hervorragende Männer in unsrer Mitte: es ist der hochverehrte Herr Staatsrat, Präsident von B. und von der hochwürdigen Prälatenbank mein lieber Schwager Lang. Solche Brüder müssen wir haben!

Erinnere ich Sie aber weiter daran, daß hier an meiner Seite ein Mann sitzt, der selbst dem rohen, wilden, fessellosen Elemente, das sich um kein Gesetz und um keine Regierung oder Volksvertretung bekümmert und das Gebild der Menschenhand haßt, der verheerenden Flamme des Feuers sein: „Ich wehre!“ entgegenschleudert, freilich nicht so lang es brennt, sondern erst wenns gebrannt hat — unser verehrter Vorstand des Verwaltungsrats der K. Gebäudebrandversicherungsanstalt, Oberregierungsrat von K. und gedenke ich endlich, daß dort am entgegengesetzten Ende der Tafel ein junger Mann sitzt, mein lieber Sohn Dr. Christof Gerok, der sogar dem schlimmsten und letzten Feinde der Menschheit, der Krankheit und dem Tod, soweit es Menschen möglich ist, kräftig entgegentritt mit dem „Ich wehre“ der ärztlichen Kunst und Sorgfalt — so werden Sie zugeben: der Wehrstand in seiner engern und weitern Bedeutung ist an diesem Tisch glänzend vertreten.

Und was soll ich vom Lehrstand sagen? Ich lehre! Das tönt uns an dieser Tafelrunde in sechsfachem Chor entgegen. Lehrer auf der Kanzel und auf dem Katheder, Lehrer für die männliche Jugend und für die weibliche, Lehrer der

klassischen Litteratur und der polytechnischen Wissenschaften, Lehrer, die mit edler Befriedigung sprechen dürfen: ich habe gelehrt manches Jahrzehnt lang, und nun auf ihren verdienten Lorbeeren ruhen und Lehrer, die heute noch mit ungeschwächter Kraft und unverdrossenem Mut sprechen: ich lehre, sitzen in unsrem Kreise. Ja, wenn Männer in unsrer Mitte sind, welche über ein ganzes Heer von Lehrern gebieten, sie ausbilden, examinieren, visitieren, anstellen, absetzen, maßregeln und dekorieren in eigner Machtvollkommenheit, so ist keine Frage: auch der gesegnete Lehrstand ist in diesem Kreise würdig repräsentiert.

Aber wo ist der Bauersmann im Zwilchrock? Wo ist der segensreiche Nährstand? Meine Freunde, den sehen wir in der holdseligsten, in der idealsten Gestalt unter uns vertreten durch unsre liebenswürdigen Frauen, die milden, treuen Nährerinnen, nicht nur für den Säugling, sondern auch für den gestandenen Mann! Nähren sie nicht täglich uns liebevoll am häuslichen Tisch, als die unermüdeten Hausfrauen und setzen uns vor, was uns schmeckt — oder wenigstens was uns gut ist nach ihrem eigenen bessern Ermessen? Ja noch vielmehr: nähren sie nicht auch was mehr ist als der Leib, das Edlere in uns, unser besseres Ich, unser Herz, unsern Geist, unser Gemüt, durch ihr Herz, durch ihren Geist, durch ihr Gemüt? Kurz, was unser Uhland einer fürstlichen Frau nachgerufen hat, dürfen wirs nicht jeder, auch unter unsern lieben Frauen, dankbar in ihrem Teil zurufen: Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!

Ich komme zum Schluß: Die drei ehrwürdigen, segensreichen Stände — der Wehrstand, der Lehrstand und der Nährstand, in ihrer lieblichen Vereinigung und holden Eintracht, wie sie vertreten sind an diesem Tisch durch unsre teuren und verehrten Gäste — sie leben hoch!

Stuttgart, 26 Dez. 1880.

Kaiserliche Hoheit!

Lieblicher hätte mir gestern Abend die Freude der Christbescherung nicht erhöht werden können, als durch Ihr gütiges Schreiben, Ihr schönes Gedicht! Es ist wohlthuend und ermutigend für den Prediger, wenn er erfahren darf, daß seine Worte einen tieferen Anklang, einen lebendigen Widerhall in einem empfänglichen Herzen finden, und daß ich davon gestern nicht nur aus Ihrem Munde so ein freundliches Zeugnis, sondern nun auch aus Ihrer Feder so ein schönes, bleibendes Andenken empfangen durfte, das war und ist mir eine recht herzliche Christtagsfreude.

Aber auch Ihnen, Hochverehrte Frau Herzogin, wünsche ich Glück zu diesen frommen Strophen, — weil man es denselben anfühlt, daß sie aus einem vom Trost des christlichen Glaubens durchdrungenen und beseeligten Herzen geflossen sind und daß Ihnen Ihr Saitenspiel zum wohlklingenden Ausdruck Ihrer Gedanken und Empfindungen jederzeit mühelos zu Dienste steht.

Mit dem Ausdruck des innigsten Dankes für die Freude, die Sie mir gemacht haben und des herzlichsten Segenswunsches für die heiligen Feiertage und den bevorstehenden Jahreswechsel zeichne ich

Ehrfurchtvollst
Eurer Kaiserlichen Hoheit unterthänigster
Prälat Gerok.

Stuttgart, 19. Nov. 1881, milder Novembersonnenschein.

Liebe Schwester!

Heut am Geburtstag des l. Papa, wo wir einst so manchmal im Familienkreis ernstfröhlich beisammen waren, und den Geroksćhen, genauer Gerok-Lenzischen Familiengeist

walten ließen, will ich mir, — zumal da es einer meiner seltenen Samstage ohne Predigtstudium ist, weil ich morgen Heinrichs Investitur anwohne — das Extravergnügen machen, deine neulichen Mitteilungen über den Geroks-Abend zu beantworten. Natürlich bin ich stolz auf eine solche Feier und hätte gerne hinter einer spanischen Wand zugehört, wie sich meine Reime von solch beredten Lippen ausnehmen, wie so schöne Seelen und feine Geister meinen Genius taxieren. Über die schwierige literar-historische Frage, wie sich derselbe zu Goethe und Schiller verhalte, an welchem von Beiden er sich mehr hinaufranke, habe ich seither öfter nachgedacht und bin zu keinem ganz einfachen Ergebnis gekommen.

Keine Frage — wer Karl Geroksche Verse liest, namentlich in den bekannten Palmblättern, der wird in der Form, im Ausdruck, Rythmus u. s. w. und selbst in den Gedanken, die Schillersche Schule erkennen, an Goethe, abgesehen von einigen Mottos, kaum wenige Anklänge finden. In Schillers Ton zu dichten ist eben zehnmal leichter als in Goethes Art. Goethes einfacher und doch so wunderbarer Naturlaut, „seiner Rede Zauberfluß“ kann nicht nachgemacht werden, weit eher kann man sich in Schillers Pathos, Reflexion, auch in den Faltenwurf seiner prachtvollen Diktion hineinüben. Auch der religiöse Inhalt der Gerokschen Gedichte und das Publikum, zu dem er zunächst redete, wies ihn auf den Schillerschen Ton hin. Dazu kommt sein Bildungsgang. An Schillers Gedichten in Tanteles Mädchenbibliothek zu Dürrmenz und in Papas Bücherkasten zu Stuttgart erwachte zuerst sein poetischer Sinn; Papa selber dichtete in Schillers Ton, und als er Karl nach dem ersten deutschen Geburtstagsgedicht, das dieser ihm auf den 19. November 1830 geliefert, verwundert fragte: „Woher hast du denn dies Versmaß,“ antwortete der junge Poet errötend: „Ich habe es im Schiller gefunden.“ („Noch seh ich sie umringt von ihren Frauen.“) Dazu kommt: eine sittliche Weltanschauung, wie sie Schiller ver-

tritt, steckt auch unserem jungen Palmblättermann unverwüstlich in Kopf und Herzen. Nach dem allem wäre er sehr undankbar, wollte er verkennen, was er dem großen Marbacher verdankt, so wenig er auch von Schillerschem Gedankenflug, Freiheitsdrang, dramatischem Nerv und Feuer in seiner sanften, mehr weiblich angelegten Seele aufzuweisen hat.

Und da hängt's nun zu Goethe hinüber. Goethe lernte unser Karl erst in seinen Jünglingsjahren kennen, bewundern und lieben; und zwar kennen, bewundern und lieben nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen, als den bezaubernden Jüngling, als den imposanten Mann, als den majestätischen Greis. In seinen Liedern fand er das Höchste, was die Lyrik, in seiner Iphigenie und seinem Faust das Größte, was das Drama, in seinem Werther, seinem Hermann und Dorothea das Schönste, was die epische Poesie in deutscher Zunge hervorgebracht. Sein tiefes Naturgefühl, sein Behagen am Dasein, seine milde Duldsamkeit, seine Frohnatur und Lust zu fabulieren, seine pantheistisch gefärbte Anschauung von Gott und Welt — das alles fand in Karls Busen sympathisch anklingende Saiten und fast möchte ich sagen: hat Karl vom Vater den Schillerschen Ton, so hat er von der Mutter den Goetheschen Zug, freilich ohne dem Frankfurter Knaben, dem Straßburger Jüngling, dem Weimarischen Mann irgendwie nachahmen zu wollen, weder im Leben, noch in der Dichtung.

Zu einem war die Natur zu kurz, zum andern fehlte es am Genie. In Sesenheim, Frankfurt und Wetzlar hätte es vielleicht Theodor nach körperlicher und gemütlicher Ausrüstung mit Wolfgang aufgenommen, in Weimar hätte mich Goethe stolz und Schiller noch stolzer über die Achsel angesehen und im Musenalmanach von 1797 wäre wahrscheinlich auch für die Palmblätter ein Xenion abgefallen. Aber — wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an? Und wenn ich kein Lied machen kann wie du nach deinem Rezept:

nur ein Hauch sei dein Gedicht! „wenn ich keine Hymnen dichten kann wie deinen Prometheus, sondern höchstens ein zahmes Schicksallied, wenn mir das mystische Helldunkel einer Ballade nicht gelingen will, — so habe ich vielleicht wenigstens im lyrischen Rythmus und im ruhig behaglichen Fluß der prosaischen Erzählung etwas von dir gelernt, alter Herr, und freue mich heute noch, frischen Genuß an deiner ewig jungen Poesie zu finden, immer neue Belehrung aus deiner unerschöpflichen Lebensweisheit zu schöpfen, ganz unbeschadet meines Christentums.

Nun aber genug dieser Bekenntnisse einer schönen Seele, dieser Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben. „Und so fortan", schließe ich mit dem alten Goethe

Dein

Karl.

An einen Gefangenen.

Stuttgart, 27. Dez. 1881.

Ihr Schreiben vom 18. d. M. hat mich allerdings schmerzlich überrascht und mit tiefer Wehmut erfüllt im Gedanken an Ihre guten, treuen Eltern und Ihre ehrwürdigen, hochgeachteten Großeltern. Daß Sie früher schon wiederholt vom guten Weg abgekommen waren und dadurch Herzeleid über die Ihrigen, Schaden und Schande über sich selbst gebracht hatten, war mir leider nicht unbekannt. Aber daß Sie abermals und wie es scheint in schwerem Grad rückfällig geworden und in Strafe gefallen sind, davon habe ich entfernt nichts gewußt.

Ihrer guten Mutter konnte ich weder von Ihrer neuesten Verirrung, noch von der Reue, die Sie aussprechen, etwas sagen, denn sie ist schon vor ein paar Jahren von diesem Leben, das ihr so manches Bittre, besonders auch im Witwenstand brachte, durch den Tod erlöst worden; auch Ihre Schwester hat seit bald einem Jahre Stuttgart verlassen und, soviel ich höre, eine Stelle angenommen. So wird

wohl Ihre Tante die einzige Verwandte sein, die von der einst so blühenden Familie noch in erfreulichen Umständen lebt.

Sie sprechen in sehr starken Ausdrücken die Verdammung Ihrer bisherigen groben Verirrungen, Ihre Umkehr zum Glauben und Ihre ernstliche Hingabe an Ihren Gott und Heiland aus. Wenn das alles wirklich der heilige Ernst Ihres Herzens ist und sich durch eine dauerhafte Änderung Ihres Sinnes und Wandels erprobt, dann wohl Ihnen, dann kann Ihnen noch geholfen werden, denn so groß unsere Sünde: Gottes Gnade und Erbarmung ist immer noch größer, und — so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, spricht der Herr, so will ich mich von euch finden lassen. Nicht nur innerlich werden Sie dann zum Frieden gelangen, auch Ihr äußeres Leben wird sich wohl noch freundlicher gestalten können. — Mit bloßen Redensarten aber, klängen sie auch noch so fromm, werden Sie kaum die Menschen, keinenfalls aber den Allwissenden täuschen, der das Herz ansieht.

Mein herzlicher Wunsch für Sie und der einzige Weg zum zeitlichen und ewigen Heil für Sie ist darum eine aufrichtige Buße und eine rechtschaffene Bekehrung. Damit können Sie zwar dem menschlichen Vater sich nicht mehr zu Füßen, der entschlafenen Mutter sich nicht mehr ans Herz werfen, deren rührenden Zuruf Sie im Traume meinen gehört zu haben; aber damit können Sie die Gnade und den Segen des Vaters im Himmel wieder erlangen, der den verlornen Sohn nicht zurückstößt, wenn er mit dem redlichen Vorsatz kommt: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! Dies wünscht Ihnen von Herzen

Ihr

treugesinnter, dereinstiger Lehrer

Prälat Gerok.

Digitized by Google

An einen Amtsbruder in Amerika.

Stuttgart, 15. Januar 1882.

Lieber Freund!

Im beständigen Gedräng vieler Berufsgeschäfte und einer ausgebreiteten Korrespondenz, die mir fast über den Kopf wächst, kann ich erst spät und nur kurz Ihren freundlichen Brief vom 1. Dez. v. J. beantworten.

Herzlichen Dank zuerst für die liebevollen Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem und Ihrer lieben Mutter Namen aussprechen. Daß mein schwaches Predigtwort auch drüben über dem Ocean da und dort helfen darf, Seelen auf den Weg des Lebens zu weisen, freut mich und beschämt mich zugleich. Ist etwas Gutes dran, so ist's des Herrn Wort, nicht das meine.

Sodann wünsche ich Ihnen von Herzen Glück und Gottes Segen zu dem schönen und wichtigen Amt, in das Sie des Herrn Gnade und das Vertrauen Ihrer Gemeindegenossen gesetzt hat. Er, der Sie berufen hat, wolle Sie auch durch seinen Geist tüchtig machen und vielen zum Segen setzen. Ohne mich, spricht er, könnet Ihr nichts thun; aber wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht.

Von Ihrem Gnadenwahlstreit drüben weiß ich nur im allgemeinen und will mich nicht zum Richter aufwerfen. Hält man sich einseitig an diese oder jene einzelne Schriftstelle, so kann man zu verschiedenen extremen Ansichten gelangen; aber, die Schrift im Zusammenhang gelesen und verstanden, kann ich zu keiner andern Überzeugung kommen, als wie ich sie in der von Ihnen angeführten Predigt ausgesprochen habe, und wie ich sie nicht nur für die schriftmäßige, sondern auch für die echtlutherische halte. Röm. 8, 29. 30; Philipp. 2, 12. 13; 1. Tim. 2, 4. Diese Stellen besonders, eine durch die andere erläutert, scheinen mir das rechte Licht über die Frage zu geben, soweit wir kurzsichtige

Menschen es hienieden fassen können und brauchen. Und wichtiger als alles Streiten über die Erwählungslehre scheint mir die apostolische Ermahnung, 2. Petr. 1, 10: „Darum, lieben Brüder, thut desto mehr Fleiß, euern Beruf und Erwählung fest zu machen; denn wo Ihr solches thut, werdet Ihr nicht straucheln!"

Gott mit Ihnen! Mit herzlichen Grüßen, auch an Ihre liebe Mutter

Ihr
ergebener Karl Gerok.

Mein Besuch bei Karl Gerok.

Aus den Tagebuche eines Wanderburschen.

Mitgeteilt von **Paul Barsch.**

So war ich denn in Stuttgart angelangt. An die Ausübung meines Handwerks konnt' ich noch nicht wieder denken, denn ich war ein kranker Mann. Durch den Sturz von einem Wagen, mit dem das Pferd durchgegangen war, hatte ich mir den rechten Arm ausgerenkt. Im Krankenhause zu Zweibrücken hatte man mich wohl geheilt, aber meiner Mittellosigkeit wegen noch vor der vollständigen Genesung entlassen. Nun mußte ich den Arm in der Binde tragen, und ein tagelanger unter allerlei Entbehrungen zurückgelegter Marsch war meinen körperlichen Kräften auch nicht günstig gewesen. Von allen Mitteln entblößt, irrte ich in den Straßen Stuttgarts umher. Ich betrachtete ehrfurchtsvoll das Schillerdenkmal, das Wohnhaus Ludwig Uhlands, und wartete stundenlang vor einem Hause in der Königsstraße, in der Hoffnung, daß der greise Gustav Pfizer einmal ans Fenster treten würde. — Dann aber quälte mich der Hunger. Ich ging ins Arbeitsnachweise-Bureau — aber für kranke Leute gab es keine Arbeit. Was beginnen? Da fielen mir einige Namen ein, die mir aus den schönsten Stunden meiner Knabenzeit her im Gedächtnis hafteten —

aus den Freistunden, in denen ich in großen illustrierten Zeitschriften hatte lesen dürfen. Es waren Stuttgarter Blätter gewesen, und eine frohe Ahnung sagte mir, daß ich dort gewiß irgend eine Hilfe finden würde.

Die frohe Ahnung hatte mich getäuscht. Ich wurde in beiden Bureaus kurz abgewiesen, trotzdem ich nicht um Unterstützung, sondern um eine leichte Beschäftigung gebeten hatte. War denn in der reichen Königsstadt wirklich kein Mensch, der mir hätte helfen mögen? Sollte mir wirklich nichts übrig bleiben als zu fechten, oder die kalten Nachtstunden im Freien zu verbringen? Beides wäre gefährlich gewesen.

Mit trüben Sinnen umherschlendernd gelangte ich nach der Königsstraße, und während ich wieder nach den Fenstern emporblickte, hinter denen der greise Gustav Pfizer wohnte, erinnerte ich mich plötzlich eines Buches, dem ich hauptsächlich meine Litteraturkenntnis zu danken hatte. Es war eine Litteraturgeschichte für höhere Schulen, ein Seminarist aus Kolmar hatte sie mir geliehen. In jenem Buche hatte ich zum erstenmale den Namen Karl Gerok gefunden, und die Lieder, die als Proben seiner Denkungsart angeführt waren, hatten mich mit Begeisterung erfüllt. Deutlich erinnerte ich mich nun auch der Schlußworte der Biographie des Dichters: „Karl Gerok lebt gegenwärtig als Prälat in Stuttgart!" —

„Ob er noch lebt? O wenn er lebte! Ich würde hingehen zu ihm, und er würde mir helfen. Ist er doch ein deutscher Dichter und obendrein noch ein geistlicher Herr."

Das Wort „deutscher Dichter" war für mich der Inbegriff des Edelsten und Höchsten, was es auf Erden gab — und gewaltig hämmerte mein Herz, als ich an einen in der Ladenthür stehenden Krämer die Frage richtete: „Können Sie mir vielleicht sagen, ob Karl Gerok noch lebt?"

„Weiß ich nicht. Was soll er sein?"

„Dichter!"

„Ja, du lieber Gott, in Stuttgart haben wir viele solche Leute. Aber ich will mal im Adreßbuche nachsehen. Wie soll der Mann heißen?"

„Karl Gerok!"

Der Kaufmann trat in den Laden und kehrte mit dem Bescheide zurück, daß ein gewisser Karl Gerok, der aber Oberhofprediger sei, Kanzleistraße 21 wohne. Ein Dichter dieses Namens stände nicht im Adreßbuch; wahrscheinlich habe er keine feste Wohnung.

„Er lebt!" jubelte es in mir und ich eilte nach der Kanzleistraße. Ein prunkloses, einfaches Haus — so einfach, daß ich erst noch einmal fragte, ob in diesem Hause wirklich der Oberhofprediger Gerok wohne.

Zagenden Fußes stieg ich die Treppe empor. Ich gelangte auf einen schmalen Flur und auf einem kleinen Porzellanschild las ich den Namen: „Dr. Karl Gerok." Ich stand also vor der Thür des berühmten Mannes, der eine Zierde der deutschen Litteratur und der Prediger eines Königs war. War es nicht eine unverzeihliche Verwegenheit, bei einem solchen Manne vorzusprechen? Und was wollte ich von ihm? Wie sollt' ich ihm entgegentreten und was zu ihm sagen? . . . Und doch — es mußte ja sein; wenn er mir keine Hilfe spendete, dann war ich verloren. Festen Mutes griff ich nach dem Klingelzuge. Das Dienstmädchen trat heraus, und nachdem sie meinen Rock mit kritischen Blicken gemustert hatte, fragte sie, ob ich ein armer Reisender sei.

„Es giebt nichts!" bemerkte die Köchin spöttisch.

Voll Scham und Entrüstung wollte ich davoneilen, als plötzlich in der Mittelthür ein alter schlanker Herr mit grauen Locken und edlen Gesichtszügen erschien. „Was giebt es denn?" fragte er, mich anblickend.

Welche Gefühle mich beim Anblick dieses Greises durchwogten, vermag ich heute nicht mehr zu schildern. Ich wollte entfliehen, und doch fesselte mich der milde Blick, die sanfte

Digitized by Google

Erscheinung des Dichters. Keines Wortes mächtig, stand ich an der Flurthür und starrte ihn an. „Was giebt es denn eigentlich?" fragte er nochmals zur Köchin gewendet.

Nachdem sie Bescheid erteilt, sagte er zu mir: „Sie sind als wackrer Handwerksbursche in die Fremde gegangen und haben Unglück gehabt. Warum aber kommen Sie denn gerade zu mir, und wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein Dichter bin?"

„Ich habe viele Ihrer Gedichte gelesen, und weil ich Sie hoch verehre, wagte ich's . ."

„Welche Gedichte haben Sie von mir gelesen?" unterbrach er mich."

Glücklicherweise vermochte mich diese Frage nicht in Verlegenheit zu bringen, denn Dank meines guten Gedächtnisses für Verse gelang es mir, dem Dichter mehr als ein Dutzend seiner Gedichte zu nennen.

„Und wo haben Sie alle diese Gedichte gelesen?"

„In Schulbüchern und Zeitschriften . ."

Gerok ging einige Mal im Zimmer auf und ab, dann trat er auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Sie scheinen ein tüchtiger und braver junger Mann zu sein, denn verkommene Menschen kümmern sich nicht um Poesie. Haben Sie außer mir noch andere Dichter gelesen?"

„O ja, Uhland, Körner, Schiller, Heine . . ."

„Heine?"

„Ja, ich habe mir zu einer Zeit, als ich guten Verdienst hatte, Heines Werke gekauft, die Lieferung zu fünfzig Pfennig."

„So. — Daß Sie als ein armer Mann Geld auf schöne Litteratur wenden, ehrt Sie; aber daß Sie gerade Heines Werke kauften, war nicht klug von Ihnen! Heine ist ein großer Dichter und hat herrliche Lieder geschrieben, die ich selbst immer wieder lese, aber für junge Gefühlsmenschen ist er berauschend, giftig. Werden Sie erst älter, ehe Sie sich

näher mit ihm einlassen. Auch als gereifter Mann werden Sie sich an der Schönheit Heines berauschen, aber Sie werden gegen das Gift, das in manchen seiner Lieder steckt, gefeit sein. — Haben Sie Eichendorff schon gelesen?"

Ich bejahte, und der Dichter fuhr fort: „An Eichendorff sollte sich die Jugend erbauen; durch seine wunderbare Poesie weht kein unedler Hauch. Wenn Sie wieder einmal bei einem Meister sind, und viel Geld verdienen, so kaufen Sie sich Eichendorff, Sie werden reichen Genuß haben. Heinrich Heine aber lesen Sie erst, wenn sie einige Jahre älter sein werden. Haben Sie selbst schon Gedichte gemacht?"

Ich konnte nicht mit „nein" antworten, log aber bald darauf, indem ich auf eine weitere Frage erwiderte, daß ich „zufällig" mein Gedichtbuch nicht bei mir führte.

„Nun, ich rate Ihnen vom Versemachen nicht ab," sagte er, mir lächelnd die Hand auf meine Schulter legend, „wenn Sie auch gerade kein großer Dichter werden, so werden Sie schon dadurch, daß Sie sich mit der Poesie beschäftigen, die Achtung und Freundschaft edler Menschen gewinnen, und namentlich werden Sie unter Ihren Gewerbsgenossen eine hervorragende Stelle einnehmen."

Sodann mußte ich ihm von meiner Wanderschaft erzählen. Als ich geendet hatte, ergriff er meine Hand, und sagte: „Ich rate Ihnen, wandern Sie nicht nach Straßburg, sondern fahren Sie heim zu Ihrer Mutter. Sie sind krank und bedürfen der Pflege. In Stuttgart leben viele reiche und gute Menschen, die Ihnen das Reisegeld spenden werden."

Gerok nannte mir die Namen mehrerer geistlicher Würdenträger, an die ich mich, ausgerüstet mit einer Empfehlung, wenden sollte. „Ich selbst will ein kleines Scherflein dazu beitragen," sagte er, indem er mir einen Fünfmarkschein in die Hand drückte „Es muß ein bitt'res Gefühl für einen Menschen Ihres Schlages sein, die Hilfe anderer Leute in Anspruch nehmen zu müssen, und ich möchte Ihnen dieses

Gefühl gern ersparen. Leider aber bin ich nicht reich, und an mein Einkommen werden die mannigfachsten Anforderungen gestellt."

Ich erklärte, daß ich ein so hohes Geschenk entschieden ablehnen müsse, zumal ich nicht gekommen sei, um eine Gabe zu bitten, sondern um seine Fürsprache. Wolle er mir aber ein kleines Geschenk machen, so sei mir vorläufig mit einigen Groschen für Nachtquartier gedient.

„Betrachten wir die Kleinigkeit als Darlehen," sagte der Dichter lächelnd.

Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich. „Leben Sie wohl," sagte er, „besuchen Sie die Herren, die ich Ihnen nannte und dann reisen Sie zu Ihrer Frau Mutter. Sie haben einen sehr weiten Weg, legen Sie ihn aber mit Gott zurück."

Als ich aufblickte, sah ich im Auge des Dichters eine Thräne schimmern. Hastig griff er in die Tasche und im nächsten Augenblick hielt ich ein Thalerstück in der Hand. „Damit mein Guthaben größer ist! Aber senden Sie es ja nicht in Silbermünze, sondern gelegentlich in hübscher Liedermünze zurück."

Eh' ich ein Wort erwidern konnte, hatte sich Gerok zurückgezogen. Glückberauscht eilte ich von dannen . . . .

* * *

Die geistlichen Würdenträger blieben unbesucht von mir, ich war zu stolz, um zu betteln. Wenige Stunden von Stuttgart aber wurde mir das Geld des Dichters, von dem ich etwa eine Mark verausgabt hatte, von einem „Kollegen" geraubt. So zog ich denn gen Straßburg. Nach achtwöchentlicher Wanderung fand ich leichte Arbeit im schönen Bayernland.

Dem verehrten Dichter habe ich die Schuld noch nicht abgetragen, weil ich überzeugt bin, daß die von mir gemünzten Lieder noch nicht das vollwichtige Gepräge haben, um der Anerkennung eines Karl Gerok sicher zu sein.

An Pfarrer Pfeilsticker.

Stuttgart, 21. Sept. 1882.

Lieber Karl!

Ich bin froh, daß ich nun auch die Leipziger Schlacht und Lützener Affaire hinter mir habe; die Strapaze für Leib und Seele war nicht gering, übrigens waren es schöne Tage und einzelne Momente wirklich ergreifend, Kögels Festpredigt in Leipzig großartig, Frommels Feldpredigt im Volkston auf dem Lützener Festplatz, am Abend des Tags, köstlich. Für meine Person werde ich es nicht vergessen, wie man mich am Festmorgen bei Lützen, gleich einem Missethäter zum Galgen, an den Fuß der himmelhohen Feldkanzel führte und ich unter dem tausendstimmigen „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" klopfenden Herzens mit der Bibel im Arm die hohe, enge Hühnertreppe hinaufstieg und dann einsam droben stand, unter mir das wogende Menschenmeer, über mir den grauen Himmel, aus dem so eben die Sonne blitzend hervorbrach, umsaust vom Herbstwind, der über das Blachfeld fegte und mir die Festflaggen der Kanzelsäule und meinen eigenen Kirchenrock um den Kopf warf. Ich meinte alles in den Wind zu predigen, der mir jeden Satz vom Munde wegriß, so daß ich mein eigenes Wort nicht verstand. Glücklicherweise bezeugte mirs das allgemeine Amen am Schluß und nachher die Versicherung aller meiner Bekannten, man habe unten weithin alles verstanden. Sehr herrlich war nachher auf dem Marktplatz zu Lützen die feierliche Übergabe der aus Finnland gesendeten prachtvollen Fahne, sowie beim Bankett der Toast auf den deutschen Kaiser und den schwedischen König und die Tischrede des schwedischen Gesandten, Generals Grafen v. Bildt. — Auf dem Rückweg habe ich noch in Eisenach übernachtet und die Wartburg bestiegen. Dort ists immer wieder schön. Ein Professor aus Schottland erklärte, vor einem Volk, das

solche Volksfeste feiere und sie so feiere, wie das in Lützen, habe er allen Respekt.

Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

Einem jungen Künstler.

Stuttgart, 6. Nov. 1882.

Mein lieber Freund!

Ihre jüngsten Konfessionen in gebundener und ungebundener Rede habe ich als Beweis Ihres herzlichen Vertrauens mit inniger Teilnahme entgegengenommen. Dieselben gehen freilich aus einem andern Ton als Ihre humoristischen Bilder und Skizzen, nicht nur sofern sie den gewandten Zeichner auch als gefühlvollen Dichter zeigen, sondern auch sofern sie eine ernstere Stimmung verraten, als jene heiteren Blätter. Diese Stimmung und ihren Anlaß kenne ich ganz wohl aus eigener Erfahrung. Auch ich hatte in Ihren Jahren eine Periode, wo ich ähnliche Schmerzen in verschwiegenen Liedern aushauchte und ohne sie meinen Allernächsten zu vertrauen, im stillen Herzen herumtrug. Den Kopf hat's schließlich nicht gekostet, auch das Herz ist am Ende ganz geblieben, aber verloren war jene Zeit nicht und auch jenes süße Weh brachte seinen Segen. Eine edle, reine Jugendneigung, auch wenn sie hoffnungs- und erfolglos bleibt, giebt dem innern Leben einen höhern Schwung, stählt den Charakter und ist eine Schutzwehr gegen alles Niedrige, Gemeine und Leichtfertige, was dem Jüngling oft so gefährlich wird. Nur dürfen solche Stimmungen nicht in ein weichliches Schmachten übergehen, das dem Manne nicht ziemt. Pflichtgetreue Arbeitsamkeit ist da ein gutes Gegenmittel, und in Freistunden immerhin auch die Muse eine freundliche Trösterin. Was man sich vom Herzen wegsingt, erleichtert das Herz und giebt Blumen der Erinnerung ins Tagebuch des Lebens, von denen es später noch heißt: „Olim meminisse juvabit!“

Das sind so meine Erfahrungen auf diesem Gebiet; eignen Sie sich davon an, was Sie brauchen können, leben Sie wohl, halten Sie den Kopf über Wasser und erhalten Sie Ihr Zutrauen

Ihrem
aufrichtig ergebenen Karl Gerok.

Stuttgart, 18. Dez. 1882.

Verehrter Freund!
Köstlicher Emil Frommel!

Nochmals und nun erst recht herzlichen Dank nicht nur in meinem, sondern auch in der Meinigen Namen für Ihr köstliches Büchlein, das gleich anmutig ist im Werktagskleid wie im Festgewand, hinten wie vorne, im Ernst wie im Scherz, in Betrachtung wie in Erzählung! Zuerst haben wir's jedes für sich gelesen, jetzt wird's vorgelesen nach dem Abendessen, und da haben wir gestern Abend das fünfte Rad am Wagen vollendet, nicht ohne daß dem Lesenden die Stimme am Schluß ein wenig zittern und den Hörenden die Augen sich ein wenig feuchten wollten. Meine Frau läßt Ihnen für dieses Stück ganz besonders danken, und weil es nach meiner Erfahrung den Autor immer interessiert, nicht nur im ganzen Lob zu empfangen, sondern auch im einzelnen zu vernehmen, was diesen oder jenen Leser am meisten angesprochen, so hebe ich hier noch aus dem Inhaltsverzeichnis diejenigen Stücke heraus, die mir am allerbesten gefallen haben; es sind folgende: Über das Geben. Das fünfte Rad am Wagen. Für Musik. In der Dämmerstunde. Glücklich, wer so ein Büchlein lesen darf; geehrt, wem es vor der ganzen Welt gewidmet ist; aber am glücklichsten, wer so etwas schreiben kann. Und so bleibt's auch hier dabei: Geben ist seliger denn nehmen, und der Empfänger darf sich trösten, wenn er keine Gegengabe zum Zeichen seines Dankes zu bieten vermag.

Frohe Feiertage, gesegneten Jahreswechsel und herzliche Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen von

Ihrem
dankbar ergebenen Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 10. April 1883.

Verehrtester Freund!

Seit Ihrer letzten freundlichen Zuschrift ist der Winter zwar im Kalender, nicht aber in der Natur verstrichen; möchten Sie ihn in erträglichem Wohlsein überstanden haben, wie ich dies von mir — gottlob — sagen kann. Aber nun sehne ich mich schmerzlich nach milden Frühlingslüften. In einem glücklicheren Zeitalter geboren und aufgewachsen, kann ich mich noch immer nicht an die neue Naturordnung gewöhnen, wonach uns seit bald zwei Jahrzehnten ein regelmäßiger Kreislauf der Jahreszeiten versagt und namentlich der „holde Lenz" zu einem Mythus geworden ist. Ich bin unzufriedener über das schlechte Wetter, als es für einen Christen sich eigentlich ziemt; aber ich hoffe, der liebe Gott wird mir's deshalb einigermaßen nachsehen, weil es nicht leicht einen Menschen giebt, der des guten Wetters dankbarer sich freut und für die Segnungen des Jahrs, für die Schönheiten der Natur in allen ihren feinsten Nuancen empfänglicher ist als ich.

Ob Sie wohl die Unbilden der Außenwelt über irgend einer litterarischen Arbeit vergessen zu können so glücklich sind? Ihr Freund Alfred Meißner muß wieder etwas Hübsches und Interessantes geschrieben haben aus der Zeit und im Stil der italienischen Renaissance, ich erinnere mich nicht genau des Titels, aber eine Recension irgendwo flößte mir Respekt vor der Arbeit ein.

Kennen Sie wohl Otto Sutermeister in Bern, von

dem mir vor einiger Zeit ein hübsches Bändchen Spruchgedichte zugesendet wurde, ein gehaltvolles Schatzkästlein litterarischen, pädagogischen, moralischen, politischen Inhalts, worin eine gesunde Weltanschauung, reiche Erfahrung, schöne Belesenheit und ein guter Geschmack sich ausspricht.

Eben fällt mir ein, daß ich Ihnen vielleicht noch nicht gedankt habe für die Turgenjeffschen Skizzen — frappante, pikante, genial hingeworfene Kleinigkeiten, die mit ein paar flüchtigen Strichen weite Perspektiven andeuten, mit einem einzigen verklingenden Akkord ganze Melodien anregen, — freilich fast durchweg pessimistisch gefärbt, wie aus dem Lande des Pessimismus zu erwarten ist.

Ein halb Dutzend größere und kleinere Lutherbiographien habe ich durchgesehen, die in diesem Jubeljahre wie Pilze aus der Erde schießen; formell befriedigt hat mich keine. Unseren theologischen Lutherbiographen geht, soweit ich verstehe, zweierlei ab: 1) die Fähigkeit, populär zu schreiben, anschaulich zu schildern, zu gruppieren, die Hauptmomente, die dramatischen Höhe- und Wendepunkte gehörig herauszuheben gegenüber den sterilen Partien, die wohl für den Theologen, nicht aber fürs große Publikum Interesse haben; 2) die Unbefangenheit, die sich nicht fürchtet, auch die Ecken und Schroffheiten im Charakterbilde des einzigen Mannes — ohne die er gar nicht wäre, was er ist — unbemäntelt zu lassen. Er würde schließlich nichts dadurch verlieren. Eine tüchtige Geschichtschreibung auf dem Gebiete der Reformationszeit — wie sie ja jetzt von einem litterarischen Verein angestrebt wird — wäre gegenüber der perfiden Verlogenheit und virtuosen Geschichtsfälschung von Seiten der Herren Janssen und Konsorten ein dringendes Bedürfnis. Wäre ich noch jung, ich glaube ich würde versuchen, auch mit Hand anzulegen. Aber nachgerade heißt's bei einem 68jährigen: Manum de tabula! Das gilt jetzt auch von

diesem vollgeschriebenen Blatt. Daher nur noch ein herzliches Behüt Gott!

Ihr
treuergebener Karl Gerok.

Demselben.

Stuttgart, 13. September 1883.

Verehrtester Freund!

Soeben habe ich an Steinkopf eine Anzeige Ihres Welschen Nachbars für den Merkur geschickt, die Ihnen meine dankbare Freude an dem Büchlein bekunden mag. Und nun mit derselben Tinte in derselben Feder zur Beantwortung Ihres lieben Briefs.

Es freut mich, daß Sie Ihren Sommerfeldzug trotz dem Kampf (ich lasse „trotz" den Dativ regieren, denn ich erkläre mir's: „Trotz sei geboten" dem und dem!) mit dem unholden Jupiter Pluvius so tapfer durchgeführt haben. Offenbar ist er Ihnen auch gut bekommen. Denn ein Hustenreiz, der so bescheiden seine bestimmten Tagesstunden einhält, auf Frühstück und Mittagessen hin sich regelmäßig zur Ruhe begiebt wie ein gestilltes Wickelkind und die Nachtruhe seines Inhabers respektiert, — ist ja doch immer noch ein erträglicher Hausgenosse und Schlafkamerad. Auch ich bin mit meiner Sommerreise wohl zufrieden, obgleich ich gerade die vier Regenwochen vom 14. Juli bis 14. August dazu herausgewählt hatte. Über Schaffhausen, wo man sich am Rheinfall immer wieder erbaut, zumal wenn man im prachtvollen Schweizerhof gegenüber wohnt, und über Zürich, wo ich der Industrieausstellung aus dem Wege ging und mich blos des lieblichen Sees einen halben Tag erfreute, reiste ich mit Frau und jüngstem Töchterlein nach Schönfels am Zuger Berg, ließ mir's da in gemütlicher Pension und gemütlicher Gesellschaft von etwa 80 Personen, in köstlich reiner, nervenstärkender Luft, mit prachtvoller Fernsicht, lieblicher und mannigfaltiger Umgebung, Spazierwegen durch

Digitized by Google

Wald und Matten, die auch unmittelbar nach einem Regenguß zu begehen sind, drei Wochen lang, allerdings um ein gutes Geld, mit Weib und Kind wohlsein und brachte schließlich noch drei Tage am romantischen Vierwaldstätter See in dem nur allzu unruhigen Brunnen zu, um dann über den Bodensee und Ulm heimzudampfen und hier mich wieder einschirren zu lassen. Geschafft habe ich nichts, außer daß ich dem Lutherjahr auch meinen kleinen Tribut bezahlte, 1) durch Herausgabe von Luthers geistlichen Liedern, wozu mich der Buchhändler noch den Tag vor meiner Abreise preßte und die ich übernahm, weil sie mir gar keine Mühe machte und einen kleinen Beitrag zu den Reisekosten lieferte; 2) durch Fertigung von einigen Lutherfestgedichten fürs Daheim und andere Blätter, die mir im Marschschritt auf jenen Schweizerhöhen sich müheloser zusammenfügten als daheim am Schreibtisch. Von einem (für Über Land und Meer), worin ich das Wagnis unternahm, Luther und Rafael in Rom einander begegnen zu lassen, lege ich den Korrekturabzug bei, schicke auch die Lieder Luthers unter Kreuzband. Ein norddeutscher Buchhändler stellte auch die naive Anforderung unterm 1. August an mich, ihm bis zum Fest noch ein Epos über Luthers Leben zu verfertigen und ließ sich erst durch den zweiten Absagebrief belehren und beruhigen. — Schließlich will ich froh sein, wenn das Jubelfest glücklich überstanden ist. Es hat ja seine volle Berechtigung, wird auch wohl kräftigend und erfrischend da und dort wirken; aber es wird, man mag's machen, wie man will, eben auch Staub aufwerfen und manches giftige Gekläff wird in den Festglockenklang hineinheulen. Die Zeiten von 1830 sind vorüber, wo zum 300jährigen Jubiläum der Augsburger Konfession in Tübingen die evangelisch-theologische Fakultät von der katholischen mit einem Festprogramm begrüßt wurde.

Gott befohlen für diesmal, verehrter Freund! In alter Treue Ihr Karl Gerok.

An A. W. Grube.

Stuttgart, 19. September 1883.

Verehrtester Freund!

Ihr lieber Brief von vorgestern, der, wie alles, was aus Ihrer Feder kommt, Belehrendes und Anregendes enthält, das utile mit dem dulce verbindet und somit zum Weiterspinnen des Gesprächs auffordert, giebt mir, da ich diesmal ausnahmsweise zum sofortigen Antworten Zeit habe, Anlaß zu ein paar Bemerkungen.

Vollkommen einverstanden bin ich mit Ihnen darin, daß die schmelzende Nachtigall eigentlich nicht das zutreffende Bild für Luther als geistlichen Sänger ist. Selbst Paul Gerhardt würde ich eher noch der Lerche vergleichen und die Nachtigall für die süß- und tieftönenden Mystiker, wie Tersteegen und den katholischen Spee, oder Angelus Silesius u. a. vorbehalten. Luther stößt auch als Liederdichter vorzugsweise in die Kriegstrompete und Heerposaune. Als Singvogel ist er immerhin die Lerche nicht nur wegen seiner Glaubensfreudigkeit und Naturfröhlichkeit, sondern insbesondere weil er den anbrechenden Frühling nach dem Winter, den aufsteigenden Morgen nach der Nacht verkündigt. Die hübsche Hans Sachssche Benennung habe ich nur gewählt, um dem Büchlein einen pikanteren und wenigstens historisch, wenn auch nicht ebenso ästhetisch berechtigten Titel zu geben. Der markige, energische Kopf Luthers nach Donndorf paßt auch nach meinem Gefühl eigentlich nicht recht in ein Duodezbändchen und zu einer „Nachtigall“, sondern ist ein argumentum ad oculos, daß diese Benennung sehr cum grano salis zu verstehen sei. Ich hätte lieber den lauteschlagenden Luther im Familienkreis oder den singenden Chorknaben zu Eisenach als Titelbild gesehen, aber der Verleger bestand auf Donndorfs Lutherbüste als einer Novität von anerkannter Meisterschaft.

Ferner möchte ich versuchen, mein „Jubelpaar“ Rafael

und Luther, über das Sie mir einige gewichtige kritische Bemerkungen machen, in ein glimpflicheres Licht zu rücken mit folgendem:

1) Konzipiert ist das Gedicht bei der Rafaelsfeier im verflossenen Frühjahr während einer Rede Lübkes, worin er in geistreicher Weise erinnerte, daß auch der sehr disparate Geistesheros Luther heuer sein 400stes Geburtsjahr feiere.

2) Bestimmt ist das Gedicht nicht für den Tag des Lutherjubiläums, 10. November, wo es allerdings in ein schiefes Licht käme, sondern lediglich für das laufende Jahr 1883 und für ein illustriertes Weltblatt, das eine konfessionelle Richtung und Färbung ausschließt.

3) Historisch berechtigt scheint mir der Gedanke, beide Männer sich in Rom unerkannt begegnen zu lassen, durch die geschichtliche Thatsache, daß beide dort einige Wochen zusammen geweilt haben. Der kürzlich verstorbene Levin Schücking hat sie, wenn ich nicht irre, in einer Novelle, „Luther in Rom" zusammengebracht. Sollte nicht dem Lyriker mehr erlaubt sein als dem erzählenden Dichter?

4) Ästhetisch berechtigt scheint mir die Zusammenstellung Beider nicht trotz, sondern gerade wegen des Kontrastes beider Gestalten.

5) Daß Rafael als die sinnlich sympathischere, ästhetisch liebenswürdigere Erscheinung bei der poetischen Schilderung besser wegkommt als der hartknochige Augustinermönch, ist erklärlich und vielleicht verzeihlich.

6) Rafael, der „Himmelsbote", bezieht sich zunächst lediglich auf seinen Namen (Erzengel Rafael), mag sich aber auch durch seine Eigenschaft als religiöser Maler rechtfertigen; ebenso wie Martinus (Marssohn) die Streiternatur Luthers andeutet, die dann durch das „Gottesstreiter" ihre religiöse Beziehung und Beleuchtung erhält.

7) Nachdem ich in vier zuvor abgefaßten reinen Lutherliedern (eines zur Wittemberger Nachtigall; zwei fürs Da-

heim, ein weiteres für eine andere Sammlung) der einzigartigen Bedeutung Luthers aufs Lutherjubiläum meinen Tribut entrichtet hatte, war mirs eine Art subjektives Bedürfnis und ästhetische Erholung, die scharfgespannten Saiten wieder etwas weltmäßiger herabzustimmen und auf mein früher konzipiertes Jubelpaar zurückzukommen. Und wer letzteres Gedicht im Zusammenhang mit den andern betrachtet, wird mich wohl vom Verdacht des Latitudinarismus freisprechen.

Nehmen Sie diese lange oratio pro domo freundlich auf, bei der mir unsre beiden lieben heimgegangenen Freunde und Korrespondenten einfallen; der gute Fritz Köstlin, weil er mir in seiner lutherischen Orthodoxie mein Jubelpaar noch weit weniger hätte gelten lassen als Sie, und der zartbesaitete H. Stadelmann, weil er sich auch einmal in Repliken und Dupliken für ein zartes Lied über einen Schmetterling wehrte, das Sie ihm, wenn ich mich recht erinnere, mit scharfer kritischer Nadel aufgespießt hatten.

Herzlich grüßt

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

Dank für einen poetischen Gruß.

(6. Juni 1884.)

Schön ist es, sich selber das Leid und die Lust
Im Liede vom Herzen zu singen,
Noch schöner, in eine mitfühlende Brust
Den Trost mit dem Liede zu bringen,
Am schönsten, wenn lange das Lied schon verhallt,
Fern über die Berge, weit hinter dem Wald
Ein Echo noch hören erklingen.

Einem jungen Künstler.

Stuttgart, 4. Juli 1884.

Mein lieber Freund!

Vor allen Dingen meinen herzlichen Glückwunsch zur Würde eines Akademikers. Nun stehen Sie auf der ersten Stufe zur höchsten Meisterschaft und keine Pforte ist Ihnen mehr verschlossen bis ins Allerheiligste der Kunst. Von den großen Meistern unsrer Zeit macht ja immer wieder einer für die Nachrückenden Platz; wie wäre es, wenn Sie der künftige Ludwig Richter würden, von dessen Geist und Ton ich immer etwas in Ihren Skizzen zu finden meinte? — so auch in dem herzigen schlafenden Mägdlein am Fuß Ihres letzten Schreibens, dem Zierlichsten und Feinsten, was ich bisher von Ihrer Hand gesehen. Es hat meine ganze Familie entzückt, weil es meiner Jüngsten gleichsieht. Besten Dank dafür!

Auch das Bild aus dem Tiergarten, das Sie mir nur mit Worten gezeichnet haben, die herrliche Goethegestalt in der Glorie der hervorbrechenden Sonnenstrahlen auf dem Hintergrund des noch tropfenden frühlingsgrünen Gebüsches hat mich höchlich erfreut. Ein neues Zeugnis dafür, daß das Schöne überall ist, blitzschnell oft aus der Prosa des Tages hervorleuchtet, wenn man nur das Auge dazu mitbringt, den offenen Blick, seine flüchtige Erscheinung im glücklichen Moment zu erhaschen und festzuhalten.

Mögen Ihnen solche Lichtblicke des Schönen recht viele zuteil werden auch in der nüchternen Residenz an der Spree; möge über den zierlichen Mädchengestalten, die Ihnen dort auf dem glatten Trottoir begegnen, Ihrem gewandten Zeichnerstift zum reizenden Spielzeug, — die hohe Muse, Venus Urania allezeit leuchtend, mahnend, aufs Höchste weisend Ihnen vor Augen schweben und Sie an Schillers Wort für die Künstler erinnern: Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben — bewahret sie!

Noch eins: Wir möchten gar zu gern Ihre Photographie

haben. Der Primaner, der einen Brief in die Brieflade steckt, wie Sie ihn mir einst launig skizziert, — trifft doch wohl nicht mehr zu.

Gott mit Ihnen! Herzlich grüßend

Ihr
ergebener Karl Gerok.

Auf eine Nachfrage wegen des Gerok'schen Wappens.

An den Wänden keine Ahnen,
An den Pfeilern keine Fahnen,
Auf dem Helm kein Perlenkranz
Grafen= oder Freiherrnstands.

Nicht von Rittern, kaum von Knappen
Stammt mein altes schlichtes Wappen:
Röslein rot im blauen Feld;
Der sie trägt, scheint kaum ein Held. *)

Ist's vielleicht ein Sängerknabe,
Der stolziert mit solcher Habe?
Oder bildet das Männlein sich ein
Gar ein Ritter vom Geiste zu sein?

Stuttgart, 6. Feb. 1885.

(Nach der Feier des 70. Geburtstags.)

Liebe Lotte!

Herzlichen Dank! Ich bin ganz gebeugt. Was die lieben Eltern gesagt hätten? Papa hätte den Kopf geschüttelt und hätte halb streng, halb lächelnd gesagt: Nur alles mit Maß!

Mama wäre rot geworden und hätte halb gerührt, halb spottend gesagt: Werd Er nur nicht übermütig!

*) Auf dem Helm ein Mann, 3 Rosen an einem Stiele haltend.
D. H.

Digitized by Google

Bitte, sag auch Amalie meinen herzlichsten Dank. Mit schreiben werde ich nicht fertig.

Grüßend

Dein

Karl.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 14. Feb. 1885.

Hochverehrte gütige Freundin!

Empfangen Sie meinen und der Meinigen innigsten gerührtesten Dank für die große Liebe, mit der Sie zu meinem 70. Geburtstage meiner gedacht haben; für die wohlthuenden Worte freundlicher Teilnahme, für die köstlichen Festgaben, die materiellen Süßigkeiten, wie die idealen Kostbarkeiten! Das Opfer, einen so goldenen Schatz wie diese Schillerslocke auch nur leihweise aus der Hand zu geben und der Post anzuvertrauen, weiß ich ganz zu würdigen; möge das Kleinod glücklich in Ihre Hände zurückgelangen! Wie diese Haare in den Besitz des jüngern Voß kamen, kann ich mir ganz wohl erklären, da ja dieser meines Wissens während Schillers letzter Krankheit in Weimar war und ihn bis zu seinem Tode verpflegen half. Dunkler ist allerdings Couvert und Adresse. Uhlands Hand trägt sie nicht, eher vielleicht Varnhagens, dessen zierliche Handschrift gerühmt wird, und der mit Uhland in Tübingen studierte, wie auch Justinus Kerner (dessen Handschrift aber anders aussieht, das Wappen des Siegels müßte darüber entscheiden). Wie dem sei, ich möchte die Echtheit des Schatzes gegen eine alles bezweifelnde Kritik festhalten und das immerhin auch merkwürdige Couvert nicht von demselben trennen.

Der Kreis von Siebzigern, nach dem Sie fragen, ist nicht der einstige Museumsmontagskranz ehrwürdigen Andenkens, sondern eine alljährlich sich versammelnde theologische Promotionszusammenkunft, zu der u. a. Kanzler Rümelin gehört.

Über so viel Liebes, was mir zu meinem Geburtstag widerfahren ist, kann ich nur die Worte 1. Mos. 32,10 aussprechen und meine Wünsche für Sie, hochverehrte Freundin, lassen Sie mich zusammenfassen in den 121. Psalm. Gott mit Ihnen! Ich erliege beinah unter der süßen Last der mir obliegenden Danksagungen, meine Frau grüßt mit mir aufs herzlichste.

In treuer Verehrung

Ihr
dankbar ergebener Karl Gerok.

Einem jungen Künstler.

Stuttgart, 2. Dez. 1885.

Lieber Herr und Freund!

Gleich in der ersten Freude muß ich Ihnen meinen herzlichen Dank sagen für Ihre freundlichen Zeilen und die schönen Zeichnungen, sowohl die pikanten Federskizzen aus Berlin als den köstlichen Friesen- oder Dänenjungen in der feinen Bleistiftausführung, wirklich ein kleines Kunstwerk, wie es L. Richter oder O. Pletsch nicht reizender hätte machen können.

Daß Sie sich diesen Sommer dem Meer anvertraut und an seiner Majestät sich erbaut haben, ist löblich; ich meinerseits habe mir das grandiose Gegenstück zum Ocean, die Alpenwelt zur Sommerfrische erkoren und bei prächtigem Wetter einige köstliche Wochen im Berner Oberland (Grindelwald) verlebt, auch gelegentlich meine 70 Jahre auf eigenen Füßen auf das berühmte „Faulhorn" getragen. Später habe ich mich noch des schönen Thüringerlands mit seiner Perle, der Wartburg, wieder einmal erfreut und nachher hatten wir in sonnigen Septembertagen in unsrem freundlichen Stuttgart noch die Freude des Kaiserbesuchs.

Das sind einige Sonnenblicke aus dem nun ablaufenden Jahr; neuerdings erbaue ich mich manchmal in einer seltenen Mußestunde an L. Richters liebenswürdiger Selbstbiographie.

Möchte Ihnen der Winter auch manch edlen Genuß und Gewinn in Ihrem künstlerischen Leben und Streben bringen und Ihre Devise künftig wie bisher bleiben: Plus ultra!

Herzlich grüßend

Ihr
ergebener Karl Gerok.

An Frau A. Butsch.

Stuttgart, 27. Dez. 1885.

Hochverehrte Frau!

Unter den vielen freundlichen Zuschriften, mit denen ich zu Weihnachten von ferne her, insbesondere durch jugendliche Federn bekannter und unbekannter Freundinnen erfreut worden bin, atmet keine soviel geistige Jugend, soviel Herzenswärme, neben allem Reichtum der Gedanken und aller Reife der Erfahrung — wie die Ihrige. Aus voller Seele gebe ich Ihnen deshalb Ihren Glückwunsch zurück zu der Geistes- und Herzensfrische, die, nebst der leiblichen Gesundheit, Gottes Gnade Ihnen — ich meine noch mehr als mir — bisher erhalten hat. Möge auch das kommende Jahr, auf das Sie mit so schönen Plänen und Hoffnungen hinausschauen, Ihnen viel frohe Tage bringen, ob Sie in Ihrem schönen Heim sich der Ihrigen erfreuen oder in einem noch glücklicheren Himmelsstrich unter Palmen wandeln und Meeresluft atmen!

Wie das Reisen jung erhält und jung macht, habe auch ich im ablaufenden Jahr wieder erfahren dürfen, in einer stärkenden Sommerfrische, die ich mit Frau und Tochter im Berner Oberland genießen durfte, dann im schwäbischen Schwarzwald (im lieblichen Ruhethal von Herrenalb) und nachher bei einem Ausflug ins schöne Thüringer Land, am Fuß der Wartburg, dieser Perle unter Deutschlands Bergen.

Sinds auch nicht lauter Perlen, welche durch die Sanduhr meiner Tage rinnen: an Perlen im Sande fehlts durch Gottes Gnade nicht, und hat mirs besonders im ablaufenden Jahre nicht gefehlt, wenn ich auch nur an so viel göttliche

und menschliche Liebe denke, für die ich an meinem 70. Geburtstag zu danken hatte. Herzlichen Dank auch Ihnen für die warme Teilnahme, mit der Sie in Ihrem Schreiben dieses Tages erwähnen.

Auch eine poetische Nachlese zum „Letzten Strauß" für den Fall, daß er noch einmal frisch geordnet und neu gebunden werden sollte, hat mir dieser Sommer gebracht. Kummer und Sorge, die ja auch nicht ausbleibt, schweige ich, so lang es möglich ist, lieber tot. Der Pessimismus macht sich ja laut genug, in der modernen Poesie wie im Leben. (Gelegentlich bemerke ich: Der Demant, den Sie im Letzten Strauß vermissen, glänzt nicht mehr hienieden. Die seltene Frau, eine edle Schweizerin, starb ein Jahr nachher im schönsten Alter.)

Meine liebe Frau grüßt mit mir und dankt mit mir aufs herzlichste, insbesondere auch für die köstlichen, reizenden Blumengrüße, wie wir sie, so sinnig gedacht und so lieblich gemacht, noch nie und nirgends gesehen haben. Gott mit Ihnen! In treuer Freundschaft Ihrer und Ihres Seligen eingedenk

K. Gerok.

---

18. März 1886. Museumsvortrag über „Illusionen und Ideale". (Notiz aus dem Amtskalender.*)

An Gotthold Knapp.

Stuttgart, 28. Sept. 1886.

Lieber Herr Kollege!

Herzlichen Dank für Ihr Gedichtbuch mit dem Sie mir eine wahre Freude gemacht haben. Ich habe mich nicht enthalten können, sogleich die ersten 32 Seiten zu lesen und habe sofort an diesen Naturbildern mich herzlich ergötzt, weil

*) Stuttgart 1886 bei C. Krabbe. D. H.

sie etwas Eigenartiges, Kräftiges, Ursprüngliches haben, was mir mehr gilt, als die wohlklingendste, feingeglättete Form. Insbesondere verstehen Sie auch das Helldunkel feinerer Schattierungen des Naturlebens und der Naturstimmung — seitab von den ausgefahrenen Geleisen der offiziellen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlieder — glücklich zu erfassen und kräftig — manchmal mit einem kecken Realismus und doch dabei mit sinniger Vertiefung und Erhebung ins geistige Element, wiederzugeben (Wolkenaufbruch, Thauwetter, Im April, Frühlingsfeld, Morgendliche Gewitterstimmung u. A.). Zwei tröstliche Wahrheiten habe ich aus diesen Gedichten wieder herausgelesen; einmal, daß die Natur noch lange nicht ausgesungen ist, im kleinen wie im großen, vielmehr da noch mancher verborgene Schatz im Acker zu heben ist für den glücklichen Finder, und dann, daß auch die glücklichen Finder immer neu nachwachsen, die neue Saiten anzuschlagen oder auf den alten neue Melodien zu spielen verstehen. Wie schön, daß das väterliche Erbteil beiden Brüdern zu gut gekommen ist und zwar ein so reiches, daß jedem sein besonderes, einträgliches und ausgiebiges Kapital zufiel und daß keiner Anlaß hat den Meister zu bitten: sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe teile.

Soviel unter dem ersten Eindruck der ersten Blätter Ihres Buches; ich freue mich auf die Fortsetzung und hoffe noch viel Schönes zu finden.

Mit den besten Wünschen für Ihr Büchlein und für Sie selbst grüßt in herzlicher Hochachtung

Ihr
ergebener K. Gerok.

An denselben.

Stuttgart, 25. Nov. 1886.

Lieber Herr Kollege!

Sie haben sich der Spätlingskinder meiner Muse und insbesondere meiner harmlosen Feldblümlein, von denen ich

gewärtig war, man werde sie mir als unmännliche und frauenzimmerliche Spielereien abschätzen, so ritterlich zart und mit so warmem, liebevollem Verständnis der Anschauungen und Stimmungen, denen sie entsprungen, angenommen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meinen herzlichen und beschämten Dank dafür zu sagen, wenn ich mir auch keineswegs verhehle, daß andere kühlere Kritiker von Ihrem wohlwollenden Lob mit vollem Recht ein gut Teil abziehen werden.

Bei diesem Anlaß möchte ich nicht unterlassen nachzuholen, was mir schon vor ein paar Monaten im Herzen und in der Feder steckte, aber wegen gehäufter Geschäfte, insbesondere während des Synodus, eben stecken geblieben ist. Ich bereute nämlich nachträglich, Ihnen in der ersten Freude über Ihre Gedichte sogleich geschrieben zu haben, nachdem ich nur den 10. Teil gelesen hatte, während ich nachher im Verlauf des Buches immer neuen Anlaß zur Freude fand. Ganz mit derselben urwüchsigen Kraft dichterischer Anschauung und Darstellung und mit derselben ehrlichen und ungekünstelten Wärme der Empfindung, wie ins Leben der Natur, greifen Sie ja nachher auch ins Menschenleben ein, und Stücke wie „Der erste Vakanztag", „Abwärts", „Am Friedhof vorbei", „Glockenandacht", „Im Aussichtsturm", „Edler Mitmensch", „Verderben", „Elektrisches Licht", ganz besonders aber die köstlichen, gemüt- und humorvollen Lieder aus dem häuslichen Kreise, haben mich im Innersten ergötzt, beziehungsweise gerührt. Auch den christlichen und patriotischen Festen haben Sie noch manche neue Seite abgewonnen. Es ist mir leid, daß ich Ihnen das alles nicht vorher gesagt habe, ehe Ihr Josuagruß und Ihr Staatsanzeigerartikel mir zu Händen kam, weil es nun fast wie ein manus manum lavat herauskommen könnte, aber die Meinigen, namentlich auch mein Gustav, der in seiner Anzeige Ihrer Gedichte mir Einiges

ganz aus der Seele gesprochen hat, können mir bezeugen, daß das von Anfang an mein Eindruck und mein Urteil war. Also fernerhin Gottes Segen auch zu dieserlei Zeugnissen von seinem Reich und seiner Kraft und seiner Herrlichkeit! Hochachtungsvoll grüßend

Ihr

ergebener K. Gerok.

An Frau A. Butsch.

Stuttgart, 29. Dez. 1886.

Verehrteste Frau!

Das Jahr soll nicht ablaufen, ohne daß ich Ihnen noch meinen herzlichsten Dank für Ihren liebenswürdigen Weihnachtsgruß und meine besten Wünsche zum bevorstehenden Jahreswechsel zurufe. Die schönen Photographien vom Illyrischen Küstenland haben meinen Weihnachtstisch geschmückt und mir ein lebhaftes Verlangen erweckt nach Ihren schriftlichen Aufzeichnungen über Ihren Aufenthalt unter jenem glücklichen Himmelsstrich. Mögen auch renommierte Reiseschriftsteller Schönes darüber geschrieben haben: jeder Reisende sieht mit seinem Auge, fühlt mit seinem Herzen, schildert mit seiner Hand, wenn er überhaupt Hand und Herz und Auge dazu mitbringt, wie es Ihnen in so glücklicher Weise verliehen ist.

An Verständnis hoffe ich wird mirs um so weniger fehlen, als auch ich im vorigen Frühling, durch die freundliche Einladung unsres in Nizza überwinternden Königs, die Freude hatte, zum erstenmal leibhaftig unter Palmen zu wandeln und in den Blumengefilden der Riviera die Rosen- und Orangendüfte gemischt mit der erquickenden Seeluft des ligurischen Meeres zu atmen.

Daß Sie meinem anspruchslosen Vortrag über Illusionen und Ideale, der ein unerwartetes Glück gemacht hat, Ihre freundliche Teilnahme schenken mochten, hat mir wohlgethan;

Digitized by Google

konnte er Ihnen auch in keiner Weise etwas Neues sagen, so freut michs, wenigstens Ihrer Zustimmung versichert zu sein.

Die kleine poetische Nachlese zum „Letzten Strauß", die ich „unter dem Abendstern" gesammelt, erlaube ich mir mit diesem unter Kreuzband an Sie zu adressieren, mit der Bitte um nachsichtige Aufnahme.

Und nun meine herzlichen Segenswünsche fürs neue Jahr, die sich für Sie wie für mich in die dreifache Bitte zusammenfassen: Gott erhalte uns den Weltfrieden — und unsere Lieben, soviel deren uns hienieden noch umgeben, — und einen Rest unsrer körperlichen und geistigen Jugend, damit wir uns des Daseins noch ein wenig freuen und in unsrem Kreis noch ein bißchen wirken können! Seiner Allmacht, Weisheit und Güte sei alles anheimgestellt.

Mit meinen und meiner lieben Frau herzlichen Grüßen in aufrichtiger Verehrung

Ihr

ergebener K. Gerok.

An E. Frommel.

Stuttgart, 18. März 1887.

Edler, teurer Freund!

Deine poetische Epistel über „unter dem Abendstern" war viel zu köstlich, als daß ich Dir bis jetzt dafür hätte danken können; ich meinte, es müßte aus dem Wald wiederklingen, wie es hineinschallte, das Echo müßte des ersten Rufs auch wert sein, und so kam ich in vergeblicher Erwartung einer glücklichen Stunde bis daher zu gar nichts. Nimm nun aber in dürrer Prosa meinen und der Meinigen herzlichen Dank für diese liebenswürdigste aller Recensionen, zu welcher die Feder aus dem Flügel einer Taube ohne Falsch gezogen, vom Federmesser des Witzes geschnitten, von der Hand der Freundschaft geführt, in die Kaisertinte des Humors

getaucht ist, wie ihn eben nur der goldene Emil Frommel allezeit so frisch und flüssig auf Lager hat.

Und nun willst Du mich gar noch als Kalenderholzschnitt abkonterfeien. Welches Freundschaftsstück! Welche Ehre! Wenn sich Alexander einen Homer zum Herold seiner Thaten wünschte, wen konnte ich mir u. s. w. u. s. w.

Aber — liebe Zeit, zu einer Ilias oder Odyssee langts eben doch nicht ganz, weniger weils beim Dichter, als weils beim Helden hapert. Was ist da viel zu sagen? 5 Jahre ländliche Idylle in dem altwürttembergischen Landstädtchen Böblingen, wo zwischen den Buchenwäldern des Schönbuchs, in welchem Herzog Ulrich den Junker Hans von Hutten an eine Eiche aufknüpfte, auf magerem Boden Ackerbau und Viehzucht blüht und von wo der Auswanderer, wenn er in New-York ans Land springt, im Hafen ausruft: Ist kein Böblinger da? — Dann seit 38 Jahren zuerst Helfer, später Dekan, nun seit 1868 Prälat, Oberkonsistorialrat und Oberhofprediger in der schwäbischen Residenz Stuttgart, allgemach, ohne daß ichs merkte, ein alter Mann und Großvater von 9 Enkeln geworden. Zurückblickend auf ein Leben

„reich an Beschwerden, noch reicher an Schuld,
aber am reichsten an göttlicher Huld!"

Von den Lebensabrissen, die schon da und dort ein Blatt brachte, sind mir fast alle wieder abhanden gekommen, meist weil sie zu ähnlichen Zwecken verlangt und trotz meiner Bitte mir nicht zurückgegeben wurden. Hiebei schicke ich alles, was ich eben finde. Du bist ja ein Zauberer, der aus nichts etwas machen kann, machs aber gnädig und spare den Humor nicht! Die Beilagen, namentlich die französischen, erbitte ich mir gelegentlich zurück.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Dein Wohl von mir und den Meinigen

Dein

K. Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 19. Dez. 1887.

Verehrteste Freundin!

Wieder einmal haben Sie feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Ich hatte, um sicher zu gehen, bei Ihrem Hotelier mich nach Ihrem Aufenthalt erkundigt — und statt einer Postkarte von ihm erhalte ich einen freundlichen Brief von Ihrer eigenen Hand. Ich bin Ihnen noch die Antwort auf Ihr früheres Schreiben, noch den Dank für Ihre jüngste Spende zu meinem Geburtstag, noch den Glückwunsch zu Ihrem jüngsten Geburtsfest schuldig — und das alles lassen Sie mich nicht entgelten, lassen sich vom Schwäbischen Merkur gelegentlich etwas über mich sagen, weil ich selbst nichts von mir hören lasse und geben mir durch Ihre herzlichen Zeilen den Beweis, daß die alten Seelenfäden trotz der langen und weiten räumlichen Entfernung, welche uns trennt, noch nicht abgerissen sind, daß Ihr Herz uns und unsrem Schwabenland immer noch zugethan ist. Empfangen Sie dafür meinen und meiner lieben Frau innigsten Dank.

Meinen Dank auch für die Beilagen Ihres lieben Briefs, insbesondere auch für das schöne, sprechend getroffene Bildnis unsres edlen Stuttgarter Stadtpfarrers Christian Adam Dann. So sah ich seine ehrwürdige Gestalt in meinen Kinderjahren durch die Stuttgarter Straßen wandeln, so ging er mit uns unter demselben Dach aus und ein, als wenige Jahre lang er und mein Vater, — er als Oberhelfer, mein sel. Vater als Helfer — an derselben Stiftskirche standen; so hängt er, gerade in diesem trefflich gelungenen Schattenriß, noch an der Wand in manchem ehrsamen christlichen Bürgerhaus unsrer Stadt. Erlauben Sie, daß ich das Bild noch ein wenig behalte, um mich dran zu erfreuen, und es später gelegentlich zurückzusenden.

Doppelt schäme ich mich nun freilich gerade im Ange-

sichte dieses gewaltigen Predigers der Buße und des Glaubens, dieser Eliasnatur und Täufergestalt, meiner bescheidenen „Brosamen“ *), die ich statt eines anderen würzigeren Christtagsbackwerks Ihnen zu senden mir erlaube, als schwaches Zeugnis meiner alten, verehrungsvollen und dankbaren Freundschaft.

Nehmen Sie das Buch mit gewohnter Nachsicht auf; der Herr selber speise Sie besser als ich es vermag mit seinem Lebensbrot, auch in den kommenden Feiertagen, auch im neuanbrechenden Jahr!

Mit unseren herzlichsten Grüßen und innigsten Wünschen für Ihr Befinden bleibe ich treuanhänglich

Ihr

dankbar ergebener Karl Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 22. März 1888.

Hochverehrte Freundin!

Für Ihren köstlichen Gruß und liebevollen Brief zum 30. Januar trage ich längst den Dank auf meinem Herzen. Die gehäuften Berufsgeschäfte dieser Jahreszeit ließen mich bisher nicht zur Abtragung dieser wie so mancher andern Dankesschuld kommen. Und nun seit zwei Wochen nimmt die große Trauer um unsern teuern Kaiser alle Gedanken in Anspruch. Daß er nicht nur Ihr König war, sondern auch noch unser Kaiser wurde; daß wir ihn den Unsern nennen, ihn noch persönlich kennen, lieben und verehren lernten, dafür danken wir Gott, darauf sind wir stolz, deß freuen wir uns bei all unserer Trauer. Der Allmächtige lasse von dem Segen, den er auf den Entschlafenen so wunderbar reich ausgeschüttet, auch auf seinen edlen, schwergeprüften Thronerben, gleichfalls einen Liebling des deutschen Volkes und ins-

*) Letzte Predigtsammlung von K. G. D. H.

besondere unseres Schwabenlandes — etwas übergehen und walte in Gnaden über unserem engern und weitern Vaterland.

Ihnen selber, verehrteste Freundin, möge dies Jahr — das auch in der Natur bis jetzt ein so strenges und rauhes Angesicht zeigt — nicht allzu beschwerlich sein, sondern zwischen seinen Wolken und Stürmen auch Sonnenblicke guter Stunden schenken, wo der Aufblick zum sichtbaren — und zum unsichtbaren Himmel die Seele fröhlich macht in Gott!

Mit unsern herzlichsten Grüßen und Wünschen in alter Verehrung

Ihr

treuergebener Karl Gerok.

Für die „Ulmer Münsterblätter“.

(1888.)

Dem großen Kaiser, der das Reich,
Das alte, neuerbaut,
Deß mildes Antlitz, vatergleich,
Sein Volk, ach! nimmer schaut,
Ihm will sein Deutschland allerwärts,
Vom Haff bis an den Rhein,
In Stadt und Land, aus Stein und Erz
Ein Ehrendenkmal weihn.

Dem frommen Kaiser, der zum Herrn
In Demut sich bekannt,
Sein Haus zu baun, so mild und gern
Uns aufgethan die Hand,
Ihm soll der ganze Münsterbau
Bis zu dem letzten Stein,
Emporgetürmt ins Himmelsblau,
Sein schönstes Denkmal sein.

An E. Frommel.

Stuttgart, 27. Mai 1888.

Teuerster!

Das ist köstlich, daß du zu unserem Gustav-Adolf-Fest hieherkommst. Stehst bereits in unseren Zeitungen. Ganz Stuttgart — ja was sage ich? das evangelische Württemberg freut sich auf dich. Was soll ich predigen? fragst du. Antwort: Was dir der Geist giebt! Eine Kriegspredigt gegen Rom brauchen wir nicht, so populär auch der evangelische Bund bei uns ist, abgesehen von den Strengkonfessionellen, denen er zu liberal ist. Ein kräftiges Wort der Abwehr gegen die Römlinge und der Glaubensermunterung und Gewissensschärfung für die Evangelischen ist ja gewiß angezeigt und wird gelegentlich im Kontext der Predigt Platz finden; die eigentliche Streitposaune aber zu blasen, macht wohl augenblicklich Effekt, hintennach aber meist mehr Verdruß als Frucht. Deine Skizze zu 2. Kor. 9 — dem klassischen Textkapitel für den Gustav-Adolf-Verein — ist excellent und paßt vortrefflich sowohl für das Kaufhaus auf dem Marktplatz, von dem du herkommst, als für die Stiftskirche, in der du auftrittst und in der bei der ersten großen Hauptversammlung des G.-A.-V. in Stuttgart 1845 Stiftsprediger Klemm die Festpredigt über V. 12 ff. dieses Kapitels gehalten hat.

Auch die Thesen an die Stiftskirche zu Stuttgart angeschlagen, haben etwas sehr Bestechendes; nur sollte meines Erachtens ein Bibeltext darüber geschrieben werden, entweder ein gemeinsamer für alle oder ein besonderer für jede der drei ausgehobenen Thesen.

Doch was brauchst du meinen Rat? Du kommst mir vor wie einer der modernen Bettler, die sich mir je und je präsentieren und denen ich sagen muß: Ja, lieber Freund, ich bin schüchtern, Ihnen etwas anzubieten, Sie sind weit besser genährt und weit eleganter gekleidet als ich, Sie sind

viel zu vornehm für ein Almosen, wie ich es bieten kann. Also gieb du uns aus deinem reichen Schatz Altes und Neues und der Herr gebe seinen Segen dazu!

Auf Wiedersehen! Herzlich grüßend

Dein

Karl Gerok.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

Frau Herzogin Wera von Württemberg,

Großfürstin von Rußland.

Zum 2. Dezember 1888.

(Nach 25 jährigem Aufenthalt in Württemberg.)

Ein Kaisersproß aus fernem Norden
Und doch ein schwäbisch Landeskind,
Weil du die unsre längst geworden,
Wir längst in Treu dir eigen sind —
Zum Dank für deine Liebesgaben
Nimm, vielgeliebte Herzogin,
An deinem Fest von deinen Schwaben
Ein schlichtes Lied in Gnaden hin.

Seit du als Kind im Flügelkleide
Erschienst in unsrem schönen Land,
Schlang fester sich in Freud und Leide
Von Jahr zu Jahr das Liebesband;
Im Boden, der zu froher Blüte
Erschlossen deines Lebens Keim,
Bist du mit dankbarem Gemüte
Nach Leib und Seele längst daheim.

Daheim in unsrem Königsschlosse,
In das du Sonnenschein gebracht,
Wo ob dem jungverpflanzten Schosse
Die Liebe mütterlich gewacht,

Wo nun das Glück der Kinderjahre,
Daran dein Herz mit Freuden denkt,
In deinem holden Zwillingspaare
Zum zweitenmal der Herr dir schenkt.

Daheim in unsres Landes Gauen,
Wo man dein feurig Zwiegespann
Durchs Schneefeld wie durch grüne Auen
Im raschen Flug verfolgen kann,
Wo rüstig du mit flinkem Fuße
Durch Wälder streifst, auf Berge steigst
Und freundlich dich mit holdem Gruße
Zum Wandrer im Begegnen neigst.

Daheim in unsrer Künste Hallen,
Wohin du gern die Schritte lenkst
Und ein ermunternd Wohlgefallen
Dem Maler wie dem Sänger schenkst,
Wo du von Shakespeares Geist umflogen
Dem Spiel des Mimen oft gelauscht,
In Wagners Harmonienwogen
Bezaubert Ohr und Herz berauscht.

Daheim in unsrem Dichterwalde,
Wo Schiller schrieb und Uhland sang,
Wo an verschwiegner Bergeshalde
Dir selbst des Liedes Born entsprang,
Das deine Freuden, deine Schmerzen
In zarten Strophen wiedertönt
Und schnell bereit mit muntern Scherzen
Den Freunden manches Fest verschönt.

Daheim in unsres Stamms Geschichten
Als echte Schwabenherzogin,
Ob sie vom Rauschebart berichten,
Von Schorndorfs Bürgermeisterin,

Digitized by Google

Von Hedwigs fürstlich tapfrem Schalten,
Die streng auf Hohentwiel gebot,
Von Katharina's mildem Walten
Als Engel in der Hungersnot.

Daheim in Hütten unsrer Armen,
Wo jedes Kind die „Wera" kennt,
Da ist dein herzliches Erbarmen
So recht in seinem Element;
Du kommst, der Kranken Not zu lindern,
Du baust dem kleinen Volk ein Nest,
Den Blinden und den Waisenkindern
Bereitest du ihr Weihnachtsfest.

Daheim in unsrer Kirch' und Schule, —
Oft hat es uns das Herz gerührt,
Wenn zum Gebet im Kirchenstuhle
Du selbst dein Zwillingspaar geführt;
Zwar treu dem angestammten Glauben
Bleibt frommer Väter frommes Kind,
Doch soll den Trost uns niemand rauben,
Daß alle Christen Brüder sind.

So wardst in fünfundzwanzig Jahren
Die unsre du in Leid und Freud;
„Mir ist Erbarmung widerfahren",
Das ist dein Dankgebete heut.
So mögst du froh und lang noch leben
Und ungezählte Jahre seh'n
Im Land, das dir der Herr gegeben! —
Das ist's, was wir für dich ersleh'n.

An A. Wildermuth.

Stuttgart, 10. Dez. 1888.

Liebe Adelheid!

Nun nachdem wir das köstliche Buch über deine Mutter hinausgelesen, erst noch einmal recht herzlichen Dank! Es

hat uns herzlich erfreut, innig erquickt, wahrhaft erbaut, manchmal auch, das gehört ja zu einer fruchtbaren Erbauung, — innerlich beschämt. Was Eure liebe Mutter gelebt und geliebt, gedichtet und gearbeitet, Gutes genossen und Gutes gethan, das Alles ist uns beim Lesen wieder neu und lebendig geworden; nur Eines wußte ich nicht zuvor, weil es in ihren Schriften nicht hervortritt und weil sie auch selber nichts von einer „Jammerbase“ an sich hatte, — daß sie in den letzten Jahren körperlich und gemütlich auch so manches gelitten hat. Aber daß sie es gelitten und wie sie es gelitten und innerlich überwunden hat, das gehört eben auch zu ihrem Lebensbild und gehört zum Besten und Schönsten daran. Auch die Charakterzüge Eures lieben Vaters treten kräftig und verehrungswürdig hervor. Als das letzte Blatt gelesen war, fing meine liebe Frau wieder von vorn an, zunächst um den wehmütigen Eindruck des Endes zu verwischen, nun aber kommt sie nicht mehr los und liest das Buch zum zweitenmal mit erhöhtem Genuß von vorn bis hinten durch. Was braucht es weiter Zeugnis? Und doch werdet Ihr noch viel solche Danksagungsschreiben bekommen!

Auch Ottiliens Schriften werden nun, eine um die andere, wieder vorgenommen, das gehört ebenfalls zu den Wirkungen Eures Buches.

Eine rechte Freude würdest du uns machen, wenn wir dich bald auch einmal auf ein paar gemütliche Stunden bei uns sehen dürften. Wir bitten recht herzlich; in der Obstblüte geben wir dann den Besuch, so Gott will, heim.

Inzwischen gesegnete Feiertage und ein friedliches, fröhliches Neujahr!

Mit unsern herzlichen Grüßen auch an deinen lieben Bruder

Dein

alter Vetter Karl Gerok.

Ein Dioskurenpaar.

(Angezeigt in Herbst's Litteraturblatt 1888.)

Ein edles Dioskurenpaar, wenn der heidnische Ausdruck für zwei christliche Geistliche zulässig wäre, führen uns die neuen Biographien von Charles Kingsley und Friedrich Wilhelm Robertson vor, zwei ebenbürtige Ritter vom Geist, trotz der individuellen Physiognomie jedes einzelnen ganz geeignet, daß ihre Lebensbilder neben einander aufgestellt werden; denn was sie gemein haben, ist nicht nur die Zeit-, Volks- und Standesgenossenschaft, auch nicht nur der verwandte theologische, kirchliche und religiöse Standpunkt; es sind außerdem gewisse persönliche Charakterzüge: vor allem die spezifisch englische Ritterlichkeit, ausgeprägt schon äußerlich in einer gentlemanmäßigen Neigung für Reiten, Jagen, Fischen, Reisen u. dgl. Sport, die an die streitbaren Äbte und Bischöfe des Mittelalters erinnert, aber auch tiefer in dem chevaleresken Zartsinn gegen Frauen und Kinder, Schwache, Hilfsbedürftige und Unterdrückte jeder Art, gepaart mit einem tapferen Mut, der, wo es den Schutz des Rechts, den Kampf für die Überzeugung gilt, keine Furcht nach irgendeiner Seite, keine Rücksicht auf sich selber kennt. Dabei ein Adel der Gesinnung, eine sittliche Vornehmheit, die bei dem demokratischen, wo nicht sozialistischen Zug dieser beiden feurigen Eiferer für die Rechte des armen Mannes doppelt imponiert. Ferner ein Reichtum und Schwung der Phantasie, der sich ebenso in einer begeisterten Sympathie mit der Natur wie in tiefem und feinem Sinn für Kunst und Poesie ausspricht, und schließlich bei mancherlei theologischen, kirchlichen und sozialen Ketzereien eine tiefinnige Frömmigkeit, ein großartiges praktisches Christentum, eine selbstlose Hingabe der ganzen Persönlichkeit in den Dienst des Reiches Gottes, von der es vollauf gilt, „der Eifer um des Herrn Haus hat mich gefressen“, und die auch dem Gegner Achtung, ja Bewunderung abzwingt.

Der berühmtere, glänzender begabte, weiter wirkende von beiden ist Kingsley. Ihm war ein längeres Leben vergönnt, ob zwar auch er kein hohes Alter erreichte; drei Jahre nach Robertson geboren, überlebte er ihn um 22 Jahre. Seine Berufslaufbahn war die ausgezeichnetere; vom Landpfarrer zu Eversley stieg er auf bis zum Universitätsprofessor in Cambridge, zum Domherrn von Chester und schließlich von Westminster. Sein Genius war der vielseitigere; der hingebende Seelsorger ist zugleich sozialpolitischer Agitator; der gesalbte Prediger ein packender Volksredner; der sinnige Naturfreund ein geistvoller Geschichtsforscher; der philosophierende Theologe ein gottbegnadeter Dichter interessanter Romane wie „Hypatia", phantasiereicher Märchen wie „The Waterbabies" und rührender Poesieen wie „St. Maura". Seine Augen haben ein größeres Stück Welt gesehen; Westindien, die vereinigten Staaten, Mexiko hat er mit offenem Blicke durchreist, mit begeisterter Feder beschrieben. Noch im Tode ist er der Glücklichere darin, daß sein Lebensbild von der vertrauten Gefährtin seines inneren und äußeren Lebens, seiner edlen Gattin, zusammengestellt wurde. Daß er der deutschen Lesewelt längst nicht mehr fremd ist, bezeugen die fünf Auflagen der vorliegenden trefflichen und würdig ausgestatteten Übersetzung. — Aber auch Robertson verdient nicht minder Aufmerksamkeit, Hochachtung und Liebe. Wie er, abstammend aus alter schottischer Soldatenfamilie, geboren den 3. Februar 1816 in London als Sohn eines Artillerieoffiziers, zu seinen lebhaftesten und liebsten Kindheitserinnerungen den Kanonendonner zählt, mit Leidenschaft den Soldatenberuf erwählt, bereits für eine Offiziersstelle bei einem indischen Dragonerregiment angemeldet, nachdem die Einberufung sich zwei Jahre lang verzögert, ungeduldig sich als Student der Theologie in Oxford immatrikulieren läßt; wie fünf Tage darauf die Einberufung zum Regiment erfolgt, er aber entgegen seiner innersten Neigung bei dem nun

einmal ergriffenen geistlichen Berufe bleibt, getreu dem Grundsatz der Selbstaufopferung, der sein ganzes Leben beherrscht; wie er am theologischen Beruf, den er im idealsten Sinn auffaßt, abgestoßen zuerst vom Formalismus und Pharisäismus des Hochkirchentums, dann aber bei seinem unbestechlichen Wahrheitssinn ebenso unbefriedigt durch den methodistisch pietistischen „Evangelismus", dem er sich in die Arme geworfen, an seinem geistlichen Beruf, ja an der evangelischen Wahrheit irre wird und bereits verheiratet sein erstes Pfarramt in Chaltenham aufgiebt; wie er auf einer Reise durch die Schweiz, einen Teil von Deutschland und Tirol sich selbst wieder findet, geistig und leiblich gekräftigt heimkehrt, und nun, dogmatisch und politisch freisinnig, mit dem glühendsten persönlichen Christentum und einem sich selbst aufreibenden Berufseifer, als gewaltiger Prediger, hingebender Seelsorger, aufopfernder Armenfreund in dem buntbewegten Bade- und Fabrikort Brighton durch Wort und That unter Reichen und Armen wirkt, angebetet von dem einen, angefeindet von dem andern, geachtet von allen, eine eigenartig interessante, fast bezaubernde Persönlichkeit — man vergleiche die durchgeistigten Züge seines Porträts im Buch —, bis er mit 37 Jahren sich im eigenen Feuer verzehrt hat und an seinem Grabe „Juden, Unitarier, Quäker und Kirchenmänner, die Arbeiter, die Kaufmannschaft, sowie die Vornehmen und Reichen von Brighton" gemeinsam trauern, das sehe man nebst den interessanten Auszügen aus seinen Briefen und Kanzelreden im Buche selber nach, das sich fast durchweg wie ein deutsches Original liest.

Stimmt man nicht immer zu, so wird man doch immer angeregt, und von Robertson selber gilt wörtlich, was er einmal über Kingsley äußert, mit dessen sozialen und nationalökonomischen Anschauungen er nicht ganz übereinstimmt: „Dringend möchte ich dies einzige wünschen, daß man Mitgefühl hätte oder vielmehr Lauterkeit üben lernte gegenüber

den zuweilen extremen Äußerungen so großmütiger und selbstloser Männer wie Kingsley, deren Wärme, selbst wenn sie irren, unendlich höher zu schätzen ist als die Korrektheit kalter Herzen." Über beide Männer aber kann der deutschen Lesewelt, zumal der theologischen, kaum etwas Treffenderes gesagt werden, als was Emil Frommel in seinem geistvollen Vorwort zu Robertsons Lebensbild über diesen schreibt: „Wenige sind unter allerlei Christenvolk in unseren Tagen, wenige auch unter Hirten und Lehrern der Gemeinde, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, die, was sittliche Lauterkeit, brennende Liebe zu Jesu und den Brüdern, Wahrhaftigkeit und Edelsinn, Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung betrifft, wert sind, Robertson die Schuhriemen aufzulösen; vielleicht am allerwenigsten die, welche, nachdem sie kampf- und mühelos in den ‚Besitz der Wahrheit', zu Amt, Ehren und Brot gekommen, für einen Mann wie Robertson nur ein Wort des Bedauerns haben." Karl Gerok.

Anzeige von Moriz Carrieres Buch „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart"

(für den Schwäb. Merkur 1889).

Es ist die vollreife Frucht einer in fünfzigjähriger Geistesarbeit ausgereiften, philosophisch-theologischen Weltanschauung, welche uns der als Denker und Dichter, als Philosoph und Ästhetiker längst anerkannte Verfasser zum Dank für die bei seinem goldenen Doktorjubiläum im vorigen Sommer ihm erwiesenen Ehren in diesen inhaltsreichen und formvollendeten Blättern darbietet. Glauben und Denken, Gemüt und Vernunft, Christentum und Wissenschaft, echte Mystik und gesunde Spekulation, das Wahre im Pantheismus wie im Theismus nicht etwa äußerlich miteinander zu vermischen und zu verquicken, sondern in ihrer tieferen Einheit und gegenseitigen Ergänzung zu erfassen und aufzuweisen,

das ist die Grundanschauung, welcher Moriz Carrieres ebenso harmonisch wie universell angelegter Geist von seinen Hegelianischen Anfängen an in immer klareren, selbständigeren und vielseitigeren Produktionen Ausdruck gegeben hat. In diesem Sinn sind seine Hauptwerke über Kunst, Religion und Geschichte geschrieben: Die Ästhetik; die Poesie; die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung; die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart; die sittliche Weltordnung; die religiösen Reden für das deutsche Volk. Wie nun Carriere diese seine religiöse Weltanschauung an die Person und die Aussprüche Jesu selber anknüpft; wie er auf diesem Wege das Ungenügen des Materialismus gegenüber den Thatsachen des sittlichen Lebens und die Berechtigung des Zweckbegriffs in der Natur nachweist, die Persönlichkeit des Absoluten und die Offenbarung Gottes in der Geschichte entwickelt, das Messiasbewußtsein Jesu, dessen Tod und Auferstehung auffaßt, den Anfang und die Weiterentwicklung der christlichen Theologie darstellt und beurteilt, — alles in vornehmem, ruhig klarem und doch vom Feuer eines edlen Pathos für die Wahrheit erwärmtem, da und dort durch ein hohes Dichterwort gehobenem Stil, das wird der denkende und gebildete Leser, ob Theologe oder Laie, nicht ohne innere Erhebung in diesen Blättern lesen. Nicht alle werden dem Gedankengang des Verfassers in allem folgen wollen; den Orthodoxen wird er da und dort nicht positiv genug, den Exakten hin und wieder zu spekulativ oder zu mystisch sein, aber Anregung für Geist und Herz wird ihm jeder Empfängliche verdanken. Und in einer Zeit, wo die Kluft zwischen Kopf und Herz, Religion und Wissenschaft für viele so unüberbrückbar geworden ist, daß sie eins oder das andere fallen lassen zu müssen meinen, da thut es wohl, einen der Tiefdenkenden und Hochgebildeten deutscher Nation mit solcher Wärme für die Versöhnung gesunden Glaubens mit echter Wissenschaft eintreten zu sehen

Digitized by Google

und mit dem Bekenntnis schließen zu hören: „Wenn auch die theologischen Formeln und Satzungen früherer Jahrhunderte nach dem Stande damaliger Wissenschaft und Lebensansicht dem Inhalte der religiösen Erfahrung nicht völlig gerecht geworden sind und nicht im Einklang stehen mit den Ergebnissen der Natur- und Geschichtsforschung unserer Tage, so daß jene alten Schläuche den ewig jungen Most des Evangeliums nicht mehr halten können, so ist und bleibt er uns im neuen durchsichtigen Becher doch der rechte klare Lebenswein."

Die beste Handschrift.

(In das Album eines Wohlthätigkeitsbazars.)

(1889.)

Auf die Tafeln der Geschichte
In Granit und Marmelstein
Schreiben mit des Schwertes Spitze
Helden ihre Namen ein.

Mit der Feder leichtem Zuge
Schreibt ein schöpferisch Talent
Seines Geistes Meisterwerke
Auf Papier und Pergament.

Aber schöner als in Bücher,
Besser als in Stein und Erz,
Schreibst du dich mit Liebesthaten
In ein dankbar Menschenherz.

An E. Frommel.

Stuttgart, 11. Januar 1889.

Teuerster Freund!

Tausend Dank für Deine köstlichen Jugenderinnerungen aus goldenen Tagen, die uns drei Familienabende zwischen

Weihnachten und Neujahr erheitert haben und nur viel zu bald aus waren. Bitten recht bald um mehr! Es kommt ja immer noch schöner und muß nicht nur Deinen Lesern eine Wonne, sondern Dir selber eine Freude sein, weiter zu grasen auf der Humorwiese einer so reichen, gottgesegneten Jugend — je ausführlicher, freimütiger, offenherziger Du's giebst, desto besser. — Das Neueste, was ich mündlich von Dir weiß, sind Deine Grüße durch unsern Generalarzt Dr. Fichte, vom Lauerschen Jubiläum her, bei dem Du eine Deiner köstlichen Tischreden losgelassen habest. Und das Neueste, was die Zeitungen uns über Dich berichten, ist die Geschichte vom Schicksal deines Hutes im Kaiserlichen Vorzimmer. Solche Ereignisse, Wahrheit oder Dichtung, sind erquicklich in einer Zeit, die doch auch viel Ernstes hat und geben Hoffnung für die Zukunft, wenn auch das alte Geschlecht, zu dem ich mit nächstens 74 Jahren mich schon zu rechnen habe, sich allmählich zum Abschied anschickt.

Vorerst wollen wir uns und den Unsrigen noch ein friedliches und freundliches Jahr 1889 wünschen und erbitten. Das walte Gott!

Mit meinen und der Meinigen herzlichsten und verehrungsvollsten Grüßen

Dein

K. Gerok.

An Frau v. Hardegg, geb. v. Strauß.

Stuttgart, 30. Jan. 1889.

Hochverehrte Freundin!

Nein, wie haben Sie mich heute erfreut, gerührt, beschämt, geehrt und beglückt durch Ihre liebevolle Zuschrift und Ihre wahrhaft Kaiserliche Festgabe! Ja, dieses prächtige Bild unsres jungen Kaisers stellt alle andern Geburts-

tagsgeschenke in den Schatten und wird mir und den Meinen immer ein teures Andenken bleiben, sowohl an die gütige Geberin, als an den hohen, geliebten Herrn. Ich werde mich mit dem „edel jungen deutschen Blut“ um so lieber im Konterfei unterhalten, da die gnädige persönliche Ansprache, deren mich nach Berliner Zeitungsberichten der Kaiser bei seinem Besuche hier gewürdigt hat, eine schöne Legende ist, welche, wie die Sage vom Tellsschuß, von der Weibertreue und Ähnliches, vor der nüchternen historischen Kritik in nichts zerfließt. Jedennoch freue ich mich, den willkommenen hohen Gast gesehen zu haben, mit ihm an unsers Königs Tafel gesessen und Ohrenzeuge gewesen zu sein des prächtigen Trinkspruchs, womit er sich das Schwabenland im Flug erobert hat, indem er es rühmte, daß ein Tropfen schwäbischen Blutes auch in seinen Adern rolle.

Daß auf den 30. Januar nunmehr noch ein kleiner Nachglanz vom 27. fällt, rechne ich mir zur Ehre, aber glücklich preise ich Ihren Hochwürdigen Neffen, dem es vergönnt ist, seines Kaiserlichen und Königlichen Herrn Geburtsfest mit seinem eigenen zu feiern und an diesem Tag mit doppelt gerührtem Herzen an den Altar und auf die Kanzel zu treten. Wie schön, daß der edle Name Strauß, nachdem so manche ehrwürdige Träger desselben ins obere Heiligtum eingegangen sind, im Dienst unsrer teuren evangelischen Kirche und des tapfern deutschen Kriegsheers an hervorragender Stelle immer neu aufleuchtet.

Gott sei Dank, ich darf das heutige Geburtsfest gesund im Kreise meiner Lieben feiern und auch diese, von der teuern Pfarrfrau an bis zum jüngsten Enkelkind gesund um mich versammelt sehen.

Vor zwei Jahren spazierten mittags zum Nachtisch die acht hiesigen Enkel als „Feldblumen“ aus dem „Abendstern“ auf, mit entsprechendem Putz und Spruch, nämlich als Flachs-

blüte, Abendstern, Maiblümchen, Dornröschen, Vergißmeinnicht, Gänsblümchen, Bohnenblüte, Schäfertäschchen.

So eben poltert die junge Schar die Treppe herauf, um ihre Glückwünsche darzubringen und sich an den festlichen Mittagstisch zu setzen, und so bleibt mir für diesmal nur noch übrig, meinen und meiner lieben Frau innigsten Dank und herzlichsten Segenswunsch zu wiederholen und in die Worte zu fassen: Gott mit Ihnen!

In treuer Verehrung

Ihr

dankbar ergebener K. Gerok.

An eine Nähterin in Frankfurt a. O.

Stuttgart, 4. Febr. 1889.

Geehrtes Fräulein!

Unter vielen Geburtstagsgrüßen von nah und fern, in Prosa und Versen, hat mich kaum einer so herzlich gefreut und innig gerührt wie Ihre „Mansardenpoesie". Ja, das ist echte Poesie, eben weil sie so schlicht aus dem wirklichen Leben genommen, so anspruchslos aus der Prosa des Daseins erblüht ist. Glücklich, wer so auch einem bescheidenen Geschick die Sonnenseite abgewinnen, auch in das einförmige Gespinst eines stillen Lebenslaufes die Rosen der Poesie einflechten, auch im Blumenflor und Vogelsang, Sonnenschein und Mondenblick Gottes Güte dankbar schmecken kann! Der Herr erhalte Ihnen ferner Ihren frohen Mut und begleite Sie mit seinem Segen in Ihrem innern und äußern Leben!

Nehmen Sie beiliegendes Büchlein freundlich auf, als kleines Zeichen meines herzlichen Dankes und bewahren Sie ein gutes Angedenken

Ihrem

aufrichtig ergebenen K. Gerok.

Elegieen aus Marienbad.

Marienbad Sommer 1889.

1. Der Freund.

Also das wäre das Thal voll holder bescheidener Anmut,
Welches den herrlichen Greis wunderbar damals verjüngt;
Wo in der milden Najade balsamisch perlenden Heilquell
Selig berauschendes Gift Amor der Schalk ihm gemischt;
Wo dem gealterten Faust mit den Reizen des Leibs und der Seele
Nochmals ein Gretchen das Herz, wirklich ein „Fräulein“, berückt,
Daß im verborgenen Schacht des weltumfassenden Busens
Lange verloschene Glut wieder vulkanisch geloht;
Daß der schon kargere Mund des freudegesättigten Weisen
Wieder mit Werthers Gewalt Leiden der Liebe geklagt!
Hier auf der Höhe das Haus, mittäglich zur Sonne gewendet,
Wo ihm im seligen Flug wonnige Wochen verrauscht;
Dort auf dem Hügel die Bank, wo er sinnend am Abend gesessen,
Während die Tannen gerauscht: „über den Gipfeln ist Ruh!“ —
Aber wo ist sie, die Ruh? wo ist nun der Friede des Thales,
Welches zum Weltbad längst leider die Mode verderbt!
Freundlich ergießet noch stets die Najade den perlenden Heilquell,
Jenen entlastend und den füllend an Körpergewicht,
Doch vom kastalischen Quell vernehm' ich kein leisestes Rauschen,
Nicht in den Wäldern am Berg, nicht auf den Wiesen im Thal.
Trefflich bedienen den Leib die trinkgeldheischenden Kellner:
Brathuhn, Pilsener Bier, köstliches Früchtekompot,
Aber für Geist und Gemüt ein Bröckchen Ambrosia find ich
Nicht wo man Kaffee kredenzt, kaum wo man Bücher verleiht.
Heimlich nur werf ich mich oft, mein Bändchen Goethe zu Händen,
Hinten im tiefsten Gehölz auf die entlegenste Bank,
Schleich ich dann, trunken im Geist vom Nektar unsterblicher Lieder,
Durch des schon dämmernden Hains stillere Pfade nach Haus:
Unter den Tannen begegnet mir wohl sein erhabener Schatten,
Nickt mir befreundeten Gruß mit dem olympischen Haupt.

2. Die Freundin.

Weil den erhabenen Greis trotz vierundsiebenzig Jahren
 Einstens im Böhmischen Wald nochmals die Liebe beschlich,
Warnt ihr beim Abschied mich, daß nicht in demselbigen Alter,
 Weil es vor Thorheit nicht schützt, ähnlicher Spuk mich berückt.
Freunde, getrost! und ob auch statt Entfettung suchender Damen,
 Welche mir jeglichen Pfad sperren in Wiese und Wald,
Eine Undine mich hier und eine Armida begrüßte:
 Dreimal fest ist mein Herz, jeglichem Zauber gefeit!
Waltet Penelope doch mir daheim, die vortreffliche Hausfrau,
 Der auf entlegenster Flur immer der Wandrer gedenkt,
Sei's an der Nordsee Strand, sei's unter italischen Palmen,
 Sei's auf den Almen der Schweiz oder im Böhmergebirg.
Sieh! und zur Seite mir geht mein liebliches Töchterchen Emma,
 Zierlich und schlank an Gestalt, fein wie mir däucht von Gesicht.
Billig vergleich ich sie wohl mit Goethes gepriesner Ulrike,
 Greif ich im Lobe zu hoch, haltets dem Vater zu gut.
Ist sie doch längst mir erprobt als rüstiger Reisegeselle,
 Immer für Seele und Leib töchterlich weise besorgt,
Jetzt zum Gespräche bereit und jetzt auch verständig zum Schweigen,
 Wie es der Genius heischt, wie es die Stunde verlangt. —
Oft auch, während sie selbst sich lesend im Walde gelagert,
 Gönnt sie dem Vater, allein kühnere Wege zu gehn.
Und da — gesteh' ich es nur — beschleicht mich wohl eine Geliebte,
 Manchmal im Grunde des Thals, manchmal auf einsamer Höh.
Leuchtend schwebt sie daher im Glanz unsterblicher Jugend
 Und mich bezaubert ihr Blick und mich beseeligt ihr Gruß,
Ist sie doch längst mir bekannt und vertraut in platonischer Liebe,
 Welche kein Mensch mir verdenkt, welche kein Gott mir verbeut.
Du, o Muse, du bists, mir gütig vom Schöpfer gesellet,
 Die mit dem Knaben bereits heimlich im Walde gespielt,
Welche den Mann im Geschäft oft herzlich willkommen gestört hat
 Und das entzündbare Herz heut noch dem Greise verjüngt.

Aus der Mappe eines alten Mannes.

„Sprich, warum stimmst du nur noch zu ovidischen Rhythmen die Leier,
Da du zum Klange des Reims immer die Harfe gerührt?“
Distichen stumpften dereinst schon dem jungen Lateiner die Feder,
Gerne zum kindlichen Spiel kehrt man im Alter zurück.

Einer Nähterin in Frankfurt a. O.

Stuttgart, 18. August 1889.

Geehrtes Fräulein!

Zürnen Sie nicht, wenn Sie im Daheimkalender auf 1890 finden, daß ich mich sozusagen mit Ihren Federn geschmückt habe. Ihre „Mansardenpoesie“ klang mir seiner Zeit so lieblich und lebendig im Ohr und Herzen nach, daß ich nicht umhin konnte, sie in meinen Ton zu übersetzen und einer an Bildung etwas tiefer stehenden Nähterin aus dem Bürgerstand in den Mund zu legen. Als dann etwas für den neuen Daheimkalender von mir verlangt wurde, schickte ich mein Liedchen naß aus der Feder. Nun haben sie auch noch ein Bildchen dazu gemacht, auf welchem das Mädchen freilich gar zu elegant und weltlustig dargestellt ist.

Was aber auch so an Bild und Lied etwa noch Gutes sein mag, dafür bedanke ich mich ausdrücklich bei Ihnen.

Freundlich grüßend

Ihr

ergebener K. Gerok.

Einem Geistlichen in Thüringen.

Stuttgart, 6. Sept. 1889.

Geehrter Herr Amtsbruder!

Sie haben mir mit Ihrer freundlichen Zusendung eine große Überraschung, aber auch einen kleinen Schrecken be-

reitet. Ich sah das Bild noch vor Ihrem Brief und glaubte in der um den Gekreuzigten versammelten Gemeinde, trotz der kleinen Dimensionen der Photographie und trotz der durch die Wölbung der Wand verursachten Beugung der Figuren etwas wie mein weißes Haupt zu erkennen. Ihre Zuschrift bestätigt mir die Vermutung. — „Freund, wie bist du hereingekommen?" könnte mancher Beschauer fragen und möchte ich selber fragen, wenn ich mich an geweihter Stätte in so heiliger Gesellschaft abgebildet finde und fast möchte ich mich im Bilde bücken, um hinter Würdigeren zu verschwinden. Nun da ich aber einmal da stehe, soll mirs eine Mahnung sein, so lang ich noch reden und zeugen darf, nicht müde zu werden der seligmachenden Predigt vom Kreuz und des freundlich ernsten Zurufs: Lasset euch versöhnen mit Gott!

Mit bestem Dank und herzlichen Segenswünschen für Sie und Ihre Gemeinde grüßt in amtsbrüderlicher Liebe und Hochachtung

Ihr

ergebener K. Gerok.

An E. Frommel.

Stuttgart, 13. Sept. 1889.

Teuerster Freund!

Vor allem meinen ehrerbietigsten Glückwunsch dem Militär-Oberpfarrer, als einer mir zwar unbekannten, aber um so verehrungswürdigeren Größe. Kann sie deiner Größe nichts zulegen, so hat sie doch gewiß ihren Wert schon als Zeugnis des Kaiserlichen Vertrauens.

Sodann eine kurze Frage und Bitte. Ich soll dir nämlich die Liebe heimgeben und dem Daheim etwas zu deinem Konterfei schreiben. Da möchte ich nun fragen, was es Gutes über dich von dir oder Andern zu lesen giebt außer

dem „untersten Stockwerk“, „Der Chronik eines geistlichen Herrn“, „Aus vergangenen Tagen“ — namentlich auch über deine Kriegsdienste, Straßburger Zeit und nachher? Was du mir darüber angeben oder zur Einsicht mitteilen kannst, wird dankbar benutzt, beziehungsweise heimgegeben. Am hübschesten wär's, du beschriebst dich selbst, weils doch keiner so kann, und ich setzte meinen Namen darunter.

Kürzlich ging die Sage, du seist hier um den Weg; vielleicht sehe ich dich ehe dies Blatt in deine Hände kommt. Jedenfalls sei aufs herzlichste gegrüßt von

Deinem

treuergebenen K. Gerok.

Einem Amtsbruder in Thüringen.

Stuttgart, 31. Okt. 1889.

Geehrter Herr!

Freundlichen Dank für Ihre poetische Sendung. Ihre Gedichte verraten, soweit ich urteilen kann, ein wirkliches, wenn auch nicht ausgereiftes Talent: lebhafte Phantasie, warmes Gefühl und eine schöne Gewandtheit im Ausdruck, sowohl für das volksmäßig gestimmte Lied als für die odenartige Gedankenlyrik. Einerseits Befreiung von vielleicht allzu deutlichen Anklängen an die moderne „Butzenscheibenlyrik“ der Vagantenlieder u. dergl., andererseits Reinigung des Ausdrucks von einzelnen noch mitunterlaufenden, einem feineren Geschmack nicht ganz entsprechenden Wendungen, rhythmischen Härten und inkorrekten Reimen — wird sich bei fernerer Übung und weiterer Ausreifung um so eher einfinden, je mehr Ihren Gedichten der Pulsschlag wirklicher poetischer Empfindung anzufühlen ist. Gut, daß Sie sich laut Ihrem Bekenntnis auch im verschwiegenen Bund mit

der Muse, im stillen Besitz Ihrer Herzenspoesie stolz und glücklich fühlen, dabei können Sie das Weitere ruhig abwarten; und schön, daß Sie, wie ich aus Ihrem Brief ersehen zu dürfen glaube, über dem Umgang mit der Muse die Freude an Ihrem geistlichen Beruf nicht verloren haben, denn selbst bei entschiedenem Talent kommt, meiner Erfahrung nach, die solide Grundlage eines ehrenwerten Lebensberufs dem Manne nicht nur für sein prosaisches Fortkommen, sondern auch für sein dichterisches Schaffen zu gut — er wäre denn ein dichterischer Genius ersten Ranges, zu denen wir beide uns nicht rechnen wollen.

Mit den besten Wünschen für Ihren innern und äußern Lebensgang freundlich grüßend

Ihr

ergebener K. Gerok.

An den Verleger der „Jugenderinnerungen".

Stuttgart, 7. Nov. 1889.

Geehrtester Herr!

Mit bestem Dank bescheinige ich Ihnen den Empfang des Honorars für die 4. Buchauflage meiner Jugenderinnerungen. Ich bin froh, daß nun durch Ihr gefälliges Entgegenkommen diese Ausgabe letzter Hand noch zu Stande gekommen ist und hoffe, Sie werden schließlich nicht damit stecken bleiben. Die Ausstattung ist ganz anständig, von den Einbänden gebe ich dem wärmer braun gefärbten den Vorzug vor dem matten aschgrauen. Wegen der Entfernung vom Druckort mochte ich mir nicht gestatten, gemäß meiner sonstigen Gewohnheit einen Superrevisionsbogen zu verlangen und so fand ich bei Durchlesung der Aushängebogen noch ein Dutzend Druckfehler, von denen einer, einen Namen betreffend, auf einem

Schreibfehler von mir beruht, die übrigen dem Setzer zur Last fallen. Ich will sie gelegentlich einmal zusammenstellen; vielleicht kann man in den noch nicht gebundenen Exemplaren ein Blatt mit Berichtigungen einkleben.

Besonders danke ich noch für die Biographie des Feldmarschalls von Manteuffel. Das ist freilich der schneidige Kriegs- und charaktervolle Staatsmann neben dem schlichten Pfarrerssohn und poetischen Studenten. Aber sehe jeder, wie ers treibe! Ists nur auf dem rechten gemeinsamen Lebensgrund des deutschen Vaterlandsbodens und des christlichen Reichsgottesfundaments!

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebener K. Gerok.

Nachruf an den Jugendfreund Kanzler Rümelin.

(† 28. Oktober 1889.)

Einen Abschiedsgruß dem teuren Toten im Namen seiner Jugendfreunde!

Was er dieser Hochschule war als trefflicher Lehrer und Vertreter, was er der württembergischen Heimat und dem großen deutschen Vaterland war als einer seiner edelsten Bürger, was er für Wissenschaft und Bildung erarbeitet hat als Forscher und klassischer Schriftsteller, was er den Seinigen war als Gatte, Vater und Bruder, davon haben berufene Zungen gezeugt.

Wir, das kleine noch übrige Häuflein seiner Jugendfreunde und Studiengenossen, durften ihn das werden sehen, was er war, durften hineinsehen in die stille Werkstatt seines rastlos arbeitenden Geistes, in den schweigsamen Grund seines edlen Karakters und Gemüts.

Digitized by Google

Wir kannten und schätzten an ihm neben den glänzenden Gaben seines Geistes, neben dem Reichtum seines Wissens, neben der treffenden Gewalt und einfachen Schönheit seines Wortes und über dem allem die sittlichen Grundzüge seines Karakters. Es war der unermüdliche Arbeitstrieb, dem es Bedürfnis war zu sinnen und zu forschen, zu lernen und zu wirken, auch auf der Altersstufe und in der Lebensstellung, wo andere mit Ehren ausgelernt und ausgearbeitet haben.

Es war der unbestechliche Wahrheitssinn, der es nicht lassen konnte, den Dingen auf den Grund zu gehen, so weit seine bohrende Denkkraft reichte, auch auf die Gefahr hin, liebe Illusionen dranzugeben und wertvolle Sympathien zu verscherzen.

Es war die mannhafte Überzeugungstreue, die unbekümmert um Beifall oder Tadel, unentwegt durch den Widerspruch vom Freunde wie von Feinden, unbesorgt um Erfolg oder Mißerfolg, selbständig ihren Weg ging und ihren Stand behauptete.

Es war aber auch, was wir an ihm kannten und liebten, das was nicht alle so kannten, was seine vornehme Natur gerne wortkarg in sich selbst verschloß — sein tiefes, weiches Gemüt, seine goldne Freundestreue, sein bei allem schonungslosen Realismus echt idealer, nicht nur für alles große, schöne und gute in der Welt verständnisvoll offener, sondern auch dem Höchsten und Heiligsten allezeit suchend zugewandter, vor dem Unsichtbaren und Unerforschlichen, dem Unvergänglichen und Ewigen immer in ungeheuchelter Ehrfurcht sich beugender Sinn.

So war er unser, wir sagens mit Schmerz und mit Stolz, so bleibt er unser, so lang unsre eignen Herzen noch schlagen; so rufen wir dem rasch Entrückten unsern Abschiedsgruß nach: Fahre wohl, edler Geist, ruhe sanft, tapferes, treues Herz!

Digitized by Google

Karl Geroks letzte Stunden.

Am 14. Januar 1890 ist Karl Gerok heimgegangen; noch um ein Kleines, so hätten ihn die Glückwünsche aus Nah und Fern an die Vollendung des fünfundsiebzigsten Lebensjahres erinnert. Am 5. Januar, demselben Sonntag, an dessen Vormittag er seine letzte Predigt gehalten hat, machte er nachmittags mit den Seinigen den gewohnten Gang auf eine der Höhen um Stuttgart. Am wolkenlosen Himmel sank die Sonne; still verglühte ihre Pracht hinter dem Bergwald im Westen. Er stand, wie traumverloren, im Anschauen des Sonnenunterganges und brach dann in die Worte aus: So stirbt ein Held! Es war das letztemal gewesen, daß die Seinigen ihn auf solchem Gange begleiten durften. Wer von uns hätte geahnt, daß auch ihm so bald der Sonnenuntergang beschieden wäre!

So rüstig und unermüdet, wie im letzten Vierteljahr, war er uns schon lange nicht mehr erschienen. Neben den regelmäßigen, gerade im Herbst durch die fast täglichen Sitzungen des Synodus stark vermehrten Geschäften trat an ihn so manche außerordentliche Anforderung heran. Kaum vom Grabe eines lieben Schwagers in Heilbronn heimgekehrt, rief ihn der Tod eines seiner innigsten Freunde, seines Promotionsgenossen Kanzlers von Rümelin, auf den Kirchhof nach Tübingen. Hatte er eben erst bei der Einweihung der Brenzkirche in Weil der Stadt sein letztes im Dienste Gustav Adolfs gesungenes Festgedicht vorgetragen, so führte ihn sein Beruf als Vorstand der Kommission für die Erziehungshäuser nach Bönnigheim zur Eröffnung einer Taubstummenanstalt, über der er die Weiherede sprach.

Die Weihnachtszeit kam heran, für ihn wie alljährlich am Thomastage eröffnet durch die Bescherung des Diakonissenhauses, dessen Vorstand er vor zehn Jahren nach Kapffs

Tode geworden war. Wie freundlich verkehrte er dabei an den Gabentischen, von Platz zu Platz schreitend, mit den Schwestern, deren eine so bald ihm die letzte Pflege widmen sollte! Tags darauf, am vierten Advent, waren die hier verheirateten Kinder mit der stattlichen Zahl der Enkel zur Christbescherung im großelterlichen Hause geladen. Er selber zündete den Baum an, um dann, wie er es einst mit den Kindern gehalten, die Enkel in Reih und Glied zu stellen und ihr Lied sprechen zu lassen. Es war diesmal des Großvaters Gedicht: „O heiliger Abend mit Sternen besät.“ Auf Weihnachten 1887 hat er zu den Bildern Paul Mohns in dem unter dem Titel „Christkind“ erschienenen Bilderbuch der Kinderwelt die lieblichen Verse geschrieben.

Uns Kindern war zur größten Freude die eben fertig gewordene, mit vielen einzelnen Zügen da und dort vermehrte neue Auflage der „Jugenderinnerungen“ unter den Baum gelegt; aber auch die Enkel hatten bis zum zehnjährigen herab Gedichtbände des Großvaters erhalten, in die er jedem noch mit seiner schönen, kräftigen und deutlichen Handschrift die Widmung eintrug. Dem Schreiber dieses wird es unvergeßlich bleiben, was der Vater, der am vierten Advent nicht gepredigt, sondern in der Kirche des Sohnes sein gewohntes, still verborgenes Plätzchen bei der Orgel eingenommen hatte, diesem zu Nutz und Frommen über seine Predigt sagte; es war sonst nicht des Vaters Art, darüber viel zu sprechen.

Die eigene Weihnachtsfeier im engeren Kreise der Hausgenossen (außer der Mutter noch zwei Töchter und zwei Söhne, beide Juristen) bot diesen einen Schatz köstlicher Erinnerungen, bei denen sich ihnen der Vater, zumal seinem Augapfel, der jüngsten Tochter, noch einmal in seiner ganzen zarten, dabei so innigen, schalkhaften Art zeigte. Die Treue im Kleinen und die Liebe zum Kleinen, die im Leben eine besonders deutliche Eigenschaft Geroks war, die so mannig-

fach aus seinen Gedichten hervorleuchtet, findet auch in der Weihnachtspredigt, der drittletzten, die er gehalten, noch einen so bezeichnenden Ausdruck. In dieser Predigt, deren erster Teil ausführt, wie durch die Geburt des Heilands eine heilige Familie sich sammeln soll in jedem Christenhause, werden zunächst die Hirten gedeutet auf Knecht und Magd als Familiengenossen bei der Freude des Hauses. Dann wird fortgefahren:

Noch eins, meine Lieben, und ich bitte, lächelt nicht darüber! Wenn die alten Maler die heilige Familie malen im Stall zu Bethlehem, so vergessen sie nicht im dunkeln Hintergrund das Eselein und das Rind, auf die auch ein Wiederschein fällt von dem wunderbaren Licht. Dürfte uns das nicht eine Mahnung sein am großen Liebesfeste der Christenheit: Vergesset auch nicht eure vernunftlosen Hausgenossen; erbarmt euch auch der seufzenden Kreatur.

Daran erkennt man den, der des „Fuhrmanns Rossen" ein Lied gewidmet, der auch die „Rose im Staub" unter den „Blumen am Wege" besungen, der zu Grindelwald im Blick aufs Wetterhorn das „blühende Kartoffelkraut" feierte. Wir Kinder denken dabei an die rührende Anhänglichkeit, mit der das einzige Haustier, der Kanarienvogel, bei jeder Mahlzeit auf des Vaters Schulter saß, an die zarte Rücksicht, die er den Dienenden im Hause entgegenbrachte, an die Freude, als er hörte, daß die alte Sarah, die ihn im großelterlichen Hause zu Osterdingen als Kind einst gehütet, noch lebe und ihm, hoch über 90, aufs Frühjahr einen Besuch zugedacht habe.

Noch in den letzten Dezembertagen entschloß er sich auf jahrelanges Drängen, eine Sammlung Kasualreden herauszugeben. Und trotz der geschäftevollen Festzeit fanden wir in seinem wohlgeordneten Schreibtisch schon einzelne augenscheinlich hiefür bestimmte Reden abgesondert. Für die „Deutsche Revue", in welche er 1888 einen Aufsatz über „Religion und Poesie" geschrieben hatte, war eine neue

Arbeit über Uhland von ihm eben zugesagt worden. Seine von Donndorf gefertigte Büste, die das feine Gesicht bis auf die kleinsten Linien, den von Silberlocken umspielten Kopf aufs treuste wiedergiebt, wurde gerade auf Weihnachten noch vollendet.

Die Influenza trat über die Feiertage immer heftiger in Stuttgart auf. Besorgt sagte eines Morgens die Mutter zu ihm: Du wirst uns doch nicht krank werden! Der Blick bleibt ihr unvergeßlich, mit dem der Vater antwortete: Wie Gott will, ich fürchte mich nicht.

So kam das Neujahr heran mit dem denkwürdigen Text seiner Predigt Joh. 9, 4: Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Und wie ernst, aber auch wie mutig blickt er in dieser Predigt der eigenen heraufziehenden Nacht entgegen!

Noch einmal dann bestieg er am Sonntag nach Neujahr die Kanzel der Schloßkirche, um die er 21 Jahre lang eine treue Gemeinde gesammelt, nachdem er im ganzen seit vierzig Jahren ununterbrochen in Stuttgart im Predigtamte gestanden. Seiner festen Gewohnheit, am Freitag Abend die Disposition der Sonntagspredigt bis auf die Unterteile fertig zu Papier zu bringen, blieb er bis ans Ende getreu. Auch diese letzte Predigt über das Evangelium des württembergischen zweiten Jahrgangs der Perikopen, Joh. 19, 44—50, fand sich, als sie zum Druck begehrt wurde, wie alles, was er schrieb, bis aufs Pünktchen vollständig, deutlich geschrieben vor. Das war wieder ganz er, der an diesem sonnenhellen Sonntag anhub:

Wie froh sind wir an einem freundlichen Sonnenblick in dieser düstern Winterszeit! . . . Wie wohl thut es da, wenn einmal auf eine Stunde der Himmel sich lichtet und ein goldener Sonnenstreif fällt herab und sagt uns: die Sonne steht noch am Himmel, die Tage

nehmen allmählich wieder zu, und in weiter Ferne kündet der Frühling sich an.*)

So pflegte er von Weihnachten an zu scherzen über die bedeutende Zunahme des Tages, die man schon wahrnehme; so war es am letzten Abend, den er, schon todkrank, erlebte, uns gar wehmütig, wie er sagte: Es scheint ein schöner, warmer Tag heut gewesen zu sein.

Sein letzter Krankenbesuch galt dem schwerleidenden Amtsbruder, Stadtpfarrer Laurmann, der ihm so bald in die Ewigkeit nachgefolgt ist. Am Morgen des Erscheinungsfestes saß er als Zuhörer in der Schloßkirche, nachmittags ließ er es sich nicht nehmen, dem Leichenbegängnis des Kommerzienrats Fetzer anzuwohnen.

„Mir ist's wie eine Ahnung, daß ich das Jahr nicht durchlebe," hatte er zum Präsidenten des Konsistoriums gesagt, dessen Sitzung am 7. Januar er geistesfrisch bis zu ihrem späten Schluß anwohnte. Und als es sich darum handelte, einen drängenden Gegenstand in außerordentlicher Sitzung zu erledigen, beantragte er selber eine Abendsitzung noch am selben Tage, da, wie er sagte, jetzt noch alle Mitglieder gesund seien, man wisse nicht wie lange. Zum letztenmale wurde auch an diesem Abend, wie es Sitte war, nach dem Abendessen im Familienkreise vorgelesen; es war der Abschluß einer Novelle von Raabe. Er, der schon als Kind der beliebte Erzähler der Geschwister gewesen war, der später die eigenen Kinder auf Spaziergängen durch Erzählungen oder Deklamation von Balladen zu entzücken verstand, spricht ja auch in seinen Jugenderinnerungen diesem Vorlesen nach dem Abendessen so warm das Wort.

So kam der 8. Januar, sein letzter Arbeitstag, an dem er den beiden vierzehnjährigen Töchtern der Frau Herzogin

*) Die drei letzten Predigten Geroks vom Christfest, Neujahr und Sonntag nach Neujahr sind bei C. Krabbe in Stuttgart erschienen: Vor Feierabend. Karl Geroks letzte Predigten. 39 S.; 50 Pf.

Wera noch die wöchentliche Religionsstunde erteilte. Wie mancher Stuttgarter hat uns nachher ergriffen davon erzählt, daß er den rüstigen alten Herrn an diesem Tage noch durch die Straßen schreiten sah, aufrechter Gestalt, elastischen Ganges, und jeden Gruß unterwegs ebenso freundlich oder achtungsvoll erwidernd, wie er ihm gegönnt wurde. Noch am Abend kurz vor 8 Uhr ging er nach seiner Gewohnheit ein halbes Stündchen auf die Lesezimmer des Museums, um dann bis 10 Uhr in dem kleinen Freundeskreise, der seit 39 Jahren zusammenhielt und wöchentlich einmal zusammenkam, zu verweilen.

Noch einmal stand er am 9. Januar morgens, als es ihn, wie er sagte, „schon gepackt hatte", zur gewohnten Zeit auf, um das Gedicht auf die eben heimgegangene Kaiserin Augusta, das er tags vorher begonnen, fertig zu schreiben; es fehlten noch die zwei letzten Strophen:

Und doch, du hieltst im segensreichen Walten
Als tapfre Frau treu bis zum Ende aus.
Hinsank der Leib; der Geist hat standgehalten,
Wie's Pflicht und Brauch im Hohenzollernhaus:
Bis du die greise Heldentafelrunde
Zum letztenmal an deinem Tisch begrüßt,
Zum letztenmal dem frommen Schwesternbunde
Den ernsten Dienst mit holdem Wort versüßt.

Die Glocken tönen. Zeuch denn hin im Frieden,
Das Banner mit dem roten Kreuz voran;
Barmherzigkeit sei ewig dir beschieden,
Dieweil du hier Barmherzigkeit gethan.
Zeuch hin und melde den verklärten Lieben,
Daß ihrer fromm ein dankbar Volk gedenkt,
Und daß das Reich bis hieher stark geblieben,
Vom Enkel fest wie einst vom Ahn gelenkt.

Damit hatte er seiner Kaiserin auch den letzten Dichtergruß nachgesandt, wie er als seine letzte amtliche Arbeit das Kirchengebet auf ihren Heimgang für alle evangelischen

Kirchen Württembergs verfaßt hatte. Sobald er die letzte Zeile des Gedichtes geschrieben, legte er sich, anfangs leicht, doch schon nach zwei Tagen war die Beihilfe einer Diakonissin nötig. Es kam eine Schwester, die, wie sie uns nachher erzählte, durch die Weiherede des Vaters an einem Jahresfeste des Diakonissenhauses für ihren Beruf gewonnen wurde. Seine letzten Zeilen schrieb er vom Bett aus am Samstag: eine Karte ins königliche Kabinett, die morgige Predigt zu halten, sei ihm wegen Krankheit unmöglich, ein Brieflein in das Diakonissenhaus, man möge die festgesetzte Sitzung ohne ihn halten.

Als am Sonntag früh mein Bruder, der Arzt, die Beiziehung eines weitern Arztes anregte, fragte er: Steht es so mit mir? Neben der fortschreitenden Lungenentzündung stellte sich Herzschwäche ein; diese nahm, trotz scheinbarer Besserung am Abend, zu; am Montag ließ er sich das Kruzifix vor Augen stellen; auf den Trost aus Gottes Wort, der ihm dargeboten wurde, sprach immer er selber das Amen. Was er damals gelitten, das zeigte uns das Wort an seine Schwester Lotte, die Vertraute seiner Jugendtage: „Jeder Mensch kann ein Maß von Schmerzen ertragen, darüber hinaus streckt er die Waffen." Die abendliche Beratung der Ärzte ließ noch höchstens 24 Stunden Frist erwarten. So blieben wir die Nacht durch beisammen; ein Beruhigungsmittel verschaffte ihm erträglichen Schlummer von 9 ½ bis 11 ½ Uhr. In seinem Studierzimmer saßen wir, Erinnerungen austauschend. Wie feierlich war's in diesem seinem Heiligtum! Sein alter Freund, der Schreibtisch, schien uns die Schlußworte des Liedes zuzurufen, in dem er ihn in der Art von Mörikes „Turmhahn" besungen hat:

Doch ob wir beide aus den Fugen gehn,
Du wirst nach mir noch auf den Füßen stehn;
Dann, bis man einst auch dich zu Asche brennt,
Verkünd es als bescheidnes Monument:

„Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt!"

Und über dem Schreibtisch ein dorngekrönter Christuskopf in Gipsrelief, den er sich von uns Kindern vor 21 Jahren zur silbernen Hochzeit gewünscht hatte; in der nächsten Ecke die Büste Schleiermachers, von dem er am meisten angeregt worden zu sein mir noch im Herbst sagte, als von der Ritschlschen Theologie die Rede war; in der dritten Ecke die Büste Goethes und auf dem weißen Thonofen die massige Lutherbüste Donndorfs. Kurz vor 12 Uhr sammelten wir uns alle um sein Bett, da er erwacht war mit den Worten: „Wie schön, ach wie schön!" — „Lichtgedanken!" Und nun hielt er mit uns den denkwürdigen Gottesdienst, der gleichsam eingeläutet wurde durch das um 12 Uhr vom nahen Stiftskirchenturme zu uns hereintönende „silberne Glöcklein", dessen Sage er besungen hat.

„Mir war menschlich bange vor dieser Nacht," hub er an, „und nun ist lauter Licht und Freude. Alles vergeht, nur die Tröstungen des göttlichen Worts halten stand."

Darauf reihte sich, Perlen gleich, ein köstlicher Bibelspruch, vermischt mit Liederversen, an den andern. Vom Bekenntnis menschlicher Sünde und Schwachheit ruhte er aus in dem Worte: Gott ist die Liebe! Über Leiden und Schmerzen erhob er sich zu dem Lobgesang: Tod, wo ist dein Stachel? Lobe den Herrn, meine Seele! Wie als Thema wiederholte er die Worte: Fest im Glauben, eins in der Liebe, selig im Hoffen, um dann diese letzte Predigt zu schließen mit den Paulusworten: Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu; leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Er ließ sich die Worte der Absolution vorsprechen und verlangte dann mit uns allen noch das Abendmahl zu feiern, nach dessen Empfang er das Lied, das „kind-

Digitized by Google

lich fromme Lied", wie er es noch nannte, sprach: Jesu, geh voran.

Nun war er stark genug zum Abschied von den Seinigen.

„Lebe wohl, geliebtes Weib, wir sind lange beisammen gewesen in Freud und Leid; die irdische Liebe war uns verklärt durch die himmlische; es war schön, ich danke dir."

Um Verzeihung bittend, wenn er aus menschlicher Schwachheit geirrt oder gefehlt habe, reichte er den Kindern allen die Hand und ließ diesen Abschied ausklingen in sein Schwanenlied:

Fahrt wohl, ihr meine Lieben,
Auch du, mein jüngstes Kind!
Gern wär ich noch geblieben,
Bis alle glücklich sind.
Doch laß ich euch geborgen
In eines Vaters Hut,
Der besser weiß zu sorgen,
Als menschlich Lieben thut.

Ob es nicht das Zeichen eines Dichters von Gottes Gnaden ist, daß ihm noch auf dem Sterbebette die Abschiedsworte zum Vers sich fügten? Ob er nicht sich wie uns die schmerzende Wunde aufs beste linderte mit dem Öl des Gesanges?

So war es 3 Uhr geworden. Unter Dankesworten für die Ärzte verlangte er auf die geistliche auch etwas leibliche Erquickung. Und wie er bis daher gern jedes Schriftwort mit einem dreimaligen Amen bekräftigte, so mag es ihn, der alles mit Danksagung empfing und auch im Irdischen die Spuren Gottes fand, lieblich kennzeichnen, daß er noch den kühlenden Trank mit einem „Amen" hinnahm.

Nach wenigen Stunden der Ruhe erwachte er zu einem neuen Morgen. Nach einem innigen Abschiedsgruß für seinen

Amtsbruder an der Schloßkirche sagte er zur Diakonissin: „Ich meinte, in den seligen Stunden der Nacht heimgehen zu dürfen, aber nun heißt es wieder kämpfen und streiten," und fügte als Grund dafür den Vers bei:

Nur bin ich sündig,
Der Erde noch geneigt,
Das hat mir bündig
Dein heilger Geist gezeigt;
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit Gott vereinigt.

Ja, wie hoch hat er immer den alten Liederschatz der evangelischen Kirche gehalten und welch große, in demütiger Freude hingenommene Auszeichnung war es ihm, manche seiner Lieder in verschiedene kirchliche Gesangbücher aufgenommen zu sehen! Das war ihm weit wertvoller, als die Übersetzung der Palmblätter ins Böhmische, Ungarische u. a. Sprachen.

Noch ein langer Vormittag des schwersten, mühsamsten Atmens, gleichsam als sollte der Mann, der uns immer ein so leuchtendes, beschämendes Vorbild geduldigen Wartens im Leben gewesen, die letzte Geduldsprobe uns voran auch noch im Sterben bewähren dürfen — bis mittags 1 ½ Uhr drei sanfte, tiefe Atemzüge den Kampf endeten und es stille ward im Sterbezimmer. —

Das war Karl Geroks Heimgang. Sein Alter war wie seine Jugend, und sein Sterben war wie sein Leben. Hat er einst gesungen:

Bin ich keine Kriegsdrommete,
Der die Mauer Jerichos springt:
Brauch mich nur als Hirtenflöte,
Die auf Bethlems Flur verklingt, —

so ist das bis zum letzten Augenblick seine Art geblieben.

An seinem Grabe wurde gesagt, er hätte wohl auch auf andern Gebieten die Palme erringen können; was er, ohne jede Anleitung, gezeichnet und gemalt hat von Kind auf, weist allerdings auf bedeutende Begabung nach dieser Seite; auf seinem Schreibtisch fanden wir, spielend von seiner Hand aus Wachs geknetet, einen wohlgelungenen Goethekopf. Er selber hat bescheidener von sich gedacht, wenn er einmal mit dem ihm eigenen Humor sagte, er glaube, daß er auch eine gute Hausmagd gegeben hätte.

Am Nachmittag des 16. Januar, eines Donnerstags, wurde Karl Gerok unter großer Beteiligung des Hofes wie der Stadt auf den Pragfriedhof zur letzten Ruhe getragen. Im Trauerhaus sprach der Jugendfreund und Schwager, Prälat Lang von Ludwigsburg, über ihm ein Gebet; auf dem Friedhof unter trübem grauem Himmel hielt der Amtsbruder Hofprediger Dr. Braun die Grabrede, worauf der älteste Sohn und der einzige Bruder, der Präsident des Konsistoriums und der Stadtdekan, sowie verschiedene Vertreter der ihm verbundenen Vereine und Anstalten ihm Dankesworte nachriefen. Ein erhebender Gesang des Liederkranzes, dessen Ehrenmitglied er gewesen, umrahmte die ernste Feier.

Ein Abendgottesdienst in der Schloßkapelle, wobei der erste Stadtgeistliche, Stiftsprediger D. v. Burk die Predigt hielt, der langjährige vertraute Kollege auf der Kanzel und im Konsistorium, Konsistorialrat D. v. Wittich den Lebenslauf mitteilte, endete den in seinem Schmerz, aber auch in seinem Segen unvergeßlichen Tag.

Sein Grab schmückten die Angehörigen mit einem Marmorkreuz, zu dessen Füßen Palme und Harfe, sowie ein voller Blumenstrauß ruhen; in den Sockel ist das Medaillonbild Karl Geroks von Donndorf eingelassen, die Schriftstellen Ps. 118, 14 und Offenb. 14, 13 werfen ihr verklärendes Licht auf sein Leben und Sterben.

Das letzte Lebewohl.

In den Papieren unseres Vaters fanden wir den unvollendeten Entwurf zum „letzten Lebewohl". Ob er erst beim Beginn der Krankheit oder zum Anfang des neuen Jahres entstanden ist? Unter den wenigen vollendeten Versen mögen die untenstehenden Karl Geroks Lebensbild wehmütig aber harmonisch abschließen.

Fahrt wohl, ihr Berg und Thale,
Du schöne Erdenwelt,
Wie oft im Abendstrahle
Durchschweift ich Wald und Feld!
Da war's auf Wiederkommen,
Daß ich Ade euch bot,
Nun aber ist verglommen
Mein letztes Abendrot.

Fahr wohl und blüh im Frieden,
Mein deutsches Vaterland; —
Daß dir noch Heil beschieden
Nach langem Jammerstand,
Daß ich in grauen Haaren
Noch sah den Kaiserthron,
Das läßt im Frieden fahren
Den alten Simeon.

Fahrt wohl, ihr meine Lieben,
Auch du, mein jüngstes Kind!
Gern wär ich noch geblieben,
Bis alle glücklich sind.
Doch laß ich euch geborgen
In eines Vaters Hut,
Der besser weiß zu sorgen,
Als menschlich Lieben thut.

Digitized by Google

Fahr wohl, mein kleiner Psalter,
Vergriffnes Saitenspiel,
Das, treu mir bis ins Alter,
Der müden Hand entfiel;
Manch Lied hab ich gesungen,
Nun dünkt mich's leerer Schall,
Bald ist davon verklungen
Der letzte Widerhall.



Digitized by Google

Trost und Weihe.

Reden und Predigten

von

Karl Gerok.

Inhalt: I. Für's Haus. II. Für die Gemeinde. III. Für die Werke der Liebe.

20 Bogen. 8°. In feinster Ausstattung.

Preis geh. 3 M., in Leinen geb. 4 M., in Halbfranz geb. 5 M.

Einige Wochen vor seinem Heimgang hat Karl Gerok den von vielen Seiten und seit langen Jahren an ihn ergehenden Bitten Folge leistend die Herausgabe eines Bandes von Kasualreden zugesagt und mit dem Verleger vereinbart. Auf seinem Schreibtisch fand sich denn auch nach seinem Tode nicht bloß eine Sammlung verschiedener Reden, die er für das Buch bestimmt hatte, sondern auch ein Plan über das, was er darin zu bieten gedachte. Es war somit dem Sohne für rasche Hinausführung des Werkes in der Hauptsache die Richtung schon vorgezeichnet. Gleichwohl konnte der letztere es sich nicht versagen, den reichen homiletischen Nachlaß des Vaters durch dessen 40jährige Stuttgarter Wirksamkeit hindurch genau durchzugehen, und er durfte dabei nicht bloß ein gut Stück der Geschichte seiner Vaterstadt während dieser vier Jahrzehnte in den fein ausgeführten Zeichnungen des Vaters, der mit dem Königshaus wie mit dem Bürgerstand, mit den angesehensten Familien der Stadt wie mit den Armen und Verlassenen, mit den kirchlichen Festen wie mit den Werken der Liebe eng verbunden war in Freud und Leid, noch einmal durchleben, sondern auch eine wehmütig schöne Erinnerungsfeier des Vaters begehen, dessen Wesen in jeder Rede so frisch vor der Seele steht, von den ersten farbenhellen Bildern des Jünglings bis zu den letzten schlichten, einfachen und markigen Zeugnissen des Greises.

Der Herausgeber giebt sich der Hoffnung hin, ein Buch bieten zu dürfen, das nicht bloß den Amtsbrüdern dient, sondern auch Erbauung suchenden Häusern und Herzen, die sich an Karl Geroks Art erfreuen, lieb wird. Der Verleger hat alles gethan, auch durch die äußere Ausstattung des Buchs dem verewigten Prediger und Seelsorger ein würdiges Denkmal zu setzen und dem Buch Eingang in der Gemeinde zu verschaffen.

Was diese Reden den Hörern seinerzeit so reichlich gespendet haben, was der Sohn bei ihrem Sammeln so tief empfinden durfte, das möchten sie, wie ihr Name sagt, nun auch einem weiteren Leserkreise mit Gottes Hilfe bringen dürfen:

Trost und Weihe!

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Digitized by Google

Karl Gerok's Bibelstunden über den Psalter.

Die Psalmen.

In Bibelstunden
von
Karl Gerok.

3 Bände (95 Bogen 8°).

Preis geh. M. 12., in Leinen geb. M. 15., in Halbfrz. geb. M. 18.

(Auch in 24 Lieferungen zum Preise von 50 Pfg. zu beziehen.)

Der Psalter, dieser reiche Liederschatz des alten Volks Gottes, bleibt doch allezeit das liebste Andachtsbuch der evangelischen Christenheit. Luther hat gewiß aus unser aller Sinn heraus den Psalter eine „kleine Biblia" genannt, „darin man allen Heiligen ins Herz sieht, wie in schöne lustige Gärten, ja in den Himmel selbst hinein, darin feine herzige lustige Blumen aufgehen von allerlei schönen fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat."

Dem Kranken auf seinem Lager und dem Gesunden zur Stärkung und Weihe für die Tagesarbeit, der Hausfrau daheim und dem Sohn oder der Tochter in der Fremde, bei der Hausandacht und für die stillen Stunden im Kämmerlein, in Dorf und Stadt, bei hoch und nieder; immer wird in hellen, wie in trüben Zeiten der Psalter erklingen und den rechten Ton anschlagen auch im Herzen der Frommen.

Aber an einer nicht bloß schriftgemäßen, sondern auch echt volkstümlichen Auslegung des ganzen Psalters, in welcher ebenso sehr der Glaubensgrund dieses Gebetbuchs, wie das dichterische Gewand dieses Gesangbuchs zu vollem Rechte käme, hat es unseres Wissens seither gefehlt.

Nun wird man es dem Sänger der Palmblätter zutrauen, daß er für Davids Harfenklänge das rechte Verständnis hatte und für deren Uebertragung ins deutsche Haus, auf unsere Zeit der rechte Mann war.

Als besonderen Vorzug dieser Psalmenerklärung betrachten wir das, daß sie aus Wochengottesdiensten hervorgegangen ist und so besonders für die Andacht während der Woche sich eignet. Gerok selber sagt darüber im Eingang zu diesen Bibelstunden: „Mitten aus den Sorgen und Geschäften der Woche, aus den Freuden und Leiden des täglichen Lebens kommen wir hieher und gehen wieder in die Sorgen und Freuden des Lebens hinaus; auch dazu paßt das Psalmbuch ganz besonders; denn das sind auch Stimmen mitten aus der Unruhe des Tages, aus den Sorgen und Freuden des Menschenlebens heraus; für jedes Lebensverhältnis, für jede Lebenslage und Lebensstunde giebt es da einen passenden Psalm, ein treffendes Wort. — Da nimmt uns der große Beter David wie ein Königsadler auf seine mächtigen Flügel und hebt uns himmelan: da begleitet dieser edle Harfenschläger Gottes unsere schwachen Gebete mit den mächtigen Akkorden seiner Harfe."

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google